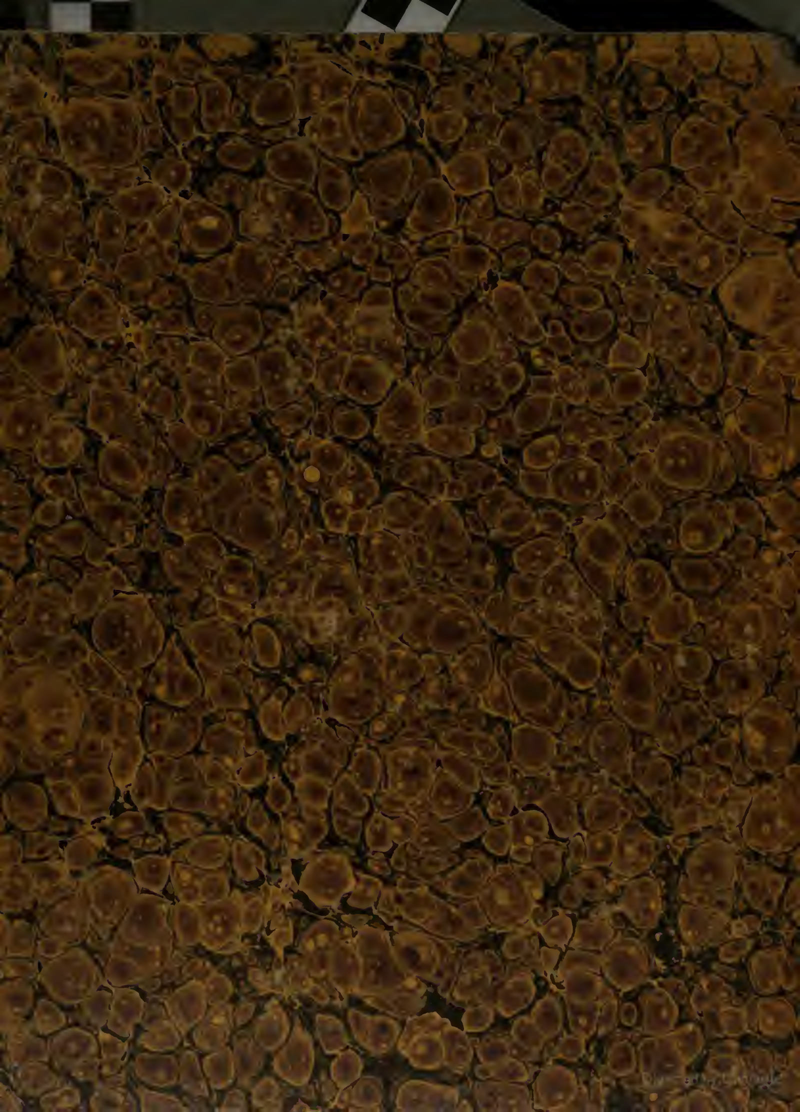
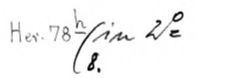
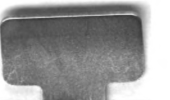
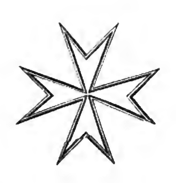








Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Achter Jahrgang.

1867.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1867.

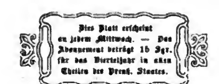
Druck und Verlag von F. Heinicke.



Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen ꝛc. den Johanniter-Orden betreffend:

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.



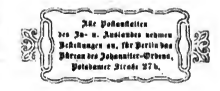
Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 2. Januar 1867. **Nr. 1.**

Auf Befehl des Durchlauchtigsten Herrenmeisters theilen wir das nachstehende Allerhöchste Schreiben Ihrer Majestät der Königin an den Canzler des Johanniter-Ordens Grafen zu Stolberg hier mit:

„Der Bericht über die Leistungen des Johanniter-Ordens, den Sie an Mich gerichtet haben, giebt Mir nicht nur eine erfreuliche Veranlassung, dem Danke, den Seine Majestät der König hochherzig ausgesprochen hat, Meinen persönlichen Dank anzuschließen für die Thränen, welche zu trocknen, für die Wunden, welche zu heilen, und für die Noth, welche zu mildern den Rittern vorbehalten war, sondern er berechtigt Mich auch zu dem Ausdruck wahrer Freude, daß der ursprüngliche christliche Beruf einem Orden wiedergegeben ist, der nun bereits in zwei Kriegen unter Ihrer Leitung treu seine erhabene Pflicht erfüllte.

Berlin, den 21. December 1866.

Augusta.

An den Canzler des Johanniter-Ordens,
Eberhard Grafen zu Stolberg."

Ueber die Thätigkeit des Johanniter-Ordens während des letzten Krieges

theilen wir nachstehend, in Folge Beschlusses des Ordens-Kapitels, den Bericht mit, welchen der Canzler Graf zu Stolberg in der Sitzung desselben am 3. v. M. dieserhalb erstattet hat.

„Bei der schnellen Folge der Ereignisse vor dem Kriege war es nicht mehr thunlich, das Kapitel zu einer Berathung über die Thätigkeit des Ordens während desselben zu berufen; überdem lagen die Erfahrungen des Krieges von 1864 vor, die den Weg bezeichneten, welchen unser Orden in dem neuen Kriege, der unser Vaterland bedrohte, betreten mußte, um eine segensreiche Thätigkeit entfalten zu können.

Am 10. Mai c. wurden die leitenden Ritter der ausländischen Genossenschaften vom Durchlauchtigsten Herren-Meister aufgefordert, den Rittern ihrer Genossenschaft auszusprechen, wie Seine Königliche Hoheit von ihnen erwarte, daß sie im Falle eines Krieges in ihrem Vaterlande ihre Ordenspflichten durch Fürsorge für die Verwundeten und Kranken nach besten Kräften erfüllen würden.

Einer derselben schrieb mir in Folge dessen: „Das allein ist an der Zeit erfreulich, daß der Geist unseres Ordens hüben und drüben, leider! in zwei deutschen Lagern, sich in seinen Werken der Barmherzigkeit unbeirrt Bahn brechen wird." —

Dies hat sich bewahrheitet; auch die Ritter dieser Genossenschaften, auf deren Thätigkeit ich später zurückkommen werde, haben ihre Pflichten treulich geübt!

Am 15. Mai erließ Seine Königliche Hoheit der Herren-Meister an die sämmtlichen preußischen Ordensmitglieder den Ihnen bekannten Aufruf, durch den dieselben aufgefordert wurden, sich für den Fall des Krieges zum Johanniter-Dienst in den Lazarethen und bei der Armee zu melden, auch die desfallsige Thätigkeit des Ordens durch Beiträge und Sammlung von Geld und Lazarethbedürfnissen aller Art kräftigst zu unterstützen.

Unter dem 28. desselben Monats ertheilte Seine Königliche Hoheit mir — ebenso wie im Jahre 1864 mit Ihrer Zustimmung — umfassende Vollmacht: um Namens des Ordens die Fürsorge für die Verwundeten und Kranken der Armee zu fördern und demzufolge alles das zu thun, was mir zur Durchführung dieses Zweckes nöthig und erforderlich erschiene.

Besonders hochgeehrt wurde ich durch die Gnade Seiner Majestät des Königs, Allerhöchstder mich am 31. Mai zu Seinem Commissar und Militair-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee im Felde ernannte und dadurch die Leitung der gesammten freiwilligen Krankenpflege in meine Hand legte.

Da es sich klar erkennen ließ, daß der Krieg kein blos localisirter werden würde, wie in Schleswig, so konnte auch die Thätigkeit unseres Ordens nicht in der dort geübten Weise stattfinden, sondern ich mußte bedacht sein, dieselbe den kommenden Verhältnissen entsprechend zu organisiren, was ich in folgender Weise that:

I. Im Vaterlande.

1) Die Vorstände der Ordens-Kranken-Häuser wurden aufgefordert, die Kranken, soweit dies ohne Härte irgend angänglich, aus denselben successive zu entlassen und neue nur in Nothfällen aufzunehmen, die Curatorien der Häuser in Sonnenburg, Polzin, Erdmannsdorf und Reichenbach auch autorisirt, dieselben angemessen durch Aufstellung von Zelten resp. Erbauung von Baraken zu vergrößern und etwa in der Nähe befindliche disponible Gebäude im Falle der Noth mit Verwundeten zu belegen.

Außerdem wurden den Häusern in Neusalz und Falkenberg die Mittel gewährt, ihr Inventarium der Art zu vergrößern und zu vervollständigen, daß alle in denselben vorhandenen Räume belegt werden konnten.

2) Da Seitens des Kriegsministeriums beschlossen worden war, die Verwundeten möglichst bald aus der Nähe der Schlachtfelder zu entfernen und über das ganze Land zu zerstreuen, um die in früheren Kriegen so furchtbaren Geißeln der Lazarethe: den Typhus und Lazarethbrand abzuhalten, und zu diesem Zwecke zahlreiche Reserve-Lazarethe eingerichtet wurden, so ersuchte ich die in den betreffenden Orten oder in deren Nähe wohnenden Ritter (circa 60) sich dem Vorsteher desselben zur Disposition zu stellen und über die dem Lazarethe fehlenden Bedürfnisse zu informiren, auch in Verbindung mit benachbarten Johannitern die Bildung von Lokalvereinen zu vermitteln und denselben beizutreten, welche Lazareth-Bedürfnisse aller Art sammeln sollten, um sie seiner Zeit dem Lazarethe zu überweisen. In Fällen der Noth sollten sie sich an die zunächst liegenden Hauptdepots des „Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger", dessen ich später noch gedenken werde, wenden und um Uebersendung der im Lazarethe fehlenden Sachen ersuchen, andererseits aber auch die bei den Reserve-Lazarethen etwa im Ueberfluß vorhandenen Gegenstände diesen Haupt-Depots übersenden.

3) Das Kriegsministerium hatte bestimmt, daß als Officiere bei den Kranken-Transport-Kommissionen und Lazareth-Reserve-Depots soweit als möglich Johanniter-Ritter verwendet werden sollten, und es ergingen in Folge dessen von den stellvertretenden General-Kommandos mehrfach Requisitionen an mich, geeignete Ritter für diese Stellen zu designiren. 12 Johanniter habe ich ersucht, die in Rede stehenden Functionen zu übernehmen, 6 davon lehnten dies jedoch ab und nur 6 sind in dieselben eingetreten.

Es hat sich jedoch überall evident herausgestellt, daß eine solche Verwendung für Johanniter-Ritter nicht wohl geeignet ist. Dieselben hören für die Zeit ihrer Dienstleistung auf Johanniter zu sein und treten in Officierstellen, die füglich ganz gut von andern inactiven Officieren versehen werden können.

II. Bei der Armee.

1) Bei jeder der vier Armeen bestellte ich einen Johanniter zu meinem Delegirten, der dem Hauptquartier derselben attachirt wurde und mit dem ich in steter Verbindung blieb.

2) Eine Anzahl Johanniter-Ritter erhielten den Auftrag, für den Fall, daß sie auf sicherem Wege Nachricht von einer bevorstehenden Action erhalten sollten, sich in die Nähe der betreffenden Armee zu begeben und dort bis zum Beginn der Schlacht zu bleiben, dann aber sich dem dirigirenden Arzte einer Ambulance oder dem Führer einer Krankenträger-Kompagnie zur Dienstleistung zur Verfügung zu stellen.

Wer von diesen Herren nach einer Schlacht oder einem Gefecht bei der Armee eintraf, hatte sich entweder bei mir oder bei meinem Delegirten zu melden, um das Nähere über seine Verwendung zu erfahren, auch waren diese Ritter beauftragt, Wagen, soviel sie nur immer erlangen konnten, mitzubringen, um den Transport der Verwundeten zu ermöglichen, was von vielen derselben in umfassender Weise geschehen ist. So traf z. B. ein Ritter nach der Schlacht von Königgrätz in Horsitz mit mehr denn hundert Wagen ein und hat 141 Personen, die sich freiwillig seiner Führung unterstellt hatten, zur Pflege der Verwundeten in die Lazarethe von Nachod, Skalitz, Nedelist, Swety und Horennowes gebracht.

Ueberall habe ich dabei den Gesichtspunkt festgehalten, daß es für die Johanniter weniger auf das Leiten, sondern vornehmlich auf das Dienen ankommen müsse. Daß sich später in einigen Fällen die Sache in der Wirklichkeit anders gestaltet hat, lag einfach in der Macht der Verhältnisse, die dies zum Wohle der Verwundeten unbedingt erforderten.

3) Mit den Diakonissenhäusern zu Berlin, Kaiserswerth, Königsberg und Breslau, sowie mit dem Diakonenhause zu Duisburg war ich in Verbindung getreten und hatte mit ihnen vereinbart, daß dieselben ihre sämmtlichen disponiblen Schwestern und Brüder dem Orden zur Verwendung für die Kriegs-Lazarethe zur Verfügung stellten, wogegen ihnen von mir die Erstattung aller dadurch entstandenen Kosten aus der Ordens-Kasse zugesichert wurde.

An Dr. Wichern, den Vorsteher des Rauhen Hauses und des evangelischen Johannesstiftes habe ich mich gleichfalls wegen Ueberlassung von Brüdern gewendet, erhielt von ihm jedoch die Antwort, daß er keine disponibel habe. Später hat er eine eigene Felddiakonie, zum Theil aus seinen Brüdern, zum Theil aus Personen aller Stände, in's Leben gerufen und selbstständig gewirkt.

Zur Führung der Diakonissen und Diakonen wurden gleichfalls Johanniter-Ritter designirt, denen später, als sich die Nothwendigkeit der Engagirung zahlreicher Privat-Krankenpfleger und Pflegerinnen für die Kriegs-Lazarethe durch den Orden herausstellte, auch die Aufsicht über diese übertragen wurde.

4) Aus den Krankenwagen und Karren des Ordens ward zu Freiburg in Schlesien, nach Vermehrung der Karren auf 10 Stück, eine Colonne formirt, die Führung derselben einem Johanniter übertragen und ihr zwei Aerzte, sowie 9 Brüder aus Duisburg beigegeben.

Dies war dadurch ermöglicht, daß ein schlesischer Johanniter die Pferde zur Bespannung dieser Wagen schenkte.

Gern hätte ich einer jeden Armee eine solche Colonne überwiesen, wenn die Aufstellung derselben — abgesehen von den großen Geldkosten — bei der Schnelle, mit der sich die kriegerischen Ereignisse entwickelten, möglich gewesen wäre.

In Rücksicht darauf, daß dieselbe so zu sagen schlesischen Ursprungs ist., wurde solche der II. Armee attachirt, und ist bei allen Kämpfen derselben, von den Grenzen Schlesiens bis zur March, auf den Schlachtfeldern in Thätigkeit gewesen.

Später ist die Colonne beim Evacuiren in Böhmen benutzt worden.

5) In meiner Eigenschaft als Militair-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege war ich mit dem Preußischen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter

Krieger in Verbindung getreten und habe veranlaßt, daß den Depots desselben auch die Naturalgaben der Ordensmitglieder zuflossen, da es durchaus nothwendig war, die freiwillige Liebesthätigkeit für die Armee möglichst zu concentriren.

In Folge dessen, und da von den Johannitern sehr reichlich Naturalgaben eingingen, stellte der Verein die Bestände seiner Depots in Böhmen, Mähren, Thüringen und am Main den dort thätigen Rittern zur Disposition, resp. übertrug denselben die völlig selbstständige Verwaltung derselben, hat auch den mit Verwundeten belegten Ordenshäusern in Fällen, wo es sich um sofortige Beschaffung von Lazareth-Bedürfnissen handelte, die an Ort und Stelle nicht zu haben waren, insbesondere den Häusern in Erdmannsdorf und Reichenbach, sehr reichlich ausgeholfen und bei der endlichen Auflösung seines umfangreichen hiesigen Depots alle Ordenshäuser mit Sachen bedacht.

Wie großartig und segenspendend die, durch fortdauernde Allerhöchste unmittelbare Förderung und Einwirkung Ihrer Majestät der Königin getragene und belebte Wirksamkeit der gesammten freiwilligen Krankenpflege und namentlich des hiesigen Central-Comités des Preußischen Vereins, an dessen Spitze zwei Johanniter standen, war, wollen Sie aus folgenden kurzen Daten entnehmen:

Nach dem Rechenschaftsberichte, welchen das Central-Comité veröffentlicht hat, haben die Einnahmen desselben: 510,400 Thlr. 7 Sgr. 9 Pf., die Ausgaben: 388,679 Thlr. 16 Sgr. betragen.

Der Werth der eingegangenen Naturalien dürfte nach ungefährer Schätzung Sachverständiger den Betrag von 1¼ Million Thalern wohl überstiegen haben. Zahlreiche Separatzüge — in der Woche vom 8. bis 15. Juli, der Zeit des dringlichsten Bedürfnisses, ging täglich ein Extrazug — wurden mit Lazareth-Bedarf vorzugsweise nach Böhmen und Schlesien expedirt, deren Werth sich oft bis auf je 70—80,000 Thlr. belief.

6) Jedem größeren Feldlazareth ward später ein Johanniter-Ritter beigegeben, der für die Bedürfnisse desselben sorgte, den Verwundeten mit Rath und That beistand und bei den Evacuirungen Dienste leistete. Diesen Rittern standen Gelder aus der Ordenskasse für extraordinaire Beschaffungen ꝛc. zur Verfügung.

7) Durch den delegirten Johanniter-Ritter bei der Main-Armee, wurden in meinem Auftrage Ende Juni in Hannover und Göttingen größere Kriegslazarethe errichtet und dieselben der Leitung von Johannitern übertragen, die dies Amt bis zur Auflösung derselben — in Hannover erfolgte solche erst am 1. November — mit großer Hingabe versehen haben.

Auch in Dresden und Leipzig wurden in meinem Auftrage von Johannitern größere Lazarethe eingerichtet.

Soviel über unsere Organisation, die zum Theil Andeutungen über die Thätigkeit selbst enthält.

Die Zahl der preußischen Johanniter-Ritter, welche sich in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters zur Dienstleistung während des Krieges gemeldet hatten, beträgt 235, von denen über 180 einberufen wurden und zu den von mir bereits mitgetheilten verschiedenen Diensten verwendet worden sind; rechnet man dazu noch diejenigen Herren, welche als Curatoren der mit Verwundeten belegten Ordenshäuser fungirten, so ergiebt sich die Zahl von ca. 200 Rittern, die während des Krieges im Dienste des Ordens thätig waren.

Die Zahl der Diakonissen aus den von mir genannten Häusern, welche im Dienste des Ordens gestanden und in den Kriegs-Lazarethen gepflegt haben, beträgt zusammen 110, die der Diakonen aus Duisburg: 65.

Außerdem wurden vom Orden noch 86 Krankenpfleger und 41 Pflegerinnen engagirt und in die Kriegs-Lazarethe entsendet.

Die Gesammtzahl der durch den Orden gestellten Pfleger und Pflegerinnen beläuft sich sonach im Ganzen auf 302, die unter Johanniter-Rittern in den Lazarethen zu Horsitz, Trebowetisch, Czerekwitz, Horenowes, Maslowes, Benatek, Nedelist, Swety, Swestar, Rosnitz, Rosberitz, Ober- und Niederprzim, Dohaliska, Mokkrowanc, Rechanitz, Hradek, Straccow, Milowitz, Libun, Sadowa, Militin, Turnau, Königinhof, Gitschin, Reichenberg, Nachod, Trautenau, Neubidschow, Skalitz, Zwittau, Lundenburg, Brünn, Dresden, Leipzig, Hannover, Göttingen, Würzburg, Uettingen, Aschaffenburg, Werthheim, Hammelburg, Frankfurt a. M. ꝛc., verwundete und kranke Militairs gepflegt haben.

Die gesammten Ordens-Krankenhäuser, mit Ausnahme des in Neu-Ruppin, dessen Belegung wegen des nun beendeten Neubaues nicht zulässig war, waren von mir successive dem Kriegs-Ministerium zur Belegung mit Kranken und Verwundeten unentgeltlich zur Verfügung gestellt und wurden bis auf die Häuser in Bartenstein, Tirschtiegel, Murowana-Goslin und Altena, je nach der Entfernung vom Kriegsschauplatze, mehr oder weniger damit belegt.

Am stärksten belegt war das Haus in Erdmannsdorf, in dem ca. 400 Mann gepflegt worden sind. Die höchste Zahl der in demselben und in den dazu gehörig gewesenen Hilfs-Lazarethen im Juli gleichzeitig befindlich gewesenen Soldaten betrug: 212 Mann. Zur Zeit sind dort noch 24 schwer Verwundete, 1 Amputirter und ein Kranker.

Auch in Sonnenburg, Jüterbogk und Züllchow werden gegenwärtig noch Verwundete verpflegt.

Nächst Erdmannsdorf erwähne ich das Ordens-Krankenhaus zu Reichenbach, das ca. 300 Mann gepflegt hat und im Juli als höchste Zahl einen Bestand von 182 Mann hatte.

Sonnenburg hat ca. 90, Polzin 56, Jüterbogk 72, Falkenberg 76, Züllchow 37 Soldaten gepflegt ꝛc.

Die Zahl der in allen Ordenshäusern aufgenommenen Militairs kann ich augenblicklich nicht genau angeben; dieselbe betrug am 1. September c. 1086, und da in Folge der Evacuation der Lazarethe in Böhmen, sowie der Auflösung der Reserve-Lazarethe noch wiederholte Ueberweisungen an unsere Häuser vorgekommen sind, so dürfte die Zahl von 1150 nicht zu hoch gegriffen sein.

In den von mir unterhaltenen Lazarethen zu Kreppelhof und Lepersdorf, von denen das letztere zur Zeit noch vollständig belegt ist, sind ca. 300 verwundete und kranke Militairs aller Chargen aufgenommen worden.

Die Zahl der von Johanniter-Rittern auf ihren Besitzungen eingerichteten Privat-Lazarethe ist mir nicht bekannt; was darüber diesseits kund geworden, ist als Notiz in unserm Wochenblatte mitgetheilt worden. —

Ich gehe nun über zu der Thätigkeit der ausländischen Genossenschaften unseres Ordens und gedenke besonders der ausgezeichneten Leistungen der sächsischen und hessischen Ritter unter Leitung resp. des Prinzen Heinrich XV. Reuß und des Grafen von Görtz.

Nähere Mittheilungen dieserhalb wurden bereits in den Nummern 36, 40, 44 und 47 des Ordens-Wochenblattes veröffentlicht.

Was die Einnahmen und Ausgaben für die von mir dargelegte Thätigkeit betrifft, so beträgt die Gesammtsumme der in Folge des Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters eingekommenen Gelder: 50,652 Thlr. 21 Sgr. 11 Pf.

Die Rechnung der davon geleisteten Ausgaben kann zur Zeit noch nicht abgeschlossen werden, da noch ansehnliche Zahlungen bevorstehen. Es sollen namentlich denjenigen Soldaten, welche Amputationen der obern Extremitäten erlitten haben, solche auf Kosten des Ordens durch künstliche Glieder ersetzt werden, da aus Staatsfonds den Amputirten hauptsächlich nur künstliche Beine beschafft werden.

Augenblicklich betragen die Ausgaben	42,238 Thlr. 14 Sgr. 11 Pf.
Diese abgerechnet von dem Gesammtbetrage der Collecte von	50,652 Thlr. 21 Sgr. 11 Pf.
ergiebt einen zur Zeit noch desponiblen Bestand von . .	8414 Thlr. 7 Sgr — Pf.

Unter den Ausgaben befinden sich: 6710 Thlr. Badeunterstützungen an Officiere und Beamte (aus den Mitteln des Preußischen Vereins sind solche in Höhe von zusammen 35,000 Thlr. durch mich, als Königl. Kommissar, an Officiere, Unterofficiere und Gemeine gezahlt worden), ferner die Erwerbungskosten der Begräbnißstätten bei Chlum und Uettingen. Daß bei dem Umfange der Johanniter-Thätigkeit die Ausgaben dafür sich nicht bedeutend höher gestellt haben, ist der Bewilligung der freien Beförderung der Johanniter, sowie aller andern im Dienste der freiwilligen Krankenpflege thätig gewesenen Personen, auf den Posten und sämmtlichen Staats-Eisenbahnen durch den Herrn Handels-Minister, auf den Privatbahnen durch die Directionen derselben, zu danken, ebenso die unentgeltliche Beförderung des gesammten Lazareth-Materials der freiwilligen Krankenpflege.

Aus den angeführten flüchtigen Daten werden Sie entnommen haben, daß ich gemäß der mir gewordenen Vollmacht, nach verschiedenen Richtungen hin bestrebt gewesen bin, den Verwundeten durch unsern Orden nach Kräften Hilfe zu bringen. Alle zur Theilnahme an diesem Dienst berufenen Ordensbrüder haben mich in hingebenster Weise darin unterstützt, so daß unser Orden sich — freudig darf ich es mittheilen — nicht nur in unserer tapfern und glorreichen Armee, sondern auch bei unsern Feinden einen guten Namen erworben hat, und gedenke insbesondere noch der Anerkennung, welche Seine Majestät unser Allergnädigster König und Herr auch unserm Orden in Seinem Allerhöchsten Erlasse vom 10. November ausgesprochen hat."

Ueber die Erziehung und den Culturzustand der slavonischen Christen in der Türkei.*)

Bekanntlich stehen die südlich von der Donau gelegenen slavonischen Provinzen, die einen Theil des türkischen Reiches ausmachen, in politischer Beziehung unter der Garantie Englands. Eine solche Vormundschaft legt diesem Reiche indeß sowohl Verpflichtungen wie Rechte auf, und es hat darüber zu wachen, daß die christliche Bevölkerung jener Provinzen nicht grundsätzlich von dem Fortschritt christlicher Civilisation ausgeschlossen bleibt. Allein bisher ist diese Verpflichtung nur allzusehr vernachlässigt worden, und erst im Laufe des verflossenen Jahres hat sich eine Gesellschaft zur Förderung der Erziehung der in der Türkei lebenden Christen gebildet, an deren Spitze von englischer Seite der Erzbischof von Canterbury, von Seiten der slavonischen Provinzen der Metropolitan von Belgrad steht.

Unbekannt wie die inneren Verhältnisse jener reichen und schönen, zwischen der Donau und dem Bosporus gelegenen Provinzen im Allgemeinen sind, dürfte es von um so größerem Interesse sein, etwas Näheres über das besonders Charakteristische des dortigen Culturzustandes zu erfahren. Werfen wir zugleich einen Blick auf die Ursachen, durch welche die Entwicklung jener Bevölkerung bisher erstickt ward, sowie auf die Mittel, durch welche man jetzt jener Hemmung der Cultur entgegen zu wirken sucht, und in wie weit in dieser Beziehung auf die Mitwirkung des Volkes selbst zu rechnen sei.

Zu der großen Race der Slaven gehörend, deren Anzahl sich im Ganzen auf 80 Millionen Seelen belaufen mag, hat die Sprache der Slavonier, den Forschungen des gelehrten Latham zufolge, die größte Verwandtschaft mit dem Sanskrit, dem Lateinischen und dem Griechischen. Derselbe Gelehrte bemerkt, daß eine ganze Reihe von Männern, die slavischen Ursprungs waren, einen hohen Rang in der Wissenschaft eingenommen haben, und, fügt er hinzu, „bei Licht besehen ist fast die Hälfte aller in Germanien lebenden Deutschen slavischer Abkunft."

Das Terrain, das sie bewohnen, ist kaum ein Drittel kleiner als Frankreich; es ist bekanntlich zwischen Oesterreich und der Türkei getheilt, und die Einwohner zerfallen in ethnographischer Hinsicht in Bulgaren und Slavonier, deren verschiedene Dialecte indeß so wenig von einander abweichen, daß sie sich vollkommen wohl verständigen können. Sie mögen zusammen eine Volkszahl von 10—12 Millionen ausmachen, von denen 7—8 Millionen in einer größeren oder geringeren Abhängigkeit von der Pforte stehen.

Die geistige Cultur dieser Bevölkerung ist beziehungsweise eine alte zu nennen, insofern nämlich vor tausend Jahren schon eine der besten Uebersetzungen von Theilen der heiligen Schrift, die es jemals gegeben, in slavonischer Sprache erschienen ist. Ein besonders charakteristischer Zug ihrer Cultur ist überhaupt wohl der, daß sie diese ihre Muttersprache sich zu jeder Zeit und unter allen Verhältnissen zu bewahren gewußt haben, und daß sie von Alters her das Medium für die Religion sowohl wie für ihre Gesetzgebung, für ihre Literatur, ihre Inschriften und ihre Poesie geblieben ist; eine Erscheinung, die im Vergleich mit den meisten anderen europäischen Völkern während

*) Aus „Christian Work".

des Mittelalters um so auffallender dasteht, als die Landessprache durch den Gebrauch des Lateinischen überall zurückgedrängt ward.

Zwischen Rom und Byzanz gelegen, fiel bei dem Schisma der abendländischen von der morgenländischen Kirche ein Theil der slavonischen Provinzen dem Westen, der andere dem Osten zu; allein zum Glück für die Bevölkerung war das Christenthum schon vor jener Scheidung bei ihnen heimisch geworden, und ihre ersten Missionäre waren daher weniger darauf bedacht gewesen, die Neubekehrten für die lateinische oder griechische Kirche zu gewinnen, als das Christenthum mit ihrer Muttersprache und ihrem nationalen Leben zu verweben. Jene berühmte Uebersetzung eines Theiles der heiligen Schrift verdankt man den Brüdern Cyril und Methodius, denen man gleichfalls die Erfindung des slavonischen Alphabets zuschreibt; wahrscheinlich benutzte Cyril, der sich besonders damit befaßt haben soll, ein aus Runen bestehendes heidnisches Alphabet, das schon vorhanden war und dessen Zeichen er abänderte. Der jüngere, Methodius, wurde Erzbischof von Pannonien und wirkte beim Papst die Erlaubniß zur Einführung der slavonischen Liturgie in seiner Diöcese aus. Von daher verbreiteten seine Schüler sie nach allen Seiten, und wohin sie das Christenthum brachten, wurde die slavonische Sprache als Schriftsprache eingeführt.

Die besten Werke der südslavonischen Literatur gehören der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an; Fürsten und Prälaten lieferten hierzu die Beiträge, indem sie die Biographien ihrer Vorgänger niederschrieben, und außer dem historischen Interesse, das diese Werke beanspruchen dürfen, haben sie schon um der reinen und klassischen Sprache willen, in der sie geschrieben sind, einen besonderen Werth. Schon zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts wurden serbische Bücher gedruckt, und die Geschichte der ersten hier eingeführten Buchdruckerpressen führt uns auf die Ursache des späteren geistigen Verfalls dieser Länder. Die Druckereien mußten nämlich aus Furcht vor der Verfolgung der Türken beständig ihren Aufenthaltsort wechseln; von Bulgarien war man genöthigt sie über die Donau nach der Walachei zu flüchten, und von Serbien sandte man sie in die entlegenen Berge Montenegro's; allein auch dort war man nicht sicher vor türkischer Verfolgung, weshalb man sie schließlich nach Venedig schaffen mußte. An dem Spacium eines alten Buches sieht man noch in der Randbemerkung des Druckes die Hoffnung ausgedrückt, daß es doch einst gelingen möge, die Türken aus der Heimath zu verdrängen, damit man die Presse dort wieder frei aufstellen könne.

Wir ersehen hieraus, daß die Ursache der tödtlichen Hemmung, die vom Ausgang des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Anfang des gegenwärtigen der Entwicklung slavonischer Bildung und Literatur gewaltsam entgegentrat, in der Eroberung durch die Türken zu suchen ist; hierzu kam, daß die griechische Geistlichkeit, die sich hier wie in so vielen anderen Dingen als williges Werkzeug der türkischen Regierung gebrauchen ließ, gleichfalls die Opposition gegen die Entwicklung der serbischen Sprache ergriff, indem sie zu Gunsten ihrer eigenen Sprache den Gebrauch der Landessprache auszurotten trachtete.

Nichts schien daher unwahrscheinlicher, als daß die Cultur dieser so lange vernachlässigten Länder wieder zu neuem Leben erwachen würde, und daß dies geschehen, ist unzweifelhaft den politischen Umwälzungen zuzuschreiben, die zwischen 1804—1830 stattfanden, und die so zu sagen Bresche schossen in den Wall, mit dem die europäische Türkei gleich einer Gefängnißmauer umgeben war. In Folge dieser Revolutionen gelang es Serbien sowohl wie Montenegro, sich so weit von dem Einfluß der Pforte loszureißen, daß sie jetzt die Verwaltung ihrer eignen Angelegenheiten selbst in Händen haben. In wie weit sie diese Errungenschaft im Interesse der Volkserziehung geltend gemacht haben, wird sich am besten im Vergleich mit dem Zustand der Millionen ihrer Brüder herausstellen, die noch unter der türkischen Regierung stehen.

Zur Zeit des türkischen Einflusses befand sich keine einzige Schule in Serbien, denn welche Gründe sollten die mohamedanische Verwaltung veranlaßt haben, christliche Schulen in ihrem Reiche zu gründen? Die gegenwärtige Regierung hat nur 35 Jahre bestanden, und die Bevölkerung bestand zur Zeit ihres Antritts aus lauter Schweinehirten und Ackerbauern; doch diese kühnen Männer, die zur Erkämpfung ihrer Unabhängigkeit einen förmlichen Guerillakrieg hatten führen müssen, die man Räuber und Verächter des Gesetzes genannt, diese traten jetzt unter freiem Himmel zusammen, und daran gedenkend, daß auch ihr Land einst einen Theil des christlichen Europa ausgemacht habe, beschlossen sie, dem Rath des einzigen Mannes unter ihnen folgend, der lesen und schreiben konnte, eine christliche Schule zu gründen. Diese Schule war die Vorläuferin aller übrigen, deren Anzahl dem letztjährigen Berichte zufolge jetzt 318 Elementarschulen, 6 Gymnasien, 2 Handelsschulen, 1 theologisches Seminar, 1 Civil- und 1 Militairakademie ausmacht. Infolge eines im September 1863 erlassenen Gesetzes herrscht hier in so fern Schulzwang, als eine aus 250 Häusern bestehende Commune wenigstens 25 Kinder für die Elementarschulen schicken muß.

Seit 1862 sind wenigstens 20 Schulen errichtet worden, unter diesen eine höhere Töchterschule zu Belgrad, deren ursprünglicher Plan der war, eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen mit derselben zu verbinden; dieser Plan ist indeß noch nicht zur Ausführung gekommen; der Lehrplan ist übrigens ein sehr umfassender, und die Anzahl der Schülerinnen, die diese Schule besuchen, beläuft sich auf 123.

Der Unterricht in den Elementarschulen besteht in Lesen, Schreiben, Kirchengesang, Rechnen, der serbischen Sprache, dem Catechismus, biblischer Geschichte, Geographie und der Geschichte Serbiens. Der Unterricht auf den Gymnasien umfaßt: Kirchengeschichte, die Landessprache und Literatur derselben, die altslavonische Sprache, Griechisch, Latein, Französisch, Deutsch, Geschichte Serbiens, die Universalgeschichte, Geographie, Mathematik und Physik, Naturgeschichte, Schönschreiben und Zeichnen. Die Akademie hat drei Facultäten: Philosophie, Wissenschaften und Gesetzkunde. Im Jahre 1841 ward ein Fonds für diese Schule gegründet, zu dem die ganze Bevölkerung durch eine Abgabe von 8 Piastern pro Kopf beisteuern muß. Die Lehrer erhalten im Alter eine Pension, und

eine solche wird nach ihrem Tode auch ihrer Familie zugestanden.

Sämmtliche Schulen stehen unter einer Inspection, die zwei Mal des Jahres stattfindet, und die Schulbücher sind der Prüfung einer Schulcommission unterworfen; diese Bücher, die ehemals aus Rußland zu kommen pflegten, erscheinen jetzt größtentheils in der Druckerei der Regierung, wodurch der russische Einfluß aufgehört hat, sich hier geltend zu machen.

Im Jahre 1863 erhielten 19 Studenten ihre Ausbildung auf Staatskosten, die theils russische, theils französische, deutsche oder italienische Universitäten besuchten, und außerdem wurden 52 Studenten aus den übrigen slavonischen Provinzen von der serbischen Regierung unterstützt. Auch beabsichtigt man jetzt ein Seminar zur Ausbildung von Lehrern zu gründen.

Einem eben erschienenen Werke entnehmen wir eine den statistischen Schulberichten entlehnte Bemerkung, der zufolge für je 3000 Einwohner eine Schule existirt, und daß auf 63 Einwohner 1 Schüler kommt. Dies Resultat mag uns gering erscheinen, wenn wir uns nur an die Zahlen halten; allein wenn wir bedenken, daß die erste Schule vor 34 Jahren gegründet ward, deren Schülerzahl sich seit jener Zeit verfünffacht hat, und wenn wir vor Allem bedenken, unter welchem Druck man Jahrhunderte lang gelebt hatte, so ist dieser Fortschritt in so kurzer Zeit inmitten so schwieriger Verhältnisse gewiß erstaunenswerth genug zu nennen.

Das kleine Fürstenthum Montenegro, das jetzt eine vollkommene Unabhängigkeit genießt, besteht aus einem unzugänglichen Gebirgsland, das die tapfern und freiheitsliebenden Bewohner in beständigen Kämpfen gegen die Türken vertheidigen müssen. Die Zahl seiner Bewohner beträgt nach der letzten officiellen Zählung 196,138. Im Jahre 1852 gab es hier nur eine einzige Elementarschule, und zwar in der Hauptstadt des Landes; aus dieser ist jetzt ein Gymnasium hervorgegangen, das 100 Schüler und 4 Classen zählt. Eine Art geistlichen Seminars, das mit dem Kloster zu Cettigne verbunden ist, wird von 30 Studirenden besucht und auf Kosten des Fürsten unterhalten. Fürst Nikolas beabsichtigt gleichfalls eine Mädchenschule in der Hauptstadt zu errichten. In den größten Dörfern des Ländchens giebt es im Ganzen 11 Anfangsschulen. Mit Büchern werden diese Schulen größtentheils von der serbischen Regierung zu Belgrad versehen, doch ist die Presse, deren Typen im Jahre 1852 zu Kugeln eingeschmolzen wurden, gegenwärtig in Cettigne wieder im Gange, woselbst auch eine Zeitung erscheint.

(Schluß folgt.)

Aus dem Berichte des zu Anfang Decembers nach den Lazarethen der Main-Armee, namentlich denen des Auslandes entsandten Johanniter-Ritters von Luck, entnehmen wir, daß nicht allein die Zahl der Verwundeten sich auf ein Minimum reducirt hat, sondern auch das Befinden der Zurückgebliebenen im Allgemeinen, desgleichen Unterhalt und Pflege in jeder Beziehung höchst erfreulich sind.

Nachdem gerade in den letzten Tagen evacuirt worden, war der Stand der Verwundeten folgender:

In dem Spitale zu Frankfurt a. M. war der Stand 47 Mann, worunter noch 2 Oesterreicher. Derselbe dürfte deshalb ein so verhältnißmäßig hoher gewesen sein, als die aus den Bayerischen Lazarethen evacuirten Leute dahin dirigirt wurden.

In Wiesbaden waren außer mehreren Offizieren noch 119 Mann, Behufs Wiederherstellung in Privatpflege und hat der dortige Cur-Verein, an dessen Spitze Hofrath Dr. Pagenstecher steht, und mit ihm besonders der Chef dieses Bureaus, der Königliche Hofschauspieler Heyl, mit einer, die größte Anerkennung verdienenden Weise die Verwaltung und Leitung des Ganzen in die Hand genommen.

Im Militair-Spital zu Darmstadt war noch 1 Mann (Typhus-Kranker) in Reconvalescenz.

Desgleichen in Aschaffenburg, Hammelburg und Würzburg je 1 Mann. An letzterem Orte war der Husar Becker während der Anwesenheit des Herrn von Luck an Halsleiden gestorben und wurde Seitens der Bayrischen Militair-Behörden feierlichst zur Erde bestattet.

In Kissingen besteht noch eine Königlich Preußische Lazareth-Verwaltung, jedoch wird sich das in dem früheren Hôtel de Bavière befindliche Militair-Lazareth Ende d. Mts. auflösen. Die Zahl der Verwundeten betrug 10 Mann, — 9 Preußen, 1 Lippe-Detmolder — deren Zustand, durch die ihnen gewordene ausgezeichnete Pflege Seitens der Schwestern des Diakonissenhauses in Treysa, ein höchst befriedigender war.

In Langensalza, wo die sämmtlichen Verwundeten jetzt in den schönen Räumen eines dortigen Caffeehauses untergebracht sind, war der Stand 37 Mann, — 9 Preußen, 1 Gothaer, 27 Hannoveraner. — Die Lazareth-Verwaltung besteht, mit Ausnahme des Rendanten, ausschließlich aus Angehörigen der früheren Hannöverschen Armee, und zwar aus 3 Aerzten und den Leuten der Sanitäts-Compagnie unter dem Commando eines Hauptmanns.

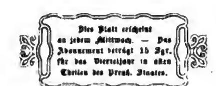
Nach dem so günstigen Stand dürfte die Hoffnung eine gerechtfertigte sein, daß zu Anfang des neuen Jahres sich kaum mehr ein Preußischer Verwundeter im Auslande befinden dürfte, mit Ausnahme vielleicht des einen oder andern besonders schweren Falles, wo nicht feststeht, daß der Brave den heimischen Boden wieder betritt.

Liebet eure Feinde!

Ein Negersclave war aus Afrika nach Westindien geschleppt und dort zu Christo bekehrt worden. Sein Herr machte ihn wegen seiner Brauchbarkeit und Treue zum Aufseher der Sclaven. Einmal nimmt er ihn mit auf den Sclavenmarkt, um für seine Plantagen zwanzig neue Sclaven zu kaufen. Sie wählen aus; da erblickt der Jüngling auf dem Markt einen alten abgelebten Negersclaven, faßte ihn scharf in's Auge und sagt zum Herrn: „Den müssen wir auch haben." Der Pflanzer will nicht. „Was soll ich," sagt er, „mit dem alten schwachen Mann?" Aber der Andere bittet und fleht, bis der Herr nachgiebt und ihn zu den Andern in den Kauf nimmt. Die Erkauften werden auf die Pflanzung gebracht. Und da wendet nun unser junger Neger vom ersten Tage die unermüdetste Pflege an diesen alten Afrikaner. Er legt ihn in sein eigen Bett, tränkt ihn aus seinem Becher, trägt ihn, wenn's kalt ist, in die Sonne, wenn's heiß ist, in den Schatten. Dem Herrn der Pflanzung fällt das endlich auf. „Was ist's mit dem Mann, fragt er den Aufseher, ist er Dein Vater? — Nein, Herr! — Ist er Dein Bruder? — Nein, Herr! — Ist's ein Freund von Dir? — Nein, Herr! — Nun, warum ist er Dir denn so lieb? — Es ist mein Feind, Herr! Er hat mich einst in die Sclaverei verkauft und in meiner Bibel steht: „Wenn Deinen Feind hungert, so speise ihn, wenn ihn dürstet, so tränke ihn, so wirst Du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln."

(Ansiedl. i. W.)

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.

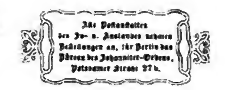


Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 2. Berlin, den 9. Januar 1867. **Nr. 2.**

Carl Otto Magnus von Brünneck, Oberst a. D. und Ober-Burggraf im Königreich Preußen, Mitglied des Herrenhauses, auf Trebnitz bei Müncheberg, Ehrenritter seit 1837, † zu Berlin 26. December 1866.

Die Pflege der verwundeten und kranken Soldaten im Alterthume.

Man mag von dem trojanischen Kriege denken, wie man will, so viel bleibt gewiß, daß die Sitten und Gebräuche der homerischen Heroenwelt nicht aus der Luft gegriffen sein können, sondern wenigstens den Kulturzuständen der Zeit, in welcher das Epos selbst entstand, in vielen Punkten ähnlich sein müssen. Verlohnt es sich also überhaupt bei Betrachtung hellenischer Sitten bis auf Homer zurückzugehen, wie sollte man dies unterlassen, wenn man das Schicksal derer ins Auge fassen will, die im Gewühle der Schlacht ihr Blut verspritzten, ohne sofort dem Tode ins Angesicht zu schauen? Geschieht derselben überhaupt so selten Erwähnung, weil es zu allen Zeiten so gewesen ist, daß das Stöhnen und Wimmern der Verwundeten verhallte unter den rauschenden Fanfaren des Triumphs, unter den schweren Schritten des ländererschütternden Geschickes!

Die Recken Homer's, denen der Krieg halb als Handwerk diente, pflegten auch schon von Jugend auf nach dem Besitze der nothwendigsten Kenntnisse in der Heilkunde zu streben, um sich und Anderen bei vorkommenden Körperverletzungen helfen zu können. Dazu gehörten auch die Beschwörungsformeln, durch die man das Blut zu stillen versuchte, und die des Autolykos Söhne bei der Wunde ihres Vetters Odysseus in Anwendung brachten. Als dem Priamiden Helenos von Menelaos die Hand mit einem Speere durchbohrt worden war, zog der tapfere Agenor die Waffe aus der Wunde und improvisirte rasch einen Verband aus der feinen Schaafwolle einer Schleuder. Auch Patroklos schnitt dem Herrscher von Ormenion, Eurypylos, einen Pfeil aus dem Schenkel, wusch die Wunde mit reinem Wasser und streute eine zu Pulver geriebene „bittere Wurzel" hinein, worauf die Blutung nachließ. Doch übte er seine vom Freunde Achilleus überkommene Kunst in diesem Falle besonders deshalb, weil die beiden Hauptärzte des Heeres anderwärts zu thun hatten. Es waren dies nämlich die beiden Brüder Machaon und Podaleirios, als Söhne des Asklepios geborene Heilkünstler. Von Machaon erzählt der Dichter speciell, daß er bei einer Verletzung des Menelaos die Wunde vor dem Verbande aussaugte. Beide übten jedoch nicht, wie Diodor gemeint hat, friedlich und von der Waffenführung eximirt, ihre Kunst, sondern dieselbe galt ihnen nur als Steckenpferd; der Hauptsache nach waren sie Krieger und Anführer von thessalischen Heerhaufen, und gerade als Patroklos bei Eurypylos für sie eintrat, lag Machaon schwerverwundet in seinem Zelte, während sein Bruder dem Feinde gegenüberstand. Diese beiden Koryphäen der Chirurgie scheinen übrigens hauptsächlich den Fürsten und Edlen der Griechen Dienste geleistet zu haben; denn anzunehmen, daß es außer ihnen keine wirklichen Aerzte im Lager gegeben habe, verbietet uns schon der Umstand, daß die Heilkunde von Homer unter die das Gemeinwohl fördernden Gewerbe und Stände gerechnet, und der Arzt neben dem Herolde, dem Sänger, Wahrsager und Baumeister genannt wird, als ein nach Bedürfniß zu rufender „Volksarbeiter". Aber Homer spricht auch an ein Paar Stellen offenbar von einer Mehrzahl von Aerzten. So heißt es von Idomeneus, er sei dem Poseidon begegnet, kommend von einem Gefährten, der an der Kniekehle verwundet aus der Schlacht gebracht worden war; „nachdem er aber den Aerzten seine Aufträge gegeben hatte, schritt er seinem Zelte zu". Und eben so wenig läßt sich an Machaon und Podaleirios allein denken, wenn man liest: „Alle, die vorher die Tapfersten waren, liegen getroffen und verwundet in den Schiffen; getroffen ist der wackere Tydide Diomedes, verwundet der speerberühmte Odysseus und Agamemnon, getroffen ist auch Eurypylos von einem Pfeile an der Hüfte. Sie pflegen jetzt sorgfältig kräuterkundige Aerzte, die Wunden heilend." Bei gefährlichen, mit Knochenbrüchen verbundenen Verletzungen wird freilich die noch in den Kinderschuhen einhergehende Kunst wenig Erfolge erzielt haben, und der Dichter läßt auch vielleicht gerade deshalb zuweilen Leute auf der Stelle sterben, an deren Wiederherstellung heute kein Bader zweifeln würde, z. B. den Epeierfürsten Diores,

dem durch einen Steinwurf das Schienbein zerschmettert worden war. Von Zusammenlegung der Verwundeten an einem Ort behufs der Erleichterung der Kur ist endlich noch gar keine Rede, sondern Jeder ließ sich in sein Zelt schaffen und dort behandeln.

In der historischen Zeit zog wohl kein Heer in den Krieg, ohne Aerzte mitzunehmen. In der freilich hinsichtlich ihrer Aechtheit angezweifelten Rede, welche Thessalos, der Sohn des großen Hippokrates, vor dem atheniſchen Volke gehalten haben soll, rechnet es derselbe unter die Verdienste seines berühmten Vaters, daß er, als das Volk vor der unglücklichen Expedition nach Sicilien auch über einen Militärarzt berathschlagte, freiwillig seinen Sohn Thessalos angeboten und außerdem versprochen hätte, diesen unentgeltlich zu equipiren und während des ganzen Feldzuges zu unterhalten. Ist hier merkwürdiger Weise nur von einem einzigen Arzte die Rede, so erzählt auch Achilles Tatius in seinem Romane, der Held desselben Klitophon habe durch seinen Freund Menelaos den General der in der Nä e befindlichen Armee bitten lassen, seiner von der Epilepsie befallenen Geliebten „den Arzt des Lagers" zu senden. Sonst werden häufig bei einem Heere mehrere Aerzte genannt. Bei Xenophon berichtet der ältere Kyros seinem Vater Kambyses (der, nebenbei gesagt, die Aerzte mit Flickschneidern vergleicht!), daß er nach dem Beispiele der Städte, die für ihre Gesundheit besorgt wären, sich mit einer Anzahl tüchtiger Fachmänner versehen habe. Als dann später im Kriege mit den Chaldäern gefangene Feinde in Fesseln ihm vorgeführt wurden, befiehlt er die Banden zu lösen, und die Verwundeten darunter „den Aerzten" zur Heilung zu überweisen. Im Kriege mit den Assyriern endlich sendet er die bei einem Streifzug verwundeten Kadusier dem befreundeten Eunuchen Gadatas zur Verpflegung in dessen Festung. Zuvor aber kümmerte er sich sorgfältig um ihren Zustand; denn „während das übrige Heer zu Abend speiste, ließ er mit den Dienern und Aerzten keinen unberücksichtigt, sondern besuchte sie entweder selbst, oder schickte ihnen, wenn das nicht anging, die Wärter." Noch interessanter ist, was wir aus dem Bericht Xenophons über den Feldzug des jüngeren Kyros hinsichtlich der Sorge für Kranke und Verletzte kennen lernen. Auf dem Rückzuge in der Nähe des Gebirges der Karduchen erlitten die Griechen bedeutenden Verlust durch die feindlichen Schützen, und nachdem sie die vor ihnen liegenden Dörfer erreicht hatten, vertheilten sie die Verwundeten in dieselben und beorderten acht Feldärzte zu ihrer Unterstützung. Ergiebt sich hieraus klar, daß sich im Heere der Zehntausend eben mehr als acht Aerzte befanden, so erfährt man aus den darauf folgenden Worten des Geschichtsschreibers auch etwas über den Transport der Verwundeten. Nach dreitägigem Aufenthalte brechen sie auf, hüten sich aber vor dem Gefechte während des Marsches und rasten in der nächsten Ortschaft; „denn Viele waren kampfuntauglich, nicht nur die Verwundeten selbst, sondern auch diejenigen, welche dieselben trugen und die, welche die Waffen der Träger in Empfang genommen hatten." Das Unterbringen der Kranken in Häusern und Familien scheint überhaupt überall, wo es anging, bewerkstelligt worden zu sein. Die Bewohner von Kotyora, einer Seestadt bei Sinope, hatten die Bitte um Aufnahme der Siechen verweigert. Da drangen die Soldaten mit Gewalt ein und quartierten ihre kranken Kameraden in die Häuser; doch wurden alle Bedürfnisse derselben bezahlt, und das übrige Heer bivouakirte vor der Stadt im Freien, indem es blos die Thore der Stadt besetzt hielt, „damit", wie sie sagten, „unsere Kranken nicht in der Gewalt des Gouverneurs sind, sondern wir sie hinschaffen können, wohin wir wollen."

Selbst die Spartaner, bei denen sonst die Kunst Aeskulaps keineswegs in hoher Achtung stand, weil sie den Tod einem kümmerlich gefristeten Leben vorzogen, nahmen Aerzte mit ins Feld. Nach Xenophon befanden sie sich auf dem Marsche nebst den Wahrsagern, Flötenbläsern und Freiwilligen gleich hinter der königlichen Colonne, waren also auch hier vom anderen Dienste frei. Außerdem hielten sich die leibeigenen Heloten in der Nähe der Spartiaten, um die Gefallenen oder Verwundeten fortzubringen. Auch von dem thessalischen Fürsten Jason berichtet derselbe Autor, daß er seine Söldner an sich gekettet habe durch Solderhöhung, Geschenke und „Verpflegung in Krankheiten."

Von Einrichtung von Militär-Lazarethen findet sich jedoch auch in der historischen Zeit Griechenlands keine Spur. So wie man in den erwähnten Xenophontischen Beispielen die kranken Soldaten in den Ortschaften zerstreut sieht, liegen auch im Felde Gesunde und Kranke in den Zelten beisammen. Als Beleg diene hier nur noch die Schilderung, welche Thucydides von dem traurigen Rückzuge der Athener von Syrakus ins Innere Siciliens geliefert hat. „Bei dem Verlassen des Lagers", heißt es dort, „wurden Jedermanns Augen und Herz schmerzlich berührt. Denn meistentheils blieben die Todten unbeerdigt, so daß die Leute, wenn sie einen ihrer Angehörigen liegen sahen, in Kummer und Furcht geriethen, anderentheils waren die Verwundeten und Kranken, welche lebendig zurückgelassen wurden, für die Lebenden viel betrübender als die Todten und weit unglücklicher als die Gestorbenen selbst. Denn in Bitten und Wehklagen ausbrechend, bereiteten sie große Verlegenheiten, indem sie verlangten, sie mitzunehmen, und alle Freunde und Verwandten, die sie erblickten, anriefen, endlich aber, als ihre Zeltgenossen ausrückten, sich an sie klammerten und ihnen folgten, so weit es die Körperkraft gestattete."

Sodann sei bemerkt, daß die Hellenen den Beruf des Weibes als Krankenpflegerin wohl erkannt hatten. „Ihr werdet wohl selbst wissen," sagt Demosthenes irgendwo, „wieviel eine Frau für einen kranken Mann werth ist, wenn sie in der Krankheit ihm beisteht." So war auch die Hausfrau selbstverständlich darauf angewiesen, allen Hausgenossen mit Einschluß der Sklaven ihre Wartung in Krankheitsfällen angedeihen zu lassen. An ehrbare Krankenwärterinnen im Felde war freilich nicht zu denken. Dem stand die Abschließung des weiblichen Geschlechts gegen die Welt außer dem Hause als unübersteiglicher Damm entgegen!

Endlich hatten schon Solon und Peisistratos dafür Sorge getragen, daß die in Folge von Wunden Verkrüppelten und Arbeitsunfähigen keine zu große Noth zu leiden hatten. Sie bezogen ein tägliches Almosen vom Staate, wovon sie bei bescheidenen Ansprüchen auskommen konnten;

doch erneuerte das Volk von Zeit zu Zeit seinen Beschluß über solche, später auf alle Gebrechlichen und armen Bürger ausgedehnten Unterstützungen. Die Kinder der im Kriege Gefallenen wurden bis zu ihrer Mündigkeit auf Kosten des Staates unterhalten und erhielten bei ihrer Wehrhaftmachung eine volle Rüstung zum Geschenk.

Noch gedenken wir hier der schönen Sitte Athens (sie war ebenfalls seit Solon üblich geworden), allen braven Kriegern eine gemeinschaftliche öffentliche Begräbnißfeier zu veranstalten, welche für das Vaterland in einem Feldzuge den Tod erlitten hatten. Die Aschenkrüge der auf der Wahlstatt Verbrannten wurden sämmtlich nach Athen geschafft und hier, die Gebeine jedes Stammes zusammen in einem Cypressenholzkasten, unter einem Zelt ausgestellt, wobei man selbst die Vermißten durch ein leeres Paradebett ehrte. Die ganze Stadt wetteiferte, die Bahren und Särge mit Blumen, Spezereien und bunten Thongefäßen zu schmücken. Die Beisetzung erfolgte in der schönsten Vorstadt, dem äußeren Kerameikos, und ein besonders dazu ernannter, angesehener Mann hielt den Gefallenen die Leichenrede.

Die Lage der verwundeten und kranken Krieger im römischen Heere kann in der älteren Zeit kaum so gut gewesen sein, als die der Griechen im Lager vor Troja. Von Leuten, die aus der Heilkunst eine Profession machten, hört man hier gar nichts; man kurirte sich zu Hause und im Lager mit Hausmitteln, zu denen allerhand Receptbücher die Anleitung gaben. Nach Plinius, dem Aelteren, kam der erste kunstverständige Chirurg erst im Jahre 219 v. Chr. aus dem Peloponnese nach Rom, wo er vom Senate das Bürgerrecht und eine öffentliche Bude geschenkt bekam. Durch arges Schneiden und Brennen brachte er aber die Kunst bald in Verruf und die Charlatanerie und Gewissenlosigkeit der Griechen, aus denen die ganze Zunft der frei prakticirenden Aerzte bis in die Kaiserzeit hinein fast ausschließlich bestand, war nicht dazu angethan, das Mißtrauen gründlich zu verscheuchen, wenn auch nicht Alle mit dem älteren Kato übereinstimmten, der sich steif und fest einbildete, die griechischen Aerzte hätten sich verschworen, alle Barbaren, also auch die Römer, mit ihrer Medicin zu tödten! Im Kriege kann man sich gegen das Ende des Freistaats hin höchstens Sklaven und Freigelassene als zuverlässige Diener des Feldherrn mit Ausübung der Heilkunst beschäftigt denken. Doch war es auch gewöhnlich, daß die verwundeten Soldaten in Familien untergebracht wurden. Es geschah dies z. B. schon im Jahre 478 v. Chr., wo der Consul M. Fabius, um sich und sein Geschlecht mit der Plebejergemeinde auszusöhnen, nach einer mörderischen Schlacht mit den Vejentern, die Verwundeten zur Heilung und Wartung in die Häuser der Patrizier vertheilte. „Die Meisten gab er dem fabischen Geschlecht," sagt Livius, „und nirgends genossen sie einer besseren Pflege." Einen weiteren Beleg für solche Vorkommnisse liefert Tacitus in seinen Annalen aus dem Jahre 27 n. Chr. Bei dem eine Meile von Rom entfernten Städtchen Fidenä stürzte ein zu Gladiatorenspielen schlecht improvisirtes hölzernes Amphitheater ein und begrub gegen 50,000 Menschen unter seinen Trümmern. Ein großer Theil derselben war aus Rom dorthin geströmt und nun bewies die Hauptstadt den aufopferndsten Wohlthätigkeitssinn: „Die Häuser der Vornehmen standen (den Verunglückten) offen, Verbandzeug und Aerzte wurden allenthalben geliefert und es war an jenem Tage die Stadt, wenn sie auch ein trauriges Aussehen hatte, den Einrichtungen der Alten ähnlich, welche nach großen Schlachten die Verwundeten durch Freigebigkeit und Sorgfalt erquickten."

Noch mehr Beispiele von besonderer Fürsorge hinsichtlich der leidenden Soldaten liefert uns überhaupt die Kaiserzeit. Von Tiberius schreibt Vellejus Paterkulus in seiner allerdings übertreibenden Manier: „Während des ganzen pannonischen und germanischen Krieges war niemand von uns (er war Chef einer Kavalleriebrigade) und von den im Range über oder unter uns Stehenden krank, dessen Wohlfahrt und Gesundheit nicht so durch die Sorgfalt Cäsars gefördert wurde, als ob sein von der Wucht so großer Arbeiten in Anspruch genommener Geist nur diesem einen Geschäfte obläge. Für Diejenigen, welche es wünschten, stand ein bespannter Wagen bereit; seine Sänfte wurde zum allgemeinen Gebrauche freigegeben, was sich Andere und ich selbst zu Nutze machten. Außerdem leisteten Aerzte, ferner besonders zubereitete Speisen, ferner die blos zu diesem Zwecke eingeführte Vorrichtung zum warmen Bade Jedermanns Gesundheit Beistand. Nur das Haus und die Familienglieder fehlten, sonst nichts, was von ihnen geleistet oder geheischt werden konnte."

Auch Tacitus erwähnt es von Germanikus, daß er nach dem mit großen Verlusten verbundenen deutschen Feldzuge im Jahre 15 n. Chr. die Verwundeten besuchte, die Thaten der Einzelnen lobte, die Wunden besichtigte und Alle durch Zuspruch zu ermuthigen suchte. Ebenso rühmt Plinius vom Kaiser Trajan, er habe immer die Zelte der Verwundeten und Kranken eher betreten, als sein eigenes, und dasselbe that auch Hadrian, wenn wir seinem Biographen Spartianus Glauben schenken. Noch sorgsamer kümmerte sich um die Pflege seiner Krieger der milde Alexander Severus, über den Lampridius berichtet: „Die kranken Soldaten besuchte er selbst in ihren Zelten, auch die gemeinsten, ließ sie in Wagen fahren und unterstützte sie mit allem Nöthigen. Und wenn sie vielleicht schwerer darniederlagen, so pflegte er sie in den Städten und auf dem Lande an Familienväter und ehrsame Frauen zu vertheilen, indem er die Unkosten, welche sie verursachten, wiedererstattete, mochten sie nun wieder gesund werden oder sterben."

Es klingt dies beinahe so, als ob zu jener Zeit immer noch an kunstgerechter Behandlung der Soldaten Mangel gewesen wäre. Aber seit Beginn der Kaiserzeit war in dieser Beziehung mancher Schritt zum Besseren gethan worden. Schon Augustus hatte für jede Legion einen Arzt angestellt, bei den Prätorianern sogar für jede Kohorte. Die Militärärzte, die von dieser Zeit an sehr häufig auf Grabinschriften vorkommen, theilten die Privilegien ihrer Kollegen im Civildienst, indem sie von allen Lasten und öffentlichen Dienstleistungen frei waren; doch waren sie vollständig ihren militärischen Abtheilungen einverleibt und trugen deshalb auch die Rüstung. Für besondere Verdienste in ihrem Berufe wurde ihnen oft Verdoppelung der Gage zu Theil, wie manche Inschriften besagen. Ueberhaupt griffen in Bezug auf die Armeeverpflegung

immer humanere Ansichten Platz, wie denn der Militärschriftsteller Vegetius treffend schreibt: „Der Soldat, den man frieren läßt, kann nicht gesund sein und ist daher zu Feldzügen unbrauchbar. Das Wasser, welches er trinken soll, darf nicht faul sein oder sonst schädliche Eigenschaften haben. Schlechtes Wasser ist Gift und bewirkt faule Fieber bei dem Trinker. Sobald es Kranke dieser Art im Lager giebt, müssen Hauptleute, Oberste und besonders der Oberbefehlshaber, der es am meisten zu thun vermag, darauf sehen, daß die Kranken mit dienlichen Speisen versehen werden und den Beistand eines Arztes erhalten. Es ist traurig, wenn der Soldat mit dem Ungemach des Krieges und der Krankheit zugleich kämpfen soll." Zu den Fortschritten in diesem Punkte gehört vor Allem das Vorhandensein eines Feldlazareths in dem römischen Lager. Erwähnt wird dasselbe zuerst von Hyginus, der zu Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung ein Schriftchen über die Lagerabsteckekunst geschrieben hat. Freilich giebt es in seinem auf drei Legionen berechneten Lager nur ein Lazareth (valetudinarium). Nach Vegetius stand es sammt den Feldärzten unter der Inspektion des Lagerchefs oder Platzcommandanten. Auch ein besonderer Aufseher (optio) des Krankenzeltes mit Gehilfen wird genannt.

Sehr interessant sind endlich einige Vorschriften, welche der zu Ende des 9. Jahrhunderts regierende byzantinische Kaiser Leo der Weise in seiner Taktik hinsichtlich der Fürsorge für die Verwundeten gegeben hat. Er wollte nämlich — und sicher hat auch die Ausführung stattgefunden, da sich dieselben Bestimmungen schon in einer aus früherer Zeit, vielleicht vom Kaiser Mauritius (im 6. Jahrhundert) stammenden Anleitung zur Kriegskunst finden —, daß hinter jeder Abtheilung des Heeres in einer Entfernung von etwa hundert Fuß acht bis zehn unbewaffnete, hurtige und muthige Männer folgen sollten, um die Verwundeten oder vom Pferde Gestürzten aufzuheben und in Sicherheit zu bringen, damit sie nicht von der Reserve niedergetreten würden oder aus Geringschätzung ihrer Verletzungen umkämen. Sie erhielten außer ihrem Solde noch für jeden Geretteten eine Geldbelohnung aus dem kaiserlichen Schatze. Jeder Mann aus dieser Sanitätscompagnie sollte aber auch mit zwei Leiterchen ausgestattet sein, vermittelst welcher er selbst auf der hinteren, der Verwundete auf der vorderen Seite des Pferdes aufsteigen könnte! Endlich führte er auch eine Flasche mit Wasser bei sich, „weil die Verwundeten oft in Ohnmacht fallen." H. Gsll.

Ueber die Erziehung und den Culturzustand der slavonischen Christen in der Türkei.

(Schluß.)

Nach diesem Blick auf das Schulwesen und den Culturzustand der unabhängigen Provinzen wenden wir uns um des Vergleiches willen zu den Distrieten mit slavonischer Bevölkerung, die noch unter der mittelbaren Verwaltung der Moslims stehen. Zu diesen gehört als die wichtigste Bulgarien, worunter wir indeß den ganzen von Bulgaren bewohnten Theil des Landes verstehn und nicht nur die unbedeutende unter diesem Namen bekannte türkische Provinz. Die bulgarische Bevölkerung beläuft sich auf 4—6 Millionen, und sind die türkischen statistischen Angaben in dieser Beziehung weder zuverlässig noch glaubwürdig.

Im Norden sind diese größtentheils herrlichen Gegenden von der Donau begrenzt, im Osten berühren die Wellen des schwarzen Meeres ihre lieblichen Küsten, und mehrere schiffbare Flüsse strömen von den Höhen des Hämus in die mit fruchtbaren Thälern und waldreichen Strecken wechselnde Ebene herab. Diese schönen Gegenden sind von einer arbeitsamen und friedliebenden Bevölkerung bewohnt, die sich durch ihren Sinn für eine höhere Ausbildung besonders vortheilhaft auszeichnet.

Dennoch giebt es in diesem großen und durch die Fruchtbarkeit seines herrlichen Bodens werthvollen Districte nur einige wenige Elementarschulen, und die Bevölkerung hat trotz ihres Begehrens die Erlaubniß zur Errichtung einer Akademie nicht erlangen können. Selbst eine Presse will man ihnen nicht gestatten, und solche Bücher und Tagesblätter, deren Erscheinen man in Constantinopel nicht gern sehen würde, müssen oberhalb der Grenze in Belgrad und Bukarest eine Umänderung erleiden. Jene Anfangsschulen gehen übrigens keineswegs von der Regierung aus, sondern werden von der Bevölkerung unterhalten, und hier sowohl wie in Serbien bewacht die von der Pforte unterstützte griechische Geistlichkeit mit eifersüchtigen Blicken die Ausbreitung der Schulen.

In den an der Donau gelegenen Gegenden, an deren nördlicher Seite jene für den Handel wichtige Wasserstraße sich entlang zieht, während sie vom Süden von den Gebirgen gleich einer natürlichen Mauer geschützt sind, hat die Bevölkerung mehr Unternehmungsgeist und Unabhängigkeitssinn bewahrt als ihre Landsleute auf den Ebenen des Inlandes besitzen; man findet hier auch zahlreichere Schulen, von welchen die besten in Schumla und Tirnowa sein sollen. Wir besuchten die zu Adrianopel, Philippopoli, Sophia, Nisch und Samakoff befindlichen Schulen, wir fanden die Zimmer derselben größtentheils geräumig, luftig und hell und alles von bulgarischer Sauberkeit. Die Bücher waren mit Uebersetzungen, veranstaltet von der amerikanischen Missionsgesellschaft, versehen, allein um es mit der Regierung nicht zu verderben, werden einige Schüler beständig auf türkisch unterrichtet, und einige schmeichelhafte Phrasen sind zu Ehren des Sultans in ein Schullied gebracht; ist der Besuchende indeß kein türkischer Beamter und zeigt sich den Christen freundlich gesinnt, so wird er alsbald derselben Melodie ganz andere Worte untergelegt hören, worin man den einstigen Befreier vom Joch der Türken lobpreist.

In Philippopoli, Samakoff und Sophia giebt es auch Mädchenschulen; die beste von diesen ist die in letzterer Stadt von einem patriotischen Bürger gegründete. Nach dem Tode seiner Gattin, die ihm nur einen Sohn hinterlassen, hatte er beschlossen, nicht wieder zu heirathen, sondern sein Vermögen und sein ganzes Interesse dieser Schule zu widmen; er hatte zur Leitung derselben sich eine Lehrerin aus dem südlichen Oesterreich mitgebracht, da eine slavonische Lehrerin kaum vorhanden sein dürfte; ein Mangel, der als ein großes Hinderniß für die weibliche Erziehung und Ausbildung in Bulgarien sich fühlbar macht. Zu Eski Sagra haben die amerikanischen Missio-

nare eine böhmische Lehrerin angestellt, und die Mädchenschule, der sie vorsteht, hat so viele Schülerinnen, wie die Schule zu fassen vermag.

In dem südlichen Theile Bulgariens, der an das alte Griechenland grenzt, sind die Schulen durchgängig weit kleiner und ärmlicher als anderswo; die besten fanden wir in Prilip, einer Stadt, in der einer der großen rumelischen Märkte gehalten wird; die zwei bulgarischen Schulen derselben werden von etwa 400 Kindern besucht, und wie wir hörten, soll hier auch eine Mädchenschule errichtet werden. Die Lehrer in diesen Schulen waren fast alle Serbier, doch waren die Bücher, die man zum Unterricht gebrauchte, verschieden von den in Belgrad üblichen.

Auch zu Belesa, einst der Sitz bulgarischer Gelehrsamkeit, war eine Schule, und nirgends fand unsere Dienerschaft so viele Käufer für die von ihnen mitgebrachten Bibeln, wie hier am Ort. In den bisher angeführten Orten begnügt der griechische Bischof sich damit, den Schulen keine Unterstützung angedeihen zu lassen und dann und wann gegen einen Lehrer, der ihm zu energisch auftritt, zu intrigniren; allein in einigen Städten, die an der bulgarisch-griechischen Grenze gelegen und von slavonischen Christen bewohnt sind, sucht man die Ausbildung der Jugend positiv zu verhindern, und an keinem dieser Orte ist eine slavonische Schule. Der Bischof besteht nämlich darauf, daß Lehrer und Bücher in den niedern Schulen griechisch sein sollen, und die Commune ist genöthigt, wider ihren Willen für diese zu bezahlen. Auch die Bulgarier, wenn sie in ihrer eigenen Sprache unterrichtet werden wollen, müssen Schulen auf eigene Kosten errichten, doch sucht man ihnen dies auf alle Weise zu erschweren.

In diesem Dilemma suchen die Bewohner Abhilfe bei den fremden Missionaren, indem sie diese bitten, ihnen Bücher in ihrer Muttersprache zu verschaffen, für welche sie gern zu zahlen bereit sind. An römischen Missionaren ist hier kein Mangel, die es auch an Eifer nicht fehlen lassen, allein mehr um zu bekehren als zur Bildung des Volkes beizutragen. Die amerikanische Mission hat bis hierher leider noch nicht zu dringen vermocht und die anglikanische eben so wenig; nur die schottische Kirche unterhält eine Missionsstation zu Monastir, die jetzt für die Vertheilung der gewünschten Bücher sorgen will; auch hat der dortige Missionar mehrere weibliche Waisen in sein Haus aufgenommen, und für zwei derselben, die zu Lehrerinnen ausgebildet werden, wird von England aus das Erforderliche bezahlt.

Wenn es um die Erziehung und Bildung in Bulgarien so übel steht, so steht es begreiflicher Weise noch weit schlechter um dieselben in den sparsam bevölkerten Berggegenden Alt-Serbiens, der Herzegowina und Bosniens; denn hier, wo die Türken immer gewohnt gewesen sind, die christlichen Schulen nach Belieben zu berauben und zu zerstören, hat man jetzt systematisch gegen dieselben zu opponiren begonnen, auf Grund einer Rede, die der mohamedanische Bei von Bosnien kürzlich gehalten, um den Pascha zu veranlassen, die Buchläden der Christen schließen zu lassen.

„Wir haben gesehen," sagte er, „was der Unterricht des Volkes über Frankreich gebracht hat, und wie er die Ursache gewesen, daß die Bevölkerung sich gegen ihre Regenten erhob; in gleicher Weise ist das türkische Reich jetzt durch die Schulen der slavonischen Christen mit Untergang bedroht. Aus ihren Geschichtsbüchern und andern Werken lernen sie, welche Stellung ihre Nation einst eingenommen hat, und dies mit ihrem jetzigen Zustand vergleichend, muß der Wunsch sich natürlich in ihnen regen, so lange zu kämpfen, bis sie wieder werden, was sie einst waren. Dies können sie aber nur durch den Sturz des ottomanischen Reiches erlangen. Ich bin daher der Meinung, daß es am richtigsten sei, den Christen sowohl wie den Muselmännern dieser Provinz die Errichtung von Schulen zu versagen; weil sie sonst, lernend, daß sie einst eine Nation mit den christlichen Bewohnern ausmachten, mit diesen gemeinschaftliche Sache machen und uns — zu Giaurs machen werden."

Die Möglichkeit, daß die slavonischen Muselmänner einmal gemeinschaftliche Sache mit der christlichen Bevölkerung machen könnten, ist in diesen Worten von einem Mohamedauer selbst ausgesprochen worden, und sie geben uns einen bedeutsamen Wink über die Ausbreitung der Bildung in der europäischen Türkei. Der größte Theil der mohamedanischen Bevölkerung hierselbst stammt in der That von einem abtrünnigen christlichen Adel ab und sieht daher mit Widerwillen und Eifersucht auf die fremde Race der osmanischen Türken.

Jene Rede, aus der wir die obigen Worte anführten, endete mit der Behauptung, daß es zur Rettung der Religion und des Reiches nothwendig sei, die Errichtung von Hochschulen zu verhindern und das Lesen von Büchern und Zeitungen zu verbieten. Infolge dieser überzeugenden Rede wurde die einzige Buchhandlung in Bosnien all ihres Vorraths an Büchern beraubt; nur einige Gebetbücher ließ man zurück, weil sie um ihres veralteten Dialectes willen weniger gefährlich erschienen.

Unter solchen Umständen dürfen wir uns nicht darüber wundern, wenn der britische Consul das Schulwesen in der bosnischen Hauptstadt als höchst beklagenswerth schildert, wo bei einer Einwohnerzahl von 4000 die Zahl der Schüler kaum 300 ausmacht, und was die übrigen Schulen betrifft, so sollen diese kaum den Namen von Schulen verdienen. Wir ersehen hieraus, wie vernachlässigt die Ausbildung der slavonischen Bevölkerung unter mohamedanischer Regierung ist, wie tief gesunken in Unwissenheit und Bigotterie; und doch ist Bosnien die westlichste Provinz des Reiches, nur wenige Tagereisen von Wien und der Grenze europäischer Civilisation entfernt und unweit der schönen dalmatischen Küstenstädte gelegen.

Das bisher Gesagte bezieht sich übrigens nur auf die Knabenschulen, und fast sollte man glauben, daß Mädchenschulen hier überhaupt nicht existiren; wir fanden indeß vier, die alle von Frauen aus den niederen Ständen geleitet werden, denen es gelegentlich durch irgend einen geistlichen Verwandten möglich geworden, lesen und schreiben zu lernen. Allein die Schwierigkeiten, mit denen manche dieser braven Frauen zu kämpfen haben, sind endlos. Mehrmals wurden ihre Schulen von Albanesen geplündert; eine Lehrerin mußte in männlicher Verkleidung eine Reise nach Serbien unternehmen, um sich Bücher und eine Gehilfin zu verschaffen, doch die größte Schwierigkeit, mit der man überall zu kämpfen hatte, war die, daß

der muselmännische Pöbel die kleinen Mädchen nicht ohne sie zu beschimpfen zur Schule gehen ließ; dies war an vielen Orten der Grund, weshalb man sich überhaupt scheute, Mädchenschulen zu gründen.

An diesen Schwierigkeiten, aber mehr noch an dem Mangel an tüchtigen Lehrerinnen scheiterte bisher jeglicher Fortschritt der weiblichen Ausbildung. Es ist daher die Absicht der am Eingang erwähnten Gesellschaft, der Bevölkerung hierin zu Hilfe zu kommen, indem man theils die Lehrerinnen an den schon bestehenden Schulen durch Geldbeiträge ermuntern, theils die Schulen mit den erforderlichen Büchern versehen will. Dann will man den Versuch machen, in einer der größeren slavonischen Städte eine Bildungsanstalt für eingeborne Lehrerinnen zu gründen, denen man freien Aufenthalt und Unterricht auf die Bedingung hin gewähren will, daß sie sich später auf gewisse Jahre dem Unterricht der Jugend widmen wollen. Es ist dies derselbe Plan, den man schon mit sichtlichem Erfolg in Griechenland zur Ausführung gebracht hat, wo die ersten Schulen für Lehrerinnen gleichfalls von Protestanten gegründet wurden.

Glücklicherweise sind die slavonischen Christen einen Schritt weiter, als die Hellenen es zur Zeit der Ankunft der amerikanischen Mission in Athen waren; denn während jene fortwährend in der Hauptstadt Bosniens Nachfrage nach Lehrerinnen anstellen, waren diese noch von der Furcht der Orientalen erfüllt, daß durch eine größere Ausbildung die Macht der Frauen Böses zu thun nur wachsen werde! Ein tüchtiger englischer Lehrer und eine Lehrerin haben sich bereits zur Leitung der Anstalt erboten, und nachdem sie sich die Sprache des Landes zu eigen gemacht, werden sie mit Hilfe eines slavonischen Lehrers die Schule eröffnen.

Der Protestantismus und die allgemeine Ausstellung zu Paris.

Auf der im kommenden Frühjahr zu eröffnenden internationalen Ausstellung zu Paris wird auch der Protestantismus Europa's, ja der ganzen Welt, auf würdige Weise vertreten werden.

In dem Ausstellungsgebäude selbst wird die britische Bibelgesellschaft ihren großen, reich ausgestatteten Glasschrank haben, in welchem man die Bibel in fast allen Sprachen der Erde — in 170 verbreitet sie jene Gesellschaft — erblicken wird. Neben ihr wird die Londoner Traktatgesellschaft, welche jährlich fast eine Million Thaler zur Herausgabe von christlichen volksthümlichen Schriften, illustrirten Blättern und Kinderschriften aufwendet, Proben ihrer mannigfaltigen außerordentlichen Thätigkeit zur Schau stellen. An sie werden sich die Ausstellungen anderer englischer, französischer, deutscher u. s. w. Vereine der innern Mission reihen, welche, wenn ihnen gleich nicht eine so großartige Wirksamkeit beschieden ist wie jenen, doch zeigen werden, daß ihre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich ist.

Außerdem ist in dem großen, das Ausstellungsgebäude umgebenden Park, in der Nähe des Eingangs zu jenem, ein Raum von 2000 □Metern den protestantischen Missionen zur Verfügung gestellt. Auf demselben wird ein langer Saal errichtet, um als Museum für die merkwürdigsten Gegenstände zu dienen, welche die evangelischen Missionsgesellschaften der alten und neuen Welt bei ihrer Arbeit gesammelt haben. Ebenso wird ein großer Saal für evangelische Versammlungen aller Sprachen, Predigten, Mittheilungen, Berichte u. s. w. gebaut werden. Dieser Saal wird den Namen: Saal der internationalen Conferenzen (la Salle des Conférences internationales) führen. So wird diese, die Herrlichkeiten der ganzen Welt in sich vereinigende Ausstellung auch, wie alles in der Welt dem Reiche Gottes dienen müssen; in welchem Maße, das wird von den Gebeten und der lebendigen Theilnahme der Gläubigen aller Völker und Zungen abhängen.

(N. Ev. K.-Ztg.)

Ein neues Missionsschiff.

Das älteste Missionsschiff ist bekanntlich das der Brüdergemeinde, welches seit 1770 die gefährliche Fahrt zwischen London und Labrador macht, ohne jemals — ein merkwürdiges Beispiel von der besonderen Hut des Herrn — einen ernstlichen Unfall erlitten zu haben. Seitdem haben auch die Londoner, die Wesleyanische, Norwegische, Hermannsburger und Bremer Missionsgesellschaften zu ihrem Dienst eigene Schiffe angeschafft. Als jüngstes reiht sich daran das Missionsschiff der Baseler Gesellschaft: die Palme, welche seit dem 21. August v. J. seine Fahrten zwischen Europa und den afrikanischen Stationen Christiansburg und Adalfo begonnen hat. Die feierliche Einweihung desselben fand am 20. August in dem Oldenburgischen Hafen Brake statt. Möge es unter dem Schutze des Herrn als gesegneter Träger der Friedens- und Sieges-Palme vielen Tausenden die frohe Botschaft von dem bringen helfen, der den Frieden auf die Erde und den Sieg über alle Mächte der Sünde, des Todes und der Hölle uns gebracht hat!

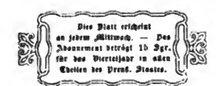
(N. Ev. K.-Ztg.)

Statistisches.

Nach einem im „Moniteur" veröffentlichten Bericht des Ministers des Innern über den Stand der in Frankreich bestehenden Gesellschaften zur gegenseitigen Unterstützung am Ende des Jahres 1865, giebt es zwei Klassen dieser Gesellschaften, approbirte und einfach nur autorisirte. Ihre Gesammtzahl beträgt 5228 mit 728,498 Mitgliedern, nämlich: 96,956 Ehrenmitgliedern (die nur Beiträge leisten, aber keine Unterstützung beanspruchen) und 685,542 wirklichen Theilhabern (579,589 Männer und 105,957 Frauen). Im Jahre 1865 sind 271 Gesellschaften mit 68,153 Mitgliedern hinzugekommen. Das Gesammtvermögen dieser Gesellschaften betrug am 31. December 1865: 39,830,675 Franken und hat sich im Laufe jenes Jahres um 3,206,050 Franken vermehrt.

Nach der vom „Berliner Hilfs-Verein für die Armee im Felde" veröffentlichten 8. Uebersicht der bis zum 30. December 1866 bei der Kasse desselben eingegangenen Beiträge beträgt die Gesammtsumme derselben: 127,292 Thlr. 25 Sgr. 2 Pf.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich. Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin. richten.



Wochenblatt



der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 16. Januar 1867. **Nr. 3.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Jan. 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1866.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. December 1866	42			
	Zugang pro December	17			
		59			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	41	41	1348	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. December 1866	40			
	Zugang pro December	13			
		53			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	36	36	1188	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. December 1866	24			
	Zugang pro December	9			
		33			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	21	21	775	88
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. December 1866	38			
	Zugang pro December	29			
		67			
	Abgang . .	34			
	Bleibt Bestand	33	33	1299	36
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. December 1866	41			
	Zugang pro December	37			
		78			
	Abgang . .	44			
	Bleibt Bestand	34	34	1350	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. December 1866	17			
	Zugang pro December	3			
		20			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	17	17	532	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. December 1866	32			
	Zugang pro December	7			
		39			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	30	30	969	60
	zu übertragen		212	7461	295
	Uebertrag		212	7461	295
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. December 1866	30			
	Zugang pro December	27			
		57			
	Abgang . .	37			
	Bleibt Bestand	20	20	690	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. December 1866	19			
	Zugang pro December	12			
		31			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	23	23	629	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. December 1866	47			
	Zugang pro December	13			
		60			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	47	47	1255	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. December 1866	16			
	Zugang pro December	18			
		34			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	20	20	576	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. December 1866	7			
	Zugang pro December	10			
		17			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	6	6	222	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. December 1866	21			
	Zugang pro December	13			
		34			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	17	17	557	41
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. December 1866	1			
	Zugang pro December	6			
		7			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	4	4	114	8
	zu übertragen		349	11,504	591

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Jan. 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro December 1866.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		349	11,504	591
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. December 1866	3			
	Zugang pro December	2			
		5			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	3	3	89	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. December 1866	9			
	Zugang pro December	—			
		9			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	6	6	213	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. December 1866	6			
	Zugang pro December	10			
		16			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	9	6	248	10
18.	**Pakosc**				
	Bestand am 1. December 1866	3			
	Zugang pro December	5			
		8			
	Abgang " "	3			
	Bleibt Bestand	5	5	174	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. December 1866	16			
	Zugang pro December	—			
		16			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	16	16	496	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. December 1866	9			
	Zugang pro December	7			
		16			
	Abgang " "	4			
	Bleibt Bestand	12	12	312	38
21.	**Plochingen (in Würtemberg):**				
	Bestand am 1. December 1866	—			
	Zugang pro December	1			
		1			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	1	1	18	14
	Zusammen		402	13,054	705

Der gesammte Abgang an Kranken pro December 1866 beträgt 259, davon sind:

a) gestorben . . . 13
b) geheilt entlassen . 231
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 15
wie vor 259.

22) Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.

Bestand am 1. November 1866 . . . . 17 Kranke.
Zugang pro November . . . . 32 "
49 Kranke.

Davon sind: geheilt 22
gebessert 3
fortgegangen 7
gestorben 3
35 — 35 "

Bleibt Bestand am 1. December 1866: 14 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 8 Europäer, 21 orientalische Christen, 5 Moslim und 1 Druse.

Die Zahl der Verpflegungstage pro November betrug 552.

Poliklinisch wurden behandelt 125 Personen.

1. **Albert Otto Rudolph von Burgsdorff**, Kreisdeputirter, auf Hohenjesar bei Frankfurt a. O., Rechtsritter seit 1864, † zu Hohenjesar 5. Januar 1867.

2. Dr. **Christian August von Tschirschky**, Geheimer Ober-Tribunals-Rath a. D., Ehrenritter seit 1852, † zu Berlin 9. Januar 1867.

Die Thätigkeit des Breslauer freiwilligen Studenten-Corps auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen.

Breslau, im Januar 1867.

Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen; Victoriaschüsse kündeten dem Lande die Heldenthaten seiner Söhne; ein endloser Jubel begleitete die Siegeskunde von Ort zu Ort und jeder Preuße brannte vor Verlangen, nach Kräften mitzuwirken am großen vaterländischen Werke.

In dieser Zeit, noch unter dem Eindrucke der ruhmreichen Tage von Nachod und Skalitz, war eine Aufforderung an die Studirenden der Universität Breslau ergangen: „Angesichts des fühlbaren Mangels an Pflegekräften auf dem Schlachtfelde sich im Samariterdienste zu bethätigen.“

Der Ruf fand begeisterte Aufnahme, und schon am 7. Juli verließ eine Schaar von etwa 60 Musensöhnen aller Fakultäten, versehen mit dem für ihren kommenden Beruf nothwendigen Verbandzeug, Breslau, um über Jauer, dessen Kreis opferfreudig auch die Unterhaltung des ganzen Corps übernommen hatte, in Eilmärschen sich nach ihrem Bestimmungsorte zu begeben.

In Trautenau, wo uns die noch frischen Spuren des stattgehabten, hartnäckigen Kampfes entgegentraten, wurde eine Section des Corps den dortigen Lazarethen überwiesen, und weiter ging es, jetzt meist zu Fuß, nach Königinhof. Am 8. Juli Abends langten wir, nachdem wir uns mühsam durch endlose Wagen-Colonnen gewunden, an dieser Stätte unbeschreiblichen Jammers an.

In das Commando militärischer Führer, das Geschrei der Fuhrleute, das Stampfen und Schnaufen der Pferde mischten sich das Stöhnen und die Klagelaute der nicht allein in den Häusern, sondern auch, wegen Ueberfüllung dieser, noch in den sogenannten Lauben befindlichen Verwundeten.

Ein Pesthauch lag über der ganzen Stadt. Es war bestimmt, in Königinhof unser Depot aufzuschlagen; — während nun ein Theil des Corps mit dem Abladen und Unterbringen der Bagage zu thun hatte, beschäftigte sich der andere bereits mit dem Verbinden der nächstliegenden Verwundeten.

Mit anbrechendem nächsten Morgen konnte dieses Liebeswerk erfolgreicher fortgesetzt werden. Ein trostloses Bild rollte sich da vor unseren Augen auf. Hier lagen bereits Abgeschiedene, der eine mit vor Schmerz verzerrten Zügen, der andere in ruhiger Hingebung gestorben; dort waren Andere im Verscheiden begriffen; viele hatten seit dem Schlachttage noch keinen Verband erhalten und lagen, ohne weitere Unterlage als ihren Mantel, auf dem bloßen Pflaster in ihrem Schmutz; Brand und Maden hatten in den Wunden Einzelner bereits Platz gegriffen, und Hunger, sowie brennender Durst plagte die armen Leute.

Das Corps wurde in Sectionen getheilt, jede derselben, unter Führung eines der Medicin-Verständigen, erhielt eine Anzahl Lauben und Häuser angewiesen, und nun ging es, nachdem erst die Wunden gereinigt, frisch an das Verbinden. Nach Beendigung dieser Operation wurden Kisten mit Wein aufgeschlagen, Eimer mit einem Gemisch von diesem und Wasser gefüllt; Brodte in Scheiben geschnitten, und jede Abtheilung hatte jetzt ihre Pflegebefohlenen mit Speise und Trank zu versehen.

Theologe und Jurist wetteiferten mit dem Mediciner, ihr Möglichstes zu thun; die nothwendigen Handgriffe waren bald erlernt und wenn auch so Manchem im ungewohnten Anblicke der oft gräßlichen Wunden und durch den denselben entströmenden ekelhaften Geruch Anfangs der Muth zu weiterem Vollbringen seiner Aufgabe sank, so führten Pflichtgefühl und das Bewußtsein, Menschenleben retten zu können, immer wieder zu erneuter Thätigkeit zurück.

Wie erhebend für's ganze Leben bleibt aber auch dieses Bewußtsein; der dankbare Blick oder Händedruck eines so armen Verstümmelten ist der schönste Lohn für alle Mühe und wird ein Sporn zu noch größerem Eifer.

Leider mußten wir uns schon nach einigen Stunden von unseren Verwundeten trennen. Nach Horic lautete die neue Marschroute! dort und auf dem nahen Schlachtfelde gab es noch mehr zu thun und waren unsere Kräfte bei weitem nöthiger; ferner befand sich auch daselbst das Haupt-Depot des Johanniter-Ordens, mit welchem wir in möglichst nahe Verbindung zu treten wünschten. Mit Zurücklassung Einiger vom Corps in Königinhof, verließen wir den Ort und kamen den 9. Abends, durchnäßt bis auf die Haut, in Horic an.

Hier fanden wir es, wie uns gesagt worden; alle Räume, in welchen nicht Verwundete lagen, hatten Einquartierung, so daß wir in später Nacht kaum noch ein spärliches Obdach für uns und unsere Vorräthe zu finden im Stande waren. Die anstrengenden Märsche bei unaufhörlich strömendem Regen, die schlechten Nachtquartiere, sowie der Mangel an warmer Nahrung hätten unter anderen Umständen so manche Natur erschüttert, — in der Aufregung der damaligen Zeit, wo eine Anspannung der ganzen Kraft Erforderniß war, wurde Alles überwunden.

Der andere Tag brauchte rührige Hände. — Ein Theil des Corps hat das Lokal für das Depot zu suchen und dasselbe einzurichten; — ein anderer ging, gerüstet mit Verbandzeug und bepackt mit allerlei Erfrischungen, in die Häuser, um den Verwundeten beizustehen; — das Gros endlich wurde auf das Schlachtfeld von Königgrätz zur Vertheilung in die daselbst zahlreich befindlichen Lazarethe geführt. — Diese Aufgabe war in zwei Tagen vollkommen und glücklich gelöst. — In Cerekwic, Benatek, Sadowa, Rozberic, Bestar, Rosnic, Prim, Hradek, Nechanic, Neu-Bidsow, Dohalicka, Mokrovous wurden Studenten stationirt, und gleichzeitig gab die schnelle Rundreise erwünschte Gelegenheit, durch Kenntnißnahme von Lage und Bedürfnissen der zerstreut und oft abseits des Weges liegenden Lazarethe unsere erst jung geschulten Kräfte dem Johanniter-Orden in seiner umfassenden Thätigkeit schon mit Erfolg anbieten zu können.

Wenn nun zwar unsere Absicht, dicht hinter der Gefechtslinie bald an den leidenden Mitbrüdern Samariterpflicht üben zu können, nicht in Erfüllung ging, so bot doch andererseits auch der Dienst im Lazareth ein weites Feld für segensreiche Arbeit.

Diese war in den ersten Wochen groß und anstrengend, — während des Auftretens der Cholera, an welcher viele Mitglieder mehr oder minder erheblich erkrankten, überaus gefahrvoll. — Sie bestand darin:

Nicht sowohl den Aerzten während der stetigen Visiten bei den größeren Operationen zu assistiren, sondern auch außer dieser Zeit den Verwundeten alle die kleinen Dienste zu erweisen, welche dieselben unausgesetzt beanspruchen, und unter denen besonders der Briefverkehr mit den Angehörigen hervorzuheben ist. — Nachtwachen wurden übernommen; Todte begraben; hier war ein Proviantransport nach den Lazarethen zu begleiten, — dort halfen Andere bei der Evacuirung der Verwundeten. Letztere beiden Dienstleistungen fielen hauptsächlich der in Horic stationirten Abtheilung zu, deren Mitglieder theils im Haupt-Depot des Johanniter-Ordens, sowie im Corps-Depot, theils in der Krankenpflege, besonders bei den in Privathäusern einzeln untergebrachten Verwundeten beschäftigt, auch noch die Pflicht hatten, die den genannten Ort passirenden Verwundeten und Truppen mit Verbänden, wo es erforderlich, und Erfrischungen zu versehen und zu jeder Stunde bereit sein mußten, an Orte gesandt zu werden, wo dringende Hilfe verlangt wurde.

Durch den Erfolg der ersten Expedition angeregt, und in der Voraussetzung einer noch stattfindenden Schlacht, ging Mitte Juli eine zweite, von der Handelskammer ausgerüstete, über 40 Studenten zählende Expedition von Breslau nach dem Kriegsschauplatze ab, und wurde ohne Aufenthalt bald bis nach Pardubitz vorgeschoben.

Die inzwischen eingetretenen Friedens-Präliminarien brachten jedoch den größten Theil der neu hinzugekommenen Kräfte zu keiner nachhaltigen Geltung. — Bis auf 12 Mann, welche in Pardubitz verblieben, kehrte die zweite Expedition nach etwa 14tägigem Aufenthalte in Böhmen, und mit dieser auch diejenigen Mitglieder des ersten Corps, welche in Folge der stattgefundenen starken Evacuirung nicht mehr eine besondere Thätigkeit entfalten konnten, in die Heimath zurück. —

Der erwähnten Abtheilung von 12 Mann dagegen wurde von der Kommandantur zu Pardubitz ein großes Haus, dicht beim Bahnhofe angewiesen, in dessen Räumen, nach der Art der Lazarethe eingerichtet und mit Betten besetzt, verwundete und kranke Soldaten, welche zur Weiterreise unfähig, Ruhe und Erholung fanden. — Außerdem hatten die Herren sich die Aufgabe gestellt, aus den ihnen vom dortigen Johanniter-Depot und seitens verschiedener Vereine übermachten Vorräthen Tag und Nacht die mit der Bahn durchpassirenden Truppen zu erfrischen und den Verwundeten, wenn nöthig, auch noch die Verbände zu erneuern.

Die Lösung dieser Aufgabe kann als sehr gelungen bezeichnet werden; sie war beendigt mit dem letzten Truppen-Zuge. Die 23 Mitglieder der in den Lazarethen des Schlachtfeldes vom 2. August ab noch verbliebenen ersten Expedition gingen, je nachdem das Bedürfniß für ihr längeres Verweilen als Krankenpfleger aufhörte, einzeln oder

truppweise zurück, bis endlich am 18. September bei der Räumung Böhmens seitens der Preußischen Truppen und der gleichzeitigen Uebergabe der Lazarethe in Oesterreichische Hände auch der letzte des Corps den Kriegsschauplatz verließ. Dr. Hulwa.

Der Hospitalorden des heiligen Lazarus von Jerusalem.

Tiefe Blicke in das Bereich humanitärer Bestrebungen thun wir, indem wir geleitet von historischer Forschung, unsere Gedanken heraustreten lassen aus dem engen Kreise eines einzelnen Menschenalters. Wir erkennen dabei, wie deutlich sich in allen der Geschichte angehörigen Gestaltungen die Milde, Güte und Langmuth der Weltregierung abspiegelt. Unserm geistigen Auge bietet sich ein prüfendes Anschauen mustergültiger Erscheinungen und warnender Beispiele.

Die Individuen, wie die Völker, sind Repräsentanten — Vollbringer oder Verleugner — gewisser von der Gottheit dem Menschen tief ins Herz geschriebener Gedanken. Wenn wir in diesem Sinn uns der historischen Betrachtung von Vorgängen im Gebiet der werkthätigen Nächstenliebe zuwenden, so werden wir mit hoher Freude die im Laufe der Jahrhunderte wiederkehrende selbstlose Krankenpflege — von angemessenstem Standpunkt aus — würdigen.

Ein Verfolgen der Geschichte des ritterlichen Lazarus-Ordens dictirt uns obige Gedanken. Die kurzen Angaben, welche aus dieser Geschichte hier in unseren Blättern eine Stelle finden mögen, thun dar, daß ein wahrhaft gutes frommes Werk unvergänglich ist; denn sein innerer Gehalt, sein wahres Wesen stammt von Dem, bei welchem ein Jahr ist wie hundert; und diese geistige Substanz lebt fort, wenn auch das sichtbare Product des menschlichen Schaffens äußerlich aufhört zu sein.

Nachdem der Lazarus-Ritterbund einerseits seiner Sonderaufgabe enthoben war (Fürsorge für die Aussätzigen), andererseits der Entartung verfiel und von dem Oberhaupt der römischen Kirche für unfähig erklärt worden, als Corporation ein Ansehen bei den Clericalen zu haben, da fanden weltliche Fürsten in diesem, aus hochedlem Stamm entsprossenen und vormals hochgeehrten geistlichen Ritterorden eine willkommene geistige (und allerdings auch materielle) Stütze für die Neubegründung anderer Ritterbündnisse. Man schätzte und verwerthete diejenigen Eigenschaften, welche dem Lazarusorden Ruhm und Stärke verliehen hatten und ächte Demuth und vollständigste Hingebung.

Den Zeitpunkt der Begründung der Lazarus-Rittergenossenschaft kann man nicht mit historischer Genauigkeit angeben. Gleiches gilt von dem Namen des Ordensstifters.

Der Lazarusorden entstand, ähnlich wie der Johanniterorden, in Jerusalem aus einer kleinen Gemeinde dienender Brüder, — ritterliche Schützer der Kranken und Armen. Für die Wahl der Bezeichnung: „Orden des heiligen Lazarus" giebt es zwei Versionen. Nach der einen widmete man das erste Hospital dem St. Lazarus. Nach der andern adoptirte man, bei der Vereinigung nach den Regeln des heiligen Basilius, für die Bezeichnung dieser Pilger- und Krankenherberge, das Wort „Lazareth", dessen Basilius, Bischof von Cäsarea, 370, dem Lazarus zu Ehren, sich zuerst bediente.

Die christliche Demuth bethätigte sich augenfällig in den Statuten, welche nicht nur auch denjenigen Rittern die Aufnahme in den Orden gewährte, die vom Aussatz befallen waren, sondern auch lediglich aus der Zahl dieser (abschreckend Erkrankten) die Großmeisterwürde besetzten; denn die Lazarusritter widmeten sich mit besonderer Vorliebe der Pflege der Aussätzigen. Fürwahr sie wählten ein heroisches Mittel zur Förderung ihres guten Werkes. „Mitleid ist der Liebe Pfand." — Während die kranken Ritterbrüder ausschließlich den Hospitaldienst versahen, verbanden die gesunden Ordensmitglieder mit der Uebung guter Werke den Kampf mit den Ungläubigen. Erst 1253, als der Orden Syrien verlassen mußte, erlaubte Papst Innocenz IV., daß der Ordens-Großmeister nicht ein aussätziger Ritter zu sein brauche. Die Ritter motivirten ihre desfalsige Bitte durch den Hinweis auf die Unmöglichkeit, einen Großmeister zu wählen, weil alle aussätzigen Hospitalbrüder von den unchristlichen Gegnern erschlagen worden waren.

Die hingebungsvolle Fürsorge der Lazarus-Ordensmänner für die Erleichterung des Schicksals der Aussätzigen verschaffte ihnen besondere Berühmtheit, päpstliche Gnaden und fürstlichen Dank.

König Ludwig VII. und König Ludwig der Heilige von Frankreich brachten von ihren Kreuzzügen mehrere Lazarus-Ritter mit, welche die französischen Hospitäler beaufsichtigten und den (vielfach durch heimkehrende Kreuzfahrer nach dem Occident eingeschleppten) Aussatz heilen sollten.

Papst Clemens IV. richtete an alle Prälaten, mit Androhung der Bannstrafe, das Gebot, den Rittern vom Orden St. Lazarus hilfreiche Hand zu bieten, wenn dieselben sich an sie wenden würden, um die Aussätzigen zur Aufnahme in die Hospitäler zu nöthigen; auch solle darauf gehalten werden, daß Jeder mit seiner gesammten liegenden und fahrenden Habe sich in die Leproserie begebe. (Eine Bereicherung dieser Aussatzhospitäler also, durch Geld und Geldeswerth.)

Ludwig VII. schenkte den mit ihm nach Frankreich gekommenen Lazarus-Rittern (1154) die Herrschaft Boigny bei Orléans und vor den Thoren von Paris eine Kirche und ein Schloß. Letzteres verwandelten sie in ein Krankenhaus und nahmen darin Aussätzige auf, welche aus Paris gebürtig, und Bäcker aus allen Provinzen, weil dieses Gewerbe am meisten von jener fürchterlichen Krankheit zu leiden hatte. König Ludwig der Heilige bestätigte die von seinen königlichen Vorfahren dem Lazarusorden gemachten Schenkungen. Nach Vertreibung der Christen aus Syrien fand das Ordensoberhaupt demgemäß in Boigny ein angemessenes Refugium. Es legte sich in dieser Residenz einen sehr hochtönenden Titel bei: „Großmeister des Ordens des heiligen Lazarus, sowohl diesseits als jenseits des Meeres"; ein Titel, der zwar für den Einzelfall nur das Factum erläutert, daß der erste Großmeister in Frankreich auch Großmeister jenseit des Mittelmeeres gewesen war; für die Folgezeit hat dieser Titel nur insoweit eine Bedeutung, als die nach

allen Theilen Europas zerstreuten und überall durch Hospitäler sich fortdauernd nützlich machenden Ritter die Oberhoheit des Centralhauses Boigny und des dortigen Ordensobern anerkannten.

Die Regeln des heiligen Basilius vertauschte man 1255 mit denen des heiligen Augustin.

Nach und nach milderte der Wechsel des Klimas und die höhere europäische Civilisation die Plage des Aussatzes. Dem Orden verblieb, unter Hinwegfall der übernommenen Verpflichtungen, ein bedeutender Reichthum. Bald stellte sich, namentlich bei den Ordensgliedern in Italien, Wohlleben und Ueppigkeit ein, als Consequenz des Müßiggangs. Diesem Verfall des Ordens folgte natürlich auf dem Fuß ein Sinken in der öffentlichen Achtung. Papst Innocenz VIII. glaubte sich deshalb verpflichtet, die Auflösung des Ordens auszusprechen, 1490. Er übertrug die Ordensgüter den Johannitern. Die Lazarusritter in Frankreich versagten der päpstlichen Bulle den Gehorsam. Das französische Parlament schützte diese Opposition. In Italien wurden, auf Kaiser Carls V. Bitten, dem Lazarusorden die Hospitäler in Messina und Palermo wiedergegeben und durch Papst Leo X. dem bisherigen Comthur von Capua unterstellt. Pius IV. ertheilte 1565 dem ihm anverwandten Jeannot de Châtillon die Würde eines „Religionis et militiae sancti Lazari Hierosolymitani per totum orbem generalis Magister.“ Gregor XIII. aber vereinigte nach dem Tode dieses Châtillon, 1572, den Orden des heiligen Lazarus mit dem zur Vertheidigung des katholischen Glaubens (als Rüstung gegen die calvinistischen „Ketzer“) vom Herzog Emanuel Philibert von Savoyen in demselben Jahre gestifteten Orden des heiligen Mauricius. Dieser neue Orden erhielt sämmtliche Lazarus-Commanderien in Italien und Spanien. Gegen die, unter dem Vorwand des erledigten Lazarus-Großmeisterthums, diesem savoyischen Herzog verliehene Großmeisterwürde protestirte das der zeitigefranzösische Lazarusritter-Oberhaupt Franz Salviati. Er hielt dieser Angelegenheit halber ein Generalcapitel in Boigny ab, und das französische Großmeisterthum übte auch ferner die Befugniß, Ritter aufzunehmen und Comthureien zu vergeben.

Als Ordenszeichen trugen die Lazarusritter seit Ende des 15. Jahrhunderts ein grünes, 8 spitziges Kreuz. Diese Decoration combinirte sich mit der des Mauricius-Ordens, um auch äußerlich die Vereini gung dieser neuen und jener alten Genossenschaft darzustellen. Obwohl 1816 reorganisirt, als ein allen Staatsbürgern zugänglicher Verdienstorden, besteht das altehrwürdige Abzeichen der ritterlichen Lazarusbrüder noch fort; eine decorative Hälfte des zur Zeit königlich italienischen Mauricius- und Lazarus-Ordens.

In Frankreich verharrte die Lazarusrittergenossenschaft in ihrer dunkeln aber selbstständigen Existenz, bis sie 1608 von König Heinrich IV. dem neugestifteten Orden „Unsrer lieben Frau vom Berge Carmel“ incorporirt wurden. Bei dieser Verjüngung erhielt der Orden die Bestimmung, 100 Ritter stark, in Kriegszeiten die königliche Person zu schützen. 1658, 1664 und 1672 wurde diese Verschmelzung des französischen Lazarus-Ritterordens erneuet. 1779 attachirte ein Reglement des nachmaligen Königs Ludwig XVIII., als derzeitigen Ordensgroßmeister, die Eleven der Militärschule diesem Orden, der Art, daß jährlich drei Eleven dieses Instituts in den Orden eintraten. Das Lazaruskreuz wurde aber nur als Supplement des Carmel-Ordenskreuzes demjenigen unter diesen jungen Männern ertheilt, welcher sich durch einen entscheidenden Coup oder durch eine umsichtig ausgeführte Action auszeichnete, beglaubigt durch Zeugniß des commandirenden Generals und des Kriegsministers. (Der Lazarusorden stand also vergleichsweis in dem Verhältniß der, als Kriegsdecoration, einem früher ertheilten Orden angefügten „Schwerter“.) Der den französischen Staat umstürzende Radikalismus erklärte natürlich die Carmel- (und Lazarus-) Ordens- und Adels-Institution für unzeitgemäß, und associirte ihr Schicksal mit dem vieler anderweit „glücklich Beseitigten“. (Der Mohr kann gehen.) NB. Der Orden besaß, vor der großen französischen Revolution, in Frankreich fünf Großprioreien und 140 Commanderien. Das souveraine, tugendhafte Volk beanspruchte diese Güter als „Nationaleigenthum“. Das restaurirte Königthum vermied es, durch Erneuerung des vernichteten Ordens das Andenken aufzufrischen an eine mittelst Bruderblut in den Annalen der Menschenliebe hervorleuchtende Zeit tiefer Verirrung.

Wir fügen diesem Abriß aus dem Nekrolog des ritterlichen Lazarusordens an: 1) Die Notiz, man möge ihn nicht verwechseln mit den von Vincenz de Paula gestifteten „Lazaristen“, eine Gemeinschaft von Priestern und Missionspredigern, die sich, wie andere Congregationen, auch mit der Verpflegung der Kranken in den Hospitälern beschäftigte. Ihr Name (Lazaristen) ist decivirt von der Priorei St. Lazarus zu Paris.

Eine Nachricht aus dem Jahre 1744: „Die französischen Lazaristen nehmen sich, in ihrem Hospital des heiligen Lazarus zu Paris, der zu fernerem Kriegsdienst untüchtigen Soldaten an“ kann sich eben so gut auf die Lazarus-Ritter wie auf die Lazarus-Priester beziehen. (Hinsichtlich der „Lazaristen“ überhaupt siehe Abbeville vie de St. Vincent de Paula, Tome IV, p. 6.)

Zweitens reihen wir die Mittheilung an, daß es auch Nonnen des Ordens vom heiligen Lazarus gab. Sibilla, Tochter des Königs Fulko von Jerusalem, ging, während ihr Gemahl (Theodorich Graf von Flandern) gegen die Ungläubigen kämpfte, in das Kloster der weiblichen Lazaristen zu Jerusalem und pflegte hier mit großartiger Hingebung die unglücklichen Aussätzigen.

Noch 1753 bestand in der Schweiz ein Lazaristen-Nonnenkloster. (C. Gr. Lippe.)

Das Institut der Königin zu Dublin.

Der Dubliner Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts hat im Jahre 1861 unter dem Namen „Queens-Institute“ eine Unterrichts-Anstalt für Mädchen gegründet, welche so gut gediehen ist, daß sie jetzt nur noch eines geringen Zuschusses von Seiten des Vereins bedarf. Sie besteht aus mehreren Abtheilungen. Die besuchteste ist die der Maschinenmäherinnen, in welcher alle Fertigkeiten gelehrt werden, welche

bei Anfertigung von Damen- und Kindergarderobe-Gegenständen förderlich sind. In Verbindung mit dieser Abtheilung des Instituts steht ein Ausstellungslocal, welches im Jahre 1865 eingerichtet wurde und vielen Frauen Gelegenheit zu lohnender Arbeit bietet. In einer andern Abtheilung wird das Coloriren von Photographien gelehrt. Das Photographiren selbst soll demnächst ebenfalls in einer besondern Klasse der Anstalt gelehrt werden. Auch für die kaufmännischen Geschäfte und den Telegraphendienst werden Mädchen vorgebildet. Bereits haben 28 Mädchen, welche in der Anstalt unterrichtet wurden, Anstellungen als Telegraphistinnen gefunden. Auch im Abschreiben von Actenstücken und gerichtlichen Verhandlungen werden Mädchen unterwiesen; eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Rechtsanwalten und Notaren versieht diese Mädchen mit Arbeit. Seit dem Januar 1866 ist auch eine Klasse für den Unterricht im Lithographiren eröffnet, in welcher hauptsächlich gewerbliche Circulare, Adreßkarten und Formulare zu Rechnungen angefertigt werden. Endlich hat man in neuester Zeit hier auch angefangen, Mädchen im Holzschneiden zu unterrichten, und mehrere Schülerinnen dieser Klasse haben bereits sehr tüchtige Arbeiten geliefert.

Wir Deutschen möchten uns gern überreden, daß wir namentlich in Beziehung auf Unterricht den Nachbarvölkern voraus seien, wir finden aber nur zu oft Gelegenheit uns zu überzeugen, daß die Franzosen und Engländer uns zumal in der Fertigkeit, die Wissenschaften und Künste praktisch auszubeuten, entschieden vorangeschritten sind.

Die National-Invaliden-Stiftung,

welche unter dem hohen Schutze Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen steht, hat mit ihren Geldsammlungen einen guten Anfang gemacht. Bei dem Central-Comité in Berlin sind bisher schon über 250,000 Thlr. von Deutschen aus allen Ländern und Welttheilen eingegangen. An laufenden Beiträgen für 1867 und fernerhin sind etwa 2000 Thlr. jährlich zugesichert. Das Verzeichniß der Beiträge wird in nächster Zeit veröffentlicht werden. Das Central-Comité hat zur Unterstützung bisher 8000 Thlr. unmittelbar verwendet. Die Bildung von Zweigvereinen ist in allen Landestheilen im Gange; es ist zu wünschen, daß dieselbe durchweg beschleunigt werde. Vornehmlich aber mögen alle Einzelnen der patriotischen Pflicht, für die National-Invaliden sorgen zu helfen, fort und fort eingedenk bleiben. In der ersten Zeit nach dem Kriege mag es Manchen in Folge der Opfer und Lasten, die der Krieg selbst auferlegt hatte, schwerer gewesen sein, alsbald reichlich für die Invaliden beizusteuern. Jetzt aber möge Jeder bei dem freudigen Rückblick auf den herrlichen Gewinn des Jahres 1866 Derer mit der That gedenken, welche ihre Gesundheit und ihre Erwerbsfähigkeit dafür eingebüßt haben. Auch die Geldbeiträge, welche Privatleute „An das Central-Comité der National-Invaliden-Stiftung zu Berlin" oder an den geschäftsführenden Ausschuß des Central-Comités u. s. w. einsenden, werden von der Post portofrei befördert, wenn noch der Vermerk dabei steht: „Beitrag für die National-Invaliden-Stiftung." (Prov.-Corresp.)

Literatur.

In Folge eines Beschlusses des Preußischen Central-Comités zur Pflege im Felde verwundeter Krieger soll die seit dem Monat Mai 1866 von demselben herausgegebene Zeitschrift „Kriegerheil" mit dem am 1. Januar c. begonnenen zweiten Jahrgange, laut des von der Redaction derselben veröffentlichten Prospects, eine Veränderung und Erweiterung in der Art erfahren, daß die Tendenzen, wie sie bereits in Nr. 1 des ersten Jahrganges ausgesprochen worden sind, in höherem Maße als bisher in ihr zur Geltung kommen. Während nämlich bis jetzt in dem erwähnten Organe des Central-Comités die Angelegenheiten desselben eine überwiegende Berücksichtigung gefunden haben, werden von nun an auch die Erfahrungen, Erfolge und Vorschläge sowohl der zahlreichen Vereine ähnlicher Tendenz, als einzelner Personen im preußischen und deutschen Vaterlande und im Auslande mehr als bisher in seinen Spalten vertreten sein, indem es darauf ankommt, feste Normen für die Organisation der Privat-Hülfe in Kriegszeiten, im Anschluß an die amtliche Pflege der Kranken, die staatliche Unterstützung der Invaliden und der Hinterbliebenen der Gefallenen u. s. w. zu gewinnen. Auf diesem bis jetzt sehr wenig angebauten Felde und dem der immer noch nicht hinreichend gewürdigten Kriegs-Hygiene, hofft die Redaction durch Aufsätze und Abhandlungen, welche in wissenschaftlicher Form, jedoch mit Vermeidung aller eigentlich militairischen und medizinischen Details und mit Ausschluß der Politik, einen der zahlreichen in dieses Gebiet gehörenden Gegenstände abhandeln, mit der Zeit Früchte reifen zu sehen. Dabei will dieselbe den Mittheilungen über gemachte günstige oder ungünstige Erfahrungen den ersten Platz einräumen, und sich auch hinreichend motivirten Vorschlägen nicht verschließen.

Die Zeitschrift „Kriegerheil" wird auch in ihrem zweiten Jahrgange im Verlage von Th. Chr. Fr. Enslin (Adolph Enslin) hierselbst und zwar in vergrößertem Formate erscheinen.

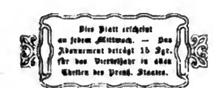
Monatlich wird eine Nummer ausgegeben, und beträgt der Pränumerations-Preis für das Semester 20 Sgr.

Bestellungen werden sowohl von der Post, wie von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

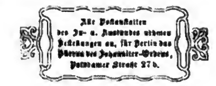
Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich. Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.



Wochenblatt



der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 23. Januar 1867. **Nr. 4.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Hauptmann und Kompagnie-Chef im 1. Ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 1 Kronprinz, von Bülow,
- Rittergutsbesitzer Friedrich von Wernsdorff, auf Stagnitten bei Elbing,
- Hauptmann und Kompagnie-Chef im 2. Ostpreußischen Grenadier-Regiment Nr. 3 von Kornatzki,
- Hauptmann im 3. Ostpreußischen Landwehr-Regiment Nr. 4 von Schmeling, auf Weßlienen bei Wolittnick in Ostpreußen,
- Landrath des Kreises Culm Freiherrn von Schrötter, zu Culm,
- Rittergutsbesitzer von Pretzentin, genannt von Rautter, auf Willkamm bei Gerdauen,
- Oberst und Kommandeur des 1. Oberschlesischen Infanterie-Regiments Nr. 22 von Rueville,
- Oberstlieutenant a. D. Paul von Bülow, zu Berlin,
- Rittmeister im Ulanen-Regiment Nr. 13 von Buddenbrock,
- Major im Garde-Kürassier-Regiment Grafen zu Lynar,
- Oberst und Kommandeur des Brandenburgischen Füsilier-Regiments Nr. 35 von Rothmaler,
- Rittergutsbesitzer Alexander von Pfuel, auf Jahnsfelde bei Müncheberg,
- Rittergutsbesitzer Carl von Behr, auf Behrenhof bei Gützkow,
- Major im Infanterie-Regiment Nr. 75 von Hirschfeld,
- Hauptmann und Kompagnie-Chef im 8. Pommerschen Infanterie-Regiment Nr. 61 von Kameke,
- Hauptmann a. D. Carl Freiherrn von Troschke, auf Reßin bei Colberg,
- Hauptmann a. D. Emil Freiherrn von Troschke, auf Fürstenflagge bei Gollnow,
- Rittmeister in der Garde-Landwehr-Kavallerie Ernst Achaz von Wedell, auf Blankensee, Kreis Pyritz,
- Rittergutsbesitzer Rudolph von Bandemer, auf Selesen, Kreis Stolp,
- Rittmeister a. D. Richard von Bandemer, auf Kuckow bei Silkow,
- Rittmeister im 6. Landwehr-Husaren-Regiment Emil von Spiegel, auf Dammer bei Schwirz, Kreis Namslau,

Den Rittmeister a. D. und Landrath des Kreises Neumarkt Magnus von Kuebel-Doeberitz, zu Neumarkt,
- Hauptmann a. D. Ewald Grafen von Pfeil, auf Kreisewitz bei Brieg,
- Rittergutsbesitzer Friedrich Freiherrn von Eickstedt, auf Silberkopf bei Ratibor,
- Rittmeister a. D. von Wrochem, auf Brzesnitz bei Ratibor,
- Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Carl Heinrich von Prittwitz-Gaffron, auf Teschenau, Kreis Cosel,
- Generalmajor und Kommandeur der 42. Infanterie-Brigade von Pritzelwitz,
- Ceremonienmeister und Kammerherrn Woldemar Grafen von Pfeil, auf Pleischwitz bei Breslau,
- Regierungsrath und Landrath des Kreises Glogau Adolph von Selchow, zu Glogau,
- Rittmeister a. D., Mitglied des Herrenhauses Otto von Reinersdorff, auf Ober-Stradam bei Polnisch-Wartenberg,
- Regierungs-Assessor a. D. und Rittergutsbesitzer von Kardorff-Wabnitz, auf Wabnitz bei Bernstadt,
- Rittergutsbesitzer Heinrich von Schönermarck, auf Grosburg, Kreis Strehlen,
- Landesältesten Erich von Warburg, auf Altwaltersdorf bei Habelschwerdt,
- Landrath des Kreises Bolkenhayn Hans Timotheus Grafen von Schweinitz und Crain, auf Hausdorf bei Hohenfriedberg,
- Consul Bogdan Grafen von Reichenbach, zu Smyrna,
- Landesältesten Carl von Sanden, zu Görlitz,
- Kammerjunker Dorotheus Grafen von Rothkirch und Trach, auf Bärsdorf bei Haynau,
- Rittergutsbesitzer Hans Ernst Anton Freiherrn von Werthern, auf Lossa bei Wiehe,
- Rittergutsbesitzer Balduin Freiherrn Eller von Eberstein, auf Mohrungen bei Sangerhausen,
- Rittmeister a. D. Fritz Grafen von Wartensleben, zu Carow bei Genthin,

Den Grafen Julius von Zech-Burkersrode, auf Bündorf bei Lauchstedt,
- Rittmeister und Escadron-Chef im Magdeburgischen Kürassier-Regiment Nr. 7 von Wuthenau,
- Assessor a. D. Burghard von Cramm, zu Dresden,
- Major a. D. Thilo Freiherrn von Werthern, auf Cölleda, Kreis Eckartsberge,
- Kammerherrn Thedel Grafen von Kielmansegge, auf Cappenberg bei Lünen,
- Regierungsrath von Guionneau, zu Münster,
- Prinzen und Rheingrafen Carl zu Salm-Horstmar, zu Coesfeld,
- Rittmeister und Escadron-Chef im Westphälischen Ulanen-Regiment Nr. 5 Ernst Freiherrn von Bodelschwingh,
- Oberjägermeister für das Herzogthum Lauenburg Hans Hartwig Ernst Grafen von Bernstorff-Gyldensteen, auf Schloß Wotersen bei Büchen,
- Rittergutsbesitzer von Meding, zu Schwerin,
- Rittergutsbesitzer Wilhelm von Lepel, auf Beseritz bei Friedland in Mecklenburg-Strelitz,
- Grafen Friedrich zu Solms-Laubach, zu Arnsburg bei Lich im Großherzogthum Hessen,
- Großherzoglich Hessischen Major à la suite der Reiterei von Grolman, zu Gundernhausen bei Dieburg im Großherzogthum Hessen,
- Herzoglich Sachsen-Altenburgischen Kammerherrn Louis von Stieglitz, auf Mannichswalde bei Crimmitschau im Königreich Sachsen,
- Herzoglich Anhaltischen Kammerherrn, Hauptmann à la suite und persönlichen Adjutanten Seiner Hoheit des Erbprinzen von Anhalt Freiherrn von Loën,
- Rittergutsbesitzer Felix Freiherrn von Stein, auf Groß-Kochberg bei Rudolstadt a. d. Saale,
- Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Regierungsrath Carl Freiherrn von Stein, zu Völkershausen bei Meiningen,
- Königlich Niederländischen Kammerherrn Adolph Grafen von Hompesch-Walbourg, auf Schloß Walbourg bei Sittard in den Niederlanden,
- Kaiserlich Russischen Oberst und Kommandeur des Leib-Grenadier-Regiments Erivan des Kaisers Wilhelm von Bünting,
- Kaiserlich Russischen Wirklichen Staats-Rath und Kammerherrn Constantin Freiherrn von Ungern-Sternberg, zu Odessa,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Madame de Rocoulles.

Zum 24. Januar 1864 wurde in diesen Blättern ein Lebensabriß des Grafen Albrecht Conrad Fink v. Finkenstein niedergelegt; (geb. 1660, gest. 1735) Mentor des großen Königs. Anläßlich des 155jährigen Andenkens an die Geburt dieses in allen Zonen und Zeiten fortlebenden Monarchen, wenden wir uns der Frau von Rocoulles zu. Sie war, ähnlich wie Finkenstein, mit der Obhut zweier auf einander folgenden Thronerben betraut. Wägen wir die Verdienste des Oberhofmeisters Finkenstein und der Gouvernante Rocoulles gegen einander ab, so dürften wir versucht sein, der Letzteren den Vorrang einzuräumen; denn Frau von Rocoulles überwachte beider Kronprinzen Kinderjahre; Jahre, die so entscheidend sind für das ganze Leben. Das schönste Ehrengedächtniß hat ihr der weltberühmte Zögling in einem Briefe errichtet, d. d. Rheinsberg, 23. November 1737, wenn Er der hochbetagten vormaligen Erzieherin den Titel „Mutter" beilegt. „Dieser gehört Ihnen gewissermaßen in Betracht der Sorgen und Mühen, welche Sie auf meine jungen Jahre verwendet haben. Ich versichere, daß ich es nie vergessen werde; denn Sie sind, nächst meinen Eltern, die Person, gegen welche ich die meiste Verpflichtung fühle."

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg und seine beiden Gemahlinnen erhielten, der Sitte ihrer Zeit gemäß, eine französische Bildung. Ihre Kinder erzogen sie ähnlich. Ein Gleiches thaten Friedrich, der erste König in Preußen, und dessen zweite Gemahlin, die „großartige" Sophie Charlotte, eine geborene Prinzeß von Hannover (vermählt 1684, geboren 1668, gestorben 1705), Mutter König Friedrich Wilhelm's I. (geb. zu Berlin d. 15. Aug. 1688).

Die Königin Sophie Charlotte sprach das Französische mit einer Leichtigkeit und so einer eigenthümlichen Vollkommenheit, daß ein vornehmer réfugié, nachdem er dieser Fürstin vorgestellt worden, frug, ob dieselbe „auch das Deutsche wisse." Als Kind hatte sie sich längere Zeit mit ihrer Mutter in Frankreich aufgehalten, während der brillantesten Epoche des Hofes von Versailles. Der väterliche Hof zu Celle lebte vollständig auf französischem Fuß; er glänzte durch Höflichkeit und Eleganz. Kaum nach Berlin gekommen, wurde die eben so schöne wie geistreiche junge Kurprinzeß der Vereinigungspunkt für Alles, was die Nation Ausgezeichnetes besaß, und was aus der Fremde herbeikam, angezogen durch den Waffenruhm und die Regentengröße des damaligen brandenburgischen Throninhabers.

Zu den ungefähr 20,000 unglücklichen protestantischen Franzosen, welche in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes und der zu trauriger Berühmtheit gelangten „Dragonaden" ein Asyl fanden bei dem großen Kurfürsten, gehörte die Wittwe eines Herrn von Montbail (Esaïe du Maz de Montbail); aus Alençon vertrieben durch die religiöse Unduldsamkeit der Herzogin von Guise, Besitzerin dieser Stadt. In Berlin angekommen, mit ihrer Schwiegermutter (Baronin de Montmartin), zwei vaterlosen kleinen Töchtern und sehr geringen Geldmitteln, boten sich der Wittwe de Montbail trübe Aussichten für die Zukunft. Das Mitleid und der Scharfblick der gutherzigen und gelehrten Kurfürstin Sophie Charlotte aber erleichterte das Mißgeschick und eröffnete eine ruhmvolle, schöne Laufbahn. Die Gemahlin Friedrichs III. nahm sich nicht nur der beiden Töchter der Madame de Montbail an, sondern übertrug auch der Mutter die

Aufsicht über den damals 5jährigen Kurprinzen Friedrich Wilhelm, und beehrte dieselbe dabei mit vollem Vertrauen.

Während ihrer Misère in Berlin hat Madame de Montbail manchmal in sehr unschuldiger Weise ihre Kinder um das mangelnde Nachtessen betrogen, indem sie mit ihnen lange Psalmen sang und so einschläferte.

Madame de Montbail nahm bald nach ihrer Anstellung denjenigen Namen an, unter dem wir sie gleich anfangs eingeführt haben. Sie verheirathete sich in Berlin, zum zweiten Male, mit Jaques de Pellet Seigneur de Rocoulles, Commandeur einer der beiden Compagnien Grands Mousquetaires, welche Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große aus lauter geflüchteten französischen Offizieren und Edelleuten errichtet hatte. (Herr von Rocoulles starb 1698, als Oberst, in Berlin. Seine Ehe war kinderlos.)

Den auf sie gesetzten Erwartungen entsprach Frau von Rocoulles vollständig, durch hingebende Pflichterfüllung, — ganz so wie man es voraussetzen konnte bei Jemand, der seinem religiösen Bekenntniß irdische Vortheile und Annehmlichkeiten zum Opfer brachte.

Im spätesten Alter noch entsann sich Madame de Rocoulles der Unruhe, welche die ihr übertragene Ueberwachung des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm I. verursachte. Erinnern wir uns der von Geburt an lebhaften und kraftvollen Art dieses Monarchen, und erfahren wir, daß Madame de Rocoulles ebenso gewissenhaft wie sanft und empfindsam geartet war, so werden wir verstehen, wie schwierig die Aufgabe einer solchen Gouvernante. Nachdem der Kurprinz das sechste Lebensjahr vollendet hatte, übergab Kurfürstin Sophie Charlotte ihn der männlichen Aufsicht. Madame de Rocoulles erhielt, außer einem höchst ehrenvollen Anerkenntniß ihrer treuen Dienste, ein Geschenk von 6000 Thaler und ein Jahrgeld von 600 Thaler. König Friedrich Wilhelm I. konnte sicherlich der Madame de Rocoulles keinen augenfälligeren Beweis seiner fortdauernden Dankbarkeit und Achtung geben, als durch die Ernennung zur Gouvernante seiner Kinder, mittelst Patent d. d. Berlin 1714, 2. Mai.

Die Gemahlin König Friedrich Wilhelms I., ebenso wie Königin Sophie Charlotte dem Hause Hannover angehörig, hatte ähnlich wie diese von zartester Kindheit an eine französische Erziehung genossen. Sie brachte ihre vormalige Gouvernante, eine protestantische Französin, mit nach Berlin, als Oberhofmeisterin, und war „unter anderen Sprachen sonderlich des Französischen so mächtig, daß man sie für eine geborene Königlich Französische Prinzeß halten konnte."*) Dieser Umstand trug dazu bei, die Reactivirung der als französische Erzieherin bewährten Madame de Rocoulles zu veranlassen.

Mit Beginn des 7. Lebensjahres (1719) endete die Function der Frau von Rocoulles bei dem Kronprinzen. „Wer vermöchte überall nachzuweisen, wie unsere spätern Handlungen auf frühen Kindheitseindrücken beruhen!"**) Das unauslöschliche Andenken an Friedrich den Großen legt die Pflicht auf, seine verdienstvolle Gouvernante Rocoulles nicht zu vergessen.

Jeder, der des großen Königs Lebensgeschichte im Speciellen verfolgt, wird mit besonderer Freude ersehen die edelgearteten Beziehungen Seines dankerfüllten Herzens und Seiner gefühlvollen Seele zu der hochbetagten vormaligen Erzieherin. König Friedrich blieb der Madame de Rocoulles bis zu ihrem Lebensende in treuer Anhänglichkeit zugethan. Mit ihr, wie mit ihren beiden Töchtern, den Fräulein von Montbail, unterhielt Friedrich einen freundschaftlichen Briefwechsel.*)

Madame de Rocoulles wurde, nach Erlöschen ihrer Dienstobliegenheiten bei den Kindern Friedrich Wilhelms I., dem Königlichen Hofe, so zu sagen, „attachirt." Von der gesammten hohen Familie geehrt, erfreute sie sich namentlich Seitens des Thronerben während zwanzig Jahren einer treuen Zuneigung und fast kindlichen Verehrung. Mündlich und schriftlich huldigte Er ihren Tugenden und liebenswürdigen Gemüthseigenschaften. Mehrfach erfreute Er sie mit Geschenken für die Vervollständigung oder Verschönerung ihrer Häuslichkeit. Ab und zu widmete Er ihrer geistreichen Gesellschaft einen Besuch.

Als Madame de Rocoulles beinah 83jährig, den 2. October 1741, gestorben war, zeigte die Tochter Marthe de Montbail dies dem Könige an. Friedrich antwortete, aus dem Lager von Friedland den 9. October 1741, sehr gnädig und trostreich. Er übertrug auf die Tochter das Jahrgeld der „würdigen" Verstorbenen, verhieß eine ehrenvolle häusliche Einrichtung und sprach die Hoffnung aus, Fräulein de Montbail werde ihre Freunde nicht des Vergnügens berauben, sie zuweilen sehen zu dürfen. (Oeuvres de Fréderic le Grand, T. XVI, p. 191.)

Wir müssen hier erläuternd anfügen, daß in den Abendgesellschaften der Madame de Rocoulles — nachdem sich dieselbe zum Bedauern Aller, die sie liebten und ehrten, vom Hofe zurückgezogen hatte — die Elite des Hofes sich zu versammeln pflegte.

Marthe de Montbail starb 1752 in Berlin, 61 Jahre alt. Anfänglich war sie Hofdame bei der Mutter Friedrichs des Großen, später Gehülfin ihrer Mutter bei Erziehung der nachmaligen Markgräfin von Anspach (geb. 1714) und der 1801 als verwittwete Herzogin von Braunschweig verstorbenen Prinzeß (geb. 1716). Die andere Tochter der Madame de Rocoulles verehelichte sich, nachdem sie ebenfalls im Dienste des Königl. Hofes gewesen, mit einem Monſ. de la Meintaye und kehrte nach Frankreich zurück. Sie starb dort auf ihres Gatten Landsitz, als Katholikin. Ein Sohn der Madame de Rocoulles trat bei den grands Mousquetaires ein; er starb als Preußischer Oberst 1720.

Es war der Madame de Rocoulles beschieden, sich eines in jeder Beziehung glücklichen Lebensabends erfreuen zu dürfen. Fast schien es, als gingen die Jahre spurlos an ihr vorüber. Sie zeigte eine unveränderte geistige Frische, eine von jeher ihr eigenthümliche, allgemein geschätzte Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr, und eine stets gleiche Sanftheit des Charakters.

Fast alltäglich empfing die hochbejahrte Frau Zeichen der Dankbarkeit und Zärtlichkeit von denjenigen Prinzen und Prinzessinnen, deren Jugend ihr anvertraut gewesen

*) Helden-, Staats- und Lebensgeschichte Friedrichs II.; ein 6bändiges Buch im Chronistenstyl.

**) J. D. E. Preuß, Friedrichs des Großen Jugendjahre.

*) Zwei Briefe Friedrichs, aus Rheinsberg, an Madame de Rocoulles findet man im 1. Band der Correspondenz des großen Königs, edit. Preuß.

war. Die illüstren Zöglinge sämmtlich besaßen das Portrait der „guten“ Rocoulles, und hielten es hoch in Ehren.

Die verwittwete Herzogin von Braunschweig äußerte, gelegentlich eines Besuchs in Berlin, zu einem Geistlichen der französischen Colonie: „Mich peinigt oft der Gedanke, daß dies Portrait nach meinem Tode ein werthloser Gegenstand sein könne. Meine Kinder haben die gute Rocoulles nicht gekannt. Ich möchte über ihr Bild derart verfügen, daß es Jemand erhalte, der demselben einen ehrenvollen Platz einräume. Dieser gebührt der Madame de Rocoulles inmitten der Berliner Franzosen, denen sie so viel Ehre gemacht hat.“

Die Königin von Schweden, Friedrichs des Großen Schwester Ulrike, sah bei ihrem Aufenthalt in Berlin 1772 gern solche Personen, die mit Frau v. Rocoulles verkehrt hatten, um mit ihnen das Vergnügen zu genießen, über die längst Entschlafene reden zu können. Auch beschäftigte sie sich mit dem Gedanken, ihr ein Denkmal in einem der Gotteshäuser der französischen Colonie zu errichten.

Der große König unterstützte in Seinen letzten Lebensjahren noch eine intime Freundin der Madame de Rocoulles mit einem Jahrgeld. Er kannte dieselbe nur unter dem Namen „Sonsine“; ein Spitznamen von der Erfindung der Madame de Rocoulles. Eigentlich hieß diese Matrone: Jeanson, verwittwete Barbier.

Der Freunde und Gönner besaß Frau v. Rocoulles viele; Niemandem gab sie Ursach zu Haß oder Neid. Der Intrigue fremd, mißbrauchte sie nie fürstliche Gnade. Wahrhaft rechtschaffene Menschen fanden bei ihr stets Rath, Trost, Hilfe. Vom Unglück lange selbst verfolgt, sah sie nie ohne tiefes Mitleid Unglückliche darben. Sie wurde eine liebevolle Dienerin der Armen. Es sind von ihr Züge des Wohlthuns bekannt, welche einen ächt christlichen und superlativ weiblichen Sinn bekunden.*) — Der Neid mußte dieser Frau (unserer Rocoulles) gegenüber verstummen, weil dieselbe nicht einem bloßen Glück oder zufälliger Laune eine große Auszeichnung verdankte. Madame de Rocoulles war für ihr ebenso hoch ehrenvolles wie äußerst verantwortliches Amt wie geschaffen. Sie besaß in seltenem Verein alle die Eigenschaften, welche zu einem erfolgreichen Wirken als Gouverneur oder Gouvernante gehören, — namentlich unveränderliche Heiterkeit und gediegene Kenntnisse.

Unter den 1863 zur Erinnerung an Friedrich den Großen, im Concertsaal des Königl. Schauspielhauses zu Berlin, ausgestellten Gegenständen befand sich auch ein Bildniß, Madame de Rocoulles in Lebensgröße darstellend, gemalt von Antoine Pesne, mit der Bezeichnung: „Madame de Roccul, Oberhofmeisterin von Sr. Königl. Majestät Friedrich Wilhelm und allen dessen Königlichen Kindern.“ Dies Portrait stammt aus den Gemächern der Mutter Friedrichs des Großen, im Königl. Schloß zu Berlin. An und für sich von besonderem Werth, weil dasselbe von A. Pesne gefertigt ist, seiner Zeit der vorzüglichste Portraitmaler in Berlin, verdient dieses Conterfei noch eine besondere Beachtung; denn es ist „Kniestück“ und als Solches in Königlichen Gemächern eine Ausnahme von der damals streng etikettemäßig gebräuchlichen Regel, wonach nichtfürstliche Personen in fürstlichen Schlössern nur als Brustbilder vergegenwärtigt werden durften.

Während dieses Portrait der Madame de Rocoulles sich noch im Berliner Schloß befindet, ist ein anderes (Copie) nach Schloß Schönhausen translocirt worden. Ob dieses Zweite ursprünglich im Besitz Friedrichs des Großen gewesen, ist uns unbekannt. Wir vermuthen jedoch, daß dies der Fall.

Der entseelte Leib der Madame de Rocoulles wurde am 5. October 1741, Abends 9 Uhr, in der Dorotheenstädtischen Kirche (zu Berlin) zur Ruhe bestattet.

Was der Unterzeichnete hier niedergelegt hat, zur Auffrischung des Andenkens der Madame de Rocoulles, sind arme Worte nur, im Vergleich zu dem reichen Geschenk, welches der hochselige Erneuerer unseres Ordens dargebracht hat, den Manen einer Frau, welche sein Hohenzollernsinn ehrte als die durch fünfjährige „Mühe und Sorge“ sich glorificirende Erzieherin eines großen Ahnherrn; einer Frau, die sein Johanniterherz schätzte als eine durch Glaubenstreue und Barmherzigkeit sich auszeichnende Christin.

König Friedrich Wilhelm IV. hat aus ganz Höchsteigener Bewegung (ohne Vorschlag irgend Jemandes; wir wissen dies aus bester Quelle) dem ehrenvollen Angedenken der Madame de Rocoulles ein schönes Document gewidmet, indem er anordnete, daß das Portrait dieser hochverdienten Frau der Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen eingefügt werde, obwohl die ursprünglich festgesetzte Zahl der Illustrationen bereits überschritten war.

(Ernst Graf Lippe-Weißenfeld.)

Aphorismen aus der Geschichte der Apotheken.

Die allererste öffentliche Apotheke richtete 765 zu Bagdad der Chalif Almansur ein.

Bei Weitem eher als in Deutschland gab es in Frankreich und England Apotheken. Im Jahre 1271 schon wird von der Universität Paris den apothecariis und herbariis alles innerliche Curiren verboten. Ausgang des 15. Jahrhunderts waren in Frankreich die Heilmittel-Verfertiger bereits zünftig. Ihre, so zu sagen, magna charta zeugt von der tüchtigen Frömmigkeit jener Tage und von einem klaren Verständniß des hohen sittlichen Werths, welcher einem ebenso ernsten und schwierigen, wie nützlichen und wichtigen Beruf zu eigen ist. Ein Bruchstück dieses Hauptgesetzes möge hier seine Stelle finden:

„Erstens schwöre ich und verspreche: zu leben und zu sterben in dem christlichen Glauben. Item meine Eltern so viel es möglich ist zu ehren und zu lieben. Item meinen Lehrern und Meistern (Doctoren und Apothekern) Ehre, Respect und Dienstleistung zu erweisen, so viel ich vermag, namentlich ihnen nicht übel nachreden. Item Alles, was mir möglich sein wird, zur Ehre, Glorie, Zierde und Majestät der Arzeneiwissenschaft beizutragen. Item Nichts aus Frevelmuth, ohne Mitwissen des Arztes, oder aus bloßer Gewinnsucht zu unternehmen. Item wenn die Anwendung eines Mittels in einzelnen Fällen große Zucht und Ehrbarkeit erfordert, dieselbe nie zu verletzen. Item mich niemals eines Surrogats zu bedienen, ohne den Rath eines gelehrteren Mannes, als ich selbst bin. Item die höchst scandalöse und verderbliche Art der Praktik zu verwerfen (und wie die Pest zu fliehen), deren sich heutzutage die Charlatans, Empyriker und alchymistischen Blasbalgtreter bedienen. Item Allen und

*) Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés dans les états du roi, par Erman et Reclam. Berlin 1784. Tome II.

Jeden, die mich bedürfen, ohne Unterschied, Dienst und Hülfe zu leisten, und endlich: niemals ein altes oder verderbtes Arzeneimittel in meiner Officin zu dulden."

Im Jahre 1337 ist von einer Hofapotheke des Königs von England die Rede.

Die ersten Apotheker in Deutschland kamen aus Italien. Sie waren meist Deutsche. die dort ihre Kunst erlernt hatten. (Im 14. Jahrhundert begann die medicinische Schule von Padua zu floriren. Ihre Schüler gelangten namentlich in Deutschland zu besonderem Ansehen.) Zuförderst begünstigten und unterstützten die Magisträte reicher Städte das neu hervortretende Apothekergewerbe. Die erste deutsche Apotheke entstand in Ulm 1364. Lange Zeit hindurch betrieben die Apotheker auch nebenbei Zuckerbäckerei und (in Süddeutschland) Lebküchlerei. Erst ziemlich spät wurden die deutschen Apotheken: Laboratorien, in denen man ausschließlich Arzeneien zubereitete. In Halle legte der Rath 1493 die erste Apotheke an, „damit der gemeine Bürger Konfectiones, Labnisse und dergl gewöhnliche Dinge in leichteren Kauf, und bei anliegenden Nöthen der Krankheiten die Arzeneien zur Hand bekommen könne, frisch, unversäumt und zeitlichen Kaufs." Auch der erste Apotheker in Berlin erhielt das Monopol des Confecthandels. Noch 1620 hatten die Apotheker in der Mark Brandenburg den Alleinhandel mit Confect.

Die erste Apotheke in Berlin, von der man urkundliche Nachrichten besitzt, ist 1488 angelegt worden. Der Magistrat gab einem gewissen Hans Zehender das Privilegium, eine Apotheke erblich zu besitzen, und versprach ihm, zu deren Beförderung jährlich 1 Wispel Roggen, freie Wohnung und die Befreiung von allem Schoß, von Wachen und bürgerlichen Lasten. Auch sicherte man dem Zehender zu, es solle außer ihm kein anderer Apotheker in Berlin wohnen. Kurfürst Johann Cicero bestätigte 1491 dies Privileg, und befahl, der rc. Zehender solle sich gegen ihn, seine Gemahlin und Regierung getreulich darin halten, des Kurfürsten Bestes beobachten und Schaden abwenden, von Amts und Pflicht wegen.*) Kurfürst Joachim I. erneute 1499, gleich nach seiner Thronbesteigung, diesen Apotheker-Privilegbrief. Seinen Leibärzten gab er Befehl, darauf zu achten, daß die Apotheke mit guten Materialien versehen sei, nicht zu hohe Preise fordere, und daß sie die Arzeneien für den Kurfürsten und seinen Hof „mit Fleiß" anfertige.

Nach Zehender's Tode heirathete dessen Wittwe (eine geborene Döring) den Apotheker Hanenzweig aus Zwickau und nach dessen Ableben 1532, einen Johann Aerarius.

Unter Kurfürst Joachim II. entstanden in Berlin und Cöln zwei neue Apotheken, deren Einrichtung und Besitz dem kurfürstlichen Leibmedicus Stehl 1556 zufiel, zum Lohn für eine erfolgreiche Behandlung des Kurfürsten während einer Reise als Kurprinz.**)

Eine Apothekertaxe ließ Kurfürst Johann Georg 1574 publiciren. Der Stadtphysicus Fleck hat dieselbe bearbeitet. Er war — wie Hauenzweig, s. o. — ein geborener Zwickauer, verdienstvoll durch eine (1566 verfaßte) Denkschrift: „Was die Obrigkeit zur Pestzeit bestellen soll." Uebrigens ernannte Kurfürst Johann Georg schon 1571 eine Commission, welche die Apotheken seines Landes visitiren und die Apotheker eidlich verpflichten mußte, gute Waare und billige Preise zu halten.

Die Zehender'sche Apotheke, in der Poststraße 16 (Ecke des Mühlendamms) begründet, ging 1643 in die Hände eines gewissen Tonnenschmidt über. Im Jahre 1720 war diese Firma so herabgekommen, daß sie für 33 Thlr. 10 Gr. ihr Geschäft an einen in der Spandauer Straße Nr. 33 (also in nur geringer Entfernung) neu etablirten Apotheker, Marggraf, verkaufte. König Friedrich Wilhelm I. verringerte die derzeitige Ueberzahl von Apotheken in Berlin, und vereinte 1721 das ursprünglich Zehender'sche Privileg mit der Concession Marggraf's. Des Letzteren Officin besteht gegenwärtig noch, in doppelter Gestalt — alöopatisch und homöopatisch.

(Ernst Graf Lippe.)

Der hiesige Verein zur Beförderung der Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechts

hielt am 9. Nov. v. J. seine zweite Generalversammlung ab, in welcher zunächst der Vorsitzende des Vereins, Präsident Lette, über die bisherigen Erfolge desselben im Allgemeinen berichtete. Seine Mittheilungen wurden hierauf durch die Specialberichte des Professor Clement (über das Handels- und Gewerbe-Institut), Karl Weiß (über den Victoria-Bazar) und Stadtgerichtsrath Eberty (über das Arbeitsnachweisungsbüreau) ergänzt. Das Institut des Herrn Clement besteht jetzt aus drei Abtheilungen: einer Handels- und Gewerbeschule, einer Musterzeichenschule und einer dritten Abtheilung, in welcher vor Frauen und Töchtern aus den gebildeten Ständen Vorlesungen über naturwissenschaftliche, technologische und volkswirthschaftliche Gegenstände gehalten werden. Die Gewerbeschule zählt 29 Schülerinnen. Herr Weiß berichtete in besonders ansprechender Form über die Geschichte des Victoria-Bazars. Vier Wochen nach Eröffnung desselben hatten wir acht Arbeiten, die als den Zwecken des Vereins entsprechend hatten angenommen werden können. Außerdem war freilich eine Menge unpractischer Curiositäten und Spielereien dargeboten worden, mußten aber natürlich zurückgewiesen werden. Besonders schwierig soll es gewesen sein, die Anträge mehrerer Gewerbtreibenden abzulehnen, welche Neigung zeigten, den Bazar in eine Filiale ihrer eigenen industriellen Unternehmungen zu verwandeln. Allmählig gewöhnten zwar die Frauen, welche die Hälfte der Anstalt in Anspruch nahmen, sich daran, practische Arbeiten anzufertigen, kaum aber war dies geschehen und dadurch eine Anzahl von Käufern herbeigezogen worden, als der Krieg hereinbrach und das Unternehmen mit dem Untergange bedrohte. Man fing daher nun an, Bestellungen auf Anfertigung von Lazarethgegenständen anzunehmen, und bald gingen diese von allen Seiten, selbst aus entfernten Provinzen, in großer Anzahl ein und es konnten nun namentlich viele Frauen von einberufenen Landwehrmännern mit Arbeit versehen und dadurch vor Noth und Elend bewahrt werden. Nach Beendigung des Krieges wurde das Geschäft in der früheren Weise wieder aufgenommen, und es sind nun bis Anfang

*) Joh. Cicero war der erste brandenburgische Regent, der in der Mark geboren, dort lebte und starb.

**) Den gemeinsamen Residenznamen „Berlin" befahl König Friedrich I. 1709. Die damaligen 5 Stadttheile zählten zusammen 50,000 Einwohner.

November über 1600 Arbeiten eingeliefert und von diesen mehr als 1000 bereits verkauft. Der Redner berichtete namentlich über die zahlreichen Beweise von huldvoller Theilnahme, welche die Frau Kronprinzessin der Anstalt gewährt hat. Nicht nur bedeutende Geldsummen, sondern auch Musterarbeiten und Bestellungen der verschiedensten Art hat die hohe Frau dem Verein gesendet, und außerdem keine Gelegenheit versäumt, reiche und vornehme Frauen auf den Bazar als eine unter ihrem Schutze stehende und ihrer lebhaften Theilnahme gewürdigte Anstalt hinzuweisen, und dadurch zahlreiche und umfangreiche Bestellungen zu veranlassen. Kaum eine Woche, versicherte der Redner, sei vorübergegangen, ohne daß die Vorsteher der Anstalt durch einen solchen Gnadenerweis erfreut worden wären. — Das Nachweisungsbüreau für weibliche Arbeiten, über welches Herr Eberty schließlich berichtete, hat bisher nur geringe Erfolge gehabt, und namentlich ist die Gelegenheit, Anweisung zu solchen Beschäftigungen zu erhalten, welche zu übernehmen Frauen bisher nicht gewohnt waren, nur sehr wenig benutzt worden. —

Statistisches.

Das katholische St. Hedwigs-Krankenhaus zu Berlin hat im verflossenen Jahre 2998 Kranke verpflegt, gegen 3180 im Jahre 1865. Diese scheinbare Verminderung rührt davon her, daß im letzten Jahre 407 verwundete Krieger verpflegt wurden, von denen 9 gestorben sind und 27 sich noch in der Anstalt befinden. Von den Civilkranken sind 2455 geheilt entlassen, 346 gestorben und 197 befanden sich noch in Pflege am 1. Januar. Katholiken waren darunter 795, Protestanten 2181, Juden 15 und 7 griechische Katholiken; 2348 gehörten dem männlichen und 650 dem weiblichen Geschlecht an. Unentgeltlich verpflegt wurden 127 Katholiken und 49 Protestanten.

Nach dem an den Staatsrath des Kantons Tessin erstatteten Jahresbericht wurden auf dem Gotthardthospize vom 1. October 1865 bis 1. September 1866 8891 arme Reisende aller Nationen unentgeltlich beherbergt; unter diesen nahmen 63 Kranke und Halberfrorene längere Pflege in Anspruch. Die Ausgaben mit Inbegriff von ausgetheilten Kleidungsstücken betrugen 8818 Franken, die Einnahmen 8507 Franken.

Der „Hilfsverein im Großherzogthum Hessen für die Krankenpflege und Unterstützungen der Soldaten im Felde" hat nach dem uns vorliegenden vorläufigen Rechenschaftsberichte des Vorstandes für die Verwundeten ꝛc. während des letzten Krieges bis zum 27. October 1866 verwendet: 12,808 Fl. 38 Kr.

Zu gleichem Zwecke hat der Local-Verein desselben in Offenbach . . . 1784 „ 33 „
der in Gießen . . . . 1709 „ 12 „
verausgabt.

Summa der gesammten Ausgabe 16,302 Fl. 23 Kr.
oder 9315 Thlr. 25 Sgr. 8¾ Pf.

In Folge einer an das Central-Comité des preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger Seitens des Französischen Central-Comités der Hilfs-Vereine zu Paris ergangenen Aufforderung, sich an der mit der großen Weltausstellung verbundenen gemeinschaftlichen internationalen Ausstellung der Hilfs-Vereine zu betheiligen, wird das Central-Comité dieselbe mit einer Anzahl von Gegenständen, welche sich auf den Transport, die Unterbringung und Pflege Verwundeter und Kranker beziehen, beschicken. Ein Theil derselben ist, auf die Bitte des Central-Comités, diesem vom Königlichen Kriegs-Ministerium bereitwilligst leihweise zur Verfügung gestellt worden. Zum Delegirten bei der Ausstellung und den sich daran schließenden Conferenzen hat das Central-Comité eines seiner Mitglieder, den Professor Dr. Gurlt, ernannt, welcher sich, noch vor Eröffnung der Ausstellung, auf mehrere Monate nach Paris begeben wird. „Kriegerheil."

Ueber die noch in Langensalza befindlichen Verwundeten theilt uns der Johanniter-Ritter Freiherr von Leesen aus Gotha unter dem 17. d. Mts. das Nachstehende mit:

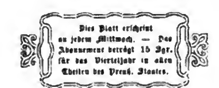
Während meines gestrigen Aufenthalts im Lazareth von Langensalza erfreute Se. Königl. Hoheit der Kronprinz die Verwundeten ganz unerwartet mit seinem hohen Besuch und unterhielt sich auf das Leutseligste mit jedem Einzelnen, während die eigenhändige Ueberreichung Seiner Photographie auf jeden Preußen den beglückendsten Eindruck machte. —

Nachdem am Montage die Leiche des hannöverschen Jägers Leinemann von seiner Schwester nach Hildesheim geführt worden war, hat sich der Bestand der Verwundeten auf 22 reducirt, von denen 9 zur preußischen, 12 zur ehemalig hannöverschen und 1 zur gothaischen Armee gehören. — Die hannöverschen Aerzte sind von einem preußischen Stabsarzte aus Erfurt abgelöst und ist für die beiden barmherzigen Schwestern aus Hildesheim als Wirthschafterin eine Frau aus Langensalza und als Wärterin eine Frau aus Erfurt eingetreten. Bei der gegenwärtigen Unmöglichkeit fernerer Evacuirung erscheint die Ueberführung der Kranken aus dem geräumigen Heinemann'schen Saal in das Militairlazareth wegen der ungünstigen Jahreszeit nicht räthlich. Schließlich muß noch dankend anerkannt werden, daß die Einwohner von Langensalza den Verwundeten unermüdlich eine wohlwollende persönliche Theilnahme spenden, indem sie zugleich durch täglichen Besuch in den dazu anberaumten Stunden auf das Gemüth und die Stimmung der Reconvalescenten den wohlthuendsten Einfluß ausüben und dadurch ein Wesentliches zur Förderung der Wiedergenesung beitragen.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock). Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich. Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 30. Januar 1867. Nr. 5.

Eduard Graf von Waldersee, Oberst a. D., Ehrenritter seit 1819, † zu Potsdam 18. Januar 1866.

Das Ende der Tempelherren in Deutschland.

Alles Johanniter-Ordens-Gut in der Mark Brandenburg zu beiden Seiten der Oder, so wie die Hälfte der Ordens-Besitzungen im Sachsenlande und in Pommern ist, so weit solches nicht erst seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erworben worden, als ein Erbtheil nachzuweisen, welches dem Johanniter-Orden durch den Untergang der Tempelherren zugeflossen ist. Ohne solches Erbtheil würde die Balley Brandenburg über das Niveau der übrigen Balleyen, in welche das Johanniter-Ordens-Gebiet in Deutschland getheilt war, wohl nicht hinausgewachsen und zu der Selbstständigkeit gelangt sein, welche dieselbe dem Priorate von Deutschland gegenüber, seit dem Heimbacher Vertrage vom 11. Juni 1382 behauptet hat.

Schon aus diesem Grunde scheint der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg eine besondere Pflicht zu erwachsen, dem Untergange des ritterlichen Bruderordens eine erhöhete Theilnahme zu widmen; und in der That hat der erbende Johanniter-Orden es nicht zu scheuen, der tragischen Katastrophe näher zu treten; da das Ergebniß dieser auf Urkunden beruhenden Betrachtung nichts anderes ist, als eine große Ehrenrettung beider Orden für das gesammte Deutschland. Stets sehen wir in Deutschland beide Orden friedlich Hand in Hand gehen, brüderlich sich dessen bewußt für dieselbe hohe Sache zu streiten, und demselben Herrn zu dienen. Eine der frühesten Nachrichten für Deutschland ist die Bulle des Papstes Honorius III. vom 21. November 1216, worin dem Erzbischof von Mainz aufgetragen wird, in seiner Provinz zur Wiedergewinnung des heiligen Landes durch einen Johanniter-Ritter und einen Tempelherrn den Zwanzigsten einsammeln zu lassen. Diese Erlaubniß zur Einsammlung von Beiträgen ward am 4. Januar 1218 auf abermals 3 Jahre verlängert, und zwar das Collectiren Seitens der Templer dem Bruder Martinus Cubicularius (Ordens-Cämmerer), Seitens der Hospitaliter dem Bruder Johannes Marscalcus (Ordens-Marschall) übertragen. Auf ähnliche Weise und zu gleichem Zwecke waren früher schon beide Orden gemeinschaftlich thätig gewesen, in Deutschland Geldbeiträge einzusammeln. Denn der römische König Philipp erklärte am 14. September 1207 auf der Reichsversammlung zu Quedlinburg, indem er zur Erhaltung des heiligen Landes eine allgemeine Kopfsteuer ausschrieb, daß bereits auf dem Reichstage zu Nordhausen Abgeordnete des Patriarchen von Jerusalem, so wie der Ordensmeister der Tempelherren und Hospitaliter vor ihm erschienen seien und seine Hilfe angesprochen haben, die er ihnen auch dadurch gewährte, daß er erlaubte, auf 5 Jahre in ganz Deutschland, und zwar in der Art zu collectiren, daß von jedem Pflug 6 Denare und von jedem Hause 2 Denare ausgeschrieben würden.

Nirgends in Deutschland eine Spur von Feindschaft und Eifersucht zwischen den drei großen Ritterorden; als ein gewiß höchst merkwürdiges Zeugniß für das befreundete und innig verbrüderte Verhältniß, welches hier zwischen denselben statt fand, darf wohl der Fall angesehen werden, welcher um wenige Jahre zuvor, als das Verdammungs- und Vernichtungs-Urtheil über die Tempelherren zu Vienne ausgesprochen, auch in allen Ländern der Christenheit mit großer Eile, nur in Deutschland mit allseitigem Widerstreben und dann mit großer Schonung vollzogen wurde, am Rheine sich zutrug. Otto von Alzei, der Commendator, und die übrigen Ordensbrüder des bei Worms gelegenen Tempelhofes Mühlen verkauften nämlich am 20. Juli 1302 Güter zu Flörsheim, zwischen Alzei und Worms, an die Deutsch-Ordens-Comthurei zu Flörsheim, und sprachen dabei aus, daß diese Güter ihnen von dem Johanniter-Ordensritter Johann von Morsbach zu seinem und seiner Eltern Seelenheil geschenkt worden seien.

In andern Ländern allerdings war man nicht ohne Grund geneigt, als den Hauptgrund, daß das heilige Land für die Christenheit verloren ging, den gegenseitigen Haß und die Eifersucht der drei großen Ritterorden zu betrachten. So klagt Hugo von Merl, der als Mitglied des Tempelhofes zu Nieder-Breisig (Reg.-Bez. Coblenz) 1258 in Aufträgen seines Ordens nach S. Jean d'Acre (Accon, Ptolemais) geschickt worden war, daß bei seiner Ankunft er die Tempelherren und Johanniter, statt die Saracenen zu bekämpfen, in blutigem Streite einander selber aufzureiben beschäftigt gefunden zu habe. Die im Orient schon früher zu solchen Feindseligkeiten ausgebrochenen Irrungen

wurden zwar durch einen Friedensschluß beigelegt, der im Februar 1179 zwischen dem Großmeister der Tempelherren Odo von St. Aman und dem Großmeister der Hospitaliter Roger des Moulins zu Stande kam und am 5. August 1181 von dem Papste Alexander III. bestätigt wurde; allein der alte Groll dauerte dennoch fort und brach von Zeit zu Zeit in hellen Flammen aus. Deshalb beabsichtigte auch schon Papst Gregor X. alle drei Orden in Einen zu verwandeln; eine ähnliche Maßregel ward im Jahre 1291 auch auf der Synode zu Salzburg in Vorschlag gebracht, wurde jedoch durch den am 4. April 1292 erfolgten Tod des Papstes Nicolaus IV. unterbrochen. Clemens V. nahm aber dennoch den Plan, die Tempelherren mit den Johannitern in Einen Orden zu verschmelzen, wieder auf, stand jedoch, den Gegenvorstellungen des Großmeisters der Templer, des nachmals so unglücklichen Jacob von Molai Gehör gebend, wieder davon ab.

Im grellsten Gegensatze zu Frankreich, wo Habgier so hastig verfuhr, daß, ehe noch durch das Concilium zu Vienne, welches vom 16. October 1310 bis zum 22. Mai 1312 dauerte, die Schuld des Templer-Ordens ausgesprochen hatte, König Philipp die Ordensritter als Ketzer verbannen und ihre Güter für sich einziehen ließ, verfuhr man in Deutschland. Auf Grund allgemeiner, aber in dieser Beziehung von Frankreich nicht berücksichtigter päpstlicher Verordnung vom 16. Mai 1312 waren alle Güter der Tempelherren dem Johanniter-Orden zuerkannt. Auch waren früher schon in diesem Sinne einige Verordnungen an einzelne geistliche Fürsten Deutschlands ergangen, z. B. aus Vienne vom 2. Mai 1312 an den Erzbischof von Magdeburg und dessen Sufragane, die Bischöfe zu Merseburg und Brandenburg, so wie an den Erzbischof von Mainz und die Bischöfe von Prag und Olmütz.

Wie verhielt man sich nun in Deutschland? Durch die verhängnißvolle Bulle Faciens Misericordiam vom 12. August 1308 hatte Papst Clemens V. von Poitiers aus an sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands eine Untersuchung gegen den Orden der Tempelherren einzuleiten verfügt, die, wie solches aus den in Frankreich angestellten Verhören sich ergeben habe, der Ketzerei und schändlichsten Verbrechen schuldig befunden seien. Er fügte der Bulle zugleich 123 Artikel bei, nach denen die Templer verhört werden sollten. Ohne sich indessen um den zu dieser Untersuchung von Clemens abgesandten Delegaten, den Abt von Cendace, sonderlich zu kümmern, auch ohne ihn, wie der Papst es gewünscht hatte, hierbei zu Rathe zu ziehen, brachten die deutschen Erzbischöfe, bei denen das Schicksal der Tempelherren durchgängig große Theilnahme erweckte, die ganze Angelegenheit, ohne sich eben zu beeilen, auf ihren einzelnen Provinzial-Synoden zur Sprache.

So hatte der Erzbischof Peter von Mainz die am 12., 13. und 14. Mai 1310 zu Mainz abgehaltene Provinzial-Synode dazu auserseben, die Sache der Templer vorzunehmen. In den bei dieser Gelegenheit entworfenen Statuten wird weder einer Schuld, noch eines Anklagestandes der Tempelherren gedacht, im Gegentheil finden wir alle diejenigen Bestimmungen erneuert, welche im Jahre 1292 aus der Synode zu Aschaffenburg wegen des Patronates und der Besetzung von Pfarrstellen Seitens dieses Ordens und der Johanniter-Ritter gegeben waren. Als nun eben die geistliche Versammlung mitten in ihren Berathungen war, da erschien den würdigen Herren ganz unerwartet von seinem im heutigen Regierungs-Bezirk Trier gelegenen Residenz-Schlosse Grumbach aus der Rhein- und Wildgraf Hugo, begleitet von 20 bewaffneten Brüdern des Templer-Ordens. Der Erzbischof, anfangs Gewalt befürchtend, ersuchte den Grafen, sich niederzulassen und sein Anliegen vorzubringen. Mit lauter und fester Stimme nahm dieser hierauf das Wort: „Wir haben gehört, ehrwürdige Väter, daß ihr hier versammelt seid, auf päpstliches Geheiß unsern Orden zu vernichten: denn ungeheurer Verbrechen und mehr als heidnischer Laster beschuldigt man uns, und will uns ungehört und unüberführt verurtheilen. Darum appelliren wir feierlich vor dieser Versammlung an einen künftigen Papst und dessen ganzen Clerus und protestiren gegen das bisherige Verfahren um so mehr, als die in Frankreich der unerhörtesten Schandthaten beschuldigten, aber nicht überwiesenen Brüder selbst in dem Feuertode, dem man sie überliefert hat, standhaft geblieben sind und Alles widerrufen haben, was man durch die Folter ihnen zuvor abgezwungen hatte. Ja, Gott selbst hat ihre Unschuld durch ein Wunder geoffenbart, indem er die weißen Mäntel und rothen Kreuze ihrer Ordenstracht von den Flammen unverzehrt gelassen hat."

Die Histoire critique et apologétique des Templiers II, 251 erzählt, die Tempelherren haben selbst vor den Augen der geistlichen Herren ihre weißen Mäntel auf der Erde ausgebreitet, diese mit glühenden Kohlen bedeckt und dennoch sei kein Mantel versengt worden. Dieses Wunder habe auf die Versammlung den tiefsten Eindruck gemacht; namentlich habe der Erzbischof die Sache sehr sich zu Herzen genommen, und als ihn Jemand den Einwurf gemacht habe, aus diesem, wie aus dem erzählten Wunder mit den in Frankreich verbrannten Tempelherren erhelle nicht der Templer, sondern ihres Kleides Unschuld, solle er diesen unzeitigen Scherz sehr übelgenommen und eine Gottlosigkeit genannt haben.

Des Rhein- und Wildgrafen Hugo festes und kühnes Benehmen, nicht minder die Erzählung des geschehenen Wunders, war jedenfalls von der günstigsten Wirkung. Der Erzbischof nahm die überreichte Protestation an, hob sogleich die bereits begonnene Untersuchung auf, und versprach, sich beim Papst auf das Kräftigste zu verwenden. Clemens V. schrieb auch bald zurück, der Erzbischof möge die Appellation der Ritter genau prüfen, und wenn er dieselben unschuldig fände, sollte die Untersuchung gegen den Orden in Deutschland niedergeschlagen werden; und als nun wirklich am 1. Juli 1311 der Erzbischof von Neuem den unter ihm stehenden Clerus nach Mainz zusammenberufen hatte, sprach die ganze Versammlung, nachdem 49 Zeugen verhört worden waren, den Orden von allen Beschuldigungen frei und ließ ihn in dem ruhigen Besitze seiner Güter.

Bei einer in gleicher Weise wie zu Mainz, so auch zu Trier von dem dortigen Erzbischof Balduin eingeleiteten Untersuchung gegen die Tempelherren, erbot sich ein anderes Mitglied der Rheingrafen, Friedrich, der ein Vetter desjenigen Friedrich war, welcher die Würde

eines Hochmeisters der deutschen Tempelherren bekleidete und dem er auf seiner Burg Tronecki Aufenthalt, ja lebenslänglichen Nießbrauch der Hälfte des Schlosses angewiesen hatte, zum Beweise der Unschuld des Ordens, glühendes Eisen zu tragen; und legte dadurch für die Unschuld des edlen Jacob von Molay, mit dem er viel Umgang gehabt haben soll, ein Zeugniß dafür ab, daß er diesen stets für einen guten Christen habe halten müssen. Viele andere Laien wurden ebenfalls verhört; und unter diesen sprachen ins Besondere zwei Grafen von Sponheim mit Wärme für den Orden; und da auch noch 17 Zeugen durchaus nichts Uebeles nachzusagen wußten, so ward derselbe auch hier freigesprochen.

Ein solcher Ausgang der Sache entsprach jedoch nicht den Erwartungen und Absichten des Papstes; er verfehlte daher auch nicht, unter dem 15. August 1311 dem Erzbischof Peter von Mainz wegen glimpflichen Verfahrens gegen die Templer sein Mißfallen auszusprechen; und die Einsendung der Akten von den beiden Synoden zu Mainz und zu Trier wirkten auf das Concilium zu Vienne nur so viel, daß die Verdammung des Ordens um ein Jahr verzögert wurde. Aber wenn nun auch im Mai des Jahres 1312 der ganze Orden der Tempelherren aufgehoben wurde, so hatte doch der Erzbischof Peter noch keineswegs die auf den Glauben an Gerechtigkeit gegründete Hoffnung aufgegeben, den Orden wieder hergestellt zu sehen: denn noch am 2. August 1317 mußten ihm die Hospitaliter ein Document ausstellen, worin sie versprachen, das an sie gelangte Eigenthum der Templer wieder herauszugeben, wenn der Papst etwa einen die Aufhebung des Ordens widerrufenden Beschluß fassen sollte. — Aehnliche Hoffnungen zur Wiedereinsetzung der Templer in ihre Güter gingen durch ganz Deutschland; wie wir dies und anderes aus Verkaufs-Verhandlungen der Tempelherren zu Hameln ersehen. In diesen wird, trotz der Bulle Papst Clemens V. d. d. Toulouse, den 30. December 1308, worin die Tempelherren und alle diejenigen, welche ihnen fernerhin mit Rath und That an die Hand gehen würden, in den Bann gethan werden, 1311 noch die Möglichkeit einer Wiedereinlösung jener Güter gar nicht bezweifelt wurde.

Der vorerwähnte Wildgraf Hugo zu Grumbach war offenbar nicht selber Tempelherr, sondern trat zu Mainz nur für seinen Bruder Friedrich, der die Würde eines Hochmeisters in Deutschland und Wendland bekleidete, so männlich auf, wie für eben denselben sein Neffe Friedrich in Trier. Es ist daher eine durchaus unverbürgte Tradition, wenn die Freimaurer behaupten, die ächten Abkömmlinge der Tempelherren zu sein, und daß der Freimaurer-Orden als die ununterbrochene Fortsetzung des Tempel-Ordens angesehen werden müsse; wie denn nicht minder die Annahme, daß der 16. und letzte Prior der Tempel-Cleriker Peter von Bologna zu Hugo, Wildgrafen vom Rhein, dann aber mit Sylvester zu Grumbach nach Schottland geflohen sei, wo derselbe nebst Aumont und Harris die Maurerei gestiftet habe (Wilcke, Geschichte des Tempelherren-Ordens II, 74): denn dieser Sylvester zu Grumbach beruht auf einem Mißverständnisse, und ist mit dem Wildgrafen Hugo zu Grumbach (Hugo comes silvestris) ein und dieselbe Person.

Das wiederholt hier in Anwendung gekommene Gottesurtheil der Feuerprobe, tritt in der Geschichte der Tempelherren in Deutschland schon zu Anfang ihres Erscheinens daselbst auf. Die Veranlassung war folgende. Bischof Conrad von Halberstadt hatte die St. Jacobi-Kirche daselbst zu einer Niederlassung von Cisterzienser-Nonnen bestimmt, während das vor dem Burchardi-Thore gelegene Kloster St. Thomas von Tempelherren besetzt war. Beiden Theilen erschien ein Tausch vortheilhaft, der auch in der Art erfolgte, daß die Tempelherren nach St. Jacobi, die Nonnen dagegen nach St. Thomas zogen. Die desfalls ausgestellte Urkunde Bischof Conrads ist vom Jahre 1208 und enthält zugleich die wegen dieser Ortsveränderung erforderliche Einwilligung des Tempelordens-Meisters W. Oeuil de Boeuf. Der Tempelherr, welcher die Erlaubniß von dem in Frankreich residirenden Vorsteher der Tempelgüter diesseits des Meeres einholen mußte, wird frater Bruno bonorum Theotonicae provisor ad templum genannt. Wir sehen daraus, daß damals noch kein eigener Ordensmeister für die Provinz Deutschland, der jene Genehmigung würde haben ertheilen können, vorhanden war. Der erwähnte Aufenthaltswechsel gab nun zu einem Ereignisse Veranlassung, dessen Ausgang nicht geeignet war, den aus Frankreich gekommenen und erst durch Deutsche veredelten Orden in den Augen der Welt zu heben. Es hatte sich nämlich gleich zwischen den Templern und Cisterzienserinnen Streit über einige Liegenschaften, und zwar über eine Hufe Landes auf dem Langensteiner Felde, über eine halbe Hufe zu Niendorp und über eine Wiese an der Holzemme erhoben. Die Sache wurde jedoch durch Schiedsrichter dahin beigelegt, daß die Nonnen im Besitze blieben, den Tempelherren aber 20 Mark als Ersatz gegeben werden sollten. Bald darauf indessen erschien Goswin, der Begründer und erste Propst des Klosters, vor dem damaligen Bischof Friedrich mit der Beschwerde, die Tempelherren haben bei ihrem Umzuge mehrere kirchliche und weltliche Geräthschaften, Bücher und Urkunden mitgenommen und hielten solche verborgen. Da jedoch die Tempelherren solches leugneten, so bestimmte der Bischof, nach gepflogenem Rath mit Geistlichen und Laien, zur Ermittelung der Wahrheit und um beiden Theilen gerecht zu sein, die Sache durch Gottesurtheil und zwar mittelst der Feuerprobe (causam igniti ferri examinatione) zu entscheiden. Der Propst unterwarf sich willig und freudig diesem Urtheile, und so ward der 14. Juni 1214 zu diesem Ordale festgestellt, welches vor einer glänzenden Versammlung in der Domkirche zu Halberstadt stattfand. Auf dem Altare des Schutzpatrons der Kirche, des heiligen Stephan, segnete der Bischof das Eisen, welches, glühend wie es war, der Propst mit bloßer Hand ergriff, und ohne sich zu verbrennen, durch das Schiff der Kirche hin bis zum Altar der heiligen Maria trug. Laut den Allmächtigen preisend, brach die ganze Versammlung beim Anblick dieses Wunders in Worte aus, und die Tempelherren, nicht wenig bestürzt, bekannten dem Bischof ihre Schuld und sprachen Vergütigung und Rückgabe alles dessen, was sie dem Kloster vorenthalten hatten.

Nachdem wir das den Tempelherren in Deutschland durchaus günstige Verhalten der Erzbischöfe von Mainz und Trier kennen gelernt haben, und da wir über die zu

Cöln und Bremen nichts wissen, wohl aus dem Grunde, weil hier der Orden wenig oder gar kein Besitzthum hatte, gehen wir zu dem Erzbischof von Magdeburg über. Hier haben allerdings neuere Schriftsteller (Rathmann, Stiebitz, Wilcke) die Behauptung aufgestellt, Erzbischof Burchard von Magdeburg habe in der That im Jahre 1308 alle Tempelherren aus den 4 Tempelhöfen seines Gebietes an Einem Tage verbrennen lassen; während die urkundlichen Quellen doch nur der Gefangennehmung der Ordensbrüder gedenken. Diesen letzteren folgend erzählt schon Wohlbrück, daß der neu gewählte Erzbischof Burchard, als er im Mai 1308 von dem päpstlichen Hofe, damals zu Poitiers, wohin er seiner Bestätigung wegen gereist war, zurückgekommen, in allzu regem Eifer, dem Papste gefällig zu sein, zwar an Einem Tage alle Tempelherren seines Gebietes gefänglich habe einziehen lassen, sie aber sämmtlich, ohne ihnen ein Leid zugefügt zu haben, wieder freigelassen habe.

Zur weiteren urkundlichen Bestätigung der Grundlosigkeit der Behauptung eines blutigen Eingreifens in das Geschick der Tempelherren dient u. a. ein Vertrag vom 19. November 1308, worin mehrere namhaft gemachte Templer des Erzstiftes wegen ihres Verhaltens Bürgschaft leisten und ihnen dagegen Erlaubniß ertheilt wird, in dem erzbischöflichen Gebiete frei zu wandern, wohin sie wollen, es sei denn, daß neue Befehle vom Papste einliefen, die dies hinderten. In letzterem Falle sollten sie jedoch 14 Tage zuvor benachrichtigt werden. An der Einziehung der Tempelhöfe versprachen die Tempelherren den Erzbischof nicht hindern zu wollen, ja selbst wenn ihr Hochmeister Friedrich von Alvensleben abermals gefänglich eingezogen werden sollte, wollten sie, jedoch mit Vorbehalt 14tägiger Kündigung, mit dem Erzbischofe Frieden halten; und zwar geschah dies Alles mit Wissen und Willen des Friedrich von Alvensleben selbst.

Die in diesem Vertrage angedeutete, von den Tempelherren selber zugestandene Einziehung ihrer Güter, stieß jedoch auf Widersetzlichkeiten, die nicht ohne Waffengewalt gebrochen werden konnten und zu argen Zerwürfnissen der beiden Kirchenfürsten von Magdeburg und Halberstadt führten.

Auch hierüber ein auf urkundlichem Zeugniß beruhendes Beispiel. Beyer-Naumburg bei Sangerhausen war ein Tafelgut des Erzbischofs von Magdeburg, lag aber in der Halberstädtischen Diöcese. In der Burg hatten sich die von dem Erzbischofe Burchard verfolgten Tempelherren festgesetzt. Um nun die Veste wiederzugewinnen, sah der Erzbischof, weil kein geeigneter haltbarer Ort vorhanden war, sich gezwungen, die unfern der Burg gelegene Kirche von Beyer-Naumburg zur Vertheidigung einzurichten. Da er jedoch versäumt hatte, hierzu die erforderliche Erlaubniß des Diöcesanherrn, nämlich des Bischofs Albert von Halberstadt einzuholen, so that dieser den Erzbischof, wiewohl die Kirche, nach geschehener Eroberung der Burg wieder in den alten Stand gesetzt worden war, in den Bann, und zwar, wie Reinold berichtet, auf Geheiß des Erzbischofs Peter von Mainz, der über des Erzbischofs Burchard von Magdeburg Eifer gegen die Tempelherren sehr aufgebracht gewesen sein soll. Dieser Bann wurde zwar mittelst Bulle aus Vienne den 23. Januar 1312 vom Papste Clemens wieder gelöst, aber am 25. Juli 1312 sah der Papst abermals sich genöthigt, eine zweite Excommunications-Sentenz zu annulliren, die Burchard von Neuem vom Bischofe von Halberstadt sich zugezogen hatte, indem er zu gleichem Zwecke, wie Beyer-Naumburg auch die Kirche zu Jerdesdorp, woselbst die Tempelherren einen ihrer festen Höfe hatten, ohne des Bischofs Einwilligung zu befestigen sich genöthigt gesehen hatte.

Wie wenig übrigens mit Härte und Blutdurst Erzbischof Burchard gegen die Tempelherren verfuhr, beweisen die reichlichen Präbenden, die er ihnen aus ihren eingezogenen Gütern angewiesen hatte, so daß sich der Johanniter-Orden im Jahre 1318 bei dem Papste ernstlich zu beklagen veranlaßt sah, noch immer nur wenig Nutzen von den Tempelgütern zu haben. Dies erhellt namentlich aus einer Urkunde d. d. Avignon, den 1. Dec. 1318, worin der Papst an 3 Magdeburger Geistliche, den Domdechanten, den Dominikaner-Prior und Minoriter-Guardian den Befehl ergehen ließ, sich die Etats zur Versorgung der ehemaligen Tempelherren vorlegen zu lassen, dieselben zu prüfen, dabei von den Grundsätzen auszugehen, daß die Glieder des aufgehobenen Ordens weder Schätze sammeln, noch allzukö̈stlich leben, sondern einen Unterhalt, wie er geistlichen Personen angemessen wäre, und anständige Kleidung erhalten sollten, und hiernach die Versorgungs-Etats zum Vortheil des Johanniter-Ordens zu ermäßigen.

Wohl hatte der Johanniter-Orden, dem mit der Ueberweisung so vieler theils verschuldeter, theils anderweitig belasteter und mit Beschlag belegter Güter große Verpflichtungen auferlegt waren, sich zu beklagen. So gelangten erst 10 Jahr nach der Aufhebung des Tempelordens die Johanniter in den Besitz der Güter, die Markgraf Woldemar von Brandenburg innerhalb seiner Lande eingezogen hatte, und auch dies nur nach Erlegung von 1200 Mark Silbers, bis zu deren Abzahlung der Markgraf von den Gütern, die einer seiner Vorgänger, der Markgraf Otto den Tempelherren geschenkt hatte, die Stadt Zielenzig nebst den Dörfern Langenfeld, Breesen, Reichen, Buchholz und Lieben, als ein erst 2 Jahr später zu lösendes Pfand zurückbehielt. In der darüber am 29. Jan. 1318 ausgefertigten Urkunde heißt es: „Wenn vorgenanntes Gut eingelößt werde, solle es wieder an das Hospital St. Johannis gelangen und zwar eben so als es dem Orden vom Tempel gehört habe zu der Zeit, da der Meister und die Brüder des Ordens zum Tempel zu Paris gefangen worden seien." Und dennoch kam erst im Jahre 1350 nach langen Zwischen-Verhandlungen der Johanniter-Orden in den völligen Besitz.

Wer übrigens von den Quellen, aus welchen diese nur auf Urkunden beruhende Darstellung geflossen ist, näher sich zu unterrichten Verlangen trägt, den haben wir auf unsere umfangreichere Abhandlung: „Die Tempelherren und ihre Besitzungen im Preußischen Staate" im 16. Bande des Allgem. Archives für die Geschichtskunde des Preußischen Staates S. 97—120, 242—268, 289—336 hinzuweisen, worin alle diese Urkunden theils zum erstenmal veröffentlicht worden, oder aber aus anderen Werken nachgewiesen sind.

Dr. Leopold Freiherr von Ledebur.

Die Heuschreckenplage in Palästina.

Alle Zeitungen sprachen von der Heuschreckenplage, welche im vorigen Jahre über Palästina und Syrien gekommen. Man hoffte im Lande, sie würden dieses Jahr nicht wieder erscheinen; aber sie kommen nur zu oft zwei und drei Jahre hintereinander über denselben Landstrich, besonders wenn man nicht große Mühe anwendet, die Eier oder wenigstens die junge Brut zu vernichten. So erschienen sie denn auch schon früh im Jahre im Ghor oder Jordanthale in ungeheurer Menge und fraßen Alles auf. Noch aber wollte man auf dem Gebirge und in den Küstenebenen die Hoffnung nicht aufgeben, daß sie da ausbleiben würden.

Ende Aprils machte ich einen Ausflug in die Ebenen Scharon und Schephelah (das Philister-Niederland) bis an die See. Der Anblick der die reichste Ernte verheißenden Getreidefelder (Gerste und Weizen) erfreute Herz und Auge und der Oelbaum stand überall in vollster Blüthe. So lange ich in der Scharonebene war, bemerkte ich noch keine Heuschrecken. Die ersten, aber ganz vereinzelten sah ich zwischen Jebna (Jabneh, Jamnia, Ibelin der Kreuzfahrer) und Akir (Ekron), und je mehr ich mich wieder den Bergen näherte, sowohl in der Richtung von Ain esch Schems (Beth Schemesch), als Beit Nuba (Castellum Arnaldi der Kreuzfahrer), desto häufiger stieß ich auf jene unheimlichen schwarzen Flecke an und in den Feldern, die von fern gesehen großen Fliegen- oder Bienenschwärmen gleichen, näher betrachtet aber sich als Heuschreckenbrut erweisen, welche, obwohl noch unfähig weiter zu fliegen oder zu wandern, dennoch schon große Verwüstung anrichtet. Nur an wenigen Orten zog man zur Vertilgung derselben aus und auch da nicht mit gehörigem Nachdruck. Hätten die Leute solche Flecke abgegraben und dann Feuer angelegt oder auch nur die Brut sorgsam zerstampft, so wäre gewiß dem Uebel wenn nicht gänzlich, doch großentheils Einhalt gethan worden. Der Pascha von Jerusalem hatte zwar auch einen strengen Befehl erlassen, daß man überall Leute zur Zerstörung ausschicken sollte, und Strafe für die Saumseligen bestimmt; aber mischt sich die Regierung in diesen Ländern in irgend etwas, so werden die Leute dadurch eher abgeschreckt; denn man traut nun einmal der Paschawirthschaft nichts Gutes zu und entzieht sich trotz Drohung und Strafe der Frohne auf jede nur mögliche Weise. Dazu kommt auch noch der Einfluß wie des Aberglaubens oder Fatalismus, so der Trägheit. — Ich fragte einst ein paar Männer, warum sie denn nicht ernstlich daran gingen, die Plage abzuwenden. „Sollen wir gegen Gott Krieg führen?" sagten sie; „weißt Du nicht, daß sie (die Heuschrecken) Gottes Heer?" — Letzteres ist allerdings biblisch wahr, aber dabei fehlte ihnen nur das Verständniß, daß auch solche Heere ausgeschickt sind, damit wir uns durch den entschiedensten Kampf gegen sie — ob Sieger, ob Besiegte — üben in reuiger Ergebung wie in Hoffnung und Vertrauen. Ich fragte entgegen, ob sie in Krankheit nicht Arznei nähmen, oder, wenn ihre Häuser in Brand geriethen, nicht das Feuer zu löschen versuchten, worauf sie mir die Antwort schuldig blieben.

Die meisten dieser Bruthaufen fand ich in den Thälern einer Hügelreihe, westlich von Beit Nuba und nördlich von Amwas (Emmaus, Nikopolis), wohin ich ritt, um Ruinen aufzusuchen, die den Bauern der Gegend unter dem Namen Umm el Amdan (Mutter der Säulen) bekannt sind, aber, wie sie behaupteten, noch nie von einem Franken besucht worden wären. Ich fand auch die Stelle und viele Säulentrümmer; aber wir wollen jetzt bei unserem Hauptgegenstande bleiben. — Von hier aus, besorgte ich, würden bald zahllose geflügelte Schaaren der Verheerer ausgehen. Manche Strecke spät gesäeter Gerste (wahrscheinlich vom Februar) war von den kleinen Ungeheuern schon abgefressen. Ich begegnete einigen Bauern, die dann etwa eine halbe Stunde lang mich begleiteten; aber keiner nahm sich die Mühe, mit seiner höchst umfangreichen Fußbekleidung das Ungeziefer im Vorbeigehen wenigstens zu zertreten; im Gegentheile, sie gingen ihm fast aus dem Wege, bis ich sie aufforderte, doch einmal in die Haufen recht hineinzustampfen, was sie dann auch mit gutem Erfolge thaten. Um auch das Meine zu thun, zwang ich mein Pferd, das sich dagegen immer etwas widerwillig zeigte, mitten hindurch zu gehen. — Einmal stieg ich auch ab und schüttete all mein Pulver um einen solchen Haufen her und wartete ab, bis sich die aufgeschreckten Thierchen wieder an derselben Stelle gesammelt hatten, worauf ich das Pulver anzündete; der Erfolg aber entsprach meiner Erwartung nicht, denn nur wenige fand ich getödtet.

Etwa einen Monat später machte ich meinen zweiten Ausflug mit einem Reisegefährten. Diesesmal gingen wir zuerst südlich über Bethlehem nach Hebron. In Bethlehem hatten die geflügelten (röthlich grau schimmernden) Heuschrecken, wie auch die noch ungeflügelten grünen Hüpfer, schon großen Schaden an den Fruchtbäumen angerichtet. Auch südlich von Bethlehem stießen wir streckenweise auf große Schwärme. Vor und um Hebron hörten sie wieder völlig auf. Aber leider sichert ein solches Aufhören durchaus nicht gegen einen plötzlichen Ueberfall des Feindes. Die Oel- und anderen Fruchtbäume, besonders aber die reichen Weingärten, sahen jetzt noch so frisch und lieblich aus, daß einem bei dem Gedanken an die Nähe des Feindes weh und bang wurde.

Von Hebron wendeten wir uns nordwestlich. Auf den öden Bergrücken bemerkten wir noch keine Heuschrecken; die in das offene Land hinabführenden Tiefthäler aber wimmelten von ihnen, und Schwärme, welche die Luft wie dichtes Schneegestöber erfüllten, flogen bei unserem Heranreiten nur zunächst dem Wege schon auf. Die grünen Hüpfer kamen uns in langen Zügen rasch marschirend entgegen, wichen aber den Tritten durch schnelles Hüpfen nach allen Seiten fast immer aus. In Beit Netif fanden wir viele Oel- und Feigenbäume besonders von diesen Grünen schon ganz in Besen verwandelt. — In Ain esch Schems (Beth Schemesch) griffen sie bereits die Tabaksfelder an, und in den Thälern um Zera (Zorah, Simson's Heimath) war man ebenfalls im Zustande ängstlicher Erwartung, da den Oelbäumen überall Vernichtung drohte. Uebrigens ist der Orientale aus mancherlei leicht zu errathenden Gründen zu apathisch, um viel zu klagen. —

Die Schwärme schienen hier hauptsächlich von Westen herzukommen; anderwärts sah ich Züge, welche die Rich-

tung von Norden nach Süden einhielten. Die Zahl dieser Verderber nahm nur wenig ab, als wir auf die Ebenen des Philisterlandes hinauskamen, wo die Gerste aber nun bereits fast überall zum Dreschen bereit lag, und der Weizen ebenfalls schon hie und da geschnitten wurde. Auch Linsen und Kameelfutter waren schon eingeheimst. Die Ernte war, Gott sei Dank, durchaus eine reiche zu nennen; entfernen sich aber die Heuschrecken nicht bald, so stehen noch die Sommerfeldfrüchte in Gefahr, besonders Dura (eine Hirsenart und eines der Hauptlebensmittel des Landmanns) und Sesam. — Obst und Gemüse werden, wie voriges Jahr, in vielen Theilen des Landes fehlen, wobei die getrockneten Feigen, Gurken, Fakkus (melo Syriacus) u. s. w. dem Landmann besonders abgehen werden. Der schwerste Verlust ist aber jetzt für ihn und für das Land im Allgemeinen der der Oliven und des Oeles, aus welchem er alle seine Kraft zu schöpfen glaubt. —

Von Akir (Ekron) gingen wir nach Ramleh und Lydda. Die weitausgedehnten Oelbaumpflanzungen und Fruchtgärten beider Orte hatten schon hart gelitten, und selbst die Kaktushecken, deren Frucht den Armen ein so wohlfeiler und erwünschter Leckerbissen ist, waren von den Hüpfern wie übersäet. Auch die Geflügelten stürmten oft darauf los, und, obwohl ich sehr Acht gab, sah ich doch keine an den scharfen Dornnadeln des Blattes sich spießen. — Die Gärten von Nablus waren, wie wir hörten, bereits verwüstet, und so viele andere der Dörfer an dem Wege von dort nach Jerusalem. Selbst die Zweige junger Feigenbäume waren abgeschält.

Kaum verließen wir die letzten Pflanzungen Ramleh's und Lydda's gegen Westen zu, so verschwanden die Heuschrecken wie weggezaubert. Die Dörfer von da an bis Jaffa, so wie die prachtvollen Gartenpflanzungen Jaffa's selbst, waren ganz frei davon. Der Schaden wäre da ein großer; denn mancher dieser Gärten soll nur aus den Orangen und Limonien einen Erlös von 100—200 Pfd. Sterling geben.

Auf dem Rückwege nach Jerusalem fand ich Berg und Thal von Heuschrecken wimmelnd. An manchen Orten hatte man noch einen Tag vor meinem Durchritte kaum eine bemerkt, und jetzt konnten die Leute mit allen Trommeln und Schreien sich derselben nicht mehr erwehren. Wenige Tage später überfielen sie Jerusalem und die Umgegend in Schwärmen, die vier Tage lang andauerten und fast alles Grün aufzehrten. Nur einen Zierbaum, den Lilak oder spanischen Flieder, so wie den Oleander, berührten sie nicht. Einmal flog mir eine an's Gesicht. Ich fing sie und, um sie zu tödten, riß ich ihr den Kopf ab; aber das Thier fiel auf meinen Schenkel, setzte sich da fest, ohne von der Bewegung des Reitens im Geringsten gestört zu werden, machte Sprünge und breitete die Flügel aus, faßte ich es an, so stemmte es sich noch kräftig entgegen. So lebte es noch acht Stunden fort, obwohl auch die heiße Sonne in den offenen Rumpf hinein brannte. Ein anderes 36 Stunden im Schatten.

Ich bemerkte im Lande an zwanzig verschiedene Arten der Heuschrecken von mannigfaltiger Größe und Färbung des Leibes wie der Flügel, welche oft sehr schön gezeichnet sind. Eine Art hatte roth und schwarz gefärbte Flügel. Aber eigentlich wandernd schienen mir nur die Grauröthlichen, die Gelben und die Grünen ungeflügelten. Von Bethlehem her brachte man einige wahrhaft Riesige. Die, welche ich sah, war ungefähr 15 Centimeter lang (der Leib zehn, der säbelförmige Fortsatz oder Schwanz mit ziemlich scharfer Spitze fünf). Der Leib um den Bauch hatte einen erstaunlichen Umfang; der Kopf glich von vorne einem breiten Schilde. Die Farbe war gelb, weißlichgelb am Bauche, mit rostartiger Zeichnung auf dem Rückenpanzer. Der Säbel ungegliedert und nach oben sich aufkrümmend. Innen am Halse und am Brustansatze ragten je zwei in Stachel auslaufende Auswüchse hervor. Lange Fühlhörner legten sich über den Kopf zurück, und die Sprungfüße waren so lang als der ganze Leib mit dem Schwanze. Flügel hatte das Thier noch keine. Als man es hieher brachte, schien es matt, vielleicht von Hunger; denn, als man ihm zwei Heuschrecken der gewöhnlichen Art nahe brachte, fraß es dieselben sogleich bis auf die Flügel auf. Zu beiden Seiten des Leibes, an Brust und Bauch, liefen zwei dicke Wülste herab. Das Erscheinen dieser Riesenheuschrecke, die wirklich schauerlich aussieht, verbreitete großen Schrecken unter den Landleuten, die sie auch für giftig hielten und behaupteten, der Stich ihres Schwanzes wäre tödtlich.

(Schluß folgt.)

Statistisches.

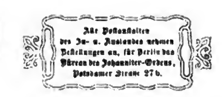
Nach dem „Kaiserswerther Armen- und Krankenfreund" sind außerhalb der Mutterhäuser und der bleibend mit Diakonissen besetzten Stationen, in Kriegs- und Reserve-Lazarethen im verflossenen Jahre thätig gewesen:

1)	Aus Kaiserswerth	56	Diakonissen
2)	„ Bethanien in Breslau	30	„
3)	„ dem Elisabeth-Krankenhause zu Berlin	7	„
4)	„ Posen	4	„
5)	„ Königsberg	6	„
6)	„ Ludwigslust	8	„
7)	„ Emden	3	„
8)	„ Neuendettelsau	15	„
9)	„ Speyer	10	„
10)	„ Stuttgart	4	„
11)	„ Carlsruhe	11	„
12)	„ Bremen	1	„
13)	„ Stettin	4	„
14)	„ Treysa	8	„
15)	„ Bethanien in Berlin	41	„
16)	„ Dresden (darunter 16 im Mutterhaus)	48	„
17)	„ Elisabethstift in Darmstadt	10	„
18)	„ Halle	6	„
19)	„ Augsburg	4	„
20)	„ Hannover	6	„
	Summa	282	Diakonissen

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.



Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 6. Februar 1867. **Nr. 6.**

1. Josias Friedrich Ernst Freiherr von Heintze-Weißenrode, Königlich Dänischer Kammerherr, auf Schloß Niendorf bei Lübeck, Rechts-Ritter seit 1855, † zu Schloß Niendorf 26. Januar 1867.

2. Carl Wilhelm Otto Freiherr von Buddenbrock, Major a. D., Rechtsritter seit 1856, † zu Breslau 31. Januar 1867.

Die Sanitäts-Commission der Armee der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

(Aus „Das Militairsanitätswesen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika während des letzten Krieges" von Dr. H. v. Haurowitz, Kais. Russ. Geheimrath und General-Inspector des Sanitätswesens der Kaiserlichen Marine. Stuttgart, Verlag von Gustav Weise, 1866.)

Nach dem, was in Europa schon über die Sanitäts-Commission bekannt geworden ist, könnte es überflüssig erscheinen, diesen Gegenstand nochmals zu erörtern, und doch darf ich behaupten, daß trotz der vielen Mittheilungen, die wir darüber schon besitzen, das Urtheil über die Thätigkeit und den Nutzen, welchen diese Commission während des Krieges geleistet hat, kein unparteiisches und in vieler Beziehung auch kein richtiges ist.

Was man in Europa nicht weiß, und was Verwunderung erregen wird, ist: daß jetzt, wo die Zeit Vieles aufgeklärt hat, was früher dunkel war, jetzt, wo die beruhigten Gemüther anders urtheilen, als früher im aufgeregten Zustande, Stimmen laut werden, welche die Leistungen, wie sie die Commission in ihren eigenen überschwenglichen Schilderungen der Welt mitgetheilt hat, sehr beschränken. Es handelt sich bei dieser Veranlassung nicht blos um die Entscheidung, ob die Commission alles das vollbracht hat, was sie behauptet, sondern es ist von größerer Wichtigkeit, aus diesen Erfahrungen die Lehre zu ziehen, ob bei einem künftigen großen Kriege eine ähnliche Einrichtung wünschenswerth sei oder nicht.

Ich habe Gelegenheit gehabt, als unparteiischer Beobachter an Ort und Stelle die Thätigkeit der Commission kennen zu lernen. Ich habe die persönliche Bekanntschaft mit ihren ausgezeichnetsten Leitern gemacht, ich habe mir die Mühe gegeben, den größten Theil ihrer Schriften, deren Zahl eine bedeutende ist, durchzulesen, ich habe die Meinung competenter Richter im Volke, in der Armee, sowie im ärztlichen Stande kennen gelernt, und glaube daher ein Recht zu haben, auch meine, auf Wahrheit und eigene Anschauung gegründete Ansicht aussprechen zu dürfen.

Als bei dem Ausbruche des Krieges der glühendste Patriotismus gleich einem electrischen Schlage das ganze Volk durchzuckte und Massen von Freiwilligen nach Washington eilten, um gegen den Feind geführt zu werden, waren die Frauen nicht weniger begeistert von dem Wunsche, an der Rettung der Union mit Allem, was ihnen zu Gebote stand, sich zu betheiligen. Sie beschränkten ihren Eifer aber nicht allein auf Charpiezupfen und Geldeinsammeln durch Bälle und Concerte, wie es sonst oft zu geschehen pflegt, sondern sie arbeiteten mit einer rastlosen Thätigkeit nach allen Richtungen, um für ihre Väter, Brüder und Söhne im Felde Sorge zu tragen, und so bildete sich zu Anfang in New-York ein kleiner Verein von Frauen und Männern, der ohne bestimmte Aufgabe Verschiedenartiges unternahm, um diesen Zweck zu fördern. Es war leicht vorauszusehen, daß die Freiwilligen, plötzlich aus ihren friedlichen Beschäftigungen herausgerissen, den Entbehrungen und Beschwerden aller Art, denen sie im Felde ausgesetzt waren, unterliegen würden, um so mehr, da die Regierung ohne alle Vorbereitung zum Kriege bei Weitem nicht mit hinlänglichen Mitteln versehen war, um dem abzuhelfen. Die erste Aufgabe des Vereins bestand daher in Vertheilung von kleinen Schriften, welche die wichtigsten Regeln zur Erhaltung der Gesundheit im Felde enthielten. Zu gleicher Zeit wurde durch Aufrufe in Zeitungen, durch Meetings, durch Verbreitung von Flugschriften das ganze Volk zur Theilnahme und Mildthätigkeit angeregt, um dem Mangel an Verpflegungsgegenständen abzuhelfen.

Aus diesem unscheinbaren Beginne entwickelte sich in kurzer Zeit ein Verein, der, auf die Masse des ganzen Volkes sich stützend, so mächtig wurde, daß sein Einfluß in der Armee ein bedeutender ward. Der Verein, der sich durch seine Vertreter bei dem Präsidenten in Washington den Namen „Sanitäts-Commission der Armee der Vereinigten Staaten" beigelegt hatte, erweiterte nach und nach

seine Thätigkeit auf alle Gegenstände, die das Leben des Soldaten nicht blos im Felde, sondern auch außer dem Felde, nicht blos im kranken, sondern auch im gesunden Zustande berührten.

Die Commission constituirte sich bald als eine vollständige Behörde mit einem Präsidenten, Verwaltungsräthen, Secretären und einem ganzen Heere von Agenten, die bei der Armee aus- und eingingen, wo und wann sie wollten. Wenn auch in den Statuten gesagt war, daß sie ihr philanthropisches Werk nur mit Autorisation der verschiedenen militärischen Behörden ausübten und nie und nirgends Etwas unternehmen dürften, wodurch militärische Administration und militärische Disciplin gestört werden könnte, so ist es doch sehr begreiflich, daß nicht alle Agenten sich in diesem Sinne benahmen, und zuletzt war die Machtstellung der Commission eine solche geworden, daß sie einen Staat im Staate bildete. Durch die colossalen Mittel, die derselben zu Gebote standen,*) sowie durch die öffentliche Meinung, die sie vollständig beherrschte, hatte sie zuletzt eine Macht erlangt, wie sie in solcher Gestalt in der Welt noch nie dagewesen. Bald wurden in allen Städten Filialen errichtet, die sich wieder in die kleinsten Orte verzweigten, so daß am Ende das ganze Land von der Sanitäts-Commission in Anspruch genommen war.

In wie fern es mit den Begriffen einer wohl organisirten Armee vereinbar ist, einem unabhängigen Privatvereine eine solche Stellung im Heere einzuräumen, überlasse ich jedem unparteiischen Sachkundigen. Nur in einem Lande, wie Nord-Amerika, unter Umständen, wie die damaligen, bei einem Volke, dessen Wille selbst bei der Armee beachtet werden muß, läßt sich ein solches Verhältniß denken, ohne daß wesentliche Störungen daraus entspringen, deren üble Folgen in jedem anderen Lande das unbestreitbar Gute überwiegen würden, welches ein derartiger Verein zu leisten vermöchte.

In einem Berichte der Commission ist gesagt: „Die Commission war sich von Anfang bewußt, wie bedenklich ihre Aufgabe der Regierung gegenüber sein würde, und zwar um nicht zu viel zu thun und dadurch die Regierung in ihrer Verantwortlichkeit dem Volke gegenüber zu schwächen; andererseits lag eine große Schwierigkeit in der zweckmäßigen Verwendung aller Verpflegungsgegenstände, ohne in den geordneten Geschäftsgang der verschiedenen Behörden störend einzugreifen."

Da aber die Sanitäts-Commission sich in der ihr vom Volke übertragenen Vollmacht berechtigt fühlte, die ihr zu Gebote stehenden Mittel zu verwenden, wie sie es nach ihrem Gutachten am zweckmäßigsten fand, so mußten alle anderen Rücksichten dagegen zurücktreten. Bei einer Regierungsform, wie die in den Vereinigten Staaten, bei dem Geiste des Volkes, das seine Souveränetät selbst im Kriege nicht aufgeben will und deshalb das Recht zu haben glaubt, für die innern Angelegenheiten der Armee nicht bloß Theilnahme zu fühlen, sondern diese auch zu bethätigen, war eine solche immer mehr und mehr um sich greifende Thätigkeit der Sanitäts-Commission begreiflich, trotzdem daß sowohl der Kriegsminister, als viele Militairchefs dieses Dazwischenhandeln eines mit so großen Mitteln ausgerüsteten Privatvereins unmöglich gutheißen konnten.

Da nun aber sowohl der Kriegsminister selbst, als auch die Militairchefs dem Volkswillen gegenüber in dieser Angelegenheit nicht wagten, ihren eigenen Willen durchzusetzen, so hing es zuletzt von der Discretion der Sanitäts-Commission ab, so viel oder so wenig zu unternehmen, als sie nach ihren Begriffen für gut befand.

Ich will versuchen, eine kurzgefaßte Uebersicht der systematisch organisirten Thätigkeit der Commission zu liefern, die in zwei Hauptklassen gruppirt war:

1) Allgemeine Hilfeleistung
   - A. durch Material aller Art für die Generalhospitäler.
   - B. Eben solche für die Feldhospitäler, Ambulancen und Krankendepots.
   - C. Desgleichen für Regimenter und einzelne Truppencorps im Felde.
2) Specielle Hilfeleistung.
   - A. An bedürftige und kranke Soldaten, die nicht in Militairhospitäler aufgenommen, die auf Urlaub oder verabschiedet waren.
   - B. An Gefangene und überhaupt an alle Militairs, die durch irgend einen Umstand keine Verpflegung von der Regierung erhielten.
   - C. Durch Unterstützung der Soldaten mit Rath in allen ihren Privatangelegenheiten, sowohl in als außer dem Dienste.

Um diese verschiedenen Hilfeleistungen ausführen zu können, war eine bedeutende Zahl von Agenten, unter welchen sich viele Privatärzte befanden, als Inspectoren angestellt, deren Pflicht darin bestand, sich nicht bloß in allen Hospitälern, Lazarethen und Krankendepots zu erkundigen, in wie weit die Bedürfnisse der Kranken befriedigt werden, sondern ihre Erkundigungen ebensowohl in der Armee und in den einzelnen Regimentern anzustellen, und zwar in Bezug auf alle hygienischen Bedürfnisse, als Reinlichkeit, Kleidung, Nahrung, Lagereinrichtungen, moralische Behandlung u. s. w., kurz eine vollständige Controlle auszuüben über Alles und in Allem, was zum Soldatenleben gehört, und darüber der Commission vollständige und genaue Berichte abzustatten.

Es ist daher leicht erklärlich, daß, wenn die Militair-Behörden Vieles geschehen ließen, um keine Conflicte herbeizuführen, die in die Oeffentlichkeit gebracht, das Volk gegen die Militairchefs eingenommen hätten, eine solche maßlose Einmischung in die Administration der Armee doch nimmer gutgeheißen werden kann, und um so weniger, weil selbst die redlichsten Agenten sehr oft nicht die competentesten Richter waren in Angelegenheiten, die sie zwar im Einzelnen, aber nicht im Zusammenhange mit dem Ganzen aufzufassen vermochten. Dadurch geschah es denn auch oft, daß Massen von Nahrungsmitteln und Verpflegungs-Gegenständen unnützer Weise verschwendet wurden, die in der Hand der sachkundigen Behörde allerdings mit größerem Nutzen hätten verwendet werden können. In wiefern die Einwendung begründet ist, daß die Redlichkeit der gesetzlichen Behörde weniger zuverlässig sei, als die von Privatvereinen, kann ich nicht entscheiden.

Die Thätigkeit der Sanitäts-Commission äußerte sich hauptsächlich in folgenden Richtungen:

*) Die Sanitäts-Commission hat während ihres Bestehens gegen 12 Millionen Dollars an Geld und Geldeswerth zu ihrer Verfügung gehabt.

1) Durch Vertheilung von populär abgefaßten hygienischen Schriften unter den Soldaten, um sie mit Allem bekannt zu machen, was zur Bewahrung ihrer Gesundheit nützlich sein könnte. Ebenso wurden eine Menge hygienischer, medicinischer und chirurgischer Schriften, die von ausgezeichneten Fachmännern verfaßt waren, unter den jungen unerfahrenen Aerzten im Felde vertheilt.

2) Auf dem Schlachtfelde selbst wirkten ihre Agenten höchst wohlthätig, durch Hilfeleistungen aller Art, sowie durch Erquickung der Erschöpften mit Speise und Trank.

3) Ebenso leistete die Commission Bedeutendes bei dem Transporte der Verwundeten, indem sie mit ihren eigenen Transportmitteln auf Eisenbahnen und Dampfschiffen sich wesentlich dabei betheiligte.

4) Reichliches Material an Kleidungsstücken aller Art wurde an Bedürftige ausgetheilt. Außerdem wurden viele Lazarethe mit verschiedenen Gegenständen, Betten u. s. w. von ihnen versehen.

5) Auf der Hauptroute zur Armee waren von der Commission an geeigneten Orten Häuser eingerichtet, in denen kranke oder verwundete Soldaten, die sich einzeln auf die Reise begaben, Unterkommen und Verpflegung fanden.

6) Von wesentlichem Nutzen war die Commission den aus dem Dienste entlassenen Soldaten bei der Betreibung ihrer Geldansprüche, sowohl was ihre Rückstände an Handgeld oder Löhnung betraf, als auch bei Ansprüchen auf Pension. In allen großen Städten waren stehende Büreaus errichtet, in denen jeder Soldat sein Anliegen vortragen konnte, und sicher war, Rathschläge und Hilfeleistung zu erhalten.

7) Ueberdies waren in verschiedenen größeren Städten Auskunfts-Büreaus eingerichtet, in denen Verwandte und Freunde Nachricht von dem Schicksale ihrer Angehörigen im Felde oder in den Hospitälern erhalten konnten; zu diesem Zwecke wurden eigene Agenten überall hin gesandt, mit dem Auftrage, Nachfragen anzustellen und Erkundigungen einzuholen, um darüber berichten zu können.

Aus dem Finanzrapport der Commission vom 1. October 1864 theile ich Folgendes mit:

Geldeinnahme bis zu diesem Tage	3,083,124 Dollars	58 Cents.
Eingelieferte und angekaufte Gegenstände aller Art im Werthe von . .	9,428,265 „	30 „
Summa	12,511,389 Dollars	88 Cents.

Die späteren Einkünfte und Ausgaben bis zur Beendigung des Krieges und bis zur Auflösung der Armee (Sommer 1865) sind noch nicht publicirt worden.

Die Hauptausgaben waren folgendermaßen angeführt:

Für Verpflegungsgegenstände . . .	1,742,383 Dollars
Für Häusermiethe, Waarenlager, Transport	124,279 „
An Agenten	64,027 „
Für ärztliche Inspectionen . . .	119,985 „
Einzelunterstützungen	251,100 „
Hospital-Directionen	47,564 „
Statistisches Departement	14,241 „
Veröffentlichungen, Flugschriften, Zeitungen u. s. w.	38,800 „
Büreaukosten	45,504 Dollars
Extraausgaben	78,774 „
Totale	2,526,657 Dollars

Es ergiebt sich aus diesen Zahlen, daß die Administration, trotzdem der größere Theil ihrer höheren Beamten ohne Besoldung diente, eine ziemlich kostspielige war.

Die Heuschreckenplage in Palästina.

(Schluß.)

Als ich mich ein paar Tage ausgeruht hatte (man braucht immer einige Zeit nach solchen Ausflügen, um die Masse von Licht und Wärme, die man während derselben in sich aufnimmt, unter Ruhe oder leichter Beschäftigung wieder entweichen zu lassen), nahm ich des wackeren Normannen Bochart Hierozoikon zur Hand und las geduldig seine acht langen Kapitel de locustis durch. So oft ich diese Fundgrube aufschlage, bewundere ich den staunenswerthen Fleiß des grundgelehrten Mannes, der allein aus allen ihm zugänglichen Quellen, aus Allem, was bis zu seiner Zeit außer den heiligen Schriften und deren älteren wie neueren Erklärern bei Griechen, Römern, Arabern und Europäern verschiedener Nationen über die in der Bibel vorkommenden Thiere in gebundener oder ungebundener Rede sich vorfindet, ein Werk verfaßte, zu dessen Zusammenstellung sich in unseren Tagen nur wenige mehr ohne Beihilfe verstehen würden; denn der Sammelfleiß der Alten ist selten geworden, und nur ein Ritter steht ihnen mehr als ebenbürtig zur Seite.

Also ich las Alles, und zwar mit der Feder in der Hand, durch und noch einige andere Abhandlungen dazu, in denen Bochart wohl benützt war, und dachte schon daran, aus der Fundgrube, mit Zugrundelegung dessen, was ich selbst gesehen und beobachtet hatte, erläuternde Auszüge zu machen; aber da mir die für ein solches Unternehmen nothwendigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse fehlen, und außerdem meine Zeit gar beschränkt ist, so beschloß ich zu dem, was Bochart und seine Nachfolger oder Benützer bereits über die Heuschrecken gesagt, nur noch Einiges hinzuzufügen, was, wenn auch nicht ganz neu, doch minder allgemein bekannt sein dürfte, und die Heuschrecken uns auch als Nutzthier in weiterem Umfange, als man gewöhnlich annimmt, erscheinen läßt. —

Die Bibel, aus deren verschiedenen Namen für die Heuschrecken sich eine Naturgeschichte derselben zusammenstellen ließe, enthält gewissermaßen auch die Geschichte dieses merkwürdigen Thieres. Es erscheint uns da als eine Landplage, gegen welche der Mensch mit allen seinen Mitteln nicht aufkommen kann, vor der er sich beugen, die er als ein Strafgericht erkennen muß. Es ist der Mühe werth, alle die Stellen in den verschiedenen Büchern der heiligen Schrift nachzulesen, die sich auf die Heuschrecken beziehen. Sprache und Schilderung der Bibel geben einem nicht nur eine lebendige Anschauung, sondern machen auch den Schauer begreiflich, der beim Erscheinen eines Heuschreckenzuges den Menschen unwillkürlich befällt. Einigermaßen ist er dem ähnlich, welchen man bei einem Erdbeben fühlt. Der Mensch sieht in beiden Fällen seine Hilflosigkeit ein.

Die Ansichten des Hebräers über dieses so eigen-

thümliche und unheimliche Thier theilt in jeder Beziehung auch der so nah verwandte Araber, und seine Sprache ist noch reicher an Benennungen für dasselbe und an Ausdrücken, die auf dessen Eigenschaften und die damit verbundenen Erscheinungen Bezug haben.

Als Landplage ist das Thier auch in den Ländern Europa's, in Ungarn, Schlesien, Mähren, Polen, Deutschland und Frankreich von Zeit zu Zeit aufgetreten; ja, in Südrußland, in der Moldau und Wallachei scheint der ungebetene Gast sich sehr häufig einzufinden. Was Italien betrifft, stieß ich in Tit. Livius XLII., 10 auf eine andere Stelle, die Bochart entgangen zu sein scheint und die uns erzählt, daß einmal (um 580 v. R. E. oder 173 v. Chr.) solche Heuschrecken-Wolken durch einen plötzlichen Wind vom Meere her nach Apulien getrieben wurden, daß sie alle Felder bedeckten, und daß man, um dieses Landverderben (pestem frugum) zu vertreiben, einen vorernannten Prätor (praetor designatus), den Cn. Sicinius, mit höchster Vollmacht (cum imperio) ausschickte, der eine ungeheuere Menschenmenge zum Sammeln aufbot und geraume Zeit damit zubrachte. — Die Stelle ist insofern bedeutsam, als sie darthut, daß die Heuschrecken allerdings beträchtliche Strecken über das Meer hin geführt worden. Ist die Strecke zu groß, läßt der Wind nach oder stürmt zu heftig, oder werden die Flügel des Thieres durch die Ausdünstung feucht und schwer, dann findet es freilich im Meere sein Grab. S. 2. Mose 10, 13—19.

Noch eine andere Stelle, die zwar nicht auf Europa Bezug hat, die ich aber auch nicht im Bochart fand, traf ich in Tacitus, Annal. XV., 5, welcher zufolge etwa um 63 n. Chr. in Armenien ebenfalls ein Heuschreckenzug alles Grüne (Gräser und Laub) völlig aufgezehrt hatte — ambederat, quidquid herbidum aut frondosum. —

Wie auch Bochart bemerkt und Erfahrung bestätigt, wird diese Plage oft zu einer doppelten, indem nicht nur das Land zur Wüste gemacht wird, sondern zuweilen von der Menge der Todten (ab necatarum strage), namentlich wenn sie, im Meere umgekommen, an eine Küste geworfen werden, die Luft vergiftet wird, so daß Seuchen entstehen.

Die Zeiten sind vorüber, da man noch, wie Bochart mit so vielem Fleiße, die Schrifterklärer bekämpfen mußte, welche Johannes den Täufer statt der Heuschrecken Honigkuchen, wilde Birnen, Eicheln, Castanien, zarte Baum- oder Pflanzenspitzen oder gar Krabben (!) essen ließen. Kenner der griechischen Sprache werden leicht verstehen, wie der Anlaut der Wörter, welche diese verschiedenen Nahrungsmittel bezeichnen, an das Wort, welches Heuschrecken bedeutet, Stubengelehrte zu solchen sonderbarlichen Auslegungen verleiten konnte. Auch die arabische Tradition giebt dem Johannes wenigstens statt des Honigs die Herzen der Bäume (Kulûb al Schedsche), d. h. das, was zart und grün — frisch — aus der Mitte des Baumes aufsproßt (das erinnert an den Palmenkohl) zur Nahrung.

Selbst das Zeugniß der Niebuhr, Burckhardt u. s. w. ist uns nicht mehr nöthig, um überzeugt zu sein, daß Johannes allerdings von Heuschrecken und wildem Honig in der Wüste sich ernähren konnte. Heutzutage stehen Hunderte von Vergnügungsreisenden für die Richtigkeit der Lesart „Akrides" ein, und in gedruckten und ungedruckten Tagebüchern kann man lesen, daß Heuschrecken noch immer ein dem Araber, besonders der Wüste, nicht nur nicht ungewöhnliches, sondern sogar willkommenes und auf verschiedene Weise zubereitetes Gericht sind. Ich selbst traf einmal einen Stadtaraber, den Sohn eines Effendi, eifrig beschäftigt, Heuschrecken zu sammeln. Auf mein Befragen, was er damit vorhätte, sagte er mir, er wollte sich daraus ein Lieblingsessen bereiten. „Und wie richtest du sie zu?" fragte ich. Statt der Antwort nahm er eine zur Hand, riß ihr den Kopf ab mit allem, was daran vom Innern hängen blieb; dann auch noch Flügel und Füße und den untersten Theil des Leibes und fügte darauf hinzu: „So, jetzt ist sie fertig (für die Pfanne) zum Malli," d. h. um à la Backfisch gekocht zu werden. Das Essen der Heuschrecken ist eben Geschmackssache, so gut als das der Schnecken, Frösche, Austern und anderer noch weniger lockender Thiere. Ich hatte einen Schulkameraden, der eine besondere Vorliebe für Kreuzspinnen hatte, und die Schwester eines andern, eine zarte feine junge Dame, aß Maikäfer ohne alle Zubereitung.

In der Bibel (3. Mose 11, 21—22) werden vier Arten reiner, eßbarer Heuschrecken aufgezählt; aber hätten wir weder diesen schlagenden Beweis, noch irgend eine andere Hindeutung auf die Heuschrecken als Nahrungsmittel bei verschiedenen Völkern, selbst den Griechen, die auch Cikaden aßen, so würde die arabische Sprache an und für sich schon den unwiderleglichsten Beweis dafür liefern; denn der Ausdrücke, die auf das Essen der Heuschrecken Bezug haben, sind sehr viele, wie z. B. ein Zeitwort das Einsammeln der Heuschrecken zum Rösten oder Dörren bedeutet (eigentlich sie dazu an den Füßen aufhängen); ein anderes sie auf der Pfanne oder Platte hin- und herschütteln oder etwa wie Pfannkuchen emporschnellen; und die Formen eines dritten vom Essen derselben Ausschlag oder Leibweh bekommen. Ueberhaupt aber giebt es in dieser Sprache der Benennungen für die Heuschrecken und deren Arten, für Eigenschaften und Zustände derselben eine solche Menge, daß man damit etliche Seiten anfüllen könnte.

Ich will hier nicht näher auf das eingehen, was uns Herodot (IV. 172) von dem Libyschen Volke der Nasamonen erzählt, welche die gefangenen Heuschrecken an der Sonne trockneten, dann sie zerrieben oder zermahlen und auf Milch gestreut aßen. Die Sache ist vollkommen glaubwürdig, und diese Heuschrecken-Chocolade möchte manchem mehr als die Back- oder Rostbratenheuschrecken zusagen. Plinius (Hist. nat. VI, 30) sagt uns, daß ein Theil der Aethioper einzig von Heuschrecken, und zwar von solchen, die durch Räuchern und Einsalzen in Vorrath gehalten wurden, sich ernährte; daß aber diese Leutchen das vierzigste Jahr nicht überlebten, was hinlänglich zu verstehen giebt, daß Heuschrecken als ausschließliches Nahrungsmittel wenig Kraft geben oder vielmehr geradezu das Leben abkürzen.

Es mag da sowohl in Bezug auf das Ausschließliche der Nahrung als die kurze Lebensdauer einige Uebertreibung stattgefunden haben, die Sache etwas an die fabulosa anstreifen. Vielleicht waren sie einfach starke Heu-

schreckenesser und gaben dadurch den Nachbaren Veranlassung, sie als pure Heuschreckenfresser zu verschreien. Nennen doch die Südländer uns Nordländer in der Art Fleischesser, als lebten wir einzig von Fleisch, während es doch auch ihnen nicht ganz unbekannt sein dürfte, daß wir neben unseren Rinder-, Hammel-, Schweine- und anderen Braten, neben Schinken und Speck, Würsten, Wildpret und Geflügel aller Art noch ein Erkleckliches an Mehlspeisen, Backwerk, Gemüsen, Obst u. s. w. mitverzehren. Jedenfalls aber leuchtet uns Nordländern das vollkommen ein, daß Heuschreckenesser, selbst wenn sie etwa noch Honig oder Milch als Tunke gebrauchten, bei solcher Kost kaum besonders stark und langlebig werden könnten.

Um nicht auf Bocharts Feld mich hinüberziehen zu lassen (viele seiner Citate, sowohl aus den heiligen Schriften, als aus arabischen, griechischen und römischen Schriftstellern laden stark zum Commentiren und Controversiren ein), will ich nun noch aus einer Quelle, die Bochart verschlossen war, einen Beleg dafür schöpfen, daß Heuschrecken nicht blos etwa aus Noth oder vom gemeinen Volke gegessen wurden, sondern zu den Leckerbissen gehörten, die selbst auf die Tafel der mächtigsten Könige der alten Welt kamen.

Als ich im Jahre 1850 mein Zelt auf dem Hügel von Kujungschyk als Gast im Lager des berühmten Layard aufgeschlagen hatte, wurden natürlich dessen tägliche mit unermüdlichem Eifer betriebene und vom reichsten Erfolge gekrönten Ausgrabungen der Hauptgegenstand meiner Beobachtungen; um so mehr, da wir wegen der furchtbaren Hitze von ungefähr 110° Fahrenheit im Schatten die Tageszeit zwischen Frühstück und Hauptessen (d. h. zwischen 8 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends) unter der Erdoberfläche in den Gemächern des Palastes des Königs Sennaherib zubringen mußten, wo wir eine bis zu 80—90° abgekühlte Luft unter gelindem Schweiße einathmeten, d. h. wo wir nicht ganz wie Heuschrecken gedörrt wurden.

Bei einer meiner ersten Wanderungen im Labyrinthe der Ausgrabungen gewahrte ich in einem der Gänge, dessen Seiten mit den bekannten Ninive- (Gyps-) Marmorplatten bedeckt oder getäfelt waren, auf denselben zwei merkwürdige Aufzüge in halberhabener Arbeit dargestellt; nämlich auf den Platten der einen Seite einen Zug Pferde, deren jedes von einem Diener oder Reitknechte geführt wurde, aber weder gesattelt noch gezäumt, sondern nur mit ganz einfacher Halfter versehen war. Man konnte sie für Pferde halten, die eben als Beute oder Tribut vorgeführt wurden. Sie waren gut gezeichnet und offenbar arabischer Race. Die andere Seite aber stellte einen Aufzug ganz anderer Art vor, nämlich eine Reihe Diener, die hinter einander herschreitend allerlei Gewild und Früchte trugen, als wollten sie das Alles in die königliche Küche abliefern; und einige derselben brachten auch Heuschrecken herbei, die sie in langer Doppelreihe an Stäben befestigt recht eigentlich zur Schau trugen. So dürfen wir wohl dieselben als einen Leckerbissen, den selbst Könige nicht verschmähten, niederschreiben, und die Pamphagen unserer Zeit werden vielleicht dadurch angeregt, sich in Zukunft außer Austern, Vogelnestern, Regenwürmern u. s. w. auch Heuschrecken zum Vor- oder Nachtische zu bestellen.

Aus Burckhardt theile ich eine Note mit, welche über Zubereitung der Heuschrecken noch eine andere Anweisung giebt. „Wenn die Araber", sagt B., „Heuschrecken als Speise bereiten, werfen sie dieselben lebend in siedendes Wasser, dem ein guter Theil Salz zugesetzt worden. Nach einigen Minuten nimmt man sie heraus und trocknet sie an der Sonne. Kopf, Flügel und Füße werden dann abgerissen, der Leib aber wird vom Salze gereinigt und völlig getrocknet. Nach diesem Verfahren werden ganze Säcke damit angefüllt. Manchmal ißt man sie auch in Butter geröstet, und oft dienen sie zum Frühstücke, indem man sie mit Butter auf ungesäuertem Brote auflegt.

Noch haben wir aber die Nutzbarkeit der Heuschrecken als Nahrungsmittel nicht erschöpft; denn abgesehen davon, daß sie ohne alle Zubereitung von manchem Vogel so im Fluge verspeist werden, haben wir sie auch noch als Pferdefutter in Betracht zu ziehen.

Die Sache ist hier wenigstens bekannt, wenn man auch diese Art Futter noch nicht eingeführt hat, weil die Heuschrecke denn doch glücklicher Weise diesen Gegenden viel seltenere Besuche abstattet, als dem Araber der großen Halbinsel. Aber ich will einen Gewährsmann anführen, mit dem ich persönlich bekannt bin und mich zuweilen über Pferde u. s. w. unterhalte, da er ein tüchtiger Pferdekenner und, um sich gute Pferde für einige große Herren zu verschaffen, vor nicht langer Zeit selbst, als Moslem verkleidet, ins Nedschd gereist ist. Er hat diese Reise beschrieben und aus seinem Buche führe ich das Folgende an.

Dieser Gewährsmann ist Herr Carlo Guarmani aus Livorno, Direktor der französischen Posten in Jerusalem und Jaffa, und sein Werk kam aus der Druckerei der p. p. Franciskani hier unter dem Titel: „Il Neged Settentrionale Itineraris da Gerusalemme a Aneizeh nel Cassim" 1866 zum Vorschein. — S. 104 ff. erzählt er uns: „Im Turie fand ich die Bewohner beschäftigt, Heuschrecken (cavallette, wie unser Heupferd) aufzuhäufen, die in tiefen Gruben geröstet worden waren. Ich kaufte vier Säcke voll davon. . . . Die Heuschrecken, die überall die Landleute zittern machen, sind für die Bewohner des Nedschd eine werthvolle Hülfsquelle. Die Schwärme derselben werden bei ihrem geräuschvollen Zuge durch die Lüfte mit begehrlichen Blicken verfolgt. Wo sie sich niederlassen, läuft Alles herzu; man gräbt die Erde auf und röstet sie in Eile. Erfahrung bewies mir, daß sie als Nahrungsmittel für den Menschen nicht zu empfehlen sind, was auch im Widerspruche mit mir die orientalischen Wohlschmecker aus Liebhaberei darüber schwärmen mögen. Geröstet sind sie unschmackhaft, gesotten geiferziehend (barosc); aber für die Pferde sind sie sicherlich so viel werth als Gerste; sie erweitern die Eingeweide, stärken sie und wirken auf die Zunahme der Muskeln ein, ohne dieselben mit Fett zu beladen. Getrocknet und zu Pulver gestoßen geben sie in geringer Menge ein reichliches Futter, und auf solche Weise zubereitet erhalten sie sich Jahre lang, selbst wenn sie der Feuchtigkeit ausgesetzt sind. Mathieu de la Drôme, der berühmte Wetterdeuter (pronosticatore dei tempi), sagte in einem seiner Almanache: „la terre rend ce qu'on lui donne"; die Heuschrecken aber sind freigebiger

als die Erde, sie geben immer mehr, als sie derselben nehmen. Zu gleichem Gewichte ersetzt ein Maß Heuschrecken gar vortheilhaft zwei Maß Gerste, und man kann auf einer Geviertfläche Land so viele sammeln, daß der Gerstenertrag nicht einem Fünftel gleich käme, (e si possono raccogliere sopra un quadrato di terreno, che non ne produrreble un quinto, lautet der nicht ganz klare Text). — ... Man lasse sie also sammeln und sich dieselben ohne Flügel und Beine zum Gerstenpreise bezahlen. Der Bauer wird von dieser bekannten ägyptischen Plage einen sicheren Gewinn ziehen u. s. w." — Daß Signor Guarmani selbst seine Pferde eine Zeit lang auf der Reise so fütterte, bestätiget er; daß er aber den Heuschrecken als Speise für den Menschen keinen Geschmack abgewinnen konnte, sagt er uns auch an einem anderen Ort (S. 76): „Zum Frühstücke gaben sie mir Kameelsmilch und geröstete Heuschrecken. Die Milch war wie immer vortrefflich, die Heuschrecken aber waren geschmacklos; ich aß nur zwei davon. Baumläuse (piattole; das Wort drückt aber auch eine noch schlimmere species aus) und Wespen können nicht schlechter schmecken." —

Damit beschließe ich meine heuschrecklichen Notizen, ohne übrigens es für ausgemacht zu halten, daß Heuschreckenmehl wirklich als Pferdefutter statt der Gerste oder des Hafers eingeführt werden könnte oder sollte. Das arabische Pferd (das der Wüste) ist allerdings an allerlei absonderliche, nicht vegetabilische Kost gewöhnt; aber ob Pferde außerhalb der Wüstenluft, Pferde, die nicht von der Geburt an mit dem Menschen so vertraulich zusammenleben und essen, an solches Futter im Stalle ohne Schaden — von Vortheil nicht zu sprechen — sich gewöhnen könnten, scheint mir noch zweifelhaft. Es käme eben auf einen Versuch an, und wer weiß, ob nicht auch noch andere Insekten- oder Wurmpulver von unseren Chemikern als reicher Nahrungsstoff für Menschen und Vieh entdeckt werden? Dr. C. Sandreczki.

Jerusalem, August 1866.

Die Zuerkennung des Preises von 100 Friedrichsd'or für die beste der unter dem 16. Mai 1865 von dem Central-Comité des Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger ausgeschriebenen, und bis zum 1. Juni 1866 eingesandten Preisschriften, welche Ende des Jahres 1866 erfolgen sollte, hat Seitens der dazu ernannten Jury stattgefunden. Unter den 6 eingegangenen, zur Prämiirung zugelassenen Schriften hat die Jury einstimmig derjenigen, welche das Motto aus Seneca: „Homo sacra res homini" führt, und in französischer Sprache geschrieben ist, den Preis zuerkannt. Bei Eröffnung der versiegelten Adresse ergaben sich als Verfasser: Gustav Moynier, Präsident, und Dr. med. Louis Appia, Mitglied des internationalen Hilfs-Comité's zu Genf. Auf Vorschlag der Jury beschloß das Central-Comité, neben dem Preise auch noch eine ehrenvolle Erwähnung einer der andern, mit einem längeren, Appia entlehnten französischen Motto versehenen Preisschriften auszusprechen, als deren Verfasser: Dr. Paul Eduard Loewenhard, pract. Arzt zu Prenzlau, die Eröffnung des versiegelten Zettels offenbarte.

(„Kriegerheil.")

Statistisches.

Vom Juli bis 1. October v. J. haben in Berlin in den verschiedenen Kasernen 2c. 12 s. g. Reserve-Lazarethe für zusammen . . . . 3456 Kranke bestanden.

Außerdem hatten sich noch folgende stationaire Civil-Lazarethe zur Aufnahme von Kranken und Verwundeten bereit erklärt:

Charité	430	Kranke	
Bethanien	150	"	
Elisabeth-Krankenhaus	42	"	
Katholisches "	20	"	
Jüdisches "	12	"	
Universitäts-Klinik . .	12	"	666 "
Endlich bildeten noch viele Vereine, Bezirke 2c. 23 Lazarethe für zusammen . .			386 "
Durch diese 41 Lazarethe mit			4508 Lagerstellen

gingen in der angegebenen Zeit: 14,124 Kranke und Verwundete, und zwar: 9252 Kranke und 4872 Verwundete.

Außer diesen 14,124 Kranken 2c. verweilten hier vorübergehend im Etappen-Lazareth der Garde-Schützen-Kaserne eine große Zahl von Kranken, welche in die Lazarethe der östlichen Provinzen befördert wurde.

Im Hospitale des Diakonissenhauses zu Jerusalem sind im verflossenen Jahre 522 Kranke, darunter 312 Muhamedaner verpflegt worden.

In der christlichen Herberge zur Heimath für reisende Handwerker zu Berlin waren im December des vorigen Jahres 891 Gäste. Das ganze verflossene Jahr über hat die Herberge 14,241 Gäste beherbergt, 1175 mehr als im Jahre 1865.

In dem damit verbundenen Hospize für bemittelte Stände haben im December 78 Gäste gewohnt, im ganzen Jahre 1328.

Am 7. Januar c. hat zu Beirut in Syrien die Einweihung des neuen Johanniter-Krankenhauses stattgefunden, das im verflossenen Jahre unter der obern Leitung des Ordens-Bevollmächtigten Grafen Alexander von Wartensleben erbaut worden ist. Derselbe hat inzwischen, nach Beendigung seiner Mission, Beirut verlassen und befindet sich zur Zeit auf der Rückreise nach der Heimath.

In der nächsten Nummer werden wir nähere Mittheilungen über die Einweihungsfeierlichkeit bringen.

Ein Freund Jerusalems hat mir in Folge der Ansprache des Herrn General-Superintendent Dr. Hoffmann, bei der am 21. d. M. stattgefundenen 25jährigen Jubelfeier des Bisthums Jerusalems, 100 Thaler zum Bau einer deutsch-evangelischen Kirche in der heiligen Stadt, als ersten Baustein übergeben.

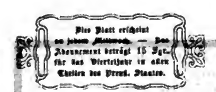
Wem es Herzenssache ist, daß in Jerusalem ein evangelisches Kirchlein für Deutsche gebaut werden soll, wird herzlich gebeten, seinen Beitrag an den Unterzeichneten zu senden. Die mir zugehenden Beiträge werden durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden.

Berlin, den 28. Januar 1867.

Westphal, Major z. D.
als Schatzmeister des Jerusalemer Vereins, Adalbertstraße 39.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.


Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 13. Februar 1867. **Nr. 7.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Febr. 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1867.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	41			
	Zugang pro Januar	24			
		65			
	Abgang " "	19			
	Bleibt Bestand	46	46	1427	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	36			
	Zugang pro Januar	17			
		53			
	Abgang " "	14			
	Bleibt Bestand	39	39	1235	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	21			
	Zugang pro Januar	19			
		40			
	Abgang " "	14			
	Bleibt Bestand	26	26	728	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	33			
	Zugang pro Januar	26			
		59			
	Abgang " "	19			
	Bleibt Bestand	40	40	1163	36
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	34			
	Zugang pro Januar	60			
		94			
	Abgang " "	57			
	Bleibt Bestand	37	37	1405	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	17			
	Zugang pro Januar	7			
		24			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	17	17	499	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	30			
	Zugang pro Januar	23			
		53			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	43	43	1204	60
	zu übertragen		248	7661	295
	Uebertrag		248	7661	295
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	20			
	Zugang pro Januar	24			
		44			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	24	24	663	35
9.	**Züllichau:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	23			
	Zugang pro Januar	13			
		36			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	23	23	711	30
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	47			
	Zugang pro Januar	28			
		75			
	Abgang " "	22			
	Bleibt Bestand	53	53	1587	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	20			
	Zugang pro Januar	12			
		32			
	Abgang " "	17			
	Bleibt Bestand	15	15	586	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	6			
	Zugang pro Januar	8			
		14			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	6	6	186	60
13.	**Neusalz a. O.:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	17			
	Zugang pro Januar	28			
		45			
	Abgang " "	24			
	Bleibt Bestand	21	21	610	26
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	4			
	Zugang pro Januar	5			
		9			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	4	4	125	8
	zu übertragen		394	12,128	576

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summe: der am 1. Febr. 1867 verb. Kranken u. Siechen.	Summe: der Kranken-Verpflegungstage pro Januar 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		394	12,128	576
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	3			
	Zugang pro Januar	3			
		6			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	5	5	116	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	6			
	Zugang pro Januar	1			
		7			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	5	5	159	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	9			
	Zugang pro Januar	6			
		15			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	8	8	300	10
18	**Pakoȿc**				
	Bestand am 1. Januar 1867	5			
	Zugang pro Januar	3			
		8			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	8	8	199	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Januar 1867	16			
	Zugang pro Januar	—			
		16			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	16	16	496	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Januar 1867	12			
	Zugang pro Januar	8			
		20			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	10	10	342	38
21.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. Januar 1867	1			
	Zugang pro Januar	3			
		4			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	3	3	74	14
	Zusammen		449	13,814	690

Der gesammte Abgang an Kranken pro Januar 1867 beträgt 270, davon sind:

a) gestorben 27
b) geheilt entlassen . 228
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 15
wie vor 270.

22) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. December 1866 . . . . 14 Kranke.
Zugang pro December . . . . 20 "
34 Kranke.

Davon sind: geheilt 12
gebessert 2
fortgegangen 2
gestorben 2
18 18 "

Bleibt Bestand am 1. Januar 1867: 16 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 15 orientalische Christen, 2 Juden und 3 Moslim.

Die Zahl der Verpflegungstage pro December betrug 418.

Poliklinisch wurden behandelt 66 Personen.

Heinrich Friedrich Bonaventura von Bredow, Generalmajor a. D., Ehrenritter seit 1830, † zu Merseburg 3. Februar 1867.

Das neue Johanniter-Krankenhaus zu Beirut.

Im Laufe des verflossenen Jahres ist zu Beirut in Syrien, unter der oberen Leitung des Ehrenritters Grafen Alexander von Wartensleben, der vom Durchlauchtigsten Herrenmeister als Bevollmächtigter des Ordens dorthin entsandt worden war, ein Johanniter-Krankenhaus auf dem dem Orden vom Türkischen Gouvernement geschenkten Terrain erbaut und am 7. v. Mts. feierlich eingeweiht worden.

Der Neubau, im gothischen Style gehalten und auf 50 Krankenbetten berechnet, bildet ein Viereck von 27 Meter Frontlänge und 15 Meter Tiefe. Er ist ganz aus schönen festen Sandstein-Quadern von bräunlicher Farbe aufgeführt. Ein Theil dieser Quadern sind Reste eines alten griechischen Bauwerks und zu Schiffe nach Beirut gekommen, während die übrigen auf Kameelen aus der Umgegend von Beirut zum Bauplatze transportirt wurden. Die Fenstereinfassungen, Friese und Ornamente sind von einem weißen, marmorartigen Sandstein, der in Djonny — ca. 6 Stunden nördlich von Beirut, am Meere gelegen — sich findet.

Die erste — später mehrfach modificirte — Zeichnung zur Façade dieses Hauses rührt von dem inzwischen verstorbenen Johanniterritter, Hofbaurath von Arnim in Potsdam her, während der Architect Weinmann den Anschlag fertigte und nach dessen Abreise von Beirut der Architect Jardin als Sachverständiger beim Bau fungirte.

Das Gebäude hat 2 Stockwerke, deren Zimmerhöhe $18^1/_2$ Fuß beträgt. In jeder dieser beiden Etagen befinden sich 2 in Kreuzform zu einander stehende Corridors; eine Sandsteintreppe mit eisernem Geländer führt von dem einen Stock in den andern. Die Plafonds bestehen zumeist aus Libanon-Pinienholz, zum Theil auch aus amerikanischen Fichten; ihr braun gebeiztes Holz- und Balkenwerk steht frei zu Tage. Die Fußböden sind etwa zur Hälfte aus schwarzem und weißem Marmor mit eingelegten Johanniter-Kreuzen gefertigt. Ein anderer Theil derselben besteht aus Sandsteinplatten oder Estrich. Nur 2 kleine Zimmer, für Privatkranke bestimmt, haben Dielen erhalten.

Ueber der vordern Haupteingangsthür befindet sich ein großes Fenster, darüber erhebt sich das Frontispice mit einem großen Ordenskreuze von weißem Marmor in seiner Mitte. Hinter dem Frontispice, aus dem mit Marseiller Ziegeln gedeckten Dache hervortretend, befindet sich eine kleine Terrasse, auf welcher die Flaggenstange steht.

Tritt man durch die hohe Hauptpforte in den ersten untern Corridor, so hat man zur rechten Hand die Apotheke, zur linken kommt man in das Empfangszimmer, das bestimmt ist, bei besonderen Gelegenheiten auch als Haus-Capelle zu dienen; hinter demselben sind 2 Zimmer für den Hausvater. Gegenüber des einen derselben, durch den zweiten Corridor davon getrennt, liegt die Küche, neben dieser das Badezimmer. Der zwischen der Apotheke und dem Empfangszimmer liegende Theil des Corridors kann durch eine vorgezogene Holzwand von seinem andern Theile

abgesperrt werden und dient dann des Morgens als Warte-Zimmer für die Kranken der Poliklinik. — Der untere Stock enthält ferner noch ein Zimmer für die Krankenwärter, einen Krankensaal, 2 kleine Krankenzimmer und einige Wirthschaftsräume. Der obere Stock enthält nur Krankenzimmer.

Tritt man aus der Hausthür in das Freie, so kommt man auf eine große 2 Ruthen breite, etwa 10—12 Fuß hohe Terrasse, die das Haus von drei Seiten umgiebt. Am äußern Rande derselben steht ein Kranz von jungen Cypressen; Schlinggewächse sind dort angepflanzt, um herunterhängend die Terrassenmauer zu begrünen. Von dieser Terrasse fallen steile Felsen-Parthien, namentlich nach Norden und Osten hin, ab. Sie enthalten, theils durch Kunst, genügende Erde zu den dort gemachten Pflanzungen von Granaten, Orangen, Palmen, Feigen, Oleander, Geranien, Terebinthen und Steinnichen.

An der Westseite des Gebäudes, im Innern der großen Terrasse, befindet sich die Cisterne des Hauses, dessen Hauptfront nach Norden und nach dem Meere zu gerichtet ist.

Wundervoll ist der Blick — so schreibt Graf von Wartensleben in seinem letzten Briefe, dem wir diese Mittheilungen entnehmen — von dieser Terrasse herab auf die vorliegenden Gärten und Häuser, die namentlich viel in Maulbeerplantagen versteckt liegen und sich bis an die Küste des Meeres hinziehen. Jenseits des Wassers sieht man auf die Hänge des Libanon, die gerade dort mit Ortschaften und Klöstern reich bedeckt sind, und über diesen Vorbergen ragt das schneebedeckte Haupt des Sannin, des zweithöchsten Gipfels im Libanon, aus der langen Bergkette desselben hervor, die sich an der Küste nach Tripolis hinunterzieht.

Zur Hauptterrasse geht im Bogen, den Anberg hinan, ein jetzt neu angelegter Weg durch das Ordensgrundstück hindurch. Durch das, die Umfassungsmauer derselben abschließende, eiserne Gitterthor tritt man von der s. g. „Preußischen Straße“ (erbaut durch den Preußischen General-Consul Weber) aus auf das Ordens-Terrain, in dessen Mitte, wie beschrieben, auf einer steilen Felsenerhebung das Krankenhaus liegt. — Dieses Terrain ist nach ungefährer Schätzung etwa 5½ Preußischen Morgen groß. Es bestand ehemals ganz aus theils steil, theils allmälig ansteigenden Felsenpartheien, welche nur von zwei kleinen, in der Richtung von Süden nach Norden streichenden Senkungen durchbrochen werden. Jetzt sind in Folge vorgenommener Sprengungen und Brechungen in den Stein-Parthieen allmälig hügelige Terrassen entstanden, die von Steinmauern getragen und mit Schutt ausgehöhlt, zumeist eine Erddecke von einem oder einigen Fußen haben, so daß nun schöne, nutzbare Grundstücke, theils zu Küchengärten, theils zu Getreidefeldern verwendet, den Neubau in weiten Bogen umziehen. Einige dieser Terrassen liegen hoch auf steilen Felsen aufgebaut, andere streichen die Hänge herab. Wege und Alleen durchziehen die Anlagen und an den steilsten, für die Terrassirung nicht zugänglichen Abhängen sind Pflanzungen von Obstbäumen und Ziergewächsen angelegt. Weingelände werden die große Umfassungsmauer zum Theil an der innern Seite bedecken, zum Theil wird dieselbe durch Cactushecken versteckt werden.

Das für das Hospital bestimmte Wirthschaftsgebäude liegt an resp. auf der südlichen Umfassungsmauer, gegenüber der hintern Front des Hauses. Es enthält die Waschküche nebst Rollkammer und Kohlenraum, Todtenkammer, Wagenschuppen und Stall. An der Vorderseite hat es eine kleine gedeckte Halle, die genügenden Schutz gegen Sonne und Regen bietet, um darin die Wäsche und sonstige, gut im Freien zu betreibende wirthschaftliche Arbeiten vorzunehmen.

Die Gesammtkosten des Baues und der Meliorationen, excl. der bereits früher gebauten, sehr theuer gewordenen Mauer, haben ca. 25,000 Thaler erfordert.

Zu der Einweihung dieses Hauses am 7. Januar c. war dasselbe im Innern und Aeußern reich mit Guirlanden und Palmenzweigen durch die als Pfleger in dem bisherigen Ordenshospitale fungirenden Brüder des Rauhen Hauses geschmückt worden. Von der Terrasse des Neubaues wehte die Johanniter-Flagge herab, rechts und links von ihr die Preußische und Türkische Fahne.

Eingeladen waren etwa 100 Personen, Herren und Damen; darunter die zahlreichen, gerade wegen der im Libanon wieder ausgebrochenen Unruhen in Beirut anwesenden Paschas, die General-Consule und Consule der Europäischen Mächte, die Mitglieder des Curatoriums mit ihren Familien, die Mitglieder der unter dem Schutze Sr. Majestät des Königs von Preußen stehenden evangelischen Gemeinde, die in Beirut wohnenden Deutschen und deutschen Oesterreicher, die Aerzte, evangelischen Geistlichen und Missionare, die von verschiedenen Ländern dorthin ausgesandt sind, die Diakonissen aus dem Waisenhause mit einem Theile ihrer Pfleglinge 2c.

Auch der General-Gouverneur von Syrien: Reschid Pascha, dessen eigentlicher Sitz Damaskus, den die Truppen-Concentration wegen der in der Gegend von Beirut wieder stattfindenden Insurrection dorthin gerufen, beehrte die Feier mit seiner Gegenwart, trotzdem, daß am nämlichen Morgen die Nachricht eingelaufen war, wie in Batrum (einem Orte, der viel Steine für den Krankenhausbau geliefert und wo der Orden, in Folge einer im letzten Sommer gemachten Aquisition, sogar einen eigenen kleinen Steinbruch besitzt) der König von Preußen als Souverain ausgerufen worden sei.

Die Feier begann mit dem Singen der beiden ersten Verse des Liedes: „Lobe den Herrn, den mächtigen König 2c.“; dann hielt Graf Wartensleben eine kurze deutsche Ansprache an die Versammlung, dankte zum Schluß im Namen des Durchlauchtigsten Herrenmeisters Allen, die treu an dem Bau geholfen, insbesondere den Brüdern des Rauhen Hauses, und empfahl die Anstalt der ferneren Fürsorge des Preußischen General-Consuls Weber und dem Schutze der Großherrlich Türkischen Behörden, sowie dem Wohlwollen der Einwohner Beirut's.

Hierauf trat Pastor Ebel vor einen kleinen improvisirten Altar und hielt, ebenfalls in deutscher Sprache, einen Dankgottesdienst mit der Versammlung. Nach den schönen von ihm gesprochenen Worten, die wir am Schlusse dieser Mittheilungen folgen lassen, intonirten die arabischen Waisenmädchen aus dem Diakonissenhause, begleitet von den Klängen eines Harmoniums, das deutsche Lied: „Lob, Ehr und Preis 2c.“ Hieran schloß Pastor Ebel noch

einige in französischer Sprache gesprochene Worte, an den nicht deutschen Theil der evangelischen Gemeinde gerichtet.

Für den türkischen Theil der Eingeladenen folgte dann eine arabische Ansprache, welche von dem amerikanischen Missionar Jessup gehalten wurde. Derselbe hob hervor, wie der Johanniter-Orden nicht mehr — wie im Mittelalter — in kriegerischer Absicht, sondern lediglich in Erfüllung alter Gelübde der Nächstenliebe sich wieder diesem Lande widme, und sprach Worte des Dankes für den Sultan aus, der durch Schenkung des Terrains, auf dem das Haus jetzt steht, es gezeigt, daß die Absichten des Ordens recht verstanden worden.

Nachdem Herr Jessup seine Rede geendet, folgte noch der Gesang des letzten Verses von: „Lobe den Herrn"; dann wurde das Haus in allen seinen Theilen besichtigt und fand, wie es schien, vielen Beifall. — Leider verhinderte das Wetter, auch die Garten-Anlagen zu besichtigen, wo bereits grüne Gerstenfelder die früheren Steinpartien ersetzt haben.

Auch einige der Kranken aus dem in einem gemietheten Hause befindlichen Hospitale konnten an der Feier theilnehmen.

Einweihungsrede,

gehalten am 7. Januar 1867 im Johanniter-Hospital zu Beirut.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.

Wenn man ein schweres Werk vollendet, eine ernste Arbeit vollbracht hat, dann ziemt es dem Christen, der seiner Schwachheit sich bewußt, weiß, woher allein ihm Hilfe kommt, dankende Hände zu Gott zu erheben zu Lob und Preis. Wenn man ein Haus gebaut, und es dasteht, festgegründet und wohlgefügt, so übergiebt man es dem Schutze des Allerhöchsten, daß er die Elemente ihm nicht schaden, den Sturm empörter Menschenwogen an ihm vorüberbrausen lasse. Und so treten wir heute in ernster Stimmung vor Gottes Angesicht, um dieses Haus ihm zu befehlen und es in seinem Namen einzuweihen.

Eine Stätte erbarmender Liebe soll es werden, wie es das alte Haus gewesen ist; ein Zeugniß, daß Europa die Dankesschuld abzutragen beginnt, die das heilige Land ihm aufgeladen. Denn von hier aus sind die Boten gegangen, die Frieden verkündigen, von hier aus hat das Evangelium seinen Flug genommen als Segensbotschaft der ganzen Welt. Und wie im Lauf der Jahrtausende nach ewigen Gesetzen der Wanderzug der Geister, die einst von Osten nach Westen gingen, zurück sich wandte von Westen nach Osten; wie anfangs Tausende von gläubigen Pilgern den Weg suchten nach der heiligen Stätte, von wo das Heil ausgegangen, dann die Schaaren der Kreuzfahrer im Drange der Begeisterung hinflutheten — eine neue Völkerwanderung — nach dem heiligen Lande, so geht heut ein Zug stiller Wanderer, die ein Herz für ihre Brüder und ihr geistiges und leibliches Elend haben, zurück nach dem Lande der Verheißung, um Trost und Hilfe zu bringen im Namen des Herrn, der hier gewandelt. In diesem Sinne, als ein Dankesopfer zu den Füßen des Erlösers niedergelegt, ist dieses Haus gegründet und gebaut, und wenn es in diesem Sinne geleitet wird, wird es bestehen, denn es ist Gottes Haus.

Als Christus der Herr in der Nähe unserer Stadt, in den Grenzen von Tyrus und Sidon erschien, da traf er ein cananäisches Weib, die bei ihm, dem Arzt, Hilfe suchte für ihre kranke Tochter. Mit einem Glauben, wie er in Israel nicht gefunden ward, folgte sie ihm, faßte seines Kleides Saum, ließ nicht ab in Demuth zu flehen, bis sie Erhörung fand zur selbigen Stunde. Heute geht der Herr nicht mehr sichtbar umher, um zu helfen — aber er sendet die Seinen und wer, vom Elend um ihn her bewegt, Hand anlegt, wer, ohne an sich zu denken, nur im Auge hat, wie er den Brüdern helfe, der handelt in seinem Namen, der ist sein Bote, und was er dem Geringsten unter den Armen thut, das hat er ihm gethan.

So sind denn im Namen des Heilands, als die Schrecken des Jahres 1860 hier wütheten, die Gesandten jenes Ordens hierher gekommen, der als Ritterpflicht die Schilddevise des englischen Prinzen ausführt: „Ich dien'". Wie sie in dem furchtbaren Kriege des verflossenen Jahres hinausgezogen auf's Schlachtfeld, um die Verwundeten zu sammeln, sie hinzuführen, wo Labung, Hilfe und Rettung war, so kamen sie hierher und fanden in der Noth jener Zeit die Aufforderung zu reger Thätigkeit. Zuerst in Saida, dann im alten Hospital gründete sich der Orden einen Wirkungskreis, und wo er den Grund gelegt und die Mittel dargereicht, da arbeiteten treue Hände im Segen. Wer krank war, fand Pflege und liebevolle Wartung, nicht von des Miethlingshand, nein, von Brüdern, denen der warme Schlag des Christenherzens die sanfte Hand und den tröstenden Mund gab. Und Gott segne sie dafür!

„Gehet hin auf das Gebirge und bauet das Haus," sagt der Prophet Haggai, „das soll mir angenehm sein und will meine Ehre erzeigen, spricht der Herr!" Dies Wort stand auf der alten Tafel des Hauses, den Weg weisend zum neuen Bau.

Die hohe Pforte gab das weite Terrain und auf ihm hob sich das Haus. So steht es heute da mit dem weiten Blick über des Herrn prächtige Erde, über das unendliche Meer, über den hochragenden Berg. Und es ist, als ob all' diese Schöpfungen Gottes, die so unvergleichlich hier vor uns liegen, an dieser Stätte ihre Sprache und Zunge redeten: Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und was darauf wohnet — ja Haus der Barmherzigkeit, auch du sollst des Herrn sein!

Darum fürchten wir uns nicht, obgleich das Meer wüthete und wallte — ja Haus des Friedens, dir soll kein Leid widerfahren.

Um Jerusalem sind Berge und der Herr ist um sein Volk her — ja Haus des Glaubens, der Herr ist die Sonne und Schild, er wird segnen, was in dir geschieht zu seiner Ehre.

Und so sei denn geweiht, du stolzes Gebäude, Johanniter-Hospital von Beirut, im Namen des dreieinigen Gottes. Ich weihe dich zu einer Stätte der Barmherzigkeit. Das Kreuz über deiner Thür und in deinen Gängen zeuge von dem, der auf sich nahm unser Kreuz als Heiland der Welt, der unsre Schmerzen trug, damit wir verschont würden, und in dessen Namen hier die Arbeit gethan wird. Wer elend und krank, wer matt und gebrochen

an deine Thür pocht, der finde Erbarmen und Hilfe; wer düstern Gemüths, ohne Frieden und Ruhe in dir sich legt auf das Krankenbett, der finde Trost und Heil für sein wundes Herz. Und wer nach Gottes Willen hier seine letzte Stunde erleben soll, dem gebe der Herr ein sanftes Scheiden und einen seligen Tod im Glauben. Das walte Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, Amen! —

Die britische Bibelgesellschaft.

(Aus der Neuen Ev. Kirchenztg.)

Dem uns vorliegenden neuesten Jahresbericht der britischen Bibelgesellschaft entnehmen wir einige Data, die uns die Umrisse dieser gewaltigen Anstalt einigermaßen vergegenwärtigen. Es sind nun 62 Jahre verstrichen, seitdem dieses Riesenwerk zur Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden in's Leben gerufen wurde. Für uns Deutsche ist noch von speciellem Interesse, daß einer der Hauptstifter und zwar der, welcher durch seine Reisen auf dem ganzen europäischen Continente die Bibelnoth constatirte, die festen Punkte zur Anknüpfung der Fäden gründete und darauf zum Secretair für das Ausland gewählt wurde, — unser Landsmann, nämlich der Pfarrer Steinkopf war. Seit dem Bestehen der Gesellschaft sind verausgabt worden 5,948,601 Pf. St. 16 Schill. und 2 Pence. Davon kommen auf das letzte Jahr 182,402 Pf. 3 Sch. und 4 Pence, während die Einnahmen desselben 171,375 Pf. 10 Sch. 2 Pence betrugen. Im Ganzen sind seit Gründung der Gesellschaft 50,285,708 Exemplare des Wortes Gottes, ganze Bibeln und Theile derselben ausgegeben worden, wovon auf das letzte Jahr 2,296,130 kommen und zwar so, daß von den einheimischen englischen Depots 1,471,044 Exemplare verbreitet sind, von den ausländischen 825,086. — Druck und Verbreitung der heiligen Schrift oder des Neuen Testaments und einzelner Theile geschieht jetzt in 173 Sprachen und Dialekten.

Für Frankreich hat die Agentur seit 33 Jahren M. de Pressencé. Aus seinem Berichte tönt laut die Klage über die wachsende Macht der Unsittlichkeit sowie des Unglaubens hervor, welcher durch Taine's und Renan's Werke namentlich die Gemüther der Studenten mehr und mehr gefangen nimmt. Das haben die Congresse der Socialwissenschaften zu Bern und der Studenten zu Lüttich dargethan. Im letzten Sommer erschien zu Paris ein Journal mit dem Titel: le Candide (Name einer der ruchlosesten Schriften Voltaire's) und dem Bekenntniß: „Kein Gott, kein künftiges Leben! Freiheit durch Materialismus!" — Trotz seines schwerfälligen Stiles wird es mit Eifer von den Studenten verschlungen und die erste Auflage von 20,000 Exemplaren war in Kurzem vergriffen. Einen gleichen Erfolg hatte Proudhon's „Evangelium, mit Bemerkungen". — Trotzdem ist es möglich gewesen, in Frankreich mit Hilfe von etwa 74 Colporteuren 82,343 Exemplare der heiligen Schrift zu verbreiten. Die Kaiserliche Regierung kommt der Vertheilung von Bibeln im Heer und Land mit großer Bereitwilligkeit zu Hilfe. Sonst mußte jede einzelne Bibel außer dem Regierungs-Stempel noch die Beglaubigung der Präfecturen tragen, welche oftmals unter allerlei nichtigen Vorwänden verweigert wurde. Das Ministerium des Innern hat nunmehr ein für alle Mal entschieden, daß die freie Verbreitung der Bibel nicht zu hemmen sei, da sie dem Lande nicht nur keine Gefahr, sondern Nutzen bringe.

In Deutschland wurden von dem Hauptort Frankfurt a. M. und dem bedeutenden Filialdepot Köln aus im letzten Jahre im Ganzen 214,181 Exemplare abgesetzt. Gegen das vorige Jahr ergiebt sich eine Minderzahl von 11,513 Exemplaren. Im Einzelnen zeigte sich dagegen hier und da ein ganz ungewöhnliches Verlangen nach Gottes Wort. Ein Colporteur kam nach den kleinen Inseln Schleswigs, die rings von der Nordsee umspült, den Bewohnern nur dürftige Nahrung bieten; dort verkaufte er von Insel zu Insel fahrend bei einer Bevölkerung von 840 Seelen 177 Exemplare. Die größte Anzahl von Bibeln ward in Baden-Baden verkauft, woselbst der Laden sich gerade dem Eingange zum Kurhause gegenüber befindet.

Die Bibelverbreitung in Oesterreich, obwohl erst in Angriff genommen, scheint von großen Erfolgen begleitet zu werden; sie hat sich im letzten Jahre von 25,298 auf 58,091 Exemplare erhöht. In besonderem Segen wirkt ein Colporteur für Wien, ein treuer schwergeprüfter Christ, der für seinen Uebertritt und das Bekenntniß zum Evangelium Einkerkerung und mannigfaches Leiden erduldete und nun dem Herrn für seine Erweckung seinen Dank in rastloser Verbreitung seines heiligen Wortes darbringt. Er dringt in Hütten und Paläste, in Kaufmannshallen und Bureaus, ja bis auf die „Bretter, die die Welt bedeuten", wo er den Schauspielern seine Gabe — und nicht vergebens! — anbietet.

Auch in Ungarn und Polen schreitet das Werk rüstig vorwärts. Selbst in Istrien und Dalmatien ist ein Depot gegründet; doch bei der Unwissenheit des Volkes dringt hier das Wort nicht tief ein.

In Belgien ist die Thätigkeit wegen der überwiegenden Anzahl, sowie der Haltung der katholischen Bevölkerung nur sehr unbedeutend gewesen. Es wurden, wenn man die Geschenke hinzurechnet, nur 11,473 Exemplare verbreitet.

In Holland ist eine Zunahme des Bedürfnisses deutlich bemerkbar. Der Bericht schreibt diesen Erfolg hauptsächlich der Einführung der Sonntagsschulen zu.

In Rußland ist jetzt Seitens der griechischen Kirche eine neue Uebersetzung des Neuen Testaments in das Russische veröffentlicht und verbreitet. Gleichwohl beträgt der Absatz der englischen Gesellschaft, noch außer der Wirksamkeit der evangelischen Bibelgesellschaft zu Riga und deren Hilfsvereinen, bedeutend mehr als in früheren Jahren, nämlich 50,875 Exemplare, davon in russischer Sprache 30,896.

Spanien und Portugal verschließen sich wie zuvor dem Eingange des Evangeliums. Eine Agentur giebt es noch nicht. Das einzige Mittel bleibt, durch muthvolle und geschickte Colporteure einzelne Bibeln zu verbreiten. Auf Madeira kam es noch jüngst zu bedenklichen Auftritten.

In der Türkei ist die Verbreitung von der Regierung nominell genehmigt, doch thatsächlich auf alle mögliche Weise gehemmt. Von Constantinopel aus konnten für das eigentliche Kaiserreich nebst Griechenland, Rumänien, Montenegro, Kleinasien und sämmtliche Inseln nur

16,155 Exemplare ausgegeben d. h. verschenkt und nur ein kleiner Theil verkauft worden. Allerdings hat die amerikanische Bibelgesellschaft sehr an Ausbreitung gewonnen.

In Nordamerika tritt die britische Gesellschaft neben der inländischen fast völlig zurück. An die freigelassenen Negersclaven wurden von England aus 17,500 Exemplare heiliger Schriften verschenkt.

In Mexiko wurden trotz der kaiserlichen Erlaubniß ungehinderten Verkaufes die Colporteure von den Bischöfen vielfach verfolgt und eingekerkert, bis die Gouverneure einschritten und die Befreiung bewirkten. So wurden unter großen Schwierigkeiten 9264 Exemplare verbreitet.

Von der Heidenwelt sehen wir ab, weil hier die Bibelverbreitung mehr oder weniger mit der Mission zusammenfällt.

Der Bericht enthält außer den statistischen Thatsachen interessante Details und Erfahrungen der Colporteure, namentlich in streng katholischen Ländern, und giebt ein staunenswerthes Bild christlicher Liebesthätigkeit. Wie muß Deutschland noch in dieser Hinsicht von England lernen! Möge nun aber auch dem werkfreudigen Marthaseifer niemals der tief innerliche Mariasinn fehlen! —

Statistisches.

Roms Bevölkerung betrug nach amtlichen Mittheilungen für das Jahr von Ostern 1865 bis Ostern 1866: 210,701 Seelen oder 3363 mehr als im Vorjahre und 30,749 mehr als im Rechnungsjahre 1861. Im Jahre 1702 zählte Rom nur 123,131 Einwohner, und die stärkste Zahl seiner Bewohner im 18. Jahrhundert war 1794: 166,944 Einwohner. Von den 210,701 Personen der Bevölkerung Roms gehören 7378 Individuen dem geistlichen Stande an, und sind darunter 30 Kardinäle, 36 Bischöfe, 1476 Priester und Kleriker, 2833 Mönche. Die Zahl der Nonnen beträgt 2169. Es gab ferner 41,789 Familien mit 102,514 Personen männlichen und 97,494 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Unmündigen war 45,903, der Unverheiratheten 64,851, der Verheiratheten 63,313, der Verwittweten 16,285, der Militairpersonen 5206, der Strafgefangenen 454, der Juden 4567 und der Heterodoxen 429. In den 54 Parochieen Roms wurden 2713 Knaben und 2549 Mädchen geboren; es starben 2703 Personen männlichen und 2294 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Geborenen überstieg nur um 265 die Zahl der Gestorbenen, woraus hervorgeht, daß die Zunahme der Bevölkerung Roms sich hauptsächlich durch den Zuzug von Außen vollzieht. (Staats-Anz.)

Der Generalprofoß der nordamerikanischen Armee bringt einen Schlußbericht über das Wirken seines Departements von seiner Organisirung, März 1863, bis zum Ende des Krieges. Die beigefügten Tabellen weisen nach, daß 280,739 Offiziere und Mannschaften ihr Leben verloren. Von dieser Anzahl starben 5221 Offiziere und 90,886 Mann in der Schlacht oder an erhaltenen Wunden, während 2321 Offiziere und 182,329 Mannschaften durch Krankheiten oder Unglücksfälle ihren Tod fanden. Es kommt auf diese Weise bei den Verlusten auf je 18 Mann ein Offizier, wodurch sich dieselben bei den letzteren als größer wie bei den Mannschaften herausstellen, indem nach dem Etat auf je 25 Mann ein Offizier kommt. Andererseits, wenn die Todesfälle durch Krankheiten in Betracht kommen, findet sich nur auf 90 Mann ein Offizier. Bei den farbigen Truppen ist der Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaften bezüglich der Sterblichkeit noch bedeutender. In diesen Regimentern stellen sich die Verluste des Offizier-Corps wie 1 : 42, und bei den Soldaten wie 1 : 66. Hinsichtlich der Zahl derjenigen, die Krankheitsfällen erlagen, ist bei den Offizieren dort das Verhältniß 1 : 77, während unter den Leuten diese Zahlen wie 1 : 7 standen. Da bei weißen Truppen die entsprechenden Ziffern das Verhältniß 1 : 17 nicht übersteigen, so wirft sich die Frage auf, ob es eine ökonomische und philanthropische Maßregel ist, Truppen zu verwenden, die in so auffallendem Grade von den Krankheiten, die das Lagerleben mit sich bringt, heimgesucht werden. Die regulaire Armee verlor an Deserteuren 244,55 per 1000 Mann, die Freiwilligen indessen, zum größten Theil eingeborene Amerikaner, nur 62,51 auf dieselbe Zahl. (Staatsanz.)

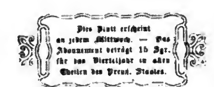
Ueber welche bedeutenden Hilfsmittel während und nach dem Feldzuge des vorigen Sommers, allein von Berlin aus, zu Zwecken der freiwilligen Hilfe jeder Art verfügt werden konnte, geht aus der folgenden Zusammenstellung der baaren Einnahmen hervor, welche die vier bedeutendsten Hilfs-Vereine in Berlin bisher gehabt haben:

	Verein	Thlr.	Sgr.	Pf.
1)	Central-Comité des Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger (incl. seines schon vor dem Kriege vorhandenen Vermögens von 1107 Thlr. 15 Sgr. 5 Pf.) (bis 15. Octb.) . .	510,400 Thlr.	7 Sgr.	9 Pf.
2)	Berliner Hilfs-Verein für die Armee im Felde (bis ult. Decbr.) .	127,292 „	25 „	2 „
3)	König-Wilhelm-Verein (bis ult. Novbr.)	90,269 „	29 „	9 „
4)	Frauen-Verein für die Lazareth-Pflege in Berlin (bis gegen Ende December)	27,219 „	29 „	3 „

(„Kriegerheil.“)

Die Hufeland'sche Stiftung zur Unterstützung nothleidender Aerzte hierselbst hatte im vorigen Jahre eine Einnahme von 84,350 Thlr. 27 Sgr. 11 Pf. (mit Einschluß des Ende 1865 verbliebenen Bestandes von 78,773 Thlr.). An Pensionen und Unterstützungen zahlte die Stiftung im vorigen Jahre 2725 Thlr., an Verwaltungskosten 430 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf., an Zuschuß zur Wittwen-Unterstützungskasse 1500 Thlr., an Aufgeld beim Ankauf von Staatspapieren 5 Thlr. 15 Sgr., zusammen 4660 Thlr. 29 Sgr. 6 Pf., so daß Ende 1866 ein Bestand von 79,689 Thlr. 28 Sgr. 5 Pf. verblieb, und zwar in Hypotheken 34,000 Thlr., in Staatspapieren 44,260 Thlr. und baar 1429 Thlr. 28 Sgr. 5 Pf. Die Zahl der beitragenden Mitglieder war im vorigen Jahre um 126 und die Summe der Beiträge um 141 Thlr. 10 Sgr. geringer; gleichwohl sind an Pensionen und Unterstützungen 80 Thlr. mehr gezahlt und der Wittwenkasse 1000 Thlr. mehr zugeflossen. Die letztere zahlte im vorigen Jahre an Unterstützungen 1187 Thlr. 15 Sgr. mehr. Ihre Gesammt-Einnahme betrug 27,098 Thlr. 3 Sgr., ihre Gesammt-Ausgabe 3731 Thlr. 11 Sgr., so daß Ende 1866 ein Bestand von 27,464 Thlr. 3 Sgr. 6 Pf. verblieb. (Die Hufeland'sche Stiftung besteht hier seit 1830, die mit ihr verbundene Wittwen-Unterstützungskasse seit 1837. Zur Bildung eines Fonds schenkte der verewigte Staatsrath Dr. Hufeland 3000 Thlr.) (Kr.-Ztg.)

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.



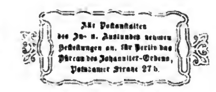
Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 8. Berlin, den 20. Februar 1867. **Nr. 8.**

1. Georg Alexander Graf von Einsiedel, Königlich Sächsischer Kammerherr, auf Creba bei Niesky, Ehrenritter seit 1865, † zu Dresden den 9. Februar 1867.

2. Friedrich Alexander Wenzeslaus von der Groeben, Major a. D., Ehrenritter seit 1838, † zu Königsberg in Preußen 12. Februar 1867.

Das Krankenhaus „Bethesda" der deutsch-reformirten Filialgemeine zu Pest in Ungarn.

Aus Pest ist uns der erste Jahresbericht des Krankenhauses „Bethesda" der dortigen deutsch-reformirten Filialgemeine zugegangen, den wir hier mittheilen:

Bei dem Beginn des neuen Jahres liegt es dem Vorstande ob, der Gemeine sowie allen theilnehmenden Freunden den Bericht über das jetzt abgelaufene Jahr unsers Krankenhauses abzustatten.

Die Arbeiten zur Begründung desselben begannen schon in dem Winter des Jahres 1863 auf 1864. Die Erkrankung mehrerer bedürftiger Gemeineglieder und die Schwierigkeiten, welche einer geeigneten Krankenpflege im Wege standen, führten damals schon zu vielfältigen Besprechungen, und der Umstand, daß der größere Theil unserer Gemeine aus Solchen besteht, die nicht in Ungarn einheimisch sind, sondern andern Ländern angehören und für deren Versorgung in Krankheitsfällen die nöthigen Mittel und Anstalten nicht vorhanden sind, war ein um so größerer Antrieb für uns, die Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen. Im Frühjahre 1864 wurde die Sache zum ersten Male in dem Presbyterium besprochen und in Folge dessen ein Comité ernannt mit dem Auftrage, über Aufbringung der Mittel zur Einrichtung einiger Krankenzimmer zu berathen. Es wurde damals auch schon die Frage angeregt wegen der Pflege durch Personen, welche für diesen Dienst eine besondere Vorbildung empfangen und von christlicher Liebe gedrungen, sich dieser Thätigkeit widmen, und Verbindungen wurden deßhalb mit dem seligen Pastor Dr. Fliedner in Kaiserswerth, dem Neubegründer des evangelischen Diakonissenwesens, angeknüpft. Theilnahme für unsere Sache wurde im Auslande hier und da gesucht und gewonnen, und der Weg zur Ausführung des beabsichtigten Planes lichtete sich mehr und mehr.

Um diese Zeit stellte eine in Pest besuchsweise sich aufhaltende Freundin der Diakonissensache uns die Summe von 100 Pfund Sterling zur Verfügung mit dem Zusatze, daß sogleich begonnen und die Krankenpflege Diakonissen übergeben werde.

Die vom Presbyterium dem ernannten Comité ertheilten Befugnisse wurden nun dahin erweitert, daß ein geeignetes Lokal auf zwei Jahre gemiethet und eingerichtet werden solle. Nach langem, vergeblichen Suchen wurde ein in gesunder, luftiger Gegend gelegenes Haus mit Hofraum und Garten ausfindig gemacht; da aber wegen der Bestimmung des Hauses zum Hospital bei Abschließung des Miethkontraktes uns von Neuem Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden, so erbot sich Herr Dr. Bakody, der schon seit 1862 die Gemeinearmen unentgeltlich mit großer Treue in Krankheitsfällen behandelt und auch unentgeltliche Behandlung dem zu errichtenden Krankenhause zusagte, das Grundstück käuflich an sich zu bringen und an uns zu vermiethen.

Dies geschah; die letzten Monate des Jahres 1865 wurden dazu verwendet, die brauchbaren 3 Zimmer des Hauses einzurichten, einige nothwendige Veränderungen vorzunehmen, Küche und Keller zu versorgen, eine vorläufige, in Krankenzimmern erprobte Wärterin anzustellen, und als das Jahr 1866 seine Pforten öffnete, war Alles zur Eröffnungsfeier des Hauses bereit. Damals schon wandte sich unserem Unternehmen eine höchst erfreuliche und dankenswerthe Theilnahme seitens vieler Einwohner von Pest und Ofen zu, und die vielen Beiträge von Naturalien sowie von Geld legten dafür ein unzweideutiges Zeugniß ab.

Die Eröffnungsfeier

fand am 1. Januar 1866 Nachmittags unter großer Betheiligung von Freunden aus und außerhalb der Gemeine Statt.

Der Tag war ein angenehmer, milder Wintertag; der geräumige Hof war freundlich geschmückt und in ein schönes Tannenwäldchen umgewandelt; der Eingang in das bescheidene Häuschen war halb winterlich, halb sommerlich mit künstlichen Blumen auf dunklem Grunde von Tannen-

(Fortsetzung auf Seite 45.)

Summarische Ueberſicht

der in den Kranken- und Siechenhäuſern des Johanniter-Ordens im Jahre 1866 befindlich geweſenen Kranken und Siechen.

№	Benennung der Kranken- u. Siechenhäuſer.	Zahl der Kranken und Siechen.				Davon ſind: geſtorben				geheilt				ungeheilt oder nur gebeſſert.				ult. 1866 in der Behandl. verblieben.				Geſammtzahl der Kranken-Verpflegungstage und zwar pro:													Die tägliche Durchſchnittszahl der verpflegten Kranken und Siechen beträgt:	Die Zahl der Tage, die durchſchnittlich jeder Kranke in der Anſtalt geweſen iſt, beträgt:	Zahl der vorhandenen Kranken- und Siechenbetten.
		Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Männer	Frauen	Kinder	Summa	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	Auguſt	September	Oktober	November	December	Summa			
1.	Sonnenburg (Krank.- u. Siechenh.)	196	45	24	265	11	3	1	15	164	24	11	199	3	2	5	10	18	16	7	41	1491	1236	1334	1361	1330	1020	1241	2801	1413	1120	1544	1348	17239	47	65	54
2.	Polzin	273	44	12	329	13	1	1	15	233	30	10	273	4	1	—	5	23	12	1	36	1336	1249	1209	1146	1110	936	1854	1240	1202	1153	1037	1188	14660	40	45	54
3.	Preußiſch-Holland	122	33	21	176	7	1	3	11	87	27	7	121	15	3	5	23	13	2	6	21	813	805	975	965	718	545	322	520	769	595	647	775	8449	23	48	38
4.	Gerdauen	162	74	65	301	4	3	—	7	135	54	51	240	8	9	4	21	15	8	10	33	635	597	965	1092	773	818	711	694	787	859	1027	1299	10257	28	34	36
5.	Bartenſtein	186	55	6	247	16	11	—	27	139	37	5	181	1	3	1	5	30	4	—	34	321	487	611	581	563	461	384	381	454	651	927	1350	7111	19	29	30
6.	Jüterbog	129	17	9	155	19	2	1	22	70	11	6	87	25	4	—	29	15	—	2	17	889	836	777	806	647	750	983	750	669	585	536	532	8760	24	56	28
7.	Neu-Ruppin	111	41	9	161	9	4	—	13	86	23	—	109	1	6	2	9	15	8	7	30	988	776	787	811	886	796	795	788	680	709	838	969	9823	27	60	60
8.	Stendal	215	30	15	260	7	2	—	9	170	23	10	203	20	4	4	28	18	1	1	20	609	670	765	613	697	644	490	1206	642	827	644	690	8497	23	33	35
9.	Züllchow	207	—	10	217	15	—	1	16	163	—	8	171	7	—	—	7	22	—	1	23	884	816	949	867	761	534	566	1195	1245	869	564	629	9879	27	46	50
10.	Erdmannsdorf	458	83	24	565	31	5	—	36	391	56	19	466	7	7	2	16	29	15	3	47	1510	1464	1704	1426	1503	1208	4423	3146	1574	1539	1409	1255	22161	60	39	60
11.	Reichenbach	289	60	2	351	23	3	—	26	222	48	2	272	32	1	—	33	12	8	—	20	615	644	566	244	560	350	3088	4901	1758	497	324	576	14123	39	40	42
12.	Falkenberg	137	30	6	173	3	3	1	7	127	23	5	155	2	3	—	5	5	1	—	6	257	140	273	205	240	149	942	947	758	323	161	222	4617	13	38	60
13.	Neuſalz a/O.	123	34	4	161	10	4	—	14	86	19	2	107	16	6	1	23	11	5	1	17	306	315	378	285	266	172	215	972	679	313	479	557	4937	14	30	41
14.	Tirſchtiegel	32	6	—	38	2	—	—	2	24	3	—	27	3	2	—	5	3	1	—	4	84	63	113	116	92	72	31	69	83	126	97	114	1060	3	28	8
15.	Pinne	42	7	3	52	3	—	—	3	35	7	3	45	1	—	—	1	3	—	—	3	105	184	241	230	175	74	225	113	346	124	55	89	1961	5	38	10
16.	Frauſtadt	55	5	1	61	—	1	—	1	49	4	1	54	—	—	—	—	6	—	—	6	2	63	59	73	46	13	174	338	349	352	294	213	1976	5	32	12
17.	Murowana-Goslin	73	26	3	102	4	3	—	7	60	19	1	80	3	1	2	6	6	3	—	9	171	180	100	156	199	183	117	134	185	219	248	248	2200	6	21	10
18.	Pacoſz (neu eröffnet im Novbr.)	6	2	1	9	—	—	—	—	3	1	—	4	—	—	—	—	3	1	1	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	71	174	245	4	27	12
19.	Mansfeld (Siechenhaus)	17	2	—	19	2	—	—	2	—	—	—	—	—	1	—	1	15	1	—	16	501	476	543	540	558	537	520	485	450	481	480	496	6067	17	319	18
20.	Altena	83	16	5	104	8	2	1	11	66	8	3	77	2	2	—	4	7	4	1	12	249	268	319	345	312	374	454	311	251	311	308	312	3814	10	37	38
21.	Plochingen	8	11	—	19	2	2	—	4	5	9	—	14	—	—	—	—	1	—	—	1	32	27	31	56	50	47	—	48	30	—	—	18	399	1	21	14
22.	Beirut	268	—	—	268	15	—	—	15	160	—	—	160	77	—	—	77	16	—	—	16	364	500	659	701	473	590	499	323	387	546	552	418	6012	16	22	45
	Summa	3192	621	220	4033	204	50	9	263	2475	426	144	3045	227	55	26	308	286	90	41	417	12222	11796	13358	12619	11899	10273	18034	21422	14711	12193	12242	13472	164247	450	40	750

Anmerk.: Durch den Arzt des Krankenhauſes zu Beirut ſind außer den vorſtehend aufgeführten Kranken im Laufe des Jahres 1866 noch 1311 Kranke polikliniſch unentgeldlich behandelt worden.

Unter den in der Rubrik „ungeheilt oder nur gebeſſert“ bei dieſem Hauſe aufgeführten Männern, ſind 34 Entlaufene mit eingerechnet.

zweigschmuck ausgeputzt; über der Thüre kreuzten sich 2 ungarische Fahnen, und unter denselben stand eine einfache Inschrift, schwarzgold auf weißem Grunde in einem Worte, das lautete: „Bethesda."

Diesen biblischen Namen wünschten wir nach dem Vorbilde des Evangeliums (Ev. Joh. 5, 2.) unserer Anstalt zu geben, um damit die uns vorschwebende Absicht an den Tag zu legen, nämlich ein „Haus der Barmherzigkeit" — was der gewählte Name bedeutet, zu gründen.

Herr Superintendent Török, Pfarrer der reformirten Gemeine, eröffnete die Feier mit einer ungarischen Ansprache, welche später in Deutsch überging und in welcher er in ausführlicher Weise über die Wichtigkeit zweckmäßiger Krankenpflege sprach. Nachdem ein Lied angestimmt war, folgten Herr Pastor König und Herr Dr. Bakody mit Ansprachen und schließlich stellte der Letztere seinen Collegen, Herrn Dr. Bolemann, der Versammlung vor, welcher die Güte gehabt, der Anstalt seine ärztliche Hilfe unentgeltlich anzubieten für chirurgische Fälle, sowie für allöopathische Behandlung.

Mit Gebet und dem Singen einiger Verse des Liedes: „Ach bleib' mit deiner Gnade," wurde die Feier geschlossen.

Was wir an dem Tage im Schlußgesange erflehten, hat denn auch der große Hörer des Gebets in reichem Maaße im vergangenen Jahre gethan, wie der fernere Verlauf uns zeigen wird.

Regelung der Einnahmequellen.

Bald nach Eröffnung des Hauses wurde von Seiten des Presbyteriums der ungarisch-reformirten Muttergemeine ein Dank votirt für die Begründung der Anstalt zum Besten der Angehörigen beider Gemeinen, der Mutter- und der Filialgemeine, und zugleich ein Comité ernannt zum Zweck der Uebersetzung der Statuten in das Ungarische, zum Erlassen eines Aufrufs an die Muttergemeine und zur Vermittlung von Sammlungen in derselben für das Krankenhaus. Ein Mitglied des ungarischen Presbyteriums, Herr Apotheker Kiß, hatte die Güte, uns für 5 Jahre nach einander die unentgeltliche Verabfolgung von Arzneien bis zum jährlichen Betrage von 100 Gulden zuzusagen.

Außer einer Anzahl von Jahresbeiträgen und besonderen Geschenken von Seiten theilnehmender Wohlthäter in Pest drückten auch mehrere öffentliche Anstalten in Pest, Wien und Triest ihr Interesse an dem neuen Unternehmen durch Beiträge aus, welche sich in den Rechnungsausweisen vorfinden.

Innerhalb der Gemeine waren wir darauf bedacht, die in den Statuten vorgeschlagene Betheiligung derselben zum Zweck der Verpflegung in Krankheitsfällen zu ordnen. Es war von Anfang an unser leitender Grundsatz gewesen, eine gänzlich unentgeltliche Verpflegung nicht zuzulassen und dennoch die Aufnahmebedingungen so niedrig zu stellen, daß auch die Aermsten durch selbstgezahlte Beiträge sich das Recht der Aufnahme erwerben könnten. Demgemäß wurde in unseren Bestimmungen festgesetzt, daß ein jedes Gemeineglied, das in die Anstaltskasse 10 Kreuzer wöchentlich zahlt, zur unentgeltlichen Verpflegung berechtigt sein solle; ebenso solle ein jeder Hausvater, der 20 Kreuzer wöchentlich beisteuere, dasselbe Recht für irgend eines seiner Familienglieder genießen.

Eine ähnliche Vorkehrung weisen die am Schlusse des Berichtes abgedruckten Statuten für Dienstboten, Gesellen und Lehrlinge von Gemeinegliedern nach.

Zum Zweck der Ordnung dieser Kreuzersammlungen wurde die Gemeine in kleine Abtheilungen eingetheilt, und eine Anzahl von Sammlerinnen erklärte sich bereit, eine wöchentliche oder monatliche Runde in dem übernommenen Distrikte zu machen, um diese Beiträge zu sammeln.

Die Zahl der Sammlerinnen ist gegenwärtig zehn, die Zahl der Kreuzerbeitragenden 91. Außerdem werden für 15 Gemeine-Arme von wohlhabenderen Gemeinegliedern oder andern Wohlthätern die wöchentlichen Beiträge gezahlt. Von Zeit zu Zeit versammeln sich die Sammlerinnen zur Berathung und Ordnung ihrer Angelegenheiten.

Der Vorstand hat ferner vom Anfang der Begründung an eine Anzahl von Freibetten in's Auge gefaßt. Dieselben sollten für Angehörige fremder Nationen, die entweder zeitweilig sich in Pest aufhalten oder auf der Durchreise sich befinden, bestimmt sein, und der Wunsch des Vorstandes ist, für ein jedes der Freibetten eine Summe zu sammeln, von deren Zinsen die Kosten für die betreffenden Patienten zu bestreiten wären. Die für ein Freibett erforderliche Summe ist auf 2000 Gulden angeschlagen. Der bisherige Erfolg der zu diesem Zwecke veranstalteten Sammlungen ist aus dem Einnahmeausweis ersichtlich. Dieselben werden in Deutschland, England, Schottland, Frankreich, der Schweiz, sowie in mehreren Comitaten Ungarns fortgesetzt, und wir knüpfen hieran die freundliche Bitte an alle Freunde und Glaubensgenossen in den genannten Ländern, uns bei diesen Sammlungen behilflich zu sein. Wir haben zu dem Behuf in den Sprachen der bezeichneten Länder besondere Sammelkarten drucken lassen zum Gebrauch für Freunde, die sich an den Sammlungen zu betheiligen wünschen. — Wir kommen zu dem Punkte der

Krankenpflege.

Die Verpflichtung der Kirche als solcher in Bezug auf den rechten Einfluß ihrerseits in Krankenhäusern ist in den letzten Jahrzehnten in zunehmender Weise so klar erkannt worden, vorzugsweise in Folge der Neubelebung des Institutes der Diakonissen durch den seligen Dr. Fliedner, daß es überflüssig wäre, an diesem Ort etwas darüber zu bemerken. Die von uns mit den Anstalten in Kaiserswerth angeknüpfte Verbindung war lange Zeit insofern resultatlos, als der dortige Vorstand bei der größten Bereitwilligkeit, unsern Wünschen zu entsprechen, sich wegen Mangels an Pflegekräften für ein neues Arbeitsfeld außer Stande sah, uns zu Hilfe zu kommen. Indessen empfingen wir doch gegen das Ende des vorigen Jahres eine zustimmende Antwort, und bald nach der Eröffnung des Hauses im Januar schickte sich der Vorstand an, die nöthigen Einrichtungen zur Aufnahme der beiden zugesagten Diakonissen zu machen.

Durch Umbau einiger Theile des Hauses wurde ein Kranken- und Ordinationszimmer für chirurgische Fälle eingerichtet, eine passende Wohnung für die Diakonissen, sowie die Souterrains zur Küche nutzbar gemacht, so daß im Mai drei für das Anstaltspersonal bestimmte Zimmer

mit Küche und Vorrathskammer, vier Krankenzimmer nebst einem Vorzimmer mit zehn Betten und einem Reservebett uns zur Verfügung standen.

Am 2. Juni kamen zwei zur Verwaltung des Hauses und zur Pflege bestimmte Diakonissen aus Kaiserswerth hier an, zu denen im Monat November noch eine dritte gekommen ist, deren Arbeitsgebiet die Sorge für die Armen der Gemeine und die Pflege der Kranken unter ihnen in ihren Wohnungen ist.

Mit diesen Arbeiterinnen zog ein Geist in unsere Anstalt, der auf jeden Besuchenden oder Kranken den wohlthuendsten Eindruck zu machen geeignet ist. Von Vortheil für unsere lokalen Verhältnisse ist es, daß die eine der drei Diakonissen der slavischen Sprache mächtig ist; Alle aber haben sich mit Eifer zu der Erlernung der ungarischen Sprache angeschickt. Die Anstaltsärzte erkennen mit großer vollkommener Befriedigung die Leistungen der Krankenpflegerinnen an, sowie die Vortheile, welche der Anstalt vom medizinischen Standpunkt aus durch eine gebildete Krankenpflege erwachsen, und alle Besuchenden nehmen den Eindruck mit sich, daß sich die Pflege bei uns in Händen befindet, die nur von der Liebe in Bewegung gesetzt werden.

Bald nach der Ankunft der beiden ersten Diakonissen brach

die Kriegszeit

herein und die nun eintretenden Ereignisse legten es an den Tag, wie rechtzeitig in Gottes Vorsehung unsere tüchtigen und erfahrenen Diakonissen uns zugesandt worden waren.

Gleichzeitig mit den ersten Treffen auf dem böhmischen Kriegsschauplatze beschlossen wir, unsererseits auch ein Scherflein beizusteuern zu den in großem Umfange getroffenen Anstalten der hiesigen Militairlazarethe zur Aufnahme von verwundeten und kranken Soldaten. Besondere Beiträge einiger Glieder unserer Gemeine und anderer Freunde setzten uns in den Stand, mehrere neue Betten und Einrichtungsgegenstände anzuschaffen, Charpie wurde gesammelt und Wäsche für aufzunehmende Verwundete beigesteuert; auch räumten die Diakonissen ihr Schlafzimmer ein.

Nachdem der erste Soldat, ein Ungar, bei uns aufgenommen war, erbot sich eine wohlthätige Dame, die unsere Anstalt kennen gelernt hatte, die Verpflegungskosten für zwei weitere Verwundete zu übernehmen. Nun folgte eine Zeit regen Lebens in unsern kleinen Räumen und anstrengender Thätigkeit für die pflegenden Diakonissen. Hier lag ein Italiener mit durchschossener Hand, dort ein ungarischer Husar, in einem andern Zimmer ein Feldwebel des österreichischen Regiments Gondrecourt mit schwerer Schußwunde im Bein, und unter einer Zahl von tapfern sächsischen Soldaten, die wir Alle in liebem Andenken haben, jener todesmuthige Kavallerist, dessen furchtbare Kopfwunde Zeugniß ablegte für seinen heldenmüthigen Kampf mit den schwarzen Husaren Preußens und der bald nach seiner Ankunft bei uns von seinem Könige die goldene Tapferkeitsmedaille erhielt. Unsere Räume wurden uns bald zu enge; da überließ uns eine in der Nähe wohnende angesehene Familie mit nicht genug anzuerkennendem Entgegenkommen zwei Zimmer in ihrem eigenen Wohnhause zur Aufnahme von Rekonvalescenten, wofür wir hier nochmals unsern angelegentlichsten Dank abstatten möchten.

Trotzdem, daß damals unser Haus von schwer Leidenden angefüllt war und Wunden, schmerzhafte Operationen und schlaflose Nächte den Inhalt der täglichen Chronik ausmachten, so boten dennoch unsere Räumlichkeiten den Anblick des Friedens, und manche unserer lieben Soldaten gewannen eine solche Anhänglichkeit an das Haus, daß es ihnen nicht leicht, sondern schwer wurde, nach erfolgter Heilung Abschied zu nehmen. An den Abenden gegen Sonnenuntergang bot unser freundlicher Garten ein anziehendes Bild dar; Alles, was mit oder ohne Krücken sich fortbewegen konnte, war dann dort in der Kühle versammelt; Andere wurden hinausgetragen und auf die vorher zubereiteten bequemen Lager gebettet, die nicht dem Militär angehörigen Kranken mitten unter jenen, und an zahlreichen Besuchenden, die Alle wetteifernd bemüht waren, den Verwundeten Freundlichkeit zu beweisen, fehlte es nie, des Tages oder Abends.

Es war ein erfreulicher Anblick, wenn einer der sächsischen Soldaten einem blinden Patienten täglich vorlas und ihn umherführte, oder wenn jener Böhme mit den freundlichen Augen einen preußischen Kameraden, dessen Schenkel und Bein von Bombensplittern und Gewehrkugeln schrecklich zerfetzt waren und der noch bei uns weilt, in den Garten trug und dem Mann von der Ostsee her, der ihm im gegnerischen Lager gegenübergestanden, auf allerlei Weise seine Freundschaft und Anhänglichkeit bewies.

Im Monat September kamen einige Freunde auf den Gedanken, zur Erinnerung an diese Kriegs- und doch Friedenszeit eine Gruppe einer Anzahl der damals im Krankenhause sich Aufhaltenden photographisch aufnehmen zu lassen, welche wir unserm Berichte beifügen. Da sehen wir Pflegerinnen und Gepflegte auf unserem Hofraume bei einander, links 2 Sachsen, dann ein Preuße, hinter ihm in weißem Waffenrock sein böhmischer Freund, in der Mitte noch 3 Sachsen an dem Tische, auf dem das „Daheim" und sonstige Lektüre aufgeschlagen liegt; rechts ein Lemberger und dann am Brunnen ein Italiener. Einer der bei uns verpflegten Soldaten, ein ungarischer Korporal, erkannte in der vorstehenden Diakonissin eine seiner Pflegerinnen in dem schleswigschem Feldzuge wieder.

Am 22. August wurde unsere Anstalt von einem Besuche Ihrer Königlichen Hoheit, der Frau Kronprinzessin von Sachsen, beehrt. Unter den zahlreichen fremden Besuchern in jenen Monaten erwähnen wir zwei Herren von den Johanniter-Rittern, die Herren Baron v. Lüttichau und v. Lück, ferner zwei Abgeordnete des internationalen Vereins zur Pflege der verwundeten Soldaten aus Dresden, die Herren Dr. Schmid und Kaufmann Richter, den sächsischen Feldprediger, Herrn Pastor Schelle, sowie Freunde weither westlich aus Amerika, südlich aus Aegypten und selbst aus Indien, die sich besuchsweise in Pest aufhielten.

Am 4. Oktober, dem Tage, an welchem mehrere unserer sächsischen Soldaten die Reise zu ihrer Brigade bei Wien antreten sollten, fand auf ihren und anderer Kameraden Wunsch die Feier des heiligen Abendmahls im Hospital Statt, an welcher 22 Personen Theil nahmen.

Bei dieser Gelegenheit fühlt sich der Vorstand gedrungen, außer den beiden Anstaltsärzten für ihre aufopfernde und erfolgreiche Thätigkeit während dieses Jah-

res und besonders in dieser Periode, auch den Herren Dr. Borbély und Dr. Szontágh für ihre geschätzte Stellvertretung unserer Herren Aerzte eine längere Zeit hindurch seinen aufrichtigen Dank darzubringen.

Keiner unserer Patienten hat das Haus verlassen, ohne tiefgefühlte Dankbarkeit auszusprechen. Ein alter Franzose, der sich in seinem verlassenen Zustande an uns wandte und auf Grund der Sammlungen zu Gunsten des französischen Freibettes aufgenommen wurde, blieb bei seiner Entlassung aus dem Hospitale auf der Straße vor dem Hause stehen, hob seine Hände auf und sprach allerlei Segenswünsche über das Haus aus.

Während der Cholerazeit holten sich Manche aus der Nachbarschaft in den täglichen Ordinationsstunden Medikamente; unser Haus jedoch blieb gnädiglich verschont.

Unter den Beiträgen, welche dem Hospitale zu Theil geworden sind, haben wir noch, mit besonderem Danke an die betreffenden Freunde, der Arbeiten zu gedenken, welche mehrere Professionisten bei dem Umbau und der Einrichtung des Hauses theils unentgeltlich, theils zu ermäßigten Preisen geliefert haben.

Schließlich haben wir noch zu erwähnen, daß zum Besten der Anstalt vor etwa 2 Jahren ein Büchlein veröffentlicht wurde unter dem Titel „Grabesblumen," das eine Blumenlese poetischer und prosaischer Stücke aus den Werken religiöser Schriftsteller, erbaulichen und tröstlichen Inhaltes für Leidende, enthält. Durch den bisherigen Verkauf sind die Kosten gedeckt; der fernere Erlös fällt nach der Bestimmung des Herausgebers unserer Hospitalkasse zu. Ihre Majestät die Königin von Großbritannien übersandte uns während ihres vorjährigen Aufenthaltes in Deutschland für zwei ihr zugeschickte Exemplare die Summe von 10 Pfund Sterling und bestellte zugleich noch einige weitere Exemplare.

Allen bisherigen Wohlthätern der Anstalt und theilnehmenden Freunden in Pest und außerhalb, im Inlande und Auslande sei schließlich herzlicher Dank gebracht, und zu dem Geber aller guten und aller vollkommenen Gaben aufblickend wollen wir sagen:

„Bis hieher hat uns der Herr geholfen!"

Die Zahl der im Laufe des Jahres in dieser Anstalt Verpflegten beträgt 59, davon 31 Männer, unter diesen 17 Soldaten (4 Ungarn, 9 Sachsen, 1 Preuße, 1 Böhme, 1 Italiener, 1 Pole) und 28 Frauen, mit zusammen 1815 Verpflegungstagen.

Ambulatorisch wurden behandelt 109 Personen.

Die gesammten Einnahmen betragen 9581 fl. 36 kr., (davon Gründungsbeiträge und Spenden vom Auslande 3894 fl. 26 kr., vom Inlande 756 fl. 49 kr., zusammen 4650 fl. 75 kr., ferner 3358 fl. 25 kr. Beiträge für Freibetten, 372 fl. Beiträge für Verwundete, laufende Einnahmen 1200 fl. 36 kr.) Die gesammten Ausgaben betragen: 5304 fl. 96 kr., davon für die Begründung der Anstalt: 2773 fl. 26 kr., Verwaltungskosten 2128 fl. 94 kr., Auslagen für die verpflegten Soldaten 402 fl. 76 kr.

Rückblicke auf die jüngste Geschichte Jerusalem's vom Jahr 1856—1866.

Nicht leicht wird man, wenigstens nicht bei einer orientalischen Stadt, innerhalb des Zeitraums eines schwachen Decenniums so viele und wesentliche Aenderungen und Verbesserungen wahrnehmen können, als dies in Betreff Jerusalems der Fall ist. Doch steht es noch keineswegs so, daß die Blicke mit wahrer Befriedigung auf der Heiligen ruhen konnten. Die Schattenseiten sind daselbst immer noch viel stärker als die Lichtseiten. Sind ja doch immer noch türkische Paschas die Gebieter der Stadt.

Indem wir uns nun anschicken, die wichtigeren Momente aus der jüngsten Geschichte von el Kuds unsern Lesern vor Augen zu führen, wollen wir mit der Hinweisung auf die in den letzten Decennien ausgeführten Bau-Unternehmungen beginnen.

Hier ist in erster Linie der russischen Vorstadt Erwähnung zu thun, welche vor dem Jaffathor entstanden ist. Den Mittelpunkt derselben bildet die große und prächtige byzantinische Kirche der heil. Dreieinigkeit, zu welcher im Jahre 1860, am Geburtstage des Kaisers Alexander, unter großen Feierlichkeiten der Grundstein gelegt worden ist. Von welchem Umfang die übrigen Gebäulichkeiten der Russen seien, mag aus folgenden Notizen ersehen werden, welche wir der Denkschrift des Herrn Eppinger (St. Petersburg 1860) über das von ihm geleitete großartige Bauwesen entnommen haben. Das Aufnahmehaus für Männer enthält im oberen Stock 16 Zimmer für 5 Männer, 5 für 11, 4 für 12, im unteren Stock 8 Zimmer für 2 Männer, 17 für 5, 1 für 12. Das Aufnahmehaus für Weiber enthält im oberen Stock 8 Zimmer für 3 Weiber, 4 für 4, 8 für 5, 2 für 8, 16 für je 12, im untern 10 für 3, 2 für 4, 8 für 5, 2 für 8, 12 für je 12. Im Hause der geistlichen Mission ist im obern Stock eine Wohnung für einen Erzbischof und seinen Vicar; dann sind ebendaselbst 3 Wohnungen für Priestermönche, 3 für Diakonen, 1 für den Dolmetscher, 3 Zimmer für die Sänger; im untern Stock befindet sich eine Kirche für 1000 Personen und eine für 350, dazu ein Bibliotheksaal, ein Magazin, 20 Zimmer für reisende Mönche, eine große Vorraths- und Geräthskammer. Das Aufnahmehaus für Reisende höhern Ranges enthält 10 Zimmer für einzelne Personen und 2 für 3. Im Hospital finden sich Wohnungen für den Arzt und den Apotheker, 1 Zimmer für die barmherzigen Schwestern, ein Laboratorium, eine Materialienkammer, ein Operationszimmer, eine Weißzeugkammer, zwei große Krankenzimmer. Dr. T. Tobler hat in dem veröffentlichten Briefe über die Reise-Eindrücke seiner vierten Jerusalemsfahrt (im Spätherbst 1865) in Betreff dieser russischen Bauwerke die Bemerkung gemacht: „Da wird man von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Russen Geld haben für eine große Idee, für Belebung des religiösen Gefühls außerhalb der Grenzen des weiten Reichs."

Die andern ansehnlicheren Bau-Unternehmungen, welche in dem bezeichneten Zeitraum in Jerusalem vollendet oder in Angriff genommen worden, sind:

Der Umbau der Synagoge der Aschkenasim, welche eine Million Piaster gekostet und wozu ein Rothschild den Grundstein gelegt hat, ein das Judenquartier zierender Prachtbau mit einer hoch hinaufragenden Kuppel.

Die kostbare, von Montefiore mit einem Aufwande von mehr als 1000 Pfund Sterling errichtete Windmühle über dem Hinnomthale, dem Jaffathor südwestlich gegen-

über, eine Mühle, welche, den Sonnabend ausgenommen, jeden Tag lustig mahlt.

Das schöne, imponirende, österreichische Hospiz, nördlich nahe an der sogenannten Schmerzenstraße, das über 300,000 Gulden gekostet hat.

Ein Anbau an das preußische Diakonissenhaus.

Eine neue kleine Moschee, südwestlich von der Kreuzfindungskapelle, wo der Muristan steht.

Eine von einem Rabbiner für die Kabbalisten erbaute Synagoge.

Ein jüdisches Armenhaus auf dem Felde Montefiore's.

Ein weiteres jüdisches Armenhaus für deutsche Juden, östlich von den Hütten der Aussätzigen.

Ein Haus für die Lloydagentur oder die österreichische Post, gegenüber vom österreichischen Hospiz.

Ein lateinisches Kloster der Töchter Zion oder Unserer Frau von Zion, in der Nähe des Damascusthors.

Ein Umbau der frühern englischen Kapelle.

Das von Dr. Macgowan, dem englischen Missionsarzt († 1860), erbaute Haus mit einem schönen Garten.

Eine Prachtwohnung für den armenischen Patriarchen.

Eine Erweiterung des protestantischen Schulhauses.

Eine Kirche für arabische Protestanten (ist wieder eingestürzt).

Eine armenische Kapelle.

Ein schönes Gebäude für den lateinischen Patriarchen, wozu noch eine Patriarchatskirche kommen soll.

Ein vom Kanzler des österreichischen Consulats erbautes feines Gebäude, zur Zeit die Residenz des Bischofs Gobat.

Ein großes griechisches Hospital.

Ein koptisches Kloster.

Eine Erweiterung des Hospices des Johanniter-Ordens.

Ein neues Haus für den englischen Arzt (in dem Garten des Macgowanschen Hauses, das eine andere Bestimmung erhalten).

Außerhalb der Stadt sind erstanden: eine ganze Anzahl von Sommerwohnungen, darunter „die Gottfriedshöhe" der Diakonissen.

Das griechische Kreuzkloster, eine halbe Stunde westlich von der Stadt, ist sehr bedeutend renovirt worden.

In Ain Karim (St. Johann), noch eine Stunde westlicher, haben die Lateiner in den Ruinen Mar Zacharias ein Sanctuarium eingerichtet.

In Betdschala bei Bethlehem ist ein neues Kloster mit Seminar errichtet worden. Ueber die dazu gehörige Kirche hat der Patriarch von Valerga sich neulich also geäußert (das heilige Land, Heft 6, 1865): „Jetzt gleicht diese unter allen unbestreitbar schönste Kirche in Palästina in ihrer Einfachheit und Reinlichkeit einem Edelstein."

In Kubebeh (bei Nebi Samuel), in welchem die Franciscaner das neutestamentliche Emmaus suchen, ist auf Kosten einer Marquise Nicolai (aus Paris) ein Sanctuarium hergestellt worden.

Entlang der Straße nach Ramleh und Jaffa hat die Regierung schwarzangestrichene Wachtthürme erbaut.

An denselben vorüber läuft ein Telegraphendraht.

Die salomonische Wasserleitung ist bis Bethlehem durch den Pascha wieder hergestellt worden. Derselbe hat auch den untern Teich der salomonischen Teiche bei Artas wieder in Stand setzen lassen, aber kaum in Stand gesetzt, hat dieser Teich wieder eine Beschädigung erlitten.

So sind wohl viele nützliche und nöthige Bauten ausgeführt worden, aber das nöthigste Bauwerk ist nicht an die Reihe gekommen. Es ist das die Restauration oder vielmehr der Neubau der großen Kuppel der Grabkirche. Auf ernstlichen Betrieb des Großfürsten Constantin, welcher im Jahr 1859 durch Augenschein von der bedenklichen Schadhaftigkeit dieser Kuppel sich überzeugt hatte, waren im Sommer 1862 der Kaiser von Rußland und der Kaiser der Franzosen übereingekommen, um der Schmach der Christen vor den Türken ein Ende zu machen, eine neue entsprechende Kuppel bauen zu lassen. Es wurden sofort die Architecten bestellt, dieselben brachten die Vorarbeiten durch großen Fleiß zu einem baldigen Ziel. Alles, alles vergeblich! Die geistlichen Mächte, welche sich innerhalb von 17 Jahren um keinen Preis über einen gemeinschaftlichen Bau verständigen konnten, haben es verstanden, den Angriff der Arbeit zu verhindern und den heißen Willen der betreffenden Kaiser abzukühlen. Ein Brief aus Jerusalem vom 6. Januar 1866 beschließt eine Mittheilung über die Angelegenheit der großen Kuppel mit den Worten: „Es scheint bei den betreffenden christlichen Mächten eine beschlossene Sache zu sein, den Muhamedanern die Freude eines jämmerlichen Zusammensturzes der ersten Kuppel der Christenheit zu bereiten."*) (Schluß folgt.)

Statistisches.

Nach dem so eben veröffentlichten Berichte über die Verwaltung des Siechenhauses „Bethesda" hierselbst für das Jahr 1866, sind im Laufe desselben dort 90 Siechen verpflegt worden, davon sind:

geheilt entlassen	1	
ungeheilt „	6	
gestorben	15	22 „

und sonach ultimo 1866 im Hause verblieben 68 Siechen.

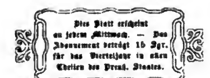
Die ungenügende Beschaffenheit des Siechenhauses, die sich auch bei Aufwendung bedeutender Kosten nur in geringem Grade beseitigen läßt, haben den Vorstand zu dem Entschlusse genöthigt, ein neues Haus zu erbauen und ist dazu bereits ein 3 Morgen großes Terrain, am Spandauer-Schiffahrts-Canal und der Stadtgrenze Berlin's gelegen, unter außergewöhnlich günstigen Bedingungen erworben worden.

Der Kostenanschlag für diesen Bau ist in runder Summe auf 45,000 Thlr. festgestellt worden, die nur theilweise aus den bereits dafür gesammelten Mitteln und aus dem Verkaufe des jetzigen Anstaltsgebäudes gedeckt werden können.

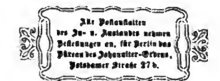
*) Inzwischen haben sich die Angelegenheiten günstig gestaltet. Das zwischen Frankreich und Rußland getroffene Arrangement zur Wiederherstellung der Kuppel ist von der türkischen Regierung bestätigt worden. Zugleich hat der Sultan sein Oberhoheitsrecht dadurch geltend gemacht, daß er als Oberherr mehrerer Millionen christlicher Unterthanen die Baukosten mit tragen will und den Gouverneur von Jerusalem angewiesen hat, den Arbeiten in jeder Weise förderlich zu sein, das aus fremden Ländern in Jaffa ankommende Material nach Jerusalem zu schaffen und auch im Lande für die nöthigen Steine zu sorgen. D. R.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich. Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin. richten.



Wochenblatt



der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 9. Berlin, den 27. Februar 1867. **Nr. 9.**

Das Heiligengeist-Hospital zu Lübeck.

Eine Versorgungs-Anstalt aus dem Mittelalter.

Gewiß wird Keiner die Straßen der alten Reichsstadt Lübeck durchwandern, ohne dem alterthümlichen Baustyl, der hier herrscht und der unter dem Namen der „Lüb'schen Bauart" überall heimisch gewesen ist, so weit einst die mächtige Hansa ihren Einfluß geltend machte, seine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Ist es doch nicht allein der eigenthümliche Baustyl dieser stattlichen Häuser, die ihren spitzen oder im italienischen Renaissancestyl geschweiften Giebel kühn zur Schau tragen, was das Auge des Fremden fesselt; sondern eben so sehr ist es das Eigenthümliche, das fast jedes dieser Häuser kennzeichnet, was unser Interesse aufs lebhafteste in Anspruch nimmt.

Welch ein Unterschied zwischen diesen Giebelhäusern, von denen jedes so zu sagen seine eigne Physiognomie trägt, und den einförmigen, meist nichtssagenden Frontehäusern unserer modernen Städte! Ist es doch als müsse hier jedes Haus seine eigne Geschichte haben — als hätten die todten und doch so beredten Steine uns noch manches verborgene Geheimniß aus vergangenen Tagen zuzuflüstern.

Da ist fast kein Haus, das nicht durch eine Inschrift, Wahrzeichen oder durch allerlei architectonischen Schmuck der originellsten Art unsere Aufmerksamkeit fesselte; bei jedem Schritt möchte man stille stehen, um nach der Bedeutung oder der Vergangenheit dieses oder jenes Gebäudes Erkundigungen einzuholen, und es sind namentlich die öffentlichen Bauten, die sich meistens durch Alterthümlichkeit und Schönheit der Bauart auszeichnen.

Da ist das schöne gothische Rathhaus mit seinem hohen Treppenhause, seinem schönen Portale, seinen spitzen Thürmchen und offenen Gallerien, das aus dem Mittelalter stammende Holstenthor, dessen geborstene Mauern man nur mit Mühe als seltenes Denkmal vergangener Zeiten zusammenhält; die hohen, schlanken Thürme der noch von Heinrich dem Löwen erbauten Hauptkirchen; die Ruinen der ehemaligen Klöster und der alten Burg, von der nur noch das schöne, mit originellen Steinornamenten geschmückte Burgthor erhalten ist; — alles steht mit einander in wohlthuender Harmonie und versetzt uns unwillkürlich in jene Zeiten der Vergangenheit zurück, wo ein anderes Geschlecht, von stolzem Bürgersinn erfüllt und über unermeßliche Reichthümer gebietend, diese Mauern bewohnte und wo die Größe und der Ruhm der alten Reichsstadt weit über die Küsten der Ostsee hinaus bekannt war.

Während wir unter diesen Betrachtungen die Straßen der Stadt durchschreiten, drängt sich uns der Gedanke auf, daß es wohl wenig Städte geben mag, wo im Verhältniß zu ihrem Umfang so viele Kirchthürme ihre schlanken Spitzen gen Himmel erheben, und wenig Städte soll es gleichfalls geben, wo sich die thätige Menschenliebe der Bewohner in so zahlreichen Wohlthätigkeits- und Versorgungs-Anstalten für bessere Stände bekundete, wie hier.

Diese indeß alle aufzuzählen, um dem Leser einen Begriff des entschwundenen Reichthums und der verklungenen Größe der Lübecker zu geben, soll der Zweck dieser Zeilen nicht sein; wir möchten den Leser nur in eins dieser Hospice führen, das durch seine ganze Eigenthümlichkeit sowohl wie durch sein ehrwürdiges Alter und seine liebliche Entstehungsgeschichte unser besonderes Interesse erweckt hat.

Fast ganz in seiner ursprünglichen Form erhalten, wie es im Jahre 1280 von seinem edlen Stifter, dem Herrn Bertram Morneweg ist eingerichtet worden, giebt es einen lebhaften Begriff von den Anforderungen, die man derzeit an ähnliche Asyle zu machen pflegte, und schon um deswillen dürfte diese Versorgungs-Anstalt, zum heiligen Geist genannt, einen Anspruch auf unser Interesse haben.

Im altgothischen Styl erbaut, macht der mit einer Anzahl spitzer Thürmchen geschmückte Giebel den Eindruck eines wohlerhaltenen, mittelalterlichen Klostergebäudes; eine Reihe schöner Linden beschatten mit ihren dichten Laubkronen das hohe Portal, dessen weitgeöffnete Pforten uns einen Einblick in die hübsche Kirche gewähren, die das Entree zum eigentlichen Hospice bildet. Ein schöner und sinniger Gedanke, der uns unwillkürlich an die Worte des Psalters erinnert, wo es heißt: „Ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar."

Hell strömte das warme Sonnenlicht durch die geöffneten Pforten und die hohen Fenster in das kleine Kirchlein hinein, wo die würdigen Alten in den kühlen Gängen wandelten; manche ruhten in den Kirchenstühlen ihre müden Glieder, andere hatten im Schatten der Linden auf den vor dem Eingang angebrachten Steinsitzen einen Platz gesucht, wo sie aus der Stille ihres zurückgezogenen Lebens

einen Blick auf das Treiben der vorübergehenden Menge zu thun vermochten.

Orgel und Kanzel sind noch wohl erhalten, ein schöner Kronleuchter und ein äußerst zierlich gearbeiteter Candelaber sind ein besonderer Schmuck des kleinen Kirchleins, und hier und dort steht noch das Standbild eines Heiligen auf seinem Postamente. Auf einem der weißübertünchten Pfeiler hat man vor Kurzem eine herrliche Malerei entdeckt, die man jetzt bemüht ist, in ihrer ehemaligen Schönheit wieder zum Vorschein zu bringen. Eine andere Entdeckung machte man im verflossenen Herbste, als bei Gelegenheit einer Reparatur ein großer Leichenstein entfernt ward; unerwartet stieß man auf eine Treppe, die in ein schönes, unterirdisches Gewölbe führte, in welchem ringsum eine Reihe wohlerhaltener Särge standen. Wer indeß die Personen gewesen, die hier in der verborgenen Ruhestatt den letzten Schlaf schlafen, ist freilich nicht mehr zu ermitteln; doch vermuthet man, nach den seidenen Gewändern der Leichen zu urtheilen, daß es eine reiche Patrizierfamilie des 17. Jahrhunderts gewesen sei, vielleicht Nachkommen des einstigen Stifters.

Den Statuten desselben zufolge sollte in dieser Kirche allsonntäglich ein Gottesdienst für die Insassen des Hospices gehalten werden; allein 1802 hat dieser Brauch aufgehört, und seitdem dient die kühle Wölbung des Kirchleins den Alten, die hier ein Asyl gefunden, als Festsaal und Erholungsort. Durch die Kirche schreitend, tritt man in das eigentliche Hospiz, dessen hoher Raum nur eine Verlängerung des Schiffes der Kirche zu sein scheint. Nach oben zu ist dieser von einem hölzernen Balkendach überwölbte Raum leer und unausgebaut, weßhalb er einen kirchenartigen Eindruck macht; allein auf der mit Steinfliesen belegten Diele sind eine Menge von einer Bretterverkleidung umgebene Zellen angebracht, die Zelle an Zelle gereiht zu beiden Seiten eines schmalen Ganges liegen. Dieß sind die Schlafzellen der sogenannten Dielenbewohner, wo sie in dem freilich kleinen, aber abgeschlossenen Raum ihre Habseligkeiten und was ihnen aus früheren Zeiten lieb und werth gewesen, unterbringen können.

Nur unbescholtene Leute beiderlei Geschlechts finden hier ein Asyl im hilflosen Alter, doch müssen alle bei ihrem Eintritt eine Einzahlung von 50 Mark (20 Thlr. Pr.) zu leisten im Stande sein, die dereinst zur Bestreitung ihrer Beerdigung dienen. Außerdem muß Jeder eine Aussteuer an Linnen mitbringen, und zwar 6 Stück von jeder Art, und an Mobilien soviel als er in seiner Zelle unterbringen kann, wo indeß außer einer Bettstelle kaum mehr als ein Tisch, ein Stuhl, eine Kommode und ein Koffer Platz finden.

Einige Wenige, die unter dem Namen der Kammerleute für die Vornehmen im Vergleich zu den Dielenleuten gelten, genießen den Vorzug, für eine höhere Einzahlung ein eigenes Stübchen mit Alkoven zu bewohnen, wohingegen die sogenannten Dielenbewohner sich Tags in einem gemeinschaftlichen, Winters geheizten Wohnsaale aufhalten. Den „Kammerleuten" wird aber jährlich 1 Faden Holz für ihren eigenen Ofen geliefert. Außerdem erhalten Alle ohne Unterschied 1 Mark (12 Gr.) wöchentlich; zweimal die Woche wird Jedem eine gewisse Quantität Schwarzbrod geliefert, das sie indeß gegen Weißbrod vertauschen dürfen, außerdem ein halb Pfund Butter und drei Pfund Fleisch, das von der Schaffnerin für Alle gemeinschaftlich zubereitet wird.

Es steht jedoch den alten Leuten frei, außer dem Hause zu essen, und bekommen sie alsdann ihr Fleischquantum entsprechend vergütet.

Von Zeit zu Zeit giebt es auch kleine Extrafreuden, wo ein Suppenhuhn, eine Speckration oder ein Biergeld ausgetheilt wird.

Dieselbe Humanität, die man demnach in Betreff der Kost den alten Leuten widerfahren läßt, macht sich auch mit Rücksicht auf die übrige Regelung des Hospices geltend. Sie dürfen nämlich nach Belieben ausgehen, wann und wie oft sie wollen, doch darf Keiner ohne vorhergegangene Meldung die Nacht außerhalb zubringen und müssen Alle in der Regel Abends um 9 Uhr wieder im Hause sein. Jedem wird bei seinem Eintritt in das Stift ein bestimmter Platz im gemeinschaftlichen Wohnsaal angewiesen, wo er sich ganz nach Belieben unterhalten oder beschäftigen kann.

Stirbt einer der Insassen, so fallen alle seine Habseligkeiten der Stiftung zu, die diese in öffentlicher Auction versteigern läßt.

Ueber die Entstehung des Heiligengeist-Hospitales erzählt die Chronik, daß ein reicher Patrizier, der Herr Bertram, mit dem Zunamen Morneweg, aus Dankbarkeit für die besonderen Gnadenführungen Gottes es gestiftet habe.

Ein armer Knabe, diente er im Hause des reichen und angesehenen Herrn Marquardsen von Bardewik als Küchenjunge und sein Herr hatte an dem klugen und aufgeweckten Knaben sein Wohlgefallen. Manchmal fragte ihn sein Herr, der um des Knaben hochstrebender Ideen willen ihn oft scherzend zu necken pflegte, wann er denn in die weite Welt zu gehen gedenke, um sein Glück zu machen. „Ick gehe morne weg!" lautete dann die rasche Antwort des jungen Bertram, doch dabei blieb es während einer Reihe von Jahren. Doch eines Morgens, als man ihn vergeblich zur Erfüllung seines Dienstes erwartete, fand man an seiner Kammerthür die lakonischen Worte: Hüt weg. Bertram morne weg.

Der alte Herr Marquardsen und seine Hausgenossen vermißten nur ungern den heitern, aufgeweckten Knaben, der pünktlich in Allem, was er that, so recht im Kleinen ein treuer Knecht gewesen war. Niemand entbehrte ihn jedoch mehr als die liebliche zwölfjährige Tochter des Hauses, die in dem Knaben einen freundlichen, allzeit gefälligen und unterhaltenden Gespielen besessen hatte, und sie allein bewahrte ihm ein dankbares Andenken. Jahre vergingen indeß, und man hatte des kleinen Küchenjungen längst vergessen, da ließ sich eines Tages ein Fremder, dessen mächtiger Bart das gebräunte Gesicht fast gänzlich beschattete, bei Herrn Marquardsen melden. Er gab sich für einen Bootsmann aus Riga aus, beauftragt, dem reichen Kaufherrn Nachrichten über seine Handels-Niederlassungen in Riga zu bringen. Nach beendigtem Geschäfte lud der alte Herr den Fremden zu Tische ein, zu dem heute eben ein Theil Freunde des Hauses eingeladen waren, denn je länger er sich mit dem jungen Manne

unterhielt, je mehr Gefallen fand er an den soliden Kenntnissen und dem gefälligen und gewandten Wesen desselben.

Der Fremde nahm die Einladung an und wußte während des Mahles dasselbe durch seine anregenden Gespräche auf's angenehmste zu würzen. Als man von Tische aufstand, legte Jeder, wie es die damalige Sitte erheischte, ein Trinkgeld, das sogenannte Weingeld*), auf den Tisch; der Fremde aber hatte allein so viel hingelegt, wie alle die übrigen Herren zusammen. Das imponirte selbst dem reichen Gastgeber, der schon zu ahnen begann, es könne der Fremde kein einfacher Bootsmann sein.

Oft hatte dieser während des Mahles des Kaufherrn schöne, jetzt zur lieblichsten Jungfrau erblühte Tochter verstohlen angeschaut, und auch sie hatte mehr denn einmal ihren Blick schüchtern und forschend auf dem Fremden ruhen lassen, war es doch, als tauche eine leise Erinnerung in ihr auf, die ihr Herz freudig bewegte. Da trat nach beendigtem Mittagsmahl der fremde Gast auf sie zu und fragte lächelnd: Kennt Keiner mehr den Bertram morne weg? Erstaunt erkannte man jetzt den ehemaligen Hausgenossen, und Alle begrüßten den Fremden glückwünschend als echtes Lübecker Stadtkind. Freilich konnten die vornehmen Patrizier den ehemaligen Küchenjungen nicht sogleich als ihres Gleichen anerkennen, allein Herr Marquardsen, dem er jetzt seine Lebensgeschichte mittheilte, lernte in ihm den treuen Geschäftsführer seiner Handelsniederlassung in Riga kennen, wo er nach dem Tode des alten Gesellen, bei dem Bertram vor 10 Jahren eine Zuflucht und Beschäftigung gefunden, dessen Stelle eingenommen hatte.

Die sogenannten Gesellen, eigentlich Geschäftsführer der großen Handelshäuser, pflegten aber, theils durch ihr hohes Salair, theils durch eigene Geschäfte in der Fremde viele Reichthümer zu erwerben, da der Handel an den Küsten der Ostsee damals bekanntlich größtentheils in den Händen der Lübecker Pfefferkrämer war.

Doch außer den selbsterworbenen Reichthümern hatte der junge Bertram durch seine Umsicht und seinen Diensteifer seinem Herrn die wesentlichsten Dienste geleistet, und da dieser das kaufmännische Talent seines ehemaligen Küchenjungen zu schätzen wußte, machte er ihm den Vorschlag, in Lübeck zu bleiben und als Compagnon in die Handlung einzutreten. Dieses Anerbieten überstieg fast die kühnsten Erwartungen des Bertram, dem hinfort der Beiname Morneweg als Zuname blieb, und als er nach einigen Jahren seine höchsten Wünsche, die er in Bezug auf die liebliche Tochter seines ehemaligen Herrn im Stillen hegte, in Erfüllung gehen sah und er diese als sein Weib zum Altare führen durfte, da fehlte zu seinem irdischen Glücke nichts mehr.

Weil aber der Himmel ihn so reich gesegnet in Handel und Wandel und all' seinem Vornehmen, beschloß er, ein segenbringendes Denkmal in seiner Vaterstadt zu gründen, zum Danke für alles Gute, das ihm zu Theil geworden, und er ließ auf dem Ruhberg dies Hospiz für altersschwache und ehrenwerthe Mitbürger errichten; in die Grundmauern aber ließ er, an einer Stelle, die Jedem ein Geheimniß blieb, einen Schatz einsenken, so groß, daß bei vorkommendem Brande die ganze Stiftung wieder auf's Neue errichtet werden kann. —

D. Chr.

*) Eine Sitte, die übrigens noch heutigen Tags in den Hansestädten herrscht, nur mit dem Unterschied, daß man das Trinkgeld nach eingenommenem Mahle an die Dienerschaft giebt.

Rückblicke auf die jüngste Geschichte Jerusalem's vom Jahr 1856—1866.

(Schluß.)

Erfreulicher lautet die Kunde des eben angeführten Briefes, daß von Seiten der Russen an die Erbauung eines besondern Glockenthurms gedacht werde. Die erste Glocke war von ihnen in dem, eine halbe Stunde von Jerusalem entfernten Kreuzkloster aufgehängt worden. Ein Paar Jahre nachher wurden durch sie ein Paar kleinere Glocken in dem verstümmelten Glockenthurm der Grabkirche und anderwärts untergebracht. Im December 1865 kamen zu diesen kleinern Glocken größere, so daß in Jerusalem jetzt schon ein nicht unansehnliches Glockengeläute das christliche Ohr erfreut, daß man daselbst, wie von dort geschrieben wird, kaum mehr das Gefühl hat, in einer muhamedanischen Stadt zu sein.

Noch ist ein Kapitel des Bauwesens der Verschönerungen der Stadt zu erwähnen, welche von Sureija Pascha im Jahr 1856, aus Veranlassung des von den Franken in's Leben gerufenen Reinlichkeits-Vereins, und noch mehr im Jahre 1859 auf die Kunde eines beabsichtigten Besuchs in el Kuds von Seiten des türkischen Sultans anbefohlen worden sind. Jener Pascha hatte, als es sich zunächst um Verlegung des schmutzigen Schlachplatzes im Judenquartier vor die Stadt hinaus handelte, gegenüber von fanatischen Moslimen die interessante Aeußerung gethan: „Man könne nicht gegen alle Neuerungen und Verbesserungen sein, Noah sei auch ein Heiliger gewesen, aber deswegen fahre man jetzt doch nicht mehr auf Archen, sondern auf Dampfschiffen."

2) Wir wenden uns von dem Bauwesen zu dem Gebiet antiquarischer Erforschungen, einem Gebiet, auf welchem zumal Engländer, Franzosen und Deutsche in edlem Wetteifer gearbeitet haben. Es ist da hervorzuheben: der Name des Akademikers von Saulcy, der sich insonderheit mit Untersuchungen der Königsgräber befaßt hat. Ein von ihm dort gemachter Fund ist nach Paris geschafft worden, um den Sammlungen des Louvre einverleibt zu werden. Dann der Name des Grafen de Vogué, dem das Prachtwerk les églises en Orient und das andere le temple de Jerusalem zu verdanken ist; derselbe glaubte bei seinem letzten Besuch der Heiligen, im Jahr 1862, im Osten der Grabkirche Spuren der zweiten Stadtmauer entdeckt zu haben, wodurch der Beweis für die Echtheit oder richtige Lage der Grabkirche geliefert wäre. Die Mauerreste, welche dieser sehr verdiente Gelehrte gefunden hat, dürften aber eher Reste der alten Kirche Constantin's sein. Ferner und ganz besonders ist hier hervorzuheben der Name des englischen Ingenieur-Capitains Wilson, der, von mehreren Geniesoldaten unterstützt, im Laufe des Winters 63 auf 64 nach allen Seiten hin, in und außerhalb der Stadt, umfassende Forschungen angestellt, auch verschiedene Nachgrabungen unternommen hat. Von ihm ist der Haramplatz, in seinen unterirdischen

Theilen zumal, zum erstenmal genau untersucht worden. Von dem durch ihn Aufgedeckten erwähnen wir einen zweiten, vom Tempel nach dem Zion führenden Brückenbogen. Wir nennen von Engländern nur noch J. Fergusson, der vor Jahren schon darzuthun versucht hat, daß die ursprüngliche Kirche Constantin des Großen nirgends anders gestanden habe, und daß demnach auch die Richtstätte Christi nirgends anders gewesen sei als auf dem Moriahhügel, also da, wo jetzt die sogenannte Omarmoschee sich findet, und der, durch den im vorvorigen Winter genommenen Augenschein in seiner Ueberzeugung befestigt worden ist. In antiquarischer Erforschung Jerusalems hat sich von Deutschen außer den berühmten Forschern, G. Rosen, preußischem Consul in Jerusalem, und T. Tobler, praktischem Arzt zu Horn am Boden-See, auch der Institutsvorsteher C. Schick zu Jerusalem bemerklich gemacht. Er hat z. B. nach dem verschütteten Gihonbrunnen zu graben angefangen, hat die Wege nach el Kubebeh-Emmaus untersucht, hat die alte Makkabäerburg Modin aufgesucht, und, wie Schreiber glaubt, richtig entdeckt. Es möge hier auch noch der Untersuchungen des Italieners Dr. E. Pierotti, der sich in seinem neuesten Werk la Palestine actuelle (das Napoleon III. dedicirt ist) „Architecte-ingenieur de la Terre-Saint" nennt, erwähnt werden. Von einzelnen in dem letzten Decennium gelegentlich bei Bauten gemachten Entdeckungen sind namhaft zu machen: die Entdeckung eines großen unterirdischen Ganges beim Eccehomobogen, die eines Mosaikbodens bei dem Diakonissenhause und die eines Pflasters von ungeheuren Steinplatten beim Zionsschwesternkloster.

3) Um zu Cultur- und Sittengeschichtlichem überzugehen, so dürfen als besondere Fortschritte hervorgehoben werden, daß einmal von dem vorhin genannten Italiener archäologische Vorlesungen angekündigt wurden, und daß von englischer Seite journalistische Versuche gemacht worden sind. Von dem projectirten deutschen Jerusalemerboten ist es nicht einmal bis zu einer Probenummer gekommen. Das englische Blatt „Jerusalem Intelligence" hat nicht weiter als drei Nummern erlebt. Eine hebräisch geschriebene Zeitschrift hat bald eine andere gegnerische hervorgerufen. Sie haben sich gegenseitig ruinirt. Als ein Zeichen fortschreitender Cultur in Jerusalem ist auch die Errichtung photographischer Ateliers zu erkennen. Ein Herr Hammerschmidt hat besonders gute Bilder geliefert. Durch die Entwaffnung der Fellachen im Jahr 1860 hat sich Sureija Pascha kein geringes Verdienst erworben. Mord und Todtschlag gehören seitdem zu den Seltenheiten. Ja man genießt nun in Palästina keine geringere Sicherheit als in irgend einem Culturlande. Als Kehrseite aller Cultur und guten Sitte sind dagegen bis in die neuere Zeit die Schlägereien in der Grabkirche, aus Veranlassung des sogenannten heil. Feuers am Charfreitag, stehen geblieben. Im Jahr 1865 haben sich die Griechen und Armenier am Ostersonntag in dieser Kirche geprügelt. Die Faschingsthorheiten, welche z. B. im Jahr 1862 drei Tage lang aufgeführt worden sind, unter der Führung der Bedienten eines Consuls, dürften auch eher zur Kehrseite der Cultur zu zählen sein.

4) In den commerciellen Verhältnissen Jerusalems ist es im letzten Decennium nicht viel besser geworden. Das die Firma C. F. Spittler tragende deutsche Handelshaus hat eine erfreuliche Ausdehnung gewonnen; zu dem deutschen Gasthof des Herrn Hauser aus Kempten ist ein zweiter Gasthof gekommen, den ein Herr Thiele, ein Norddeutscher, errichtet hat.

5) Das Pilgerwesen ist immer mehr in Aufschwung gerathen. Von Marseille gehen die Züge zweimal im Jahre ab, von Triest einmal. Von Wien ist auch schon ein Vergnügungszug über Aegypten nach Jerusalem ausgegangen. Wir theilen hier eine Fremdenliste aus der Osterzeit des Jahres 1858 mit. Im Gasthaus des Herrn Hauser 21 Personen, in kleinern Gasthöfen 17, in protestantischen Hospizen 5, im lateinischen Kloster 440, in den griechischen 7350, im russischen 950, im armenischen 5850, im syrischen 250, im koptischen 80, in verschiedenen Stadtherbergen 1200; zusammen 16,163 Fremde. Von gelehrten oder angeseheneren Besuchern Jerusalems in dem bezeichneten Zeitraum sind (außer den genannten Engländern und Franzosen) zu nennen: Tobler zweimal (und vorher zweimal), Frederike Bremer, Großfürst Constantin mit Gemahlin, Professor Tischendorf aus Leipzig (zum zweiten- oder drittenmal), Prinz Alfred, Fürst Paskewitsch, Graf v. d. Groeben, Pfarrer Furrer aus der Schweiz, Prinz Arthur, Professor Fraas aus Stuttgart. Mit der Triester und Marseiller Linie ist nun eine doppelte Linie, die von Ancona und die von Brindisi, in Concurrenz getreten. Die letztere bietet den großen Vortheil einer kürzern Seefahrt. Zu einer vollen Entwicklung des Pilgerwesens ist aber nicht blos die Herstellung einer Fahrstraße von Jaffa bis Jerusalem, woran wohl seit einem Jahrzehnt in vielen Köpfen laborirt worden ist, und welche schließlich weder von diesen noch von jenen Fremden, sondern von den Türken hergestellt werden dürfte, erforderlich, sondern auch die Einführung billigerer Seefahrttaxen.

Was das Consularwesen betrifft, dessen wir anhangsweise hier gedenken wollen, so möge blos bemerkt werden, daß zu den frühern Consuln im Jahr 1858 und 1859 ein spanischer und ein amerikanischer, und im Jahr 1865 auch ein mexikanischer gekommen ist, und daß in Folge der Ausdehnung dieses Consularsystems das Leben in Jerusalem immer mehr die Gestalt eines Culturlebens gewinnt. Eine neue von Consuln eingeführte Sitte ist, daß man außerhalb der Stadt in Zelten Visiten giebt, und daß man im Sommer da und dort Zeltwohnungen aufschlägt.

6) Aus dem Gebiete der Naturerscheinungen ist außer den verheerenden Heuschreckenschwärmen des Jahres 1864 auf 1865 nichts von Bedeutung einzuregistriren.

7) Was endlich das Gebiet der Kirche und der Mission betrifft, so hat keine der Kirchengenossenschaften im verflossenen Decennium bedeutende Eroberungen aufzuweisen. Die erstandenen oder erweiterten Seminarien, Klöster, Sanctuarien, Kirchengebäude, Waisenhäuser u. s. f. dürfen auf den Namen solcher Eroberungen keinen Anspruch machen. Der größte Sieg, der über den Islam davongetragen worden, ist das durch die Russen eingeführte Glockengeläute. Einen nicht gering anzuschlagenden reformatorischen Fortschritt haben die Russen dadurch gemacht, daß sich ihre Geistlichen bei der heiligen Feuerkomödie der

Charwoche nicht mehr betheiligen, man sagt auf den Wunsch des Großfürsten Constantin hin.

(„Ausland.")

Mittheilungen über die Ausdehnung und Wirksamkeit der religiösen Genossenschaften in der römischen Kirche.

(Aus dem Kaiserswerther Armen- und Krankenfreund.)

Wenn man die Kräfte der evangelischen Diakonissen-Häuser, die zusammengenommen noch nicht über 1700 Schwestern verfügen, mit den Heeren von Ordensfrauen und Ordensmännern vergleicht, die die römische Kirche in's Feld stellt, so müssen uns die schweren Versäumnisse klar werden, die unsere Kirche nachzuholen hat. Es wäre eine arge Verblendung, wenn man sich evangelischer Seits mit dem billigen Troste beruhigen wollte, daß diese Werkthätigkeit der römischen Christen zum größten Theile auf falschen Beweggründen, auf dem Wunsch, sich die Seligkeit zu verdienen u. dgl., beruhe, daß die Resultate der römischen Arbeit oft übertrieben, oder doch in zu günstigem Licht dargestellt würden, daß man allerlei Kunstgriffe anwende, um die Augen der Masse zu blenden u. s. w. Freilich ist das vielfach der Fall; aber rechter Glaube sollte mehr zur Beweisung der Liebe treiben, als derartige Beweggründe. Darum nur ja keine Ruhekissen untergebreitet! Wir müssen das demüthige Bekenntniß ablegen, daß wir Evangelischen gar vielfach faul und unfruchtbar in guten Werken erfunden werden.

Das in Paderborn erscheinende katholische „Westphälische Kirchenblatt" (in Nr. 1 v. J.) schlägt die Gesammtzahl aller weiblichen Ordensmitglieder auf 190,000 an, von denen 162,000 auf Europa, 100,000 auf Frankreich allein kommen sollen. Wie weit dies richtig ist, können wir nicht ermessen; wenigstens wird bei der genaueren Uebersicht über die weiblichen Orden Frankreichs, die in demselben Blatt (Nr. 13 v. J.) gegeben wird, die Zahl auf 40,500 beschränkt, wie denn überhaupt die Zahlenangaben an den beiden angeführten Orten mannigfach nicht übereinstimmen.

Nach der ersten Angabe soll also Frankreich 100,000 Ordensfrauen besitzen, Italien 30,000, das kleine Belgien 10,000, Deutschland 8000, Spanien etwa 7000, England 4000, die Schweiz 1340 Ordensfrauen; Polen und Ungarn dürfen je 1000 zählen. Nordamerika soll gegen 10,000, Südamerika wahrscheinlich eben so viele Schwestern haben. Asien ist mit beiläufig 4000, Afrika und Australien mit zusammen 1000 repräsentirt. Der Menge der Mitglieder nach reihen sich die Haupt-Congregationen folgendermaßen: Barmherzige Schwestern (Vincentinerinnen) 28,000, Franziskanerinnen (zum Theil auch mit Krankenpflege beschäftigt) 22,000, Schulschwestern 20,000, Schwestern du sacré coeur 10,000, Josephsschwestern 8000, Congregation U. L. Frauen 8000, Schwestern von Notre Dame 7000, Ursulinerinnen 7000, Schwestern vom h. Kreuz 6000, Barmherzige Schwestern vom h. Karl Borromäus 5000, Dominikanerinnen 4000, Carmeliterinnen 3000, Augustinerinnen 3000, Töchter der Weisheit 2500, Cisterzienserinnen 2000. Alle übrigen zählen weniger als 2000, am schwächsten sind die Antonianerinnen (auf dem Libanon, zum Theil Eingeborne), so wie die Sionsschwestern mit je 400 Mitgliedern vertreten; hierzu kommen noch eine Menge anderer Institute zu verschiedenen Zwecken, wie die Alexisschwestern in Frankreich (Krankenpflege), die kleinen Schwestern der Armen, erst 1836 gegründet, und schon in Frankreich, Belgien, England allgemein beliebt, die Beguinen in Belgien, die Deutsch-Ordens-Schwestern in Deutschland (Krankenpflege), die Töchter vom heiligen Geist (Kranken- und Schuldienst), die Schwestern der christlichen Liebe, die Schwestern vom guten Hirten (in vier Welttheilen mit gegen 1500 Ordensmitgliedern), die Damen vom Mitleide in Frankreich und England, die Schwestern von Nazareth in Frankreich, Amerika und in Nazareth selbst, u. a., die alle zusammen nicht weniger als 44,000 Mitglieder zählen.

Sehen wir uns die Arbeitsfelder dieser Genossenschaften etwas näher an:

Am 1. Januar 1860 gab es in Frankreich 2972 weibliche, gesetzlich anerkannte Ordensverbindungen, nämlich: 234 Congregationen unter einer Generalsuperiorin, 688 Communen unter einer Localsuperiorin, 2050 Privatordenshäuser, die von einer Congregation unter einer Generalsuperiorin abhängig waren. Diese Zahl ist seit 1860 fast stabil.

Unter diesen Ordensverbindungen zählt man 538 für den Unterricht, 302 für die Spitäler, 2101 für den Unterricht und Spitäler zugleich und 16 für das beschauliche Leben. Nach der letzten Zählung von 1856 giebt es in Frankreich 23,359 Klosterfrauen, die sich ausschließlich dem Unterrichte widmen, 10,187 für Unterricht und Spitaldienst zugleich, und endlich 6845 für das beschauliche Leben, im Ganzen 40,500 Klosterfrauen.

Von 13,766 öffentlichen Mädchenschulen werden 7861 von Schulschwestern und 5905 von Laien geleitet; von den 12,826 Privatschulen dagegen leiten 5630 die Orden und 7196 die Laien. In allen 13,491 Ordensschulen besuchen 1,669,213 junge Mädchen die Elementarschulen; also zwei Drittheile der französischen Mädchen werden von Ordensfrauen erzogen.

Von 41,426 Knabenschulen werden 37,895 von Laien und 3531 von Schulbrüdern geleitet, wenn man aber statt der Schulen die Schüler zählt, so erhalten von 1,785,420 Knaben beinah der vierte Theil, nämlich 428,006 ihren Unterricht in Ordensschulen.

Unter den weiblichen Congregationen ist die wichtigste die der Töchter der Liebe, gestiftet vom h. Vincenz von Paul; sie zählt 15,000 Mitglieder und ist über den ganzen Erdkreis verbreitet. Die Congregation der Töchter der Weisheit zählt etwa 3500 Glieder. Man findet sie in Schulen, Armenapotheken, Civil- und Militair-Hospitälern, in Krankenhäusern für Greise und Unheilbare, in Waisen-, Irrenhäusern und Gefängnissen. Die Zahl der Schwestern des h. Vincenz von Paul beträgt in den verschiedenen deutschen Ländern 5000, und die ähnlicher Orden 10,000. Oesterreich allein besitzt 766 Männer-Congregationen, die 27 verschiedenen Orden angehören, mit 10,354 Ordensmännern. Unter diesen Zahlen nehmen die Franziskaner den ersten Rang ein, sie haben 247 Anstalten und 3084 Mitglieder. Die 157 weiblichen Associationen zählen in 29 Orden 3661 Mitglieder, die Ursulinerinnen allein haben 26 Anstalten und 785 Mitglieder.

In London, wo man 1820 nur ein Kloster fand, giebt es 1865 deren 46. Dasselbe Verhältniß findet in allen übrigen Theilen Englands statt.

In Belgien leben in 49 Stammhäusern und 96 Filialen 2383 Ordensmänner; in 412 Mutterhäusern und 581 Filialen 14,630 Ordensfrauen. Nach dem Bericht des Domherrn von Haerne waren 1857 in Belgien durch die christliche Liebe 234 Kranken- und Verpflegungsanstalten gegründet, in denen 1453 männliche und weibliche Religiosen verwendet werden; 14,825 Kranke, Greise und Schwache werden in diesen Anstalten verpflegt, die eine jährliche Ausgabe von 2,484,287 Franken verursachen. Für die Mädchen giebt es 414 Elementarschulen, von 1796 Religiosen geleitet und werden für 65,358 Töchter 623,740 Franken verausgabt..

Der Sonntagsschulen, in denen nicht blos Religions- sondern auch Elementarunterricht ertheilt wird, sind 636 mit 176,034 Zöglingen, der Strickschulen 374 mit 39,697 Schülerinnen, deren Arbeit einen jährlichen Ertrag von 4,152,909 Franken liefert. In den beiden Provinzen Flandern arbeiten die Kinder von 7—16 Jahren unter Leitung von Ordensfrauen und erzielen einen jährlichen Reingewinn von 3,500,000 Franken. Eine kostbare Quelle, die unter die ärmsten Familien vertheilt, Flandern in der ihm im Jahre 1847—48 drohenden Krise bedeutend unterstützt hat. Es giebt 123 Waisenhäuser mit 4474 Waisen, die eine jährliche Ausgabe von 706,308 Franken veranlassen. Der Verwahrschulen, welche von der Liebe unterhalten werden, sind 96; sie haben 35,972 Kinder und kosten 369,094 Franken.

Die Gesammtzahl der Jesuiten betrug am Ende des Jahres 1864 um 199 mehr als im Jahre 1863, nämlich 7728 (1834 zählte der Orden nur 2684 Glieder). Die Gesellschaft vertheilt sich in 20 Provinzen, wovon 3 zu Frankreich, 5 zu Deutschland gehören, Holland, Galizien und Belgien mit einbegriffen, 2 zu Spanien, 5 zu Italien, 1 zu Mexiko, 4 zu England, Irland und den Vereinigten Staaten Nord-Amerikas.

Diesen Heeren von Ordensleuten stehen Summen zu Gebote, mit denen die Mittel der evangelischen äußeren und inneren Mission, zumal bei uns in Deutschland, in auffallendem Contrast stehen.*)

Hier nur ein Auszug aus dem Jahresbericht des Vereins der heil. Kindheit Jesu, eines Missionsvereins, der sich besonders die Bekehrung von Heidenkindern zur Aufgabe gemacht hat.

Die Einnahmen des Vereins beliefen sich im Jahre 1864 auf 1,690,223 Franken (gegen das Vorjahr eine Zunahme von 39,729 Franken).

Dazu haben u. A. beigesteuert: Frankreich 926,255 Franken, Italien einschließlich Kirchenstaat und Venetien 199,975 Franken, Belgien 180,877 Franken, Preußen 78,195 Franken, Bayern 59,273 Franken, Hannover 7353 Franken, Niederlande 44,890 Franken, Schweiz 38,075 Franken, Großbritannien 6260 Franken.

Nun Einiges über die Erfolge der „heiligen Kindheit" in letzter Zeit. Im Jahre 1863 betrug auf den von der „heiligen Kindheit" unterstützten Missionsstationen die Zahl der in Todesgefahr getauften Heidenkinder 357,353, die Zahl derer, die auf Kosten der „heiligen Kindheit" erzogen wurden, 24,316. Das Taufen von so viel Tausenden sterbender Heidenkinder kann freilich für ein evangelisches Bewußtsein keinen hohen Werth haben, da es feststeht, daß die Heiden nur die äußere Ceremonie verlangen, von der sie, wie durch Zauberei, meistens Heilung der Kranken erwarten.

Ein ähnlicher Verein, der ebenso fast ganz aus Laien besteht, ist der Verein vom heil. Vincenz von Paul, der aber die innere Mission, insbesondere das Besuchen von armen Familien, zu seiner Aufgabe macht. Seine Mitglieder, theils thätige, die sich also selbst der Armen annehmen, theils nur zahlende, sind über die ganze katholische Christenheit verbreitet.

In dem Bericht pro 1863, bei dessen Abfassung jedoch die Nachrichten von einigen Abtheilungen des Vereins fehlten, werden 33,434 Mitglieder aufgezählt, die zusammen 125,240 arme Familien besuchten und zu deren Unterstützung 2,670,008 Franken verausgabten, während die Beiträge sich auf 3,150,594 Franken beliefen. Wie überhaupt die katholische Kirche, so ist auch dieser Verein in keinem Lande so eifrig wie in England, wo nur 624 Mitglieder 61,000 Familien besucht haben, die mit 102,775 Franken unterstützt wurden. Hier sorgt also jedes Mitglied für fast 100 arme Familien, während durchschnittlich 4 Häuser auf einen Vereinsgenossen kommen. In Belgien zählt dieser Verein 277 Conferenzen, deren Mitglieder jährlich 17,000 Familien besuchen.

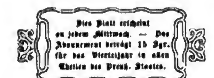
Auch in dem evangelischen Nord-Deutschland ist der Verein sehr thätig; in dem Vereinsbezirk Berlin, der Brandenburg, Pommern und Hamburg umfaßt, wurden im Jahre 1864 von 1055 Mitgliedern 379 Familien mit 13,016 Franken unterstützt.

Diese Zahlen, die die Anstrengungen von nur zwei Vereinen von katholischen Laien veranschaulichen, reden für sich selbst; sie haben in einem Jahre 1,690,223 Franken und 3,150,594 Franken, zusammen 4,840,817 Franken oder 1,290,884½ Thaler aufgebracht. Was sind dagegen unsere Vereine? Der Kaiserswerther Pfennigverein, über dessen Resultate wir uns doch schon von Herzen freuen, hat im letzten Jahre noch nicht 3500 Thaler aufgebracht; ähnliche Vereine, wie der Pfennig-Verein für die Barmer, der Halbbatzen-Verein für die Baseler Mission, bringen mehr, aber mit obigen Summen halten ihre Erträge keinen Vergleich aus.

Doch genug der Zahlen! Wir Evangelische wollen daraus den Ruf des Herrn vernehmen: Wache auf, der du schläfst, stehe auf von den Todten!

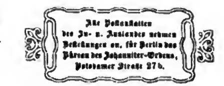
*) Die evangel. Christenheit zählt jetzt 48 Gesellschaften für äußere Mission, mit 8600 Missionaren und einer jährlichen Einnahme von 6—7 Millionen Thalern.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

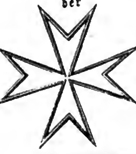


Wochenblatt

der







Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 6. März 1867. **Nr. 10.**

1. **Louis Graf zu Eulenburg**, Major a. D., auf Gallingen bei Bartenstein, Rechtsrittter seit 1859, † zu Gallingen 26. Februar 1867.

2. **Carl Adolph Alexander Freiherr von Hertefeld**, Ritterschaftsrath, Mitglied des Herrenhauses, auf Liebenberg bei Löwenberg i. d. Mark, Rechtsritter seit 1860, † zu Berlin 27. Februar 1867.

3. **Georg Ludwig von Wedemeyer**, Königlich Hannoverscher Hofrath und Hauptmann a. D., auf Schönrade bei Friedeberg i. d. Neumark, Ehrenritter seit 1855, † zu Schönrade 2. März 1867.

Die englischen Irrenanstalten.

In England besteht seit langer Zeit eine Anzahl von Irrenanstalten, welche aber schon wegen ihres Alters, und weil sie meist in der Mitte großer Städte liegen, ihrem Zwecke nur in geringem Maße entsprechen, dennoch ist eine Reform derselben sehr schwierig. Ihr oft sehr beträchtliches Vermögen ist so eng mit jenen Uebelständen verbunden, daß man z. B. eine Verlegung einzelner nicht wagt, aus Furcht, daß ein großer Theil ihrer Einkünfte dann nicht mehr als ihnen mit Recht zustehend angesehen werden könnte. Einige dieser Hospitäler sind allerdings in neuerer Zeit an geeignete Orte verlegt und in zweckmäßiger und sogar glänzender Weise erneuert worden. Die Verwalter der meisten von ihnen widersetzen sich jedoch jeder gründlichen Reform.

Da diese Anstalten überdies, auch wenn sie noch so zweckmäßig erneuert würden, doch dem Bedürfniß des Landes nicht zu genügen vermöchten, so hat man in den letzten Jahrzehnten begonnen, auf öffentliche Kosten in den einzelnen Grafschaften Irrenanstalten zu erbauen. Eine Parlamentsacte vom August 1845 ordnete diese Angelegenheit, indem sie festsetzte, daß jede der größern Grafschaften ein eignes Irrenhaus haben und die kleinern Grafschaften sich vereinigen sollten, eine gemeinschaftliche Anstalt zu gründen. Auf diese Weise sind in den letzten Jahrzehnten sechsunddreißig meist prachtvolle Irrenhäuser entstanden. Außerdem verordnete eine Parlamentsacte von 1853, daß auch in größern Städten noch besondere städtische Anstalten dieser Art errichtet würden. Dieses Gesetz ist jedoch noch nicht vollständig zur Ausführung gebracht.

Neben diesen öffentlichen Anstalten bestehen in England noch sehr viele Privatanstalten, von denen einige auf öffentliche Kosten Arme aufnahmen. Mehrere derselben sind im höchsten Grade luxuriös eingerichtet und lassen sich ein dieser Einrichtung entsprechendes Kostgeld zahlen. In einigen beträgt das geringste Kostgeld 200 Pfund Sterling und einzelne Kranke zahlen über 1000 Pfund! In London befinden sich vierzig solcher Anstalten, und in den Provinzen etwa hundert.

Die neueren Irrenhäuser Englands sind fast sämmtlich in dem sogenannten Tudor- (gothischen) Stile erbaut, welcher jetzt in diesem Lande so beliebt ist. Die Menge von Thürmen, Schornsteinen, Vorsprüngen, Erkern, Giebeln und Fenstern von verschiedenen Formen, welche diese Gebäude darbieten, macht auf den ersten Anblick einen fast verwirrenden Eindruck; man glaubt eine willkürliche launenhafte Anhäufung baulicher Einzelheiten vor sich zu sehen. Bei näherer Besichtigung aber erkennt man sehr bald, daß grade jene Unregelmäßigkeit dem Architecten zahlreiche Vortheile geboten hat, welche sehr verständig benutzt sind. Die gebräuchlichste Form des Hauses ist die lineare mit allmählig zurücktretender Vorderseite, an deren Enden sich zwei Flügel anschließen. In dem Mittelgebäude befinden sich unten die Wirthschaftsräume, oben die Recreationshalle und mehr nach hinten die Kapelle. Diese ist einfach, würdig eingerichtet und enthält nirgends mehr Scheidewände für die Trennung der Geschlechter. Die Wohnzimmer der Kranken werden durch geräumige Corridore verbunden, welche zugleich als Gesellschaftszimmer dienen. Sie sind elegant möblirt und durch Blumen, Bilder, Vögel und andere Thiere belebt; besonders behagliche Plätze bieten die auf jedem einzelnen Corridor befindlichen vorspringenden Erker dar, sie enthalten meistens kleine Canapees, oft ein Instrument und gewähren durch ihre großen Rundbogenfenster eine weite Aussicht in die schöne Umgegend. Sie dienen vielen Kranken zum steten Aufenthalte und werden auf der weiblichen Seite zum Arbeiten benutzt.

Die Behandlung der Kranken in den englischen Irrenhäusern weicht von der in den deutschen nicht unwesentlich ab. Namentlich das sogenannte Nichtzwangsystem, nach welchem die Anwendung von Zwangsmitteln gegen Irre

unter allen Umständen als unangemessen erachtet wird, zählt in England viele Anhänger, während unsre deutschen Aerzte an der Ansicht festhalten, daß Zwangsmittel in manchen Fällen unerläßlich, in andern wenigstens sehr heilsam sind. Das Nichtzwangsystem ist in England ungemein populär, und es ist für englische Aerzte einigermaßen gefährlich, dagegen aufzutreten. „Dieses System," sagt ein englischer Irrenarzt in einem amtlichen Bericht, „ist in England eine populäre Phrase geworden, und der englische Arzt muß diesem Umstande Rechnung tragen, um so mehr, weil er von Männern aus dem Volke auf seinen Posten gehoben und von ihnen in gewissem Grade abhängig ist, ganz abgesehen davon, zu welchen Verpflichtungen er sich vielleicht verstanden hat. Die meisten Vorsteher geben auch zu, daß sie nicht die Möglichkeit von Fällen, in welchem milder Zwang heilsam sei, leugnen wollten, daß sie sich aber unendlich schwer zu der Anwendung desselben verstehen, und eventuell den Kranken lieber selbst die ganze Nacht hindurch bewachen würden."

Eine andere merkwürdige Eigenthümlichkeit in dem Verfahren der englischen Irrenärzte zeigt sich in dem Maße, in welchem sie die Kranken beschäftigen. Während die deutschen Aerzte von körperlicher Anstrengung in vielen Fällen einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Geisteskranken befürchten, sehen einzelne Abtheilungen der englischen Anstalten fast wie Fabrikwerkstätten aus. Fast alle Arten von Handwerkern sieht man daselbst stets in Thätigkeit. Die Frauen arbeiten in der Linnenkammer und bei der Wäsche oft in anstrengender Weise und werden zuweilen sogar von den Maschinen verletzt, mit deren Hilfe man diese Arbeiten betreibt. Besonders weit geht hierin der Doctor Hill, Vorsteher eines Irrenhauses bei York. Hier stehen die Kranken im Sommer um 4 Uhr Morgens auf, pflücken Erdbeeren und Gemüse, bringen sie auf den Markt der Stadt, halten den großen Garten in Ordnung, betreiben die ganze Farmwirthschaft, verrichten enorme Erdarbeiten, besorgen die Haushaltungsgeschäfte und sowohl die eigene Wäsche, wie die benachbarter Schulen ꝛc., und arbeiten für andere wohlthätige Institute. Für die Krimarmee sind hier große Quantitäten von Kleidungsstücken, deren Material durch freiwillige Beiträge aus der Umgegend herbeigeschafft war, angefertigt worden. Es ist durch den Ertrag aller dieser Arbeiten möglich gewesen, ein Dritttheil der Verpflegungskosten für die Kranken selbst zu verdienen. Hill geht darauf hinaus, den Ertrag durch einen größern Grundbesitz immer noch zu steigern und die jetzigen geringen Verpflegungskosten auf die Hälfte zu reduciren; ja er hat sich sogar die Aufgabe gestellt, eine Anstalt wenigstens zum größern Theile durch sich selbst bestehen zu lassen. Nur dann würde man nach seiner Meinung im Stande sein, der Zunahme des Irrsinns einen gehörigen Widerstand zu leisten, weil alle von demselben Ergriffenen sogleich in Asyle gebracht werden könnten, und dann würde das Loos dieser Unglücklichen in entsprechender Weise gesichert und zugleich die jetzige bedeutende Last des Irrenwesens verringert werden.

Auch hierbei wird das Nichtzwangsystem festgehalten. Die Kranken werden kaum zur Arbeit aufgefordert. Die Wärter arbeiten nur in ihrer Nähe, um sie durch ihr Beispiel anzuregen, und ertheilen die nöthige Anweisung. Man hält diese Beschäftigungen für so heilsam, daß man sich entschlossen hat, den Kranken die Arbeit sogar am Sonntage zu gestatten, um sie vor Aufregung zu bewahren.

Der tiefe religiöse Sinn des englischen Volkes tritt in den öffentlichen Asylen entschieden hervor; es wird nicht nur der Gottesdienst an Sonn- und Festtagen in der Kirche gehalten, sondern auch ein Gebet Morgens und Abends auf bestimmten Abtheilungen von dem Geistlichen oder einem der Aerzte, und am Mittage von einem Kranken gesprochen. Das Abendmahl muß durchgehends vier Mal jährlich ertheilt werden. Den Morgen- und Abendgebeten wohnt regelmäßig das gesammte Personal bei. In der Kirche pflegen sich reichlich die Hälfte der Kranken, in einigen Anstalten selbst zwei Dritttheile zu versammeln; jeder kann theilnehmen an dem Gottesdienste und den Gebeten, der nicht etwa Scrupel gegen die Form derselben hegt, oder durch körperliche Krankheit verhindert ist. Selbst Epileptische werden in großer Anzahl zugelassen, und man achtet nicht die durch etwa eintretende Krämpfe veranlaßte Störung. In dem Littlemore Asylum waren in der Kirche 86 Anfälle erfolgt, ohne die geringste Unterbrechung der feierlichen Handlung herbeizuführen. Die betreffenden Kranken sitzen in der Nähe der Thüren und werden rasch durch ihre Wärter entfernt. Diese größere Freiheit in dem Kirchenbesuche ist theils in der Gewohnheit des englischen Volkes, theils in der Form des Gottesdienstes begründet, indem die eigentliche Predigt nur kurz ist und durch die häufigen Responsorien, welche die Liturgie der Kirche Englands vorschreibt, die Aufmerksamkeit der Kranken rege erhalten wird. Man stimmt an allen Orten darin überein, daß die Andachtsübungen wohlthätig auf die Kranken wirken und einen mächtigen Factor in der Behandlung derselben bilden. Auch der von den Inspectoren des Lunatic Asylums in Irland 1855 publicirte siebente Bericht sagt: „Unsere fortgesetzte Erfahrung in der Behandlung des Irrsinns führt uns mehr und mehr zu der Ansicht, daß ein großer Theil der Bewohner eines Irrenhauses fähig ist, Vortheile dem Beiwohnen desjenigen Gottesdienstes, in dem sie auferzogen sind, zu entnehmen, und daß es deshalb durchweg nothwendig ist, einen solchen in jedem Asyle einzurichten. Es muß natürlich der Geistliche in der Ausübung desselben und noch mehr in seinem Privatverkehr mit den Kranken deren Character berücksichtigen, und wird viel Tact und Urtheil, besonders in dem letztern, bei ihm vorausgesetzt. Dann aber werden nicht allein die Kranken seinen wohlthätigen Einfluß bald empfinden, sondern dieser sich auf das Wartepersonal erstrecken.

Für die Erheiterung der Kranken ist in sämmtlichen öffentlichen Krankenhäusern viel geschehen; schon die Gebäude, die Höfe ꝛc. sind so hübsch angelegt und der Blick in die schöne Umgegend in so zweckmäßiger Weise ermöglicht, daß der Eindruck erheitern muß. Man legt hierauf besonders Gewicht, scheut nichts mehr, als ein monotones Treiben aufkommen zu lassen, und bringt möglichst viel Abwechslung in dasselbe hinein. Es sind in den meisten Anstalten kleine Sammlungen von zweckmäßigen Büchern vorhanden; Zeitungen werden gehalten, aber mit Auswahl, indem man durch solche mit politischer und religiöser Färbung die wilden Wahnvorstellungen und das ver-

kehrte Selbstgefühl mancher Kranken zu befördern fürchtet. Einer sehr weiten Verbreitung in den englischen Asylen erfreuen sich mit Recht die Illustrated London News, welche durch hübsche Bilder und interessanten wie instructiven Inhalt sich besonders zu einer solchen Lectüre eignen. Auf vielen Abtheilungen sieht man Billards, Schach- und sonstige Spiele. Es werden bisweilen Vorstellungen von herumreisenden Künstlern gegeben, öfters Singübungen angestellt und in einigen Asylen, besonders dem in Prestwich, häufig musikalische Vorträge gehalten. In fast allen finden jetzt Tanzvergnügungen statt, an welchen besonders im Sommer auf den hübschen Rasenplätzen bisweilen die Hälfte der Kranken männlichen und weiblichen Geschlechts Theil nimmt. Es sind Rasenplätze oft mit einem Maste und Plätze zum Ballspiel (Shittle Grounds) eingerichtet und die bekannten Spiele Cricket und Andere werden fast täglich bei gutem Wetter gespielt. Dr. Tyermann, Dirigent des Irrenhauses der Grafschaft Middlesex, ist besonders stolz darauf, daß er es durchzusetzen wußte, daß die Mehrzahl seiner Patienten gemeinschaftlich speist. 5—600 Personen versammeln sich zu diesem Zweck in einem einzigen Saale. Die Speisen werden in der anstoßenden Küche auf kleine Wagen gestellt und diese mit ihrem Gestell von kleinen Schienen mittelst einer Schraube bis zum Niveau des Speisesaales in die Höhe geschraubt und auf correspondirenden Schienen durch zwei Oeffnungen in der Mauer, welche durch Thüren sonst verschlossen sind, augenblicklich an ihren Bestimmungsort gebracht. Auf den Klang der Glocke treten durch entgegengesetzte Thüren die Männer und Frauen abtheilungsweise mit ihrem entsprechenden Wachtpersonale in den Saal, begeben sich jede nach ihren in der einen Hälfte des Saales placirten länglichen Tischen, sprechen ihr Gebet und essen ruhig. Während des Essens werden sie von ihrem Wachtpersonale, welches sich an die beiden Enden der Tische stellt, bedient, und verlassen nach demselben in gleicher Ordnung den Saal.

Diese Irrenanstalten sind nun zunächst in jeder Grafschaft einem aus sieben Mitgliedern bestehenden Committee of Visitors untergeordnet, welche die Anstalten von Zeit zu Zeit, viele sogar in jeder Woche einmal besuchen, allgemeine Regeln für die Leitung derselben entwerfen, die Aerzte und die übrigen Beamten anstellen und auch entlassen können. Bei Neubauten haben sie den Platz zu wählen und anzukaufen, die erforderlichen Contracte abzuschließen und die Baupläne zu entwerfen. Außerdem ordnen sie die Kost der Kranken an, haben für ihre Kleidung zu sorgen, inspiciren die Bücher und bestimmen den Betrag des Verpflegungsgeldes. Sie untersuchen die Klagen der Angestellten und fragen letztere bei ihrer Entlassung über die Art ihrer Behandlung aus. Sie greifen hierdurch tief ein in das innerste Leben der Anstalten, gefährden die Stellung der Aerzte und sollen oft diese selbst durch die Verpflichtung, keinen Zwang anzuwenden, binden und in der Ausführung ihres Wirkens beeinträchtigen.

Die Aerzte sind überhaupt in den englischen Irren-Anstalten minder günstig gestellt, als in den deutschen. Namentlich in den ältern steht dem Arzte keine administrative Thätigkeit zu, und selbst in einigen der neuesten hat er nur die Befugniß, in ärztlichen und einigen ökonomischen Angelegenheiten, wie in Bezug auf Kleidung, Nahrung und Beschäftigung der Kranken selbstständig zu handeln. Ueberdies sind die Aerzte hier immer auf bestimmte Zeit angestellt und schon deshalb durchaus abhängig von den Visitors, welche sie nach Ablauf einer solchen Frist stets entlassen können. Nirgends wechseln daher auch die Aerzte der Irrenanstalten so häufig wie in England; oft wird ihnen keine Zeit gelassen, ihr Wirken zu voller Thätigkeit zu bringen. Auch ihre Gehalte stehen in keinem Verhältniß zu dem Einkommen, welches andere englische Aerzte zu erwerben pflegen. Es beträgt gewöhnlich 150 bis 500 Pfund Sterling mit freier möblirter Wohnung, Kohlen, Licht und gewöhnlich auch freier Beköstigung aller zur Familie gehörigen Individuen, oder einer entsprechenden Entschädigungssumme. Einige derselben erhalten 700 Pfund, während manche Londoner Aerzte 16 bis 18,000 Pfund jährlich erwerben.

Seit dem Jahre 1828 besteht eine Behörde, welche das gesammte Irrenwesen Englands beaufsichtigt, die Commissioners in Lunacy. Sie hatten Anfangs nur die Privat-Irrenanstalten zu beaufsichtigen, erst seit 1842 erstreckt sich ihre Wirksamkeit auch auf die öffentlichen Irrenhäuser. Diese Behörde besteht aus 11 Commissioners, welche theils dem ärztlichen Stande, besonders aus den Vorstehern der Grafschafts-Irrenhäuser, theils dem der Anwälte entnommen sind und außer ihrem Amte kein anderes verwalten dürfen. Sie bilden aus ihrer Mitte einen zur Hälfte aus Anwälten bestehenden Ausschuß von 6 eigentlichen Geschäftsvollstreckern und berichten unmittelbar an den Minister des Innern. Sie überwachen die Ausführung der Gesetze und schlagen die ihnen nöthig erscheinenden Modificationen derselben, so wie die neu einzuführenden Gesetze dem Staatssecretair vor, sie halten die säumigen Grafschaften und Boroughs zur Errichtung von Irrenhäusern an, ertheilen auf Verlangen den Visitors Rathschläge für die Entwerfung der Pläne, prüfen die ihnen vorgelegten, entscheiden über die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen baulichen Veränderungen und Vergrößerungen, mit Ausnahme derjenigen, welche weniger als 400 Pfund kosten und seit 1853 gesetzlich den Visitors zustehen, influiren auf die Stellung der Aerzte und Officialen und hierdurch auf die Behandlung und Verpflegung der Kranken und untersuchen die Verwaltung bis in die kleinsten Zweige. Zu dem Ende besuchen sie nach einem bestimmten Turnus diese öffentlichen Asyle und tragen die Resultate ihrer Untersuchungen in bestimmte Bücher ein. Sie haben zwar nicht die Befugniß, ihre Anordnungen gewaltsam durchzusetzen, und wirken vielmehr auf die öffentlichen Anstalten nur consultativ, aber durch ihren persönlichen Einfluß, wie die Macht der Presse, dennoch sehr entschieden ein, so daß sie schließlich doch fast alle ihre Maßregeln durchzusetzen im Stande sein dürften. Von weit größerer Bedeutung ist aber ihr Einfluß auf die Privatanstalten, zu deren Errichtung sie Concessionen ertheilen und einziehen können, aus denen sie Kranke entlassen dürfen und deren ganze Administration von ihnen abhängig ist. Sie sollen deshalb die Anstalten in der Nähe von London in jedem Jahr viermal, die übrigen zweimal besuchen. Auch die Bewachung des Eigenthums der Irren ist diesen Commissioners übertragen. —

Das Diaconissenhaus in Florenz.

Hier, in der weiland stolzen Mediceer-Stadt, der Heimath mittelalterlicher Kunst- und Wissenschafts-Blüthe, der Metropole des verjüngten Italiens, das sich die stolze Aufgabe stellen zu wollen scheint, den Traditionen gerecht zu werden, die aus der riesenhaften Vergangenheit des Römerthums mahnend zu den Nachkommen des latinischen Volkes reden, hier in „Firenze la bella“ eine Pflanzstätte germanischen Geistes, ein keimendes Samenkorn deutscher Sittlichkeit und Gründlichkeit, deutschen Wissens und Könnens kennen zu lernen, hatte ich mir alsbald zur Aufgabe gestellt, als ich von der Existenz des hiesigen Diaconissenhauses, einer Filial-Stiftung der Kaiserswerther Anstalt, Kenntniß erhielt. —

Herr Legationsrath von Bunsen hatte die Güte, mich an die vorstehende Diaconissin des Instituts, behufs specieller Information über die Verhältnisse des Hauses, zu empfehlen. Mit freundlichster Bereitwilligkeit übernahm es Schwester Ida, mich au fait der Einrichtung der von ihr mit bewundernswerther Einsicht und Umsicht geleiteten Anstalt zu setzen. Diese hat seit den sechs Jahren ihres Bestehens zuerst und vor Allem auf die Erziehung und Ausbildung des heranwachsenden weiblichen Geschlechts Bedacht genommen, und den vielen, hier zu stätigem oder vorübergehendem Aufenthalte versammelten Familien der verschiedenen protestantischen Confessionen: den hochkirchlichen Engländern ebensowohl wie evangelischen oder lutherischen Deutschen, reformirten Schweizern u. s. w., die willkommene Gelegenheit verschafft, ihre Töchter in und nach den Grundsätzen geläuterter protestantischer Lehre unterrichten zu lassen. Neben den Töchtern Albions und des presbyterianischen Schottlands, sind nicht minder zahlreich auch die der Nachkommen jener glaubens- und todesmuthigen Waldenser vertreten, deren kleine zusammengeschmolzene Schaar in den Grenzschluchten des nördlichen Italiens lange genug ihren Glauben und ihren Cultus verbergen mußten. Aber auch Kinder katholischer Eltern und selbst solche mosaischen Bekenntnisses sind mit löblicher Toleranz nicht ausgeschlossen von der Theilnahme an dem, dessenungeachtet nach rein christlich-protestantischen Grundsätzen geleiteten Unterrichte, dessen Vortrefflichkeit und Gründlichkeit hiesigen Ortes allgemeine Anerkennung findet. Derselbe wird, wie sich in Rücksicht auf die verschiedenen Nationalitäten, denen die Schülerinnen angehören, von selbst versteht, einheitlich in französischer Sprache ertheilt, umfaßt aber auch besondere Curse in der italienischen, deutschen und englischen Sprache. Alle an den besten deutschen Töchterschulen gebräuchliche Disciplinen: Biblische- und Welt-Geschichte, Geographie, Literatur, Grammatik, Naturwissenschaft, Rechnen, Schönschreiben, Zeichnen, Gesang und auch Turnunterricht haben ihre Stelle im Lections-Plane des Instituts. Die Zahl der Schülerinnen beläuft sich gegenwärtig auf achtzig (darunter dreizehn Pensionärinnen), die in vier Stufen-Classen vertheilt sind. Mit Ausnahme des Sonntags finden täglich sechs Unterrichtsstunden statt, darunter zweimal wöchentlich jedesmal zwei Handarbeitsstunden. Die Mehrzahl der Lectionen wird von den sechs Diaconissinnen, welche hier stationirt sind, selbst ertheilt; doch sind für Sprachen besondere Lehrer angestellt: für die französische der Herr Pastor Franel, für die englische Master Mac Nab, für die italienische ein Signor Bianciardi, und außer diesen für einzelne andere Fächer noch ein italienischer Lehrer und eine Lehrerin. Jährlich um Ostern und Weihnachten treten während einer Woche, vom 1. Juli ab für die Dauer von sechs Wochen Ferien ein. Das Schulgeld beträgt für die Externen 150 Francs (circa 40 Thaler preußisch) jährlich; für halbe Pension das Doppelte, für ganze 875 Francs, und für Mobiliar und Bettwäsche noch 75 Francs, im Ganzen also 950 Francs (circa 250 Thaler).

Der gegenwärtige Zeitpunkt ist für das hiesige Diaconissenstift ein kritischer, zu dessen glücklicher Ueberwindung Beihilfe von Seiten des deutschen Mutterlandes höchlich willkommen sein dürfte. — Beim Beginn ihrer hiesigen Wirksamkeit während der zwei ersten Jahre ihres Bestehens hatte eine mäßig große Miethswohnung, die, bevor Florenz zur Residenz des Königreichs heraufstieg, leichter und billiger zu finden war, als seitdem, für den damaligen Umfang der Anstalt ausgereicht. Als dann eine räumliche Vergrößerung nöthig wurde, fand sich unter den günstigsten Umständen hierzu Gelegenheit, indem eine reiche christliche Dame: Madame Eynard in Genf, ein ihr am hiesigen Orte zugehöriges geräumiges Haus mit vollständigem Mobiliar und Inventar nebst ausgedehntem Garten gänzlich miethsfrei, nur gegen Uebernahme der üblichen Abgaben, den Diaconissinnen für die Dauer von sechs Jahren überließ. Von dieser Frist sind seitdem zwar erst zwei Drittel abgelaufen; da aber die Municipalität der Stadt Florenz, behufs der allerdings wünschenswerthen Anlage eines Marktplatzes in dortiger Gegend, die Expropriation über das der Madame Eynard gehörige Grundstück verhängt hat, so ist das Diaconissen-Institut hierdurch genöthigt, ihr lieb und werth gewordenes Asyl zum kommenden Mai zu verlassen, nachdem es der Fürsprache des preußischen Gesandten, Herrn Grafen von Usedom gelungen ist, den Anfangs schon auf den verflossenen 1. November angesetzten Termin um ein halbes Jahr hinausgerückt zu erhalten.

Da in Florenz, seitdem die Stadt Residenz geworden ist, die Miethspreise zu einer solchen Höhe gestiegen sind, daß sie z. B. selbst die von Berlin hinter sich lassen, so scheint es wenig rathsam für die Diaconissen, abermals ein Lokal zu miethen, abgesehen von den Inconvenienzen, die der öftere Umzug eines so complicirten Hauswesens mit sich bringt. Für nur eine, dem Bedarfe kaum entsprechende Etage eines Hauses in passender Gegend (denn der Mittelpunkt der Stadt darf in Rücksicht auf die Schülerinnen doch nicht allzuweit überschritten werden) ist der Vorsteherin der unerschwingbare Miethspreis von 8000 Francs jährlich abgefordert worden. In Ansehung dessen erscheint die käufliche Erwerbung von Haus und Garten das Praktischste sein zu müssen, und glücklicherweise bietet sich auch ein entsprechendes Grundstück unfern des jetzigen Hauses, an der Piazza del Carmine, dar. Der Kaufpreis desselben aber beläuft sich auf 90,000 Francs (also circa 24,000 Thaler preußisch), eine Summe, welche die Anstalt aus eigenen Mitteln zu zahlen außer Stande ist. In Fortsetzung ihrer, der Anstalt bisher bewiesenen Gunst und Großmuth hat Madame Eynard sich anheischig ge-

macht, 30,000 Francs auf eine Reihe von Jahren der Anstalt zu dem geringen Zinsfuße von 3 Procent zum Ankauf eines Hauses zu leihen; doch bleibt die in voller Höhe beanspruchte Zahlung der übrigen zwei Drittel der Summe noch eine offene Frage. Von der Mutteranstalt Kaiserswerth ist keine Beihilfe zu erwarten, da diese durch noch dringendere Unterstützungen ihrer Etablissements im Orient: in Jerusalem, Alexandrien u. s. w. vollständig in Anspruch genommen ist. Ein Aufruf in der „Neuen Preußischen Zeitung" hat von Deutschland her leider nicht mehr als circa 1500 Francs (400 Thaler) eingetragen, in Folge dessen sich die Anstalt genöthigt gesehen hat, auch an die Freigebigkeit der englischen Nation, der zum Theil die Schülerinnen angehören, zu appelliren, — welches Resultat ein dahin lautender Aufruf, der bereits erfolgt ist, haben wird, ist indessen noch nicht abzusehen, und inzwischen rückt der entscheidende Zeitpunkt näher und näher. Die ganze Kaufsumme geschenkt zu erhalten, liegt nicht einmal in der Absicht der Personen, welche die Angelegenheit in die Hand genommen haben; es würde vielmehr der Anstalt mit einem theilweisen Darlehn, wenn nur zu niedrigem Zinsfuße, schon wesentlich gedient sein, wofür natürlich die beste Sicherheit gewährt werden würde; — möchte Gott es fügen, daß unter den Lesern dieser Zeilen der Eine oder der Andere sich gedrängt fühle, beizutragen zur Abhilfe der Bedrängniß, in welcher das, so löblichem Zwecke reinen Christensinns dienende Institut sich befindet! —

Es war mir eine willkommene Gelegenheit, der Weihnachtsfeier, welche die Anstalt ihren Schülerinnen in deutscher Weise, mit dem hellleuchtenden Christbaume, bereitete, beiwohnen zu können. Dieselbe fand zwei Tage vor dem Christfeste, Nachmittags 4 Uhr, statt. Die Eltern der Schülerinnen, mit deren übrigen Geschwistern, nebst den Freunden und Gönnern des Instituts, bildeten die zahlreiche Zuschauerschaft, welche der sehr geräumige Festsaal kaum zu fassen vermochte. Zunächst um den Tisch, auf welchem der mit all' der liebevollen Mühe und Sorgfalt geschmückte Baum prangte, die eben nur deutsche Gemüthlichkeit auf solchen Zweck verwendet, waren die Schülerinnen gereiht; die Diaconissinnen und übrigen Lehrkräfte zwischen ihnen. Weihnachtslieder, von den frischen Kinderstimmen mit Clavier-Begleitung gesungen, wechselten mit auf die Bedeutung der Feier bezüglichen Recitationen ab, welche von den älteren Schülerinnen klar und deutlich und ebenso ohne Affectation, wie ohne Befangenheit, gesprochen wurden. Zum Schluß hielt Herr Professor Appia eine Rede an die Kinder und die Versammlung, in welcher er hauptsächlich auf die verschiedenen, Gott mehr oder weniger wohlgefälligen oder mißfälligen Arten der Freude aufmerksam machte, woran sich ein Hinweis auf die Italien und Deutschland beiderseitig so tief berührenden geschichtlichen Ereignisse des seinem Ende nahenden Jahres knüpfte. Daran mahnend, wie wesentlichen Gewinn auch für Italien die Großthaten des preußischen Heeres, der Landsleute der allverehrten Diaconissinnen, erzielt haben, führte der Redner den Kindern zuletzt noch zu Gemüthe, wie viele andere Kinder in beiden Ländern in Folge dieses glorreichen Krieges dieses Mal mit Schmerzen und Thränen das sonst so frohe Fest begehen müßten, weil dabei der theure Vater oder ein lieber Bruder oder sonstiger werther Angehöriger fehle, der in früheren Jahren das schöne Familienfest mit ihnen gefeiert und der jetzt in ferner blutgetränkter Erde zur letzten ewigen Ruhe gebettet sei. —

Nach dem Schlusse der Rede traten die Schülerinnen dann an die weiß gedeckte Tafel, wo unter dem Christbaume ihre Geschenke, mit dem Namen einer Jeden bezeichnet, sich befanden und von ihnen entgegengenommen wurden, womit die eigentliche Feier schloß. Die Wärme des Dankes, den die Mehrzahl der Eltern hierauf den Diaconissinnen für deren mannigfache Mühewaltung auszusprechen sich gedrängt fühlte, war bezeichnend für deren Wirksamkeit. Ich selbst schied mit dem Eindrucke, daß durch diese Feier ein fruchtbares Samenkorn deutschen religiösen Sinnes und deutscher Gemüthlichkeit in nicht undankbares Erdreich gesenkt worden sei.

Am zweiten Weihnachtstage bescheeren die Diaconissen alljährlich auch den armen Kindern, welche in jenem Stadttheile wohnen, oder den hiesigen protestantischen Gemeinden angehören. Die größtentheils in Bekleidungsgegenständen bestehenden Gaben werden meistens von den Schülerinnen in den wöchentlichen Handarbeitsstunden angefertigt, und so den jungen Töchtern zeitig Gelegenheit geboten, die Befriedigung kennen zu lernen, welche gerade das weibliche Gemüth in dem Wirken für Andere und in Erfüllung der Wohlthätigkeitspflichten findet.

Sollte der projectirte Hauskauf zur erwünschten Ausführung gelangen, so liegt an entscheidender Stelle die Absicht vor, sich später an die Schule noch eine Kranken- und Armen-Anstalt anschließen zu lassen, und die segensreiche Wirksamkeit der Diaconissinnen auch nach diesen Seiten hin auszudehnen.

Dazu aber, wie zu dem ganzen ferneren Gedeihen des Florentiner Diaconissenhauses, gebe der HErr seinen Segen! —

Ehrenvolle Armuth.

Einen schmerzlichen Einblick in das Elend einzelner Theile Londons gewährt eine von der Englischen Correspondenz mitgetheilte Schilderung, die der Pfarrer des Sprengels St. Matthew's über diesen seinen Bezirk, einen Theil des berüchtigten hauptstädtischen Viertels Bethnal Green, entwirft. Er berichtet:

Auf einem Raume von 400 Schritt Länge und etwa 200 Schritt Breite sind zwischen 6 bis 7000 menschliche Wesen in Armuth, Noth und Schmutz dicht zusammengehäuft. Hinter zerbrochenen, lumpenverstopften Glasscheiben, zwischen schwarzen, schmutzigen, baufälligen Wänden sitzen dort an schweren Webstühlen hagere, ausgehungerte Männer, und sieche, kränkliche Kinder hangen im jugendlichsten Alter über mühselige Arbeit gebückt. Es ist hier das Hauptquartier der Seidenmanufactur von Spitalfields. Diese Seidenweber sind Abkömmlinge jener Hugenotten, die zur Zeit als Verbannte aus ihrem Vaterlande von der Königin Elisabeth die Felder um das Hospital von St. Mary, damals außerhalb der Mauern Londons, zur Niederlassung angewiesen erhielten. Der Ort, jetzt mitten in einem zahlreich bevölkerten Quartier gelegen, trägt heute noch den Namen Spitalfields, und heute noch tragen die

Enkel jener Ansiedler die bekannten Namen Vendome, Racine, Lafontaine, Dupin, Blois, Le Beau und Montier und sind, obwohl in Lumpen gehüllt, noch stolz auf die Traditionen ihrer Väter. Von dem Wohlstande jener Zeit und dem kleinen Luxus besserer Verhältnisse, ist den Bewohnern dieses Orts Nichts als eine traditionelle Liebe für Vögel und Blumen geblieben, die man fast allenthalben, selbst da, wo der Jammer in traurigster Gestalt erscheint, mit Sorgfalt gehegt und gepflegt findet. Obgleich in nächster Nähe dieses Quartiers Raub und Mord und alle Laster ihre Zufluchtsstätte hatten, ist doch die Seidenweber-Colonie fast ganz frei davon geblieben, und die Hilfe des Geistlichen muß sich hauptsächlich gegen die grenzenlose Armuth wenden, die dort herrscht. Ein geschickter Arbeiter, der kostbaren Sammet und reiche Seidenstoffe webt, kann bei 12 bis 16stündiger angestrengter Tagesarbeit nur 12 Shilling wöchentlich verdienen, manche bringen es nur auf 7 — 8 Shilling. Die Frauen sind mit der Anfertigung von Besatz in Sammet, Seide oder Baumwolle beschäftigt und verdienen dabei etwa 4 Shilling. Die übergroße Noth hält die Eltern meist ab, ihre Kinder zur Schule zu schicken, und die armen kleinen Geschöpfe sitzen zu Hause mit sogenannter Kinderarbeit beschäftigt, hauptsächlich mit der Fabrication von Zündholzschachteln, die das Gros mit 2½ Pence bezahlt werden. Der Berichterstatter fand ein kleines Mädchen von 4 Jahren, das sein Brod so schon seit einem Jahre selbst verdient hatte. Die arme Kleine, die nie ihre dumpfe, enge Gasse verlassen, nie Feld noch grüne Bäume gesehen hatte, trug den baldigen Tod schon auf dem blassen Gesichtchen. Die Sterblichkeit der Kinder in Folge der Ueberfüllung von Menschen und der unzulänglichen Nahrung und Kleidung ist fürchterlich. Fast keine Familie in der Pfarre bewohnt mehr als ein Zimmer, für das sie aus dem spärlichen Erwerb der Woche 3 — 4 Sh. bezahlen muß. Zur Zeit der Cholera hatte keiner der Genesenden, die in die Hospitäler geschafft wurden, ein zweites Hemde, viele kein einziges. Und doch tragen diese Armen ihre schreckliche Armuth ohne Klage und verlassen sich auf die eigene Arbeit. (Köln. Ztg.)

In den Militair-Lazarethen werden jetzt probeweise **Drahtmatratzen**, zunächst nur in geringer Zahl, eingeführt, um im Laufe eines Jahres geprüft und event. später allgemein eingeführt zu werden. Diese Matratzen bestehen aus einem eisernen Rahmen mit erhöhtem Kopfende und einem darin befindlichen Drahtgeflecht, und werden mit einer Haarmatratze von 13 Pfund Füllung belegt. Sie machen sowohl den Stroh- und Kopfpolstersack, wie die Betteinlagen entbehrlich, gewähren ein angenehmes, leicht rein zu haltendes Lager bei Dauerhaftigkeit und geringen Herstellungskosten.

Statistisches.

In dem Privatlazareth des Elisabeth-Krankenhauses hierselbst sind vom 16. Juli v. J. bis ultimo Februar c. 143 Verwundete verpflegt worden. Geheilt oder doch wesentlich gebessert konnten davon entlassen werden 125, während sich noch 18 Verwundete in der Behandlung befinden.

Die diesen 143 Verwundeten gewährten Verpflegungstage betragen pro:

Juli 1866	214
August	1251
September	1220
October	1319
November	1311
December	914
Januar 1867 . . .	733
Februar	528
Summa	7490 Verpflegungstage.

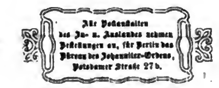
Der Minister des Innern, Herr **Vandenpeereboom**, hat der zweiten Kammer einen Bericht über den Zustand des **Elementarunterrichts** in Belgien erstattet, welcher eine sehr erfreuliche Besserung desselben bestätigt. Die für diesen Zweck verwandten Geldmittel betrugen im Jahre 1843 die Summe von 2,651,000 Frcs., dagegen im Jahre 1864 bereits 10,942,000 Frcs. und werden 1867 wahrscheinlich die Höhe von zwölf Millionen erreichen. Die Gemeinden bezahlten zu dieser Summe im Jahre 1843 1,031,000 Frcs. und 1864 4,847,000 Frcs., außerdem, was die Wohlthätigkeits-Büreaus und die Schulgelder aufbrachten. Die Beiträge der Provinzen haben sich in derselben Zeit von 210,000 Frcs. auf 1,043,000 Frcs. erhoben und das Staats-Budget von 465,000 Frcs. auf 3,610,000 Frcs. Auch die Gehälter der Lehrer sind in derselben Zeit bedeutend verbessert worden; 1845 gab es in Belgien 2305 Gemeinde-Schullehrer, von welchen 1776 ein Gehalt von weniger als 600 Frcs. bezogen. Gegenwärtig ist die Zahl derselben 3910, von denen 197 ein Gehalt unter 700 Frcs. beziehen, 291 unter 800 und 495 unter 900 Frcs.; unter 600 Frcs. sind nur noch 52 Lehrer salarirt. Die Durchschnittssumme des Gehalts sämmtlicher Lehrer des Königreichs betrug 1843 447 Frcs., am Ende 1866 aber 1096 Frcs. Für die Mädchenschulen gab es 1843 nur 164 Gemeinde-Schullehrerinnen, dagegen 1866 1132. Im Jahre 1843 erhielten nur 31 derselben mehr als 600 Frcs. Gehalt, die übrigen weniger als diese Summe. Gegenwärtig haben 121 Unterlehrerinnen ein Gehalt unter 600 Frcs., die übrigen Lehrerinnen mehr. Für die Schulgebäude hat der Staat seit dem letzten Jahre 2,300,000 Frcs. angewiesen, und mit dem Zuschusse der Gemeinden und Provinzen werden diesem Zwecke etwa sieben bis acht Millionen zugewandt sein. Die Auszeichnungen und Gratificationen für die Lehrer haben sich ebenfalls gesteigert. 1849 wurden vier Lehrer mit dem Leopold-Orden dekorirt, 1858 und 1859 neun und seitdem elf. Remunerationen an Geld sind im Jahre 1865 58 gegeben worden. Ehrengaben in Büchern 118 und ehrenhafte Erwähnungen 162. Die Zahl der Gemeindeschulen betrug 1843 2070, im Jahre 1865 3400. (Staats-Anz.)

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich. Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt


Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 11. Berlin, den 13. März 1867. **Nr. 11.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen	Summa: der am 1. März 1867 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1867	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	46			
	Zugang pro Februar	14			
		60			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	44	44	1238	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	39			
	Zugang pro Februar	17			
		56			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	43	43	1137	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	26			
	Zugang pro Februar	15			
		41			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	23	23	752	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	40			
	Zugang pro Februar	20			
		60			
	Abgang . .	24			
	Bleibt Bestand	36	36	997	36
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	37			
	Zugang pro Februar	52			
		89			
	Abgang . .	44			
	Bleibt Bestand	45	45	1300	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	17			
	Zugang pro Februar	3			
		20			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	14	14	467	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	43			
	Zugang pro Februar	23			
		66			
	Abgang . .	31			
	Bleibt Bestand	35	35	1046	60
	zu übertragen		240	6937	295
	Uebertrag		240	6937	295
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	24			
	Zugang pro Februar	28			
		52			
	Abgang . .	27			
	Bleibt Bestand	25	25	608	35
9.	**Züllichau:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	23			
	Zugang pro Februar	16			
		39			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	22	22	673	60
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	53			
	Zugang pro Februar	26			
		79			
	Abgang . .	23			
	Bleibt Bestand	56	56	1452	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	15			
	Zugang pro Februar	12			
		27			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	20	20	492	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	6			
	Zugang pro Februar	16			
		22			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	15	15	253	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	21			
	Zugang pro Februar	19			
		40			
	Abgang . .	20			
	Bleibt Bestand	20	20	615	26
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	4			
	Zugang pro Februar	5			
		9			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	3	3	147	8
	zu übertragen		401	11,177	576

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. März 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Februar 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		401	11,177	576
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	5			
	Zugang pro Februar	3			
		8			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	5	5	140	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	5			
	Zugang pro Februar	1			
		6			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	3	3	109	13
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	8			
	Zugang pro Februar	6			
		14			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	7	7	243	10
18	**Pakosc**				
	Bestand am 1. Februar 1867	8			
	Zugang pro Februar	2			
		10			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	5	5	190	13
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Februar 1867	16			
	Zugang pro Februar	—			
		16			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	16	16	448	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Februar 1867	10			
	Zugang pro Februar	6			
		16			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	10	10	314	38
21.	**Plochingen (in Würtemberg):**				
	Bestand am 1. Februar 1867	3			
	Zugang pro Februar	2			
		5			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	3	3	106	14
	Zusammen		250	12,727	690

Der gesammte Abgang an Kranken pro Februar 1867 beträgt 285, davon sind:

a) gestorben . . . 21
b) geheilt entlassen . 238
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 26
wie vor 285.

22) Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.

Bestand am 1. Januar 1867 . . . . 16 Kranke.
Zugang pro Januar . . . . 14 "
30 Kranke.

Davon sind: geheilt 5
gebessert 6
fortgegangen 3
gestorben 1
15 — 15 "

Bleibt Bestand am 1. Februar 1867: 15 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 9 orientalische Christen, 2 Europäer, 1 Druse und 2 Juden.

Die Zahl der Verpflegungstage pro Januar betrug 410.

Poliklinisch wurden behandelt 70 Personen.

Das Krankenhaus der Mecklenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu Ludwigslust,

dessen feierliche Grundsteinlegung am 24. Juni 1865 stattfand, ist nunmehr vollendet und am 2. d. M. eingeweiht und eröffnet worden. Für die Feier war die nachstehende Fest-Ordnung vom Convent bestimmt.

„1. Die Feierlichkeit findet am 2. März statt.

2. Die Versammlung zu derselben ist 12½ Uhr in der Bethlehemskirche. Se. Königliche Hoheit der Allerdurchlauchtigste Großherzog und die Allerhöchsten Herrschaften werden am Krankenhause vom Convent empfangen und nehmen auf der ersten Bank rechts in der Kirche Ihre Plätze; das Gefolge Allerhöchst derselben auf der zweiten Bank hinter den Herrschaften, die Ritter der Johanniter-Genossenschaft aber auf den zunächst folgenden Bänken rechts. Das Großherzogliche Gericht und das Baupersonal ebenfalls auf den dann folgenden Bänken rechts.

Die Frau Oberin von Bülow und die Diakonissen nehmen auf der ersten Bank links in der Kirche, die übrigen Theilnehmer der Feierlichkeit aber auf den dann folgenden Bänken links ihre Plätze.

3. Wenn Se. Königliche Hoheit der Allerdurchlauchtigste Großherzog und die Ritter versammelt sind, beginnt die Feierlichkeit mit Gesang, dann hält der Geistliche des Stifts Bethlehem in der Kirche eine Ansprache, und nach beendeter kirchlicher Feier begiebt sich die Versammlung in folgender Ordnung nach dem Johanniter-Krankenhause:

a. die Schule eröffnet den Festzug, dann folgen
b. die Herren Geistlichen, hierauf
c. Se. Königliche Hoheit der Allerdurchlauchtigste Großherzog und die Allerhöchsten Herrschaften und Gefolge, sodann
d. der Convent und die Ritter der Johanniter-Genossenschaft,
e. die Frau Oberin von Bülow mit den Diaconissen, der Vorstand des Stifts Bethlehem und die Herren Aerzte, und hierauf
f. das Großherzogliche Gericht und das Bau-Personal.

4. Wenn der Festzug in dem festlich geschmückten Krankenhause, woselbst die Johanniter-Fahne ausgehängt ist, angekommen, und sich in dem untern Krankensaal aufgestellt hat, wird der Herr Geistliche des Stifts Bethlehem ein Gebet sprechen, und hierauf der leitende Ritter General-Lieutenant von Sell mit einer Ansprache der Frau Oberin von Bülow die Schlüssel des Hauses übergeben.

5. Nach Beendigung dieser Ceremonie wird der Herr Geistliche des Stifts Bethlehem mit Segen die Feierlichkeit beschließen."

Von den Allerhöchsten Herrschaften waren Se. Königliche Hoheit der Großherzog, Ehren-Commendator des Johanniter-Ordens, Ihre Königliche Hoheit die verwittwete Erbgroßherzogin, und S. K. H. der Erbgroßherzog Friedrich Franz zugegen. Der Geistliche des Stiftes Bethlehem (an welches sich das neue Männer-Krankenhaus anschließt) Pastor Krabbe, pries in beredten Worten die Gnade Gottes, die den Bau in so kurzer

Zeit und mitten unter den Stürmen des vorigen Jahres hatte gelingen lassen. Er gedachte der reichen Gaben, die vor Allem Se. Königl. Hoheit der Großherzog so wie die Balley Brandenburg zu dem Bau des Hauses gespendet, erinnerte an die Bedeutung des heiligen Kreuzes, womit jetzt auch dies Krankenhaus gezieret ist, und empfahl in innigem Gebet dasselbe dem Schutz und Segen des Herrn. Bei der Uebergabe des Schlüssels des Hauses an die Frau Oberin von Bülow sprach der leitende Ritter, General-Lieutenannt von Sell, das volle Vertrauen aus, mit welchem er und die Genossenschaft die Verwaltung des Hauses in die Hände der Frau Oberin legten, welche durch die bisherige segensreiche Leitung der christlichen Krankenpflege im Stift Bethlehem in so würdiger und ausgezeichneter Weise dies Vertrauen bewährt habe. Die Frau Oberin sprach ihren Dank in der herzlichsten Weise aus.

So hat denn nun auch die Mecklenburgische Genossenschaft die seit ihrem Bestehen erstrebte Freude, ein eigenes Johanniter-Krankenhaus zu besitzen. Es ist geräumig genug, um 24—30 kranken Männern und Knaben Aufnahme zu gewähren, indem es zugleich einem dringenden Wunsch des Stiftes Bethlehem entgegenkommt. In jedem Zimmer ist an der Wand ein Bibelspruch in großer Schrift angebracht. Die ganze innere Einrichtung ist vortrefflich und zweckmäßig; namentlich ist auch der durch die Munificenz Ihrer Königlichen Hoheit der verwittweten Frau Erbgroßherzogin geschenkten eisernen Bettstellen, so wie der von dem Central-Unterstützungs-Verein in Schwerin dazu gewährten Betten dankbar zu gedenken. Von der Genossenschaft werden in dem neuen Hause 5 Freibetten (3 für Männer, 2 für Knaben) unterhalten werden.

Möge denn Gottes reichster Segen immerdar auf diesem schönen Werke ruhen!

Ein Wort über Kolpings Gesellenvereine und die sociale Bedeutung der Jünglingsvereine im Allgemeinen.

Von allen gemeinnützigen Vereinen, die verschiedenen Zwecken dienend im Laufe der letzten Decennien auf christlichem Boden erwachsen sind, mögen wenige eine so große Bedeutung für das sociale Leben haben und durch ihre Wirksamkeit von so segensreichem Einfluß auf dieses sein, wie die Gesellen- oder Jünglingsvereine; denn was man immer thun mag, um den mannigfachen socialen Schäden und Mängeln der Gegenwart zu steuern, es wird vergebliches Bemühen sein, so lange man den Kern des Volkes, den Handwerkerstand, in dem Zustand sittlichen Verderbens und der daraus erwachsenden materiellen Noth ohne Hilfe und Beistand zur Hebung dieses seines gesunkenen Zustandes sich selber überläßt. — Weit abgewichen von den Bahnen häuslicher Einfachheit und Solidität, Tugenden, die ehemals den Arbeiterstand rühmlich auszeichneten; des sittlichen und religiösen Haltes ermangelnd, ohne den es in keiner Lebenssphäre ein segensreiches Gedeihen giebt, hat sich der arbeitende Stand heut zu Tage der Genußsucht, dem Luxus, dem Egoismus und der Gespreiztheit in einem Grade hingegeben, wie nie zuvor. Und nicht nur in den Großstädten ist es, wo diese Ausschreitungen in einem nie dagewesenen Maße zu Tage treten, sondern sie haben sich bis in die entlegensten Winkel und die kleinsten Orte gleich einer ansteckenden Krankheit verbreitet, und überall, wohin man blickt, krankt der Mittelstand an den nämlichen Uebeln.

So war es nicht jederzeit; denn noch die meisten der jetzt Lebenden werden sich einer Zeit erinnern, wo der solide Handwerker eine Ehre darein setzte, als Handwerker zu leben; wo der ehrsame Hausvater den übertriebenen Ansprüchen von Frau und Kindern eine gewisse Schranke des Wohlanständigen zog, und wo es noch rechtschaffene Sitte war, sich nach seiner Decke zu strecken.

Was der eigentliche Grund dieser nach allen Seiten und in allen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft sich bemerkbar machenden Ausschreitungen in Lebensweise, Kleidung und Genüssen sein mag, ist schwer mit einem Worte darzulegen; wir sagen wohl der Zeitgeist ist es, der diese radikalen Veränderungen herbeigeführt hat; allein diese Antwort giebt uns noch keine Aufklärung über die eigentlichen Gründe, welche den Zeitgeist in diese Bahnen lenkte; denn es sind eben verschiedene und mannigfache Ursachen, deren Ursprung weiter in der Zeit zurückliegend, erst nach und nach um sich gegriffen und mehr und mehr offen zu Tage getreten sind. Was sich aber der Art aus dem Zeitgeiste ergiebt, und was so zu sagen als das Product einer Menge zusammenwirkender Ursachen muß betrachtet werden, das bedarf sicherlich anderer Heilmittel, als die schon dagewesenen, das bedarf einer auf die Verhältnisse der Gegenwart berechneten Heilmethode.

So viel ist indeß klar, daß all diesen Ausschreitungen, die sich im Bürgerstande geltend machen, eine Hohlheit und Leere zu Grunde liegt, die im sittlichen Verderben desselben wurzelt; es bedarf daher einer sittlichen Hebung des Handwerkerstandes, die, wenn sie erfolgreich für das Wohl des Volkes werden soll, mit der Verbesserung der Einzelnen beginnen muß, um durch die Einzelnen auf das Allgemeine zu wirken. Wie schwer indeß eine solche Einwirkung auf die Gegenwart ist, dafür wird keiner blind sein, der aus Erfahrung weiß, was es heißt, gegen einmal bestehende Verhältnisse anzukämpfen, und wie viel Weisheit und Geduld es erfordert, um einmal eingewurzelte Uebelstände auszurotten.

Allein ist es auch vergeblich, den krummen, holzig gewordenen Stamm richten und biegen zu wollen, so ist die Hoffnung doch keine vergebliche, daß der junge Nachwuchs durch Pflege und Stütze sich bei Zeiten dem bessern Einfluß beugen, — mit einem Wort, daß die Jugend sich in andere Bahnen werde leiten lassen. Die Jugend aber ist die Saat der Zukunft; wer diese daher für das Bessere zu gewinnen, wer ihr einen sittlichen Halt und höhere Lebensinteressen zu geben vermag, der hat nicht vergeblich an dem Heil der Zukunft gebaut, sondern vielmehr beides, die Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft gelöst.

Soll aber der Handwerkerstand und durch ihn das Volkswohl gehoben werden, so gilt es zuvörderst auf den Jüngling einzuwirken, der in der gefährlichsten Periode seines Lebens, als Gesell, sich selber überlassen ein ungebundenes Leben führt, dessen Versuchungen und Gefahren zu besiegen es ihm meist an der rechten sittlichen Kraft fehlt, und der durch seine Stellung von dem Einfluß gebildeter Stände so gut wie ausgeschlossen, ohne Halt in der Welt dasteht.

Diese Klippen des Gesellenlebens, in dem die Keime der später im socialen Leben sich geltend machenden Uebel sich zu entwickeln beginnen und an denen zahllose Jünglinge zu Grunde gegangen sind, durchschauten wenig Menschenfreunde mit so klarem Blick, wie der katholische Geistliche Kolping, der den Namen des „Gesellenvaters" als ehrende Bezeichnung der Verdienste trägt, die er sich um die sittliche Hebung des Handwerkers durch die Gründung zahlreicher Gesellenvereine erworben, die von Köln ausgehend sich über ganz Deutschland verbreitet haben und die von dem gesunden, religiösen Geiste ihres Stifters durchweht, für alle Zeit mit dem Namen desselben eins geworden sind.

Da Kolping selber dem Handwerksstande als Schuhmacher angehört und zehn Jahre seiner Jugend in der Werkstatt verlebt hatte, ehe es ihm gelang, im 24. Lebensjahre seiner Neigung folgen und sich der theologischen Laufbahn widmen zu können, so kannte er aus eigener Erfahrung die Ursachen des Elends seiner Genossen und die Quellen der Uebel, die schon die Jugend derselben vergiften. Aus dem Volke hervorgegangen war und blieb Kolping ein Mann des Volkes im edelsten Sinne; wenig Männer waren daher so sehr geeignet auf diesem Felde die verliehenen Kräfte zum Heile ihrer Mitmenschen zu bethätigen, wie eben er, der mit einer begeisterten Hingabe im Dienste christlicher Nächstenliebe eine praktische Lebensweisheit und gesunde Lebensanschauungen verband, die ihm zur Erreichung seines edlen Zweckes auch die rechten Mittel finden lehrten, ohne welche sein klarer Einblick in die Ursachen der herrschenden Uebelstände dennoch ohne Früchte geblieben wäre. —

Der gewaltige Umschwung, den Maschinen und Eisenbahnen auf das industrielle Leben ausgeübt, und die allgemeine Umgestaltung, die in Folge dessen sich nach allen Seiten hin geltend gemacht, griffen vorzugsweise in die bisherigen Verhältnisse des Handwerksstandes ein und haben vieles dazu beigetragen, um die Interessen dieses Standes wenigstens momentan zu gefährden. Durch die Gewerbefreiheit, die neben vielen Vortheilen auch neue Kämpfe brachte, war das alte Zunftwesen, das mit seinen Licht- und Schattenseiten dennoch eine Macht gewesen, die eine schützende und schirmende Herrschaft auf die Gesellen ausübte, theilweise aufgehoben, und das bisherige Band zwischen Meister und Gesell außerdem durch den Geist der Zeit mehr und mehr gelockert worden.,

So lange der Gesell noch im Hause des Meisters eine Heimath hatte, lag es nur an ihm, wenn er nicht von der Familie des Lehrherrn als ein Mitglied des Hauses angesehen und behandelt wurde, und die Autorität, die der Meister schon dadurch unwillkürlich auf ihn ausübte, hielt den Gesellen damals ab, sich den Lockungen eines ungebundenen Lebens zügellos hinzugeben. Seit dies Verhältniß ein anderes geworden, seit der Gesell nur noch während der Arbeitszeit das Haus des Meisters betritt und die Werkstatt der einzige Ort ist, an dem er zu Zeiten mit dem Meister zusammentrifft, kann von einem solchen heilsamen Einfluß, wie ihn das Familienleben selbst auf den Rohesten ausübte, nicht mehr die Rede sein. Namentlich in großen Städten, macht sich die Lockerung dieser vom Familienkreise ausgehenden Bande am stärksten fühlbar; allein der Meister trägt nicht die Schuld an diesem veränderten Verhältniß, da das rüde Leben der Gesellen und die in Folge eines übelverstandenen Freiheitsgeistes unter ihnen eingerissene Zügellosigkeit es dem Meister wünschenswerth machen müssen, sie aus seinem Familienkreise fern zu halten.

So ist die Herberge jetzt die einzige Heimath, die dem Gesellen offen steht, und welche Heimath ihm hier geboten wird, das wird auch ohne nähere Kenntniß derselben sich Jeder vorzustellen vermögen, der einmal von draußen Zeuge des wüsten Treibens war, das namentlich am sogenannten blauen Montag sich hier geltend macht; in dem nämlichen Geiste sind aber alle Genüsse, die dem Handwerksburschen unter seines Gleichen als Erholung dienen.

In einem Alter, wo der aus der Lehre entlassene Jüngling zum ersten Male sein eigner Herr, sich der männlichen Freiheit und Selbstständigkeit bewußt wird, führt der ihm innewohnende Drang nach Freiheit ihn meist auf gefahrvolle Abwege; er will das Leben kennen lernen und es genießen, während doch weder Geist noch Leib durch die Genüsse niederer Art, die sich ihm darbieten, eine wirkliche Erholung zu Theil wird. Wenig aufgelegt am Montage die Arbeit von Neuem zu beginnen, wird auch dieser Tag in Müßiggang vergeudet; ja diese Unsitte, den Montag durch Nichtsthun zu feiern, ist dermaßen unter den Handwerksburschen eingerissen, daß dadurch der Sonntag häufig zum Werktage gemacht wird, weil mancher Meister seinen Vortheil dabei sieht, wenn der Geselle sich zu diesem Mißbrauch hergiebt. Von einer kirchlichen Feier des Sonntags, wo die Seele sich aus dem Wust des Werktagsleben zur innern Sammlung in Gott erhebt, kann unter solchen Umständen begreiflicherweise nicht die Rede sein.

So bringt der Gesell seine Wanderjahre hin, getheilt zwischen den wüsten Genüssen der Welt und dem Drange der Arbeit, ohne daß ihm die Gelegenheit sich dargeboten, aus diesen Jahren für Geist und Herz einen Gewinn zu ziehen. Er hat das Leben, aber meist von seiner schlimmsten Seite kennen gelernt; er hat eine Menge Bekanntschaften angeknüpft, aber meist ohne welchen Werth für seinen innern Menschen, während er von dem Verkehr gebildeterer Jünglinge gänzlich ausgeschlossen blieb, und so sind eine Menge der edelsten Keime, die unter günstigeren Einflüssen vielleicht die schönsten Früchte gezeitigt hätten, durch die Ungunst der bestehenden Verhältnisse in ihm zu Grunde gegangen. In die Heimath zurückgekehrt, sucht er einen häuslichen Heerd zu gründen — der Geselle wird Meister — Staatsbürger — Familienvater. Aber welchen Meister, welchen Bürger, welchen Hausvater wird ein solcher Jüngling abgeben!

So fragte sich Kolping, dem das Schicksal seiner ehemaligen Genossen warm am Herzen lag, mit schmerzlichem Bedauern, Angesichts der traurigen Früchte des Gesellenlebens, und der Wunsch, zur sittlichen Verbesserung des Handwerksstandes beizutragen, bewegte lebhaft sein edles, menschenfreundliches Herz. Er machte zu diesem Zweck im Jahre 1845 den Versuch, die in Elberfeld lebenden Gesellen zur Gründung eines Vereines zu bewegen, der ihnen einen gemeinsamen Halt darbieten und ihren Interessen eine höhere Richtung geben sollte. Seine Bemühungen ge-

langen über Erwarten und waren von dem heilsamsten Einfluß auf die Jünglinge, die sich um ihn schaarten, und so reifte nach und nach der Gedanke in seiner Seele, daß solche durch weise Statuten organisirte Vereine sich auch im Großen als wirksames Mittel gegen die socialen Uebelstände bewähren müßten.

Er bemühte sich daher um eine Stellung in Köln und durch die Vermittlung des Erzbischofs v. Geissel, den er durch seine warme Beredtsamkeit für die Sache gewann, ward ihm eine Domvicarie in Köln zu Theil, deren amtliche Obliegenheiten ihm hinreichend Zeit ließen, um für das große menschenfreundliche Werk, dem er sein Leben zu widmen beschloß, mit voller Kraft thätig sein zu können. Der erste um Ostern 1849 begonnene Anfang des hier errichteten Vereines war indeß gering; nur etwa 7 Jünglinge versammelten sich in einem mäßig erleuchteten Schullokal um Kolping, von denen mehrere von Elberfeld her den Stifter und seinen dortigen Verein kannten; die andern schienen kaum ein Verständniß für die Sache zu haben. Allein sein warmer Eifer und seine populäre Beredtsamkeit gewannen ihm bald die Herzen der jungen Leute und nach und nach mehrte sich auch die Zahl der Theilnehmer, sowie die der Freunde und Gönner des Vereins, die durch Geldbeiträge zur Förderung seines Unternehmens ihm die Hand boten. Trotz mancher Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich von verschiedenen Seiten ihm entgegenstellten, gelang es Kolping, die Räumlichkeiten der alten Freimaurerloge für seinen Verein zu gewinnen, und nachdem eine durchgreifende Renovation des Gebäudes stattgefunden, ließen die hellen luftigen Räume desselben nichts zu wünschen übrig. Es war hiermit ein bedeutender Schritt im Interesse der Sache gethan, denn auf die Mitglieder des Vereins, deren Zahl inzwischen zu einer stattlichen Menge herangewachsen war, machte es natürlich einen höchst günstigen Eindruck, sich im Besitz eines eignen Lokals zu sehen, das ihnen inmitten der Fremde eine zweite Heimath darbot, wo sie im Zusammenleben mit ihren Genossen die Bande des Familienkreises, in dem edlen Stifter den väterlichen Freund und Rathgeber finden sollten.

Hier schaarten sie sich allwöchentlich an zweien Abenden um den verehrten Mann, der die beiden für die Gesellen so gefährlichen Tage, den Sonntag und den Montag zu ihren regelmäßigen Zusammenkünften festgesetzt hatte, von welchen, den Statuten des Vereins zufolge, der Sonntag theilweise der Erholung, der Montagabend dem Unterricht gewidmet sein sollte. Der Sonntag ward gemeinschaftlich durch einen am Morgen in der Minoritenkirche stattfindenden Gottesdienst geheiligt, bei welchem Kolping in seiner Predigt stets auf das religiöse Bedürfniß der jungen Leute insonderheit einzuwirken wußte; allein auch den Versammlungen im Vereinshause wußte er eine solche Form zu geben, daß das religiöse Element überall durchklang, und seine äußerst populären Vorträge, in denen er die Gefahren und die Thorheiten des Gesellenlebens auf's treffendste zu schildern und vor denselben zu warnen suchte, waren stets von dem lebendigen Glauben durchweht, der ihn selber durchdrang.

Sein Wahlspruch hieß: „Religion und Arbeit sind der goldene Boden des Volks", und es waren die in diesen Worten ausgesprochenen Principien, die ihm bei der Organisation des Vereines die leitenden gewesen sind; denn das hatte er als unumstößliche Wahrheit erkannt, daß eine wahrhaft sittliche Hebung des Volkes einzig auf dem Wege religiöser Erkenntniß und geistiger Ausbildung zu erreichen sei; — es zeichnet ihn diese Erkenntniß vor allen jenen Volksmännern aus, die das Wohl der arbeitenden Klassen einseitig durch äußere Mittel haben erstreben wollen und die dem höheren Bedürfniß in der Menschenseele auf keinerlei Weise Rechnung getragen haben. —

Am Montage wurden verschiedene Vorträge über Gegenstände aus der Geschichte, der Naturwissenschaft und dem Gewerbewesen gehalten, die sich stets innerhalb der Grenze des geistigen Niveaus der Zuhörer haltend, den jungen Leuten zur Erweiterung ihrer geistigen Anschauungen Gelegenheit boten. Eine in dem Vereinshause errichtete Bibliothek, sowie ein Theil gewerblicher Zeitschriften trugen außerdem zur Ausbildung der ihnen sachlich nützlichen Kenntnisse bei. Wo sich das Bedürfniß herausstellte, ward auch in den Elementarfächern das Versäumte nachgeholt und Kolping selber ertheilte denjenigen, die es wünschten, einen eingehenden Unterricht der christlichen Grundwahrheiten.

(Schluß folgt.)

Die Bönninghardter Haide bei Alpen im Kreise Moers.

Daß es in der sonst so reich gesegneten Gegend des Niederrheins einen im Kreise Moers zwischen den Ortschaften Alpen, Sonsbeck und Issum gelegenen Landstrich von mehrstündigem Umfange giebt, dessen Bewohner bis vor kurzem und selbst jetzt noch zum Theil in Erdhütten leben, wird Wenigen bekannt, Vielen fast unglaublich sein. Selbst dem ausdauernden Fleiße der aus ihrer Heimath ihres evangelischen Glaubensbekenntnisses wegen vertriebenen Pfälzer, welche Friedrich d. Gr. auf dieser sogenannten Bönninghardter Haide ansiedelte, gelang es nicht, dem unfruchtbaren Höhenboden den nothdürftigsten Lebensunterhalt abzugewinnen. Die Colonisten verarmten von Jahr zu Jahr mehr, der Zuzug herunter gekommener und arbeitsscheuer Menschen aus der Umgegend verschlimmerte ihre Lage und den Zustand der ganzen Bevölkerung in immer höherem Grade. Das Binden von Besen und der Handel damit bildeten schließlich ihre einzigen Erwerbsquellen. Frauen und Kinder durchstreiften den größten Theil des Jahres die Rheinlande und Westphalen, mehr bettelnd wie verkaufend. Von solchen Verhältnissen begünstigt mußte sich bald dem äußeren Elend das innere hinzugesellen. Die Bönninghardt drohte bereits ein Sammelpunkt aller sittlich Verkommenen, ja selbst eine Zufluchtsstätte aller Landstreicher zu werden. Das religiöse und damit das sittliche Bewußtsein der Nachkommen jener um ihres Glaubens willen geflüchteten Pfälzer, die zum Theil meilenweit von Kirche und Schule wohnen, wurde ernstlich bedroht. Dieser Gefahr entgegen zu treten, gründete schon vor einigen Jahren ein Verein evangelischer Christen aus der Umgend auf der Bönninghardter Haide eine Schule, die bereits überaus segensreich gewirkt hat. Bald darauf ging auch die katholische Kirche dort nicht nur mit der Gründung einer

solchen, sondern auch mit der Erbauung einer Kapelle und Anstellung eines eigenen Geistlichen in energischer Weise vor. Auf den in ihrem Testamente geäußerten Wunsch der im Jahre 1865 verstorbenen Majorin von Bessel geb. Nering-Bögel, daß für die Evangelischen dort in gleicher Weise Sorge getragen werde, haben ihre Erben H. u. Fr. v. Orlich zu Bonn jetzt dem Consistorium der Rheinprovinz die Zinsen von 9000 Thalern zur versuchsweisen Anstellung eines Pfarrvikars auf der Bönninghardt mit der Zusage resp. der Bedingung zur Verfügung gestellt, das Capital, sobald sich eine selbstständige evangelische Gemeinde daselbst gebildet habe, derselben zu jenem Zwecke übergeben, widrigenfalls aber freie Verfügung darüber behalten zu wollen. Am 31. Januar hat nun bereits die feierliche Ordination des vom Consistorium angestellten Pfarrvikars Redden in der Bönninghardter Schule unter großer Theilnahme von nah und fern stattgefunden; aber gänzlich mittellos, wie die etwa 450 Seelen starke evangelische Bevölkerung der Haide ist, wird sie niemals im Stande sein, die erste Vorbedingung einer solchen Gemeindebildung, die Erbauung einer Kirche und eines Pfarrhauses, zu erfüllen. Und dennoch ist dies der sehnlichste Wunsch der dortigen Evangelischen, die fast alle ein tief gefühltes Bedürfniß nach religiösem Gemeindeleben zeigen. Dieses so äußerst erfreuliche Bedürfniß zunächst durch Erfüllung jener Vorbedingung zu befriedigen, hat sich jetzt ein Verein gebildet, bestehend aus den Herren: Johanniter-Ritter, Major a. D. von Hochwächter auf Fürstenberg bei Xanten als Vorsitzender, H. Leendertz zu Issum, Pfarrvikar Redden auf der Bönnighardt, Pfarrer Haupt zu Alpen, Pfarrer Kühlenthal zu Xanten, Superintendent Greeven zu Büderich, von Haeften auf Erprath bei Xanten, Pfarrer Gräber zu Issum, W. Bösken zu Alpen, Lehrer Pohlmann zu Bönninghardt und Ortsvorsteher Weber daselbst. Um die nicht unter 10,000 Thaler zu veranschlagenden Mittel zu gewinnen, hat der Verein sich mit einem warmen Aufrufe an die Herzen barmherziger evangelischer Christen gewandt und darin herzlich gebeten, den in jeder Beziehung hart bedrängten Glaubensgenossen in der Diaspora mit ihrem Scherflein zu Hilfe zu eilen. Und wahrlich, Hilfe, ja rasche Hilfe thut hier dringend noth, um die jetzt gerade äußerlich wie innerlich so günstig gelegenen Verhältnisse benutzen zu können und aus den vom Herrn so wunderbar geöffneten Händen und Herzen derer, welche Hilfe spenden wollen, und derer, welche Hilfe bedürfen, Grundlage und Keime eines neuen christlichen Glaubenslebens, mit welchem alles äußere Elend zu überwinden und ohne welches alle Versuche zur materiellen Hebung vergeblich sind, erstehen zu lassen. Der Verein muß bei der geringen evangelischen Bevölkerung der Rheinprovinz auf die Unterstützung aller evangelischen Deutschen rechnen. Der barmherzige Gott wolle denn wie bisher für das von ihm begonnene und gesegnete Werk auch ferner barmherzige Herzen und Hände öffnen.

Alle obengenannten Mitglieder des Vereins haben sich in ihrem Aufrufe zur Empfangnahme von Gaben bereit erklärt.

Auf Wunsch des Herrn Vorsitzenden des Vereins, Majors von Hochwächter, Rechtsritter des Johanniter-Ordens, erklärt sich auch die Redaction dieses Blattes zur Annahme und Weiterbeförderung von Beiträgen zu dem in Rede stehenden Zwecke gern bereit.

Statistisches.

Ueber die rapide Zunahme des Luxus in England geben die Zahlen der Finanzausweise merkwürdige Aufschlüsse. Obgleich die Periode der neun mit April 1865 abschließenden Finanzjahre an Zuwachs der Bevölkerung nur 10 pCt. ergiebt, hat die Zahl der vollbesteuerten männlichen Dienerschaft 17 pCt. und der unter 18 Jahre alten Bedienten, einschließlich der Untergärtner und Hilfsforsthüter, 39 pCt. zugenommen. Besteuerte Hunde figuriren mit einem Zuwachs von 13 und Luxuspferde mit 23 pCt. Eine der merkwürdigsten Ziffern jedoch ist unstreitig diejenige, welche nachweiset, daß während des genannten Zeitraums nicht weniger als 15,000 Personen auf das Recht, ein Wappen zu führen, und auf den daraus folgenden Titel Gentleman und Esquire Anspruch machten und sich dafür besteuern ließen. Diese Zahl repräsentirt, dem 10 prozentigen Bevölkerungszuwachs gegenüber, eine Zunahme von 38 pCt., würde aber noch ein ganz anderes Procent darstellen, wenn man annimmt, daß diese Leute nur aus einer verhältnißmäßig geringen Anzahl, den besseren Klassen der Gesellschaft, hervorgehen. (Staats-Anz.)

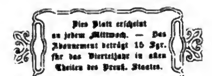
Die Kaiserlich Französische Ausstellungs-Kommission hat das Nähere über die Einrichtung eines „medizinischen Dienstes" veröffentlicht, dessen Aufgabe darin besteht, allen, die in dem Bereich der Ausstellung von einer Krankheit befallen oder verwundet werden, ärztliche Hilfe zu gewähren, und sie nach ihrer Wohnung oder in Hospitäler schaffen zu lassen, zu welchem Zweck ein Ambulanzendienst eingerichtet wird. Der „Service médical" umfaßt einen General-, sieben Ober- und sechsundzwanzig Unterärzte. Der General-Arzt (Dr. Gosselin) ist einer der Professoren der medizinischen Fakultät der Universität Paris, die Oberärzte gehören den der Fakultät aggregirten Professoren an, die Unterärzte sind Doctoren der Medizin.

In dem jetzt leerstehenden Gebäude der „Petits-Menages" in der Rue de Sèvres zu Paris läßt Baron Haußmann ein Muster-Krankenhaus errichten, in welchem die während der Ausstellung etwa erkrankenden fremden Arbeiter gratis behandelt werden sollen. Um die Kosten zu decken, hat außer den schon gemeldeten Zeichnungen des Kaisers, der Kaiserin und zwölf Negocianten in Paris, zusammen 75,000 Franken, noch die große Kaiserliche Ausstellungs-Kommission 40,000 Franken bewilligt; eben so subskribirten die Mitglieder der Kommission zur Beförderung des Arbeiterbesuchs noch 18,000 Franken.

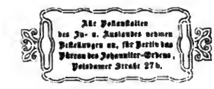
Der Durchlauchtigste Herrenmeister wird am 27. d. Mts. ein Kapitel des Johanniter-Ordens abhalten.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

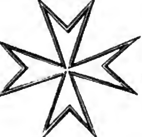


Wochenblatt



der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 20. März 1867. **Nr. 12.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Potsdamerstraße Nr. 27 b, machen zu wollen.

Das Hospiz des Johanniter-Ordens in Jerusalem.

In unsern vorjährigen Mittheilungen über das Hospiz des Johanniter-Ordens in Jerusalem haben wir bereits erwähnt, daß die Verlegung desselben in ein anderes Gebäude veranlaßt worden sei, da das bisher dazu benutzte Haus zu wenig Raum zur Aufnahme von Reisenden bot und überdem eine für seinen Zweck sehr ungünstige Lage in einer kleinen Seitengasse hat. Diese Verlegung hat bald nachher, im Frühjahr vorigen Jahres, stattgefunden, und zwar in das, bis dahin vom dortigen evangelischen Prediger bewohnte Haus, welches gegen das Hospizgebäude vertauscht wurde. Zur Ausgleichung des Werthes beider Grundstücke ist Seitens des Ordens die Summe von 6000 Thlr. an den Jerusalem-Collecten-Fonds gezahlt worden.

Dies jetzt als Hospiz eingerichtete Gebäude hat seinen Haupteingang in der wichtigsten Straße der Stadt, der via dolorosa, bietet nach Vollendung verschiedener baulicher Einrichtungen und Verbesserungen ansehnliche Räumlichkeiten zur Aufnahme von Gästen dar, und gewährt außerdem die Möglichkeit zu Vergrößerungen, die im alten Hause nicht angänglich waren.

In Rücksicht darauf, daß die Mittel des Ordens im vergangenen Jahre durch den Bau des Krankenhauses in Beirut und durch die Fürsorge für die Verwundeten in umfassendster Weise in Anspruch genommen worden sind, haben nur die allernothwendigsten Reparaturen in dem neu erworbenen Hause ausgeführt und die Räume desselben nur theilweise mit dem erforderlichen Mobiliar versehen werden können.

Durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände: als Furcht vor der Cholera, Theuerung im Orient und den Krieg in Deutschland, ist der Besuch des Hospizes im Jahre 1866 ein ungewöhnlich geringer gewesen, da die Gesammtzahl der Gäste nur 66 beträgt. Gäste 1. Klasse (d. h. solche, welche die Kosten ihrer Verpflegung im Hospize bezahlen) waren 17, die dasselbe zusammen 154 Tage bewohnten, darunter zwei Johanniter-Ritter: der als Bevollmächtigter des Ordens nach Beirut und Jerusalem entsandte Graf Alexander von Wartensleben und Freiherr von Rottwitz, auf Langheinersdorf in Schlesien. Die Zahl der Gäste 2. Klasse, die unentgeltlich verpflegt werden, vorherrschend wieder, wie immer, meist deutsche Handwerker und unter ihnen ein taubstummer Schumachergeselle aus Berlin, beträgt 49, mit zusammen 690 Verpflegungstagen.

Im Jahre 1865 betrug die Zahl der Gäste des Hospizes ungeachtet der schon damals im Oriente herrschenden großen Theuerung 95, während dasselbe 1864 von 123 Reisenden benutzt worden ist.

Die Kosten der Unterhaltung der Anstalt stellen sich für 1866 wegen der fortlaufenden General-Kosten als verhältnißmäßig sehr bedeutend heraus, sie betragen nämlich excl. der für die baulichen Einrichtungen und Verbesserungen verwendeten Mittel . 26,255 Piaster 5 Para

Davon gehen ab die von den Gästen 1. Klasse gezahlte Vergütigung für die Verpflegung mit zusammen . . . . . . 5,838 „ 35 „

bleibt Ausgabe 20,416 Piaster 10 Para

oder ca. 1134 Thaler.

Hoffen wir, daß es der Verwaltung der Anstalt gelingen möge, begünstigt durch bessere Verhältnisse, als die vorjährigen waren, im Laufe dieses Jahres und ferner auch günstigere Resultate zu erzielen. —

Ein Wort über Kolpings Gesellenvereine und die sociale Bedeutung der Jünglingsvereine im Allgemeinen.

(Schluß.)

Die Freunde und Gönner des Vereins, denen die heilsamen Folgen seiner Vereinswirksamkeit immer einleuchtender wurde, leisteten ihm auch durch Ertheilung freiwilligen Unterrichts treulich Beistand; es mußte um dieser willen, ähnlich wie in den Sonntagsschulen, auch ein Theil des Sonntags zum Unterricht benutzt werden, allein es blieben doch stets einige Stunden für die Erholung übrig.

Später wurden fast alle Abende der Wochentage zum Unterricht sowie zu Gesangübungen benutzt, und es bildete sich ein zahlreicher Sängerchor, der sowohl für den Gottesdienst zur Erhöhung der Feier wie bei gelegentlichen Vereinsfesten zur Erheiterung beitrug. Von der praktisch richtigen Ansicht ausgehend, daß der Geselle bei seinen Erholungen sich selber überlassen, meist in Genüssen niederer Art dieselben suchen werde, hielt er es für die Aufgabe des Vereins auch hierin dem Bedürfniß der Jünglinge entgegen zu kommen, um sie für edlere Genüsse empfänglich zu machen.

Er sah es gern, wenn Freunde des Vereins die Gesellen zu passenden Erheiterungen aufmunterten und sie bei ihren Festlichkeiten unterstützten. Diese Erholungen bestanden theils in Gesangchören, Declamationen, sommerlichen Ausflügen in die Umgegend, Darstellung kleiner Schauspiele u. dgl. und es ward später eine eigne kleine Vergnügungskasse aus gelegentlichen Beiträgen der Gesellen gegründet, um diesen Zweck zu fördern; überall aber wußte Kolping durch den ihm angeborenen feinen Takt auch diese weltlichen Genüsse für die geistige Veredlung der Jünglinge fruchtbringend zu machen.

Ein Hospicium, das mit dem Vereinshause verbunden ist, bietet den wandernden Gesellen gegen eine geringe Vergütung ein sauberes und gutes Unterkommen; doch mußte, um Ueberfüllung zu verhindern, ein jeder, der nicht innerhalb dreier Tage Arbeit fand, wieder weiter wandern. Später gelang es indeß durch Erweiterung der Vereinsräumlichkeiten in den obern Etagen Platz für eine Herberge zu gewinnen, wo 70 Gesellen für die Dauer ihres Aufenthalts am Ort für ein Billiges dauernd wohnen konnten. Eine Krankenkasse, für deren Errichtung Kolping Sorge trug, sicherte jedem erkrankten Mitgliede des Vereines die Aufnahme und Verpflegung in einem städtischen Hospitale, und die Aufsicht und Verwaltung dieser Kasse führten gewählte Mitglieder aus dem Kreise der Gesellen. Auch für die Gründung einer Sparkasse wußte er seine jungen Freunde zu gewinnen und es erwies sich diese Einrichtung als höchst günstig, da der leichtsinnigen Verschwendung der Gesellen hierdurch vorgebeugt wurde, und da ein reicher Kaufmann, der von Anfang an die Hauptstütze aller Unternehmungen Kolpings war, das Bankgeschäft übernahm und möglichst hohe Zinsen durch die praktische Verwaltung dieser Kassen zu erzielen verstand, beliefen die Beträge beider großen Kassen sich bald hoch in die Tausende.

Alle politischen und confessionellen Fragen waren durchaus ausgeschlossen und man fragte bei der Aufnahme eines Vereinsmitgliedes nach dem Glaubensbekenntniß desselben nicht. So war der Verein unter Kolpings treuer Sorge den Gesellen in Wahrheit eine zweite Heimath geworden, wo sie unter ihren Genossen eine anregende Geselligkeit, in ihrem verehrten Lehrer einen Freund und Rathgeber, für Geist und Herz eine ihrer Lebenssphäre entsprechende Nahrung fanden.

Kolping selbst war recht eigentlich die Seele des Vereines, der eben dadurch so reiche und gesegnete Früchte tragen mochte, und was man an ihm besonders hervorheben muß, das ist der feine, auf einem richtigen Verständniß der Menschenseele beruhende Takt, der ihn im Verkehr mit seinen ehemaligen Genossen auszeichnete und wodurch er sich ihr Vertrauen sowohl wie ihre Liebe und Verehrung im höchsten Grade zu erwerben wußte. In dieser seltenen Werthschätzung jedes Einzelnen und dessen, was in ihm wohnt, offenbart sich die eigentliche Höhe und Größe dieses Mannes, wie in dem unermüdlichen Wohlwollen, das sich bis an sein Ende treu bewährte, sein edles, menschenfreundliches Herz sich offenbart. Da diese seltenen Eigenschaften des Verewigten dem Leser am klarsten aus seinen eignen Worten entgegenleuchten, entnehmen wir folgende Stelle der von dem Nachfolger in seinem Liebesamte veröffentlichten Broschüre über das Leben Kolpings. „Wer Menschen gewinnen will, muß das Herz zum Pfande einsetzen. Sonstige Talente können die Menschen aufregen, im Sturme mit sich fortreißen; nicht fesseln, nicht gewinnen. Von daher in unserer Zeit so oft schnelles Zusammenlaufen und eben so schnelles Zerfahren, viel Geschrei und wenig Wolle. Das Herz aber, die rechte Liebe muß sich bewähren in der That. Die rechte Liebe wird in der Treue erkannt; nicht nach ihren Verheißungen, sondern nach ihrem Wirken geschätzt. Diese sich aufopfernde Liebe zur Sache gewinnt auch die Herzen anderer in immer stärkerem Maße, und je interesseloser sie sich hingiebt, um so sichrer und dauernder werden ihre Eroberungen sein. Diese Liebe ist der Quell der Autorität, vor der sich das Herz um so williger beugt, als es eben nur Gutes von ihr zu erfahren hat. Ich weise auf die Familie zurück und an die geheimnißvolle Macht, welche sie gestaltet, zusammenhält und regiert. Wer Autorität auf anderen Wegen erwerben, erschleichen, heimlich oder offen erzwingen will, hat die Natur des Menschen und das eigentliche Wesen der Autorität nie recht begriffen. Das Band der Liebe, das geheimnißvollste aber stärkste was es giebt, muß die Menschenherzen zusammenfügen und zusammenhalten, da stärker, bestimmter, klarer noch, wo sie zu gemeinschaftlichen Zwecken sich zusammenfinden, oder sie halten überhaupt nicht zusammen; diese Liebe muß die Autorität verdienen, im Schweiße des Angesichts erwerben, oder es ist eine Schattenautorität. — — — Wer den Menschen nicht zuerst geliebt, wahrhaft geliebt, hat kein Recht, das Herz anderer Menschen zu fordern; wer auf diesem Wege die Autorität nicht erwirbt oder die ihm vom Allordner im Himmel zugetheilte, nicht auch dazu noch verdient, erhält oder behält sie nicht. Denn ich sage es noch mal, die Autorität wurzelt in der Liebe. — Wer das Herz giebt, erhält leicht ein anderes dafür, wer das Herz des Menschen aber einmal besitzt, erhält den Kopf in den Kauf, denn immer ist der Kopf dem Herzen dienstbar."

Es beruhte auf diesen seinen Ansichten das Geheimniß, durch welches die von ihm in's Leben gerufenen Vereine durch ein gemeinsames Band verbunden und ihrem Stifter in freiwilliger Unterordnung ergeben waren, und eben so großherzig als wahr spricht er sich über die ihn leitenden Prinzipien in der Behandlungsweise dieser Jünglinge aus, in denen er vor Allem die innere Selbstständigkeit und die Würde des angehenden Mannes zu würdigen wußte.

„Der stürmische Trieb des erwachsenen Jünglings ist Freiheit; der schützende Zaum: die Ehre. Der wärmere Schlag des Herzens erhöht seine geistigen Kräfte,

entflammt seine Phantasie und treibt sie vorwärts nach dem Ziele, welches das Herz ihm vorstellt. Wenn je bedarf der Mensch in dieser Lebensperiode, wo tausend Gefahren ihm drohen, wovon die meisten unheilbaren Schaden nach sich ziehen, der umsichtigsten Führung und Leitung. Aber diese Leitung muß die beiden Grundbedingungen seines Wesens und Lebens nicht unnatürlich einengen oder verkümmern wollen. Freiheit und Ehre sind des Jünglings höchste Güter, sie sollen ihm gewahrt bleiben, nur ihr Mißbrauch, ihre Mißdeutung und falsche Anwendung verhütet werden. Wer sich an diesen Gütern vergreift, vergreift sich an des jungen Mannes Wesen und giebt seiner ganzen Zukunft eine schiefe und falsche Richtung." —

„Ihn zu irgend etwas überreden, zwingen, treiben wollen, oder sonstige Mittel anwenden, die niedere Interessen in ihm erwecken, ist ein Unrecht, welches man seiner Natur anthut, und beleidigt seine Ehre. Das nämlich ist seine wahre Ehre, das nothwendigste Erforderniß eines männlichen Charakters, daß er das erkannte Gute freiwillig ergreift und selbstständig ausführt. Diese wahre Freiheit des jungen Mannes und seine wahre Ehre, beide im Grunde so wesentlich eins, sollen und müssen heilig gehalten werden, ihre Pflege muß in seiner Leitung die erste und die Hauptaufgabe sein. Das trifft nicht blos den Gesellenstand, nein, das geht dieses Alter überhaupt an. — Wo man die zuständige Freiheit verkümmert, geht die Kraft in demselben Maße zu Grunde; wo man der rechten Ehre keine gebührende Rechnung trägt, verdirbt der Charakter. —

„Beklagen wir mit Recht den vielfachen, oft gräßlichen Mißbrauch der Freiheit in der Jugend, das eigentliche Vergeuden der Kraft; jammert es uns, daß die Jugend so oft leeren Schattenbildern von vermeintlicher Ehre nachrennt und endlich enttäuscht, die rechte Ehre völlig eingebüßt hat; — dann beklagen wir von der anderen Seite auch oft jene schlaffe Willenlosigkeit, wo man fast genöthigt ist, dem Manne, wie einem Kinde, dies oder jenes in die Hände zu drücken; beklagen wir jene Gleichgültigkeit gegen sich selbst, in der das in der Schlafmütze aufgewachsene Geschlecht durch's Leben schleicht, Dank jener Kücheuerziehung, wie sie vielfach in den Städten gefunden wird. Freiheit und Ehre sind Güter der Jugend und sollen geachtet werden, und werden im rechten Gebrauche reiche Zinsen tragen. Der Verein hat sie respectirt."

In diesen Grundsätzen beruhte, wie schon gesagt, das Geheimniß der Einwirkung Kolpings auf die Jünglinge. In diesem Geiste pflegte er auch Diejenigen anzuleiten, die sich willig fanden, an anderen Orten das Unternehmen des Gesellenvereins zu beginnen, und die richtige Beachtung dieser Winke hat überall den bedeutendsten Einfluß beim Aufblühen derselben ausgeübt.

Frisch und fröhlich blühte das Vereinsleben im Kölner Vereinshause unter der unermüdlichen und lebendigen Thätigkeit Kolpings fort, in der Nähe und der Ferne frische, kräftige Zweige treibend. Ueberall fand er um der glänzenden Erfolge willen, willige Theilnahme für die immer größere Verbreitung seines Werkes, das sich alsbald zu einem Bunde gestaltete, welcher die Mitglieder sämmtlicher Vereine gleich einer gemeinsamen Verbrüderung umfaßte, und es bedurfte nur der Vorzeigung des von einem Präses der verschiedenen Vereine unterschriebenen Wanderbuches, um dem wandernden Gesellen eine gastliche Aufnahme in jedem der andern Vereine zu sichern.

Kolping ward zum Generalpräses sämmtlicher Vereine und Köln zum beständigen Vorort desselben erwählt, und er hatte noch vor seinem Lebensende die Freude, zu sehen, wie sein Unternehmen sich über ganz Deutschland bis an die türkische Grenze hin ausbreitete, so daß gegenwärtig in mehr denn 400 Orten Gesellenvereine bestehen, die über 60,000 Mitglieder zählend, einen großen, im Geiste ihres Stifters fortlebenden Gesammtbund bilden.

Wenn wir durch diese kurze Schilderung der Kolping'schen Gesellenvereine dem Andenken ihres Stifters und seiner großen Verdienste die gebührende Anerkennung zu Theil werden lassen, so ist es doch keineswegs die Absicht, durch die eingehende Beleuchtung dieser auf katholischem Boden erwachsenen Gesellenvereine, die großartige Wirksamkeit in Schatten stellen zu wollen, die man evangelischerseits auf diesem Gebiete entwickelt hat. Allein der Verewigte hat den von ihm ins Leben gerufenen Vereinen in ihrer eigenthümlichen Organisation so sehr das Gepräge seines eigenen Geistes aufgedrückt, daß sein Name für alle Zeiten mit diesen Vereinen wird verbunden bleiben. Jedoch gebührt ihm auch die höchste Anerkennung für das, was er in dieser Hinsicht Großes gewirkt hat, so sei es doch hier hervorgehoben, daß der Geistliche Kolping keineswegs den ersten Impuls zur Gründung der Gesellenvereine überhaupt gegeben hat, da dieselben zuerst auf evangelischem Boden entstanden, indem bereits seit dem Jahre 1834 ein Gesellenverein in Bremen bestand, dessen Thätigkeit Kolping wahrscheinlich den Anlaß zu seinem Unternehmen mag gegeben haben. In Stettin war im Jahre 1843 ein zweiter gegründet worden; der zu Lübeck entstand 1847, der zu Magdeburg 1849.

Allein auf evangelischem Boden sind diese Vereine nicht das Werk eines Einzelnen gewesen, sondern nachdem die Sache durch Kolping's begeisterten Eifer einen nie gesehenen Aufschwung nahm, erwachte aller Orten das regste Interesse für die Sache; doch ist die große Mehrzahl der jetzt bestehenden Jünglingsvereine erst nach dem Jahre 1850 gestiftet worden, und haben dieselben nach und nach, je nach den lokalen Verhältnissen, ihre Wirksamkeit auch auf die Lehrburschen erstreckt; ja selbst die Meister sind mit diesen Vereinen, deren sittlich erhebenden Einfluß sie selber an sich verspürt haben, innig verbunden geblieben.

Der Hauptsache nach sollen diese Vereine demselben Zwecke dienen, wie jene von Kolping gegründeten, nämlich: die sittliche Hebung und Verbesserung des Handwerkerstandes; jedoch während Kolping vorzugsweise bezweckte, den in der gefährlichsten Periode ihres Lebens sich selbst überlassenen Jünglingen einen sittlichen Anhalt, einen ihre geistige Veredelung und Ausbildung fördernden Beistand, vor allem aber ihnen im Vereinsleben eine schirmende und schützende Heimath in der Fremde zu gewähren, wodurch die mit unschuldigen Zerstreuungen wechselnde Unterhaltung und Belehrung nicht ausgeschlossen ward,

machte man es sich evangelischer Seits zur Aufgabe, in den Mitgliedern des Vereins durch Erweckung und Belebung der religiösen Erkenntniß vorzugsweise ein christliches Element heranzubilden, das später in weiteren Kreisen fortzuwirken geeignet sei; der evangelische Standpunkt wird daher, namentlich von den zum östlichen Jünglingsbund gehörenden Vereinen, entschieden festgehalten und hat man rein weltliche Erholungen, als außerhalb des vorgesteckten Zieles liegend, nicht angebahnt.

Von Deutschland aus verbreiteten sich diese Jünglings- oder Gesellenvereine über die Schweiz, Holland, Belgien, Großbritannien, Nordamerika, Frankreich, Dänemark, Ungarn, Italien, Rußland und Serbien, und es steht wohl nicht zu bezweifeln, daß die nächste Zukunft die erfreulichsten Früchte dieser menschenfreundlichen Bestrebungen in reichem Maße ernten wird.

Zu welchem staunenswerthen Umfange diese Wirksamkeit herangewachsen ist, davon giebt der letzte Bericht des gegenwärtigen Vorstehers des Berliner „Evangelischen Vereins" ein redendes Zeugniß und zugleich einen Beweis dafür, wie zeitgemäß und dem allgemeinen Bedürfniß entsprechend diese Genossenschaften überhaupt für die Gegenwart sind, und unberechenbar mag der segensreiche Einfluß sein, der sich auf die künftigen Generationen geltend machen wird.

Deutschland zählt im Ganzen fünf evangelische Hauptvereine, von denen der sogenannte östliche Jünglingsbund, im Jahre 1855 gegründet, Berlin zum Vorort hat und der 78 preußische nebst einer Anzahl außerpreußischer Vereine umfaßt. Als Organ dieses Bundes erscheint alle 14 Tage der von dem gegenwärtigen Präses, Pastor Quandt, redigirte „Bundesbote von Berlin", dessen Blätter außer der Besprechung eingegangener brieflicher Fragen der Bundesglieder eine Bundeschronik enthalten, durch welche alles den Bund Betreffende zur allgemeinen Mittheilung gebracht wird.

D. Christiani.

Das deutsche Krankenhaus zu London.

Das deutsche Krankenhaus in London verdankt bekanntlich sein Entstehen theilweise dem lebhaften Interesse, das Se. Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen demselben schenkte, sowie der Unterstützung und Protection, die derselbe im Verein mit Ihrer Majestät der Königin von England und deren Gemahl dem Unternehmen gewährten.

Durch die Errichtung dieses Hospitals ward einem Jahre lang gehegten und tief gefühlten Bedürfniß der zahlreichen deutschen Bewohner Londons abgeholfen, von denen die meisten, dem Arbeiterstande angehörig, in Krankheitsfällen oft dem größten Elend Preis gegeben waren. Denn bei der Ueberfüllung der englischen Krankenhäuser war die Aufnahme in diese häufig unmöglich und für sie, als Fremde, doppelt schwer zu erlangen.

Es fehlte bei den deutschen Geistlichen in London, sowie bei den dort lebenden wohlhabenderen, größtentheils der Kaufmannschaft angehörenden Deutschen keineswegs an Sympathieen für die traurige Lage ihrer ärmeren Landsleute; es war vielmehr Allen, die durch Augenschein sich von dem Elende überzeugt hatten, das durch Krankheitsfälle häufig über die arbeitsamsten Familien hereinbrach, längst klar, daß man ihnen auf irgend eine Weise zu Hilfe kommen müsse, und daß namentlich die Errichtung eines eigenen deutschen Krankenhauses das geeignetste Mittel sei, um den armen Arbeitern dieselbe wirksam zu leisten.

Als daher im Jahre 1843 der Vorschlag, eine solche Anstalt in's Leben zu rufen, zum ersten Male gemacht ward, wurde derselbe von den Deutschen Londons bereitwillig aufgenommen, und es trat ein Comité, bestehend aus den angesehensten und wohlhabendsten dortigen Deutschen, zusammen, um den Plan in nähere Erwägung zu ziehen.

Nach Beseitigung mannigfacher Schwierigkeiten, welche sich dem Unternehmen entgegenstellten, bot sich die Gelegenheit, das ehemalige Waisenhaus in Dalton für den Preis von 3000 Pfund Sterling zu erwerben, und ward benutzt, da König Friedrich Wilhelm IV. diese Summe zu gleichen Theilen mit zwei Herren des Comités herzugeben sich erbot.

Man ging nunmehr in England sowohl wie in Deutschland an das Sammeln von Beiträgen für das Unternehmen, die sehr reichlich geleistet wurden, und namentlich steuerten dazu die meisten deutschen Fürsten bei.

Am 18. Juni 1845, dem Jahrestage der Schlacht von Waterloo, berief das Comité eine öffentliche Versammlung aller Derer, die sich für die Sache interessirten, und in der der Herzog von Cambridge präsidirte. Von dieser Versammlung wurde der von dem Comité vorgelegte Plan einstimmig genehmigt und dasselbe gebeten, in der Ausübung der übernommenen Functionen fortzufahren, bis die Sache in Ausführung gebracht sein würde.

Auf diese Weise in seiner Function autorisirt, fuhr das Comité, dem sich auch mehrere angesehene Engländer anschlossen, in seinen Bestrebungen fort; alles Erforderliche ward in Ordnung gebracht; Aerzte wurden erwählt, die Statuten der Anstalt festgestellt und, da man schon seit längerer Zeit von der Diakonissenanstalt in Kaiserswerth die Zusicherung erhalten, daß von dort her eine Hausmutter sowie mehrere Diakonissen in das neue Hospital übersiedeln würden, so durfte man noch im selben Jahre die Eröffnung in Aussicht stellen.

Diese fand denn auch am 15. October, am Geburtstage des Königs von Preußen, statt, und zwar in feierlicher Weise in Gegenwart des Herzogs von Cambridge, als Präsidenten des Comités, und einer zahlreichen Versammlung.

Wie sehr aber dies Hospital für Deutsche einem tiefgefühlten Bedürfniß entsprach, das sollte sich alsbald bestätigen, denn schon innerhalb weniger Wochen waren sämmtliche Betten mit Kranken besetzt, und haben diese seitdem niemals leer gestanden; man hat vielmehr leider eine Menge Hilfesuchender aus Mangel an Platz abweisen müssen.

Obwohl die Anstalt sich demnach schon von vornherein als zu klein erwies, war dieselbe doch im Uebrigen so günstig wie möglich gelegen: in einer gesunden und angenehmen Gegend und in der Nähe des starkbevölkerten

Ostendes von London, wo die große Mehrzahl der deutschen Arbeiter wohnen. Das Gebäude enthielt, außer 4 geräumigen Zimmern mit 10 Krankenbetten in jedem, eine Kapelle für den Gottesdienst, und das Ganze war von einem anmuthigen Garten umgeben.

Allein die Erweiterung des Hospitales machte sich von Jahr zu Jahr dringender geltend, und man sah sich endlich genöthigt, zur Erbauung eines neuen Hauses zu schreiten. Als dieses, ein schönes und ansehnliches Gebäude mit zwei stattlichen Flügeln, im Jahre 1865 vollendet war, nahm man Abschied von dem alten Hause, das im Laufe von 19 Jahren sich als Freund in der Noth für so viele Hilfesuchende bewährt hatte; es ward abgebrochen und das Material desselben verkauft.

Im Innern ist die Einrichtung des jetzigen Krankenhauses in jeder Hinsicht dem Zweck entsprechend, für den es bestimmt ist, und gewiß wird Keiner die schönen luftigen Krankensäle durchwandern, ohne von der höchsten Sauberkeit und dem wohlthuenden Comfort, der hier herrscht, auf's angenehmste berührt zu werden.

Allerdings sind die Kosten des Neubaues noch keineswegs gedeckt, allein das Comité getröstet sich der Hoffnung, daß es gelingen werde, in nicht all zu ferner Zeit, die aus 2000 £ bestehende Schuldenlast zu tilgen.

Das neue Krankenhaus ward mit 75 Betten eröffnet, die auch seitdem beständig besetzt gewesen sind. Ein Krankensaal, der noch 25 Betten aufzunehmen bestimmt ist, wartet indeß noch auf einen großmüthigen Menschenfreund, der die zur Einrichtung erforderliche Summe herzugeben geneigt wäre.

Die Statuten der Anstalt sind im Ganzen überaus liberal und tolerant zu nennen. Kranke, mit Ausnahme solcher, die mit einer ansteckenden Krankheit behaftet sind, werden zu jeder Zeit und ohne daß es einer besonderen Empfehlung bedarf, aufgenommen und unentgeltlich verpflegt. In Fällen, wo es erforderlich ist, erhalten die Genesenden bei ihrer Entlassung Leibwäsche und eine Geldunterstützung, welche aus einem eigens dafür bestimmten Fonds entnommen wird. Die Kranken können ihre Verwandten und Freunde täglich zu einer bestimmten Stunde sehen und Keinem wird in religiöser Beziehung irgend welcher Zwang auferlegt, sondern Jedem der Verkehr mit seinem eigenen Geistlichen so sehr wie nur möglich erleichtert.

Da indeß die große Mehrzahl der Kranken Protestanten sind, ist ein protestantischer Geistlicher an der Kapelle angestellt, der dort Sonntags einen Gottesdienst hält.

In einer besonderen Abtheilung des Hauses können auch Kranke aus den besser gestellten Klassen der Gesellschaft für eine mäßige Vergütigung Aufnahme finden, und es wird dies vielfach von den hier lebenden Deutschen benutzt, die entweder unverheirathet oder entfernt von ihren Familien hier wohnend, von Krankheiten heimgesucht werden.

Um indeß die beschränkten Hilfsleistungen zu erweitern, die das Krankenhaus trotz seiner Erweiterung im Verhältniß zu den an dasselbe gemachten Forderungen zu bieten vermag, hat man auf Kosten der Anstalt drei Apotheken errichtet, und zwar eine im Ostende, eine andere im Westende der Stadt, eine dritte zu Dalten selbst im Vorderflügel des Hauses. Hier wird den Hilfesuchenden, die keine Aufnahme in der Anstalt finden können, von einem deutschen Arzte Rath und Medizin unentgeltlich zu Theil; und um den Engländern, die sich so freigebig an der Errichtung der Anstalt betheiligt haben, den schuldigen Tribut der Dankbarkeit abzutragen, steht es auch den englischen Armen der Nachbarschaft frei, sich hier unentgeltlich ärztlichen Rath und Medicamente zu holen.

Dank der Vergrößerung des Krankenhauses, haben im letzten Jahre 920 Kranke — 125 mehr als im vorhergehenden Jahre — hier verpflegt werden können. Im Laufe des zwanzigjährigen Bestehens sind im Ganzen in der Behandlung gewesen:

innerhalb des Krankenhauses . . .	14,055 Personen,
außerhalb	178,060 „
zusammen	192,115 Personen.

Die Mehrzahl der Kranken des Hauses, nämlich: 3013, waren aus Preußen gebürtig, 2397 aus England selbst, die übrigen waren aus den verschiedenen Theilen Deutschlands und Europas.

Die Ausgaben betrugen nach dem vorjährigen Berichte: 4522 £ 18 Sch., und bei einer Einnahme von 4516 £ 9 Sch. war das Deficit nur ein geringes. Die Haupteinnahme erwächst der Anstalt aus der Collecte, welche bei dem alljährlich zur Feier der Gründung veranstalteten Festdiner stattfindet. Mit Einschluß einiger Schenkungen seitens der Senatoren der freien Reichsstädte, belief sich die letzte Collecte bei diesem Festmahle auf 1967 £ 12 Sch.

Die übrigen Einnahmen erwachsen aus den Beiträgen, die jährlich eingesammelt werden, aus Legaten 2c.

Die Alexandra-Schule für Töchter der Hindus in Bombay.

Die Bombay-Gazette enthielt vor nicht gar langer Zeit einen ausführlichen Bericht über eine in der dortigen Alexandra-Schule stattgehabte Prüfung und lieferte damit einen recht erfreulichen Beweis von der Ausbreitung und Lebenskraft, welche das auf den Baum uralter indischer Kultur gepfropfte Reis moderner Bildung und Civilisation im Lande der Hindus gewonnen hat. Die Alexandra-Schule in Bombay ist nämlich ein Institut, in welchem die Töchter der Eingeborenen in europäischen Wissenschaften unterrichtet, in europäischer Sitte erzogen werden. Die Anstalt ist ein um so beachtenswertheres Zeichen der Zeit, als ihre Gründung nicht auf Anordnung und Befehl der englischen Regierung erfolgte, sondern das Resultat der rastlosen Bemühungen eines Eingeborenen, des Herrn Framdschi Cowasdschi ist.

Welche namenlose Schwierigkeiten sich Herrn Framdschi Cowasdschi bei seinem humanen Unternehmen entgegenthürmten, mögen die ermessen, welche im hochgebildeten Europa kennen gelernt, was es heißt, der Frau das einfachste, natürlichste Menschenrecht, das Recht der Arbeit, aus verjährten und durch die Verjährung geheiligten Banden lösen zu wollen. Welch ein Kampf mußte es erst sein, wo es galt, sich aufzulehnen gegen Vorurtheile, die Jahrtausende hindurch von Religion und Landessitte als unantastbar hingestellt und mit der äußersten Hartnäckigkeit von einer allmächtigen Priesterkaste vertheidigt wurden!

In einem Lande, wo man die Frau bis auf die neueste Zeit mehr als Sache, denn als Person betrachtete und sie dem gestorbenen Gatten mit seinen Schätzen, Waffen und Lieblingsthieren durch die Feuerqual des Holzstoßes in den Tod nachsandte, in einem solchen Lande mußte es als ein ungeheurer Frevel, als ein Auflehnen gegen göttliches und menschliches Gesetz erscheinen, diesen untergeordneten Geschöpfen Unterricht und gar einen europäische Bildung bezweckenden Unterricht angedeihen lassen zu wollen. Herr Framdschi Cowasdschi hatte ein Werk begonnen, zu dessen Ausführung mehr als ein Menschenleben gehört; es war ihm nicht vergönnt, den Erfolg seiner Thätigkeit zu erleben. In energischer Weise hatte er dem Vorurtheil Trotz geboten, indem er seine eigene Tochter in europäischer Weise unterrichten ließ. Er war es auch, welcher den Plan zu der jetzt bestehenden Schule entwarf und die dazu geeigneten Räume in einem ihm gehörigen Hause in Bombay herrichten ließ; einer weiteren segensreichen Wirksamkeit setzte der Tod ein Ziel.

Das Samenkorn, welches der edle Hindu ausgestreut, war jedoch auf guten Boden gefallen und wurde gepflegt von einem Freunde und Landsmann des Verstorbenen, einem Herrn Manochdschi, dessen Eifer es zu danken ist, daß im September 1863 in Bombay die Alexandra-Schule eröffnet ward. Wahrlich ein Triumph der Civilisation, der um so überraschender ist, wenn man bedenkt, daß in demselben Lande, wo 1863 ein Institut den Frauen europäische Bildung zugänglich macht, noch 1839 eine Wittwen-Verbrennung mit allem religiösen Pompe gefeiert ward.

Die Alexandra-Schule, zu welcher, wie schon erwähnt, Herr Framdschi Cowasdschi den Grund gelegt und das Lokal hergegeben hat, steht unter Leitung des Herrn Manochdschi, der wiederum einem aus den angesehensten Bewohnern Bombays — Engländer und Hindus — zusammengesetzten Curatorium Rechenschaft abzulegen hat. Die Mittel zur Gründung und Erhaltung der Anstalt wurden beschafft durch freiwillige Beiträge; nicht fern dürfte jedoch die Zeit sein, wo das Institut sich nicht nur völlig selbst erhalten, sondern bereits einen Ueberschuß erzielen wird. Die Alexandra-Schule hat nämlich in der Zeit ihres Bestehens eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, und bereits geht man damit um, nach ihrem Muster ähnliche Anstalten an verschiedenen Orten Hindostans zu gründen.

Die in der Alexandra-Schule unterrichteten Schülerinnen — gegenwärtig 38 an der Zahl — gehören theils dem Stamme der Hindus, theils dem der Parsen an und sind von sehr verschiedenem Alter; als erster Termin für die Aufnahme ist das Alter von fünf Jahren festgesetzt worden. Der Unterricht wird von englischen, der Landessprache kundigen Lehrerinnen ertheilt. Er faßt zunächst die englische Sprache in's Auge, weil diese als Grundlage für die weitere Ausbildung dienen soll. Ohne die Muttersprache seiner Zöglinge zu vernachlässigen, hatte der Vorsteher der Anstalt anfänglich von einer systematischen Behandlung derselben Abstand genommen; in letzterer Zeit ist man jedoch übereingekommen, auch der Landessprache eine eingehende Aufmerksamkeit zuzuwenden, da sie den sichersten Anknüpfungspunkt für das Studium der fremden Sprachen bietet und ihre sorgfältige Pflege und Ausbildung eins der geeignetesten Mittel ist für schnelle Verbreitung einer allgemeinen Bildung. Andere Lehrgegenstände sind ferner außer den mit dem Sprachunterricht zusammenfallenden Lektionen des Lesens, der Grammatik und Orthographie: Schönschreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte, Singen und Deklamiren.

Bei der im Eingange erwähnten, in Gegenwart des Curatoriums stattgehabten öffentlichen Prüfung legten sämmtliche Schülerinnen anerkennenswerthe Proben der gemachten Fortschritte ab. Alle ihnen vorgelegten Fragen wurden beantwortet in einer Weise, welche den Zuhörern darthat, daß ihnen hier kein für die Gelegenheit eingelernter Kram geboten werde, sondern das Resultat eines gründlich ertheilten, mit Fleiß und Aufmerksamkeit empfangenen Unterrichts. Wahrhafte Bewunderung des Auditoriums erregte ein kleines Hindu-Mädchen durch die Deklamation eines englischen Gedichtes, sowohl hinsichtlich der Reinheit der Aussprache, als der richtigen Betonung. Am Wenigsten befriedigend waren die Gesangsleistungen. Wohl ließ sich nicht verkennen, daß manche hübsche Stimme unter den Kindern sei, der Gesammteffect entbehrte jedoch der Harmonie. Indeß steht zu hoffen, daß auch hier ein längerer Unterricht noch günstigere Resultate zu erzielen vermag. Als characteristisch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß bei der Prüfung eine Anzahl Schülerinnen in europäischer Tracht erschienen war.

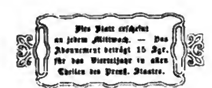
Die Alexandra-Schule erfreut sich eines so guten Rufes, daß selbst ein in Bombay lebender Engländer ihr seine Tochter anvertrauen wollte. Das Gesuch mußte, da es gegen das Reglement ist, zurückgewiesen werden; das Curatorium geht jedoch damit um, diese Beschränkung aufzuheben, weil man einen gemeinschaftlichen Unterricht der Töchter der Eingeborenen und der in Bombay lebenden Engländer als ersprießlich für beide Theile betrachtet. Erstere würden auf diese Weise im Umgang mit Altersgenossinnen die englische Sprache practisch erlernen und gebrauchen und sich mit europäischen Sitten befreunden, während letztere durch die bei der Alexandra-Schule angestellten vorzüglichen Lehrerinnen Gelegenheit erhielten zur Erlangung einer Ausbildung, wie sie ihnen sonst nur durch nicht unbedeutende Opfer von Seiten ihrer Eltern ermöglicht werden kann. Nach welcher Seite wir aber auch blicken, überall tritt uns in der Alexandra-Schule in Bombay eine Erscheinung entgegen, der wir im Interesse der Humanität eine zahlreiche Vervielfältigung von ganzem Herzen wünschen.

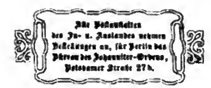
Mag. f. d. Lit. d. Ausl.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.





Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 13. Berlin, den 27. März 1867. **Nr. 13.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Potsdamerstraße Nr. 27 b, machen zu wollen.

---

1. Friedrich Werner Graf von der Schulenburg, Forstmeister und Regierungs-Rath a. D., Rechtsritter seit 1854, † zu Potsdam 19. März 1867.
2. Julius Wolf Freiherr von Lindenau, Königlich Sächsischer Kammerherr und Hauptmann von der Armee, Ehrenritter seit 1854, † zu Dresden 13. März 1867.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, den nachgenannten Rittern und Beamten des Johanniter-Ordens in Anerkennung ihrer Verdienste um die Pflege verwundeter und erkrankter Krieger während des vorjährigen Feldzuges, Orden zu verleihen, und zwar:

das Kreuz der Comthure des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern und dem Johanniter-Kreuze am weißen Bande mit schwarzer Einfassung:

dem Ordens-Canzler und Commendator, Wirklichen Geheimen Rath, 2ten Oberjägermeister und Generalmajor à la suite der Armee, Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, auf Schloß Kreppelhof bei Landeshut;

das Kreuz der Comthure des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit dem Johanniter-Kreuze:

dem Erb-Land-Marschall im Fürstenthum Rügen und der Lande Barth, Fürsten und Herrn Wilhelm zu Putbus, in Putbus;

die Schwerter zum Comthurkreuze des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit dem Johanniter-Kreuze am weißen Bande mit schwarzer Einfassung:

dem Fürsten Hans Heinrich XI. von Pleß, zu Pleß;

das Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit dem Johanniter-Kreuze und mit Schwertern am weißen Bande mit schwarzer Einfassung:

dem regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode, in Wernigerode;

das Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit dem Johanniter-Kreuze:

dem freien Standesherrn und Ober-Erb-Kämmerer im Herzogthum Schlesien Grafen August von Maltzan, auf Militsch;

den Rothen Adler-Orden zweiter Klasse mit Eichenlaub und mit dem Johanniter-Kreuze:

dem Oberpräsidenten z. D. von Kleist-Retzow, auf Kieckow bei Groß-Tychow;

den Rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife und dem Johanniter-Kreuze:

dem Major a. D. Grafen Theodor zu Stolberg-Wernigerode, auf Lütz;

das Johanniter-Kreuz zum Rothen Adler-Orden dritter Klasse mit der Schleife:

dem Landrath von Graevenitz, zu Hirschberg,
" Ober-Tribunals-Rath von Ohlen und Adlerskron, zu Berlin;

den Rothen Adler-Orden vierter Klasse mit dem Johanniter-Kreuze:

dem Kreis-Deputirten von Salisch, auf Kratzkau bei Schweidnitz in Schlesien,
" Forstmeister a. D. von Werder, auf Sagisdorf bei Halle a. d. Saale,
" Erb-Ober-Landes-Baudirector im Herzogthum Schlesien Grafen von Schlabrendorf und Seppau, auf Seppau bei Glogau,
" Rittmeister a. D. Hans von Rochow, auf Plessow bei Werder;

den Königlichen Kronen-Orden zweiter Klasse mit dem Johanniter-Kreuze:

dem Rittmeister in der Garde-Landwehr-Cavallerie **Grafen Bolko zu Stolberg-Wernigerode**, auf Schlemmin bei Dammgarten;

den Königlichen Kronen-Orden dritter Klasse mit dem Johanniter-Kreuze:

dem Kammerherrn Freiherrn Schüler von Senden, zu Berlin,
" Major a. D. Grafen Otto zu Solms-Rödelheim, auf Altenhagen bei Löbnitz,
" Kammerherrn Otto von Zastrow, zu Berlin,
" Rittmeister a. D. Hermann von Luck, zu Berlin,
" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Freiherrn von Richthofen, auf Carlowitz bei Breslau,
" Grafen Friedrich zu Solms-Baruth auf Golßen,
" Major in der Garde-Landwehr-Cavallerie Burggrafen und Grafen Bernhard zu Dohna, auf Betsche,
" Herzoglich Anhaltischen Kammerherrn von Kemnitz, zu Gernrode am Harz,
" Rittmeister a. D. von Mellenthin, auf Schloß Falkenburg bei Falkenburg in Pommern,
" Kammerherrn Grafen Wilhelm von Schwerin, auf Göhren bei Woldegk in Mecklenburg,
" Rittergutsbesitzer von Karstedt, auf Fretzdorf bei Wittstock;

den Königlichen Kronen-Orden vierter Klasse mit dem Johanniter-Kreuze:

dem Regierungs-Rath Freiherrn von Spiegel, zu Magdeburg;

den Königlichen Kronen-Orden vierter Klasse:

dem Hofrath Herrlich, zu Berlin.

Port-Royal.

Untergang des Klosters.

Noch einmal kam, nach jenen schweren Verfolgungen, unter denen die große Angelika, ebensowohl wie Pascal und seine Schwester Jacqueline ihr Ende gefunden,*) für das Kloster und seine Freunde eine Zeit der Ruhe. Man hatte, unter allen Anfeindungen und Gefahren, nicht aufgehört, Port-Royal von der einen Seite zu lieben, von der anderen es zu fürchten; immer hatte man es geachtet. Besonders seit Pascals Provinzialbriefen, war dies das allgemeine Gefühl. Der Papst Clemens IX., milder gesonnen, als seine Vorgänger, suchte den Jansenistischen Streit zu beenden, und gab deshalb den Anhängern Jansens Gelegenheit, ein von ihm vorgelegtes Formular zu unterschreiben, in welchem Beides, der Gehorsam gegen die Kirche Roms und ihr eignes Gewissen, gewahrt schien. Vier Bischöfe Frankreichs, ehrwürdig durch ihre Sitten, wie ihre Frömmigkeit, die von Beauvais, Angers (ein Arnauld), Pamiers und Aleth, die eifrigen Freunde Port-Royals und Bekenner der Jansenistischen Lehre von der Gnade, unterzeichneten; ebenso Angelika's jüngster Bruder, Arnauld, der große Arnauld in der Sprache Port-Royals genannt, durch seinen Charakter sowohl wie seine Gelehrsamkeit, die eiserne Säule der Gemeinschaft; und Nicole sammt den anderen hervorragenden Mitgliedern der Einsiedler. Nun weigerten sich auch die Nonnen nicht länger, und sie durften nun aus den verschiedenen Klöstern, wohin man sie zerstreuete, nach Port-Royal des Champs zurückkehren, an der Spitze die 73jährige Agnes, Angelika's jüngere Schwester, die still, mystisch, Gottergeben, die schweren Zeiten des Kampfes noch überlebt hatte. Die Rückkehr geschah an einem bestimmten Tage: und es war ein rührender Moment, als die von verschiedenen Orten herkommenden Wagen, mit den so lange getrennten Schwestern sich fast sämmtlich vor dem Kloster trafen, die Nonnen sich an den weißen Gewändern und dem rothen Kreuz auf der Brust schon von ferne erkannten und dann unter Freudenthränen einander in die Arme sanken. Gemeinsam kamen sie dann (es waren ihrer noch 60 Nonnen) in der verlassenen Kirche ihres Klosters wieder an und intonirten den Lobgesang. Man nennt die so zu Stande gekommene Versöhnung, den Kirchenfrieden. Er war abgeschlossen am 8. October 1668, und es ist dies der Moment, bis zu welchem Racine seinen eleganten Abriß der Geschichte von Port-Royal führt; aber er bezeichnet nur eine Windstille, die eintritt, keinen bergenden Hafen, der erreicht ist.

Gunst und Gnade ergoß sich nun, sogar Seitens des Königs, über die Messieurs von Port-Royal. Der große Arnauld ward zuerst vom päpstlichen Nuntius, dann von dem Könige selbst empfangen, der äußerst huldreich zu ihm sprach. Für Saci, den jüngeren Bruder Le Maitres, Arnauld's Neffen, öffneten sich die Thore der Bastille, in welche der Machtbefehl Ludwigs den frommen Priester und Dichter, den Uebersetzer der Bibel, geworfen hatte. Mit ihm ging sein treuer Jünger und Freund, Fontaine, der den Meister in das Gefängniß begleitet, nun auch wieder in die Freiheit. Er hätte dies früher erreichen können; aber er hing so treu und innig an seinem geistlichen Vater, daß er denen, die ihm die Wahl ließen, sich von ihm zu trennen oder im Gefängniß zu bleiben, gesagt hatte: „Oeffnet mir diese Thüren, und Ihr werdet sehen, wohin ich mich wenden werde; meine ersten Schritte werden Saci suchen." Er hat das gesammte Geschlecht von Port-Royal überlebt und in seinem Alter jene einfachen, weit ausmalenden Memoiren zur Geschichte des Klosters geschrieben, die uns ein so treues Bild jenes eigenthümlichen Geisteslebens vorführen.

Es folgen nun zehn Jahre völligen Friedens, die noch einen reichen Nachherbst voll schöner Früchte bringen. Aber allmählig verschwindet die alte Generation, die „Adlerbrut", die, im geistigen Sinn, St. Cyran gezeugt. Mutter Agnes verschied zwei Jahre nachher. An ihrem Grabe erstarb der Gesang der Schwestern in Schluchzen; aber ihr Bruder Arnauld — jetzt der Letzte des Geschlechtes — mit dem Männerchor hielt aus, bis die Exequien vollendet. Wiederum, als einige Jahre später auch Saci ins Grab gesenkt wurde, konnten die Solitaires vor Rührung nicht weiter singen; diesmal waren es die Schwestern, die den Schmerz mit Geisteskraft bezwangen. An die Spitze des Klosters trat nun die jüngere Angelika, Mère Angélique de St. Jean, eine Tochter d'Andilly's, der gleichfalls mit seiner ritterlichen Gestalt, seinem ehrwürdigen weißen Haar, als Einsiedler in Port-Royal lebte, wo er seine Pfirsiche zog und gelegentlich dem Hofe gegenüber noch die Honneurs des Klosters machte, bis er, 85 Jahre alt, hier sein christliches Ende fand. — Im

*) Vergleiche die Artikel Port-Royal I—V, in Nr. 45—49 des vorigen Jahrgangs.

Kloster blühte eine Erziehungsanstalt für Mädchen, die noch die segensreichsten Früchte trieb, während die Knabenschulen, die 1660 geschlossen worden und aus denen ein Racine und Tillemont hervorgegangen, nicht wieder eröffnet wurden. Das Kloster selbst ward, um die große Zahl der Bewohnerinnen zu fassen, mit zwei neuen Seitenflügeln weiter ausgebauet. Das enge Waldthal füllte sich mit Wohnungen, welche die Freunde von Port-Royal sich anlegen ließen: so die Herzogin von Longueville, die Schwester des großen Condé, die einst, in den Kriegen der Fronde, mit Königen als ihres Gleichen gerungen; nach ihrem stürmischen, an Abenteuern reichen Leben, kam sie hieher, den Frieden zu finden, und ließ hier, nach ihrem letzten Willen, ihr Herz beisetzen. Ebenso waren hier zu vorübergehendem Aufenthalte angesiedelt der Prinz von Conti und seine Gemahlin, und der Herzog von Liancourt, der mit seiner früh gestorbenen Gattin das Musterbild einer christlichen Ehe mitten in einer verderbten Welt lebte. Sie Alle hatten hier ihre Landhäuser; im Hofe von Port-Royal hatte Tillemont, der unablässig an seinem Riesenwerke, der Kirchengeschichte der ersten sechs Jahrhunderte arbeitete, sein bescheidenes Häuschen errichtet. Hamon, der fromme Arzt, ritt von hier aus täglich in die Umgegend, um unentgeltlich Hilfe den Armen zu spenden, und legte seine Andachts- und Studienbücher, um keine Zeit zu verlieren, auf den Nacken seines Esels und las so. Auch Racine, früh des Dichterruhms übersättigt, kam zurück, und suchte bei Arnauld und Nicole Versöhnung für die Spöttereien und Beleidigungen, die er in seinen leichteren und glänzenden Tagen wider die Friedensstätten seiner Jugend geschleudert. Obgleich er hier nicht seine Wohnung nahm, blieb er im Verkehr mit Port-Royal, dessen Priorin später seine Tante, die Mutter Thekla, war; und wie hier seine Jugend die erste fromme Anregung empfangen, so entnahm er auch von hier (und nicht, was nur ein äußerer Anlaß zu seinem erneueten poetischen Schaffen wurde, in St. Cyr, wo Frau von Maintenon waltete) den Geist zu seinen spätesten, edelsten Dichtungen, den mit wunderbarer Innigkeit empfundenen religiösen Dramen Esther und Athalie. Von hier aus wurden die Pensées Pascals nach seinem Tode redigirt; ja die gebildete Sprache des neuen, reinen Französisch, dessen Geburtsstätte Port-Royal geworden, ward sogar jetzt in die Diplomatie hinausgetragen, durch Pomponne, d'Andilly's Sohn, den damals hochgeehrten Gesandten und Minister Ludwigs XIV. Von nah und fern strömten Gäste herbei, das heilige Klosterleben Port-Royals kennen zu lernen.

Aber aller Glanz war doch nur ein Abendglanz. Wie schon das innere Leben sich nicht mehr auf der Höhe des Geistes hielt, auf die es Angelika, St. Cyran und Le Maitre gestellt; so war auch der äußere Einsturz nahe. Kaum hatte Frau von Longueville, um deretwillen allein noch die Feindschaft Ludwigs XIV. gezögert zu haben schien, die Augen geschlossen, als die Verfolgung losbrach. Die Jesuiten wie die Montespan, und an ihrer Stelle später Frau von Maintenon, verbanden sich zu dem gleichen Zweck, Ludwig XIV. zu reizen — obwohl dieser kaum des Sporns bedurfte. Er vergaß es nicht, daß einst die Führer der Fronde mit Port-Royal befreundete Beziehungen gehabt, wenn diese gleich der allerunschuldigsten Art gewesen, und kehrte zu seiner ursprünglichen Meinung zurück, daß sich das Bestehen des absoluten Staates mit keiner abweichenden Religionsansicht innerhalb desselben vertrage, und daß deshalb die Jansenisten ebensowohl wie die Protestanten staatsgefährlich seien. Er wollte nicht immer und immer wieder die Herren von Port-Royal als Inhaber aller Wissenschaft, alles Geistes und alles Geschmacks rühmen hören, wie er selbst sich äußerte. Wie einst die Verfolgung von 1660 mit der Schließung der Knabenschulen begonnen hatte, so begann jetzt die spätere, im Jahre 1679 mit dem Befehl, die Pensionärinnen zu entlassen; zweiundvierzig junge Mädchen, unter ihnen Namen der edelsten Familien Frankreichs, verließen das Kloster, wo sie eine Erziehung empfangen, die selbst Boileau in seinen Versen rühmt. Bald nachher wurden die Einsiedler von Port-Royal verwiesen, etliche von ihnen, die ihrem Berufe nach Priester waren, weit in die Ferne verbannt. So endete Lancelot in Quimperlé in der Bretagne, Nicole in einem anderen abgelegenen Kloster, Walon und Tillemont in zurückgezogenen Studien bei den Ihrigen. Arnauld verließ bald nachher flüchtig Frankreich und begab sich nach den Niederlanden, von wo er nie mehr zurückkehrte. — Dann wurden dem Kloster die Postulantinnen (die Schwestern, die sich zum Eintritt gemeldet hatten, aber noch nicht recipirt waren) genommen, endlich auch die gewohnten Beichtväter, und fremde an ihre Stelle gesetzt.

So brachte man das Kloster gleichsam auf den Aussterbeetat. Und in der That, zu allem Unglück von außen hielt auch der Tod seine Lese in der Mitte der Schwestern. Es starb auch die jüngere Angelika, und an der Spitze der Gemeinschaft steht von nun an die Mutter Thekla, eine Racine, die Tante des Dichters; fast das ganze ältere Geschlecht sank ins Grab. Aber der Nachwuchs, jetzt auch meist schon bejahrt, war in demselben festen Glauben an die Gnadenlehre, in derselben, von Menschenfurcht nichts wissenden Treue erzogen, wie die Adlerbrut St. Cyran's. Und gerade diese Mädchen beschämten durch ihre Beständigkeit manchen Mann aus der Partei, von denen nicht Alle beharrten. Die Geschichte Port-Royals ist, wie gesagt, von 1680 an nur noch ein langes Sterben. Von den zahlreichen Quellen derselben gewinnen jetzt das meiste Interesse die Nekrologe, in denen mit rührender Treue jedes Gliedes der Gemeinschaft gedacht ist, und in denen Fürstenkinder neben den Dienstboten, wie sie der Tod durcheinander ohne Wahl geerndtet, eingezeichnet sind — gewürdigt nur nach dem, was den Menschen über das Grab hinüber begleitet, nach ihrer Frömmigkeit, ihrer Treue, ihren guten Werken. Im Jahre 1694 endete auch Arnauld in den Niederlanden, wo sein Leben fast ein ununterbrochenes Fliehen und Sichverbergen gewesen. Zuletzt hatte er wieder in Brüssel gelebt, in einem engen, feuchten Hause, in welchem Alles klösterlich geordnet war; nur wenige Zeit täglich erging er sich in einem kleinen Gärtchen, welches man, um den Nachbaren seinen Blick zu entziehen, mit Leinewand überspannt hatte. Quesnel, der letzte Vertreter des Jansenismus, der eine Bibel mit praktisch erbaulichen Erklärungen herausgab, die weit verbreitet wurde, stand ihm zur Seite. „Er ist nun im Schooß der Wahrheit, die er einzig geliebt hat," schrieb dieser den

Freunden, als er von seinem sanften Tode ihnen berichtete. Arnaulds Herz wanderte auf den Kirchhof von Port-Royal, wo fünf Jahre später auch Racine zu Füßen seines Lehrers Hamon, seinem letzten Willen gemäß, beigesetzt wurde. Arnauld's eigentliches Grab in Brüssel blieb lange unbekannt; man fürchtete mit Recht, die Feinde würden, wie man Jansens Ruhestätte gestört, auch die seinige entheiligen. Die Gläubigen von Port-Royal aber verglichen ihn um so mehr mit einem Moses, dessen Grab auch von Niemand gefunden worden.

Aber dem Könige, der in seinen Sünden gealtert war, starb Port-Royal zu langsam. Er fürchtete, es könne ihn überleben, und dann von neuem wieder aufblühen; sein Wille aber sollte über seinen Tod hinaus gewaltig sein. Sein Beichtiger, der Père de la Chaise und die Frau von Maintenon schürten seinen Haß, der Erzbischof von Paris und zuletzt selbst der Papst wurden in Bewegung gesetzt, ein armes Mädchenkloster zu vernichten, dessen Bewohnerinnen selber sämmtlich die Hand des Todes schon über sich fühlten. Leider lag auch in den Jansenisten als alter Erbfehler die Streitsucht, und so wurde gerade von Theologen ihrer Partei in neuen Schriften die alte Streitfrage wieder aufgeregt, in welchem Sinn die 5 Sätze aus Jansens Schriften vom Papst verdammt seien, mit welchem Recht, wie weit man durch die früheren Auslegungen und unterzeichneten Formulare gebunden sei oder nicht. Das geschah, als eben nach den beiden milden, dem Jansenismus nicht unfreundlichen Päpsten, Innocenz XI. und XII., Clemens XI. folgte (1705), der entschlossen war, endlich die Ketzerei ganz zu unterdrücken, und in diesem Sinne die Bulle Vineam Domini ausgehen ließ, die eine Verdammung Jansens und seiner Gnadenlehre enthielt. Der König forderte durch ganz Frankreich von allen geistlichen Corporationen einen Revers, daß sie dieser Bulle sich unterwürfen; auch von den Nonnen von Port-Royal, auf die es ganz besonders abgesehen zu sein schien. Das hätte geheißen, die so herrliche, im Geist und Glauben so herrliche Vergangenheit des Klosters, hätte geheißen St. Cyran, die Mutter Angelika, Pascal, Arnauld verleugnen, wenn man sich gefügt. Umsonst kam in vollem Amtsornat der Erzbischof von Paris selbst, sie ihres Eigensinns wegen zu schelten. Sie fügten sich nicht. Nach der nicht löblichen, aber seit Arnauld eingerissenen Sitte bei den Jansenisten, hatten sie versucht, sich mit Clauseln und Protesten der Gewalt zu entwinden; als dies nicht anging, erwarteten sie entschlossen und still in Gott ihr Schicksal. Es war in den vierzehn alten Nonnen, die noch vorhanden waren, etwas von dem Heldenmuthe, mit dem wohl manchmal die invalide Besatzung einer morschen Festung sich dem Heere eines Welteroberers entgegengestellt hat. Umsonst versuchten die ersten Autoritäten des kirchlichen Frankreichs, der milde Fénelon, der gewaltige Bossuet, sie zur Unterwerfung zu bestimmen: sie wichen und wankten nicht.

Das Ende stand bevor. Die Mutter St. Thècle Racine war nun auch schon lange todt, und die letzte Aebtissin, Mutter Boulard, lag im Sterben. Da glaubten mehrere Nonnen und selbst andere, zum Kloster nicht gehörige Personen, aus der Höhe, von den Wölbungen der Kirche herab, helle, liebliche Stimmen von wunderbarer Sanftheit in leisen Gesängen klingen zu hören, den ganzen Tag ihres Todeskampfes hindurch. Auch für das Kloster, wir sehen es, beginnt der Todeskampf — aber seine letzten Phantasien entsprechen seinem heiligen Leben.

Wozu in die oft ermüdenden Details dieses letzten Ringens eingehen? Man nahm den Nonnen ihre Einkünfte und gab sie dem längst innerlich wie äußerlich von ihnen geschiedenen Kloster Port-Royal von Paris; man gab ihnen wieder andere Beichtväter, die ihnen noch fremder standen, als die vorigen; man weigerte ihnen die Sacramente, zuletzt excommunicirte man sie völlig. Noch immer ging dies Ludwig XIV. zu langsam; er trieb den Erzbischof von Paris, dieser berief sich wieder auf den Papst; endlich kam von Rom die Bulle, die das Kloster aufhob. Es war im October 1709, gerade hundert Jahre nach jenem „Tage am Gitter", der die Größe des Klosters mit der Heldenthat der jungen Angelika Arnauld begründet. Am Morgen des 29. fand man im Schlafsaal beide Lampen erloschen, was bei der regelmäßigen Ordnung des Klosters als ein Wunder und Vorzeichen angesehen wurde. Wenige Stunden nachher, als die Nonnen nach der Prime eben im Capitel zusammensaßen, verlangte ein Bauer die Priorin zu sprechen; er hatte von den Waldhöhen herab, wo er gearbeitet, einen Zug Wagen den Klosterweg einschlagen sehen und kam, die im Volke ihrer Frömmigkeit und Wohlthaten wegen verehrten Schwestern zu warnen. Aber hier galt es nur schweigende Ergebung. Die Wagen hielten vor der Klosterthüre, der Polizeilieutenant (Mr. d'Argenson) trat, von Gefreiten und Archers begleitet, in den Hof. Er verlangte die Priorin zu sprechen, ließ sich im Namen des Königs und Erzbischofs in das Innere des Klosters führen, nahm alle Papiere und Effecten, zuletzt auch alle Schlüssel in Beschlag, und versammelte dann alle Nonnen und auch die Conversen, die indessen ungestört ihre Terze gesungen bis zum Veni Creator, im Capitel; selbst eine alte gichtbrüchige Schwester mußte herbeigetragen werden. Nun kündigte er ihnen den Beschluß an: das Kloster sei aufgelöst, die Nonnen sollten sofort — er gab nur wenige Stunden zu den nothwendigen Vorbereitungen — in andere Klöster zerstreuet werden. Jene versuchten keinen Protest und Widerspruch mehr; und so wurden die Greisinnen aus ihrer Friedensstätte und der lebenslangen Herzensgemeinschaft losgerissen, und unter den Gefahren der Reise, unter Wetter und Stürmen in die fremde Welt, zum Theil in sehr entfernte Klöster transportirt. Eine Kutsche nach der anderen verließ den Klosterhof; das Ganze glich einem Leichenbegängniß.

Nun standen die Hallen leer, in denen einst die Fülle des Geistes und Glaubens geströmt; und ebenso die Scheuren, in denen die Einsiedler ihre unsterblichen Geisteswerke gedacht und geschaffen. Nur die zahlreichen Gräber der Heiligen auf dem Klosterhofe schienen die Wache zu halten; und nicht einmal diese sollten ungestört bleiben. Zuerst kam der Befehl, daß die Klostergebäude niedergerissen werden sollten. Dies geschah im Anfange des Jahres 1710. Man hielt die Kirche für ausgenommen. Als man aber einmal im Werk der Zerstörung begonnen, legte man den Hammer auch an die Kirche; und als diese fiel, innerhalb welcher viele Gräber waren, so begann

man auch an die Gräber Hand zu legen. Der Erste, der die Sünde beging, von der Ausgrabung der Todten zu reden, war ein entarteter Arnauld, der Marquis von Pomponne, Sohn des Ministers und Enkel d'Andilly's. In feiger Wohldienerei bat er den König, seine gestorbenen Verwandten von einem Orte wegschaffen zu dürfen, „der das Unglück gehabt, Sr. Majestät zu mißfallen.“ Es ward ihm gestattet. Andere, der Hofgunst zu gefallen, folgten dem Beispiel. Die Entweihung war so begonnen, noch mit äußerlicher Decenz; die Lust der Verwüstung drang aber dann in die Zerstörer, und die Todten, die keine Verwandten hatten, die sich ihrer annahmen, wurden behandelt, als ob sie unter die Klauen wilder Thiere gefallen seien.

Wieviel Leiber, wieviel Herzen hatten hier Ruhe gefunden! Jetzt wühlten die rohen Arbeitsleute, mit der ihrer Nation eigenen Frivolität die Gräber auf; Habsucht gesellte sich zur Bestialität. Es schien sich der Tag nach der Pariser Bluthochzeit zu wiederholen, oder die Scenen des Pfälzer Krieges, wo Ludwigs XIV. Soldaten dieselben teuflischen Thaten an den Kaiserlichen in Speier geübt. Es waren wohl Aufseher bestellt, welche die Ueberführung der Leichen- und Knochenreste auf benachbarte Kirchhöfe überwachen sollten, aber sie ließen die Arbeiter thun, was sie wollten, welche trunken und lachend zwischen den Leichen hausten, von denen sie nach und nach einen großen Haufen zusammenwarfen. Es war, als ob der Traum der Athalie in Racine's großer Dichtung eine Prophetie gewesen, die an seinen Freunden in Erfüllung ging:

> Ich sah nur noch ein gräßliches Gemisch
> von Fleisch und von Gebein, durch Koth geschleift,
> sah blutbefleckte Lumpen und zerriss'ne
> Gliedmaßen, die gefräß'ge Hunde sich
> beim grausen Mahl bestritten.

Denn selbst dies Letzte, Häßlichste geschah. Zwei vornehme Herren, die in den benachbarten Wäldern jagten, stiegen aus Neugier zur Kirche hinab, und fanden die Leichen ganz unbewacht hingeworfen; Hunde nagten daran! — Sie mußten die Thiere mit Kolbenstößen davonscheuchen und schalten die Aufseher, die ihr Werk so schlecht betrieben. Hörte Ludwig XIV. von diesen Greueln? und ahnte ihm in irgend einem seiner Träume, daß noch wildere Hände einst auch seine Gebeine und die seiner Ahnen aus den Königsgräbern von St. Denis reißen würden?

So endete Port-Royal. „Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibet es allein; wo es aber erstirbt, so bringt es viele Früchte.“ (Joh. 12, 24.) — Und die Früchte sind noch da; ich nenne nur unter den vielen Pascals Pensées und Racine's religiöse Dramen. Die leben in der Geschichte; wie manche stille und schlichte Seele aber durch Port-Royal einst den Frieden auf Erden und das Wohlgefallen Gottes gefunden, davon schweigt das Lob der Zeiten, aber es dauert fort in den Gefilden der Ewigkeit, in welchen dem himmlischen Säemann kein Korn, und sei es auch noch so klein, verloren geht. —

Hundert Jahre später, gerade 1809, schrieb der Abbé Grégoire, jener wunderliche Mann, der, einst verloren in die Irrwege der Revolution, doch durch die tiefe Poesie und Religiosität seines Herzens wieder emporgetragen wurde, sein kleines Werk: Les ruines de Port-Royal. Sei es mir vergönnt, der Schrift mein Schlußwort zu entnehmen: Nun, sagt er, scheint stilles Sinnen diese Gegend zu bewohnen, wo ehemals die melodischen Stimmen und die himmlischen Gesänge der Jungfrauen wiederhallten; nun herrscht hier Schweigen, das kaum das Klappern der Mühle und das Seufzen der einsamen Waldtaube in den Gipfeln unterbricht. Auf dieser Terrasse am Hause der „Scheuren“, wo so viele Gelehrte der Arbeit, dem Studium, der Meditation sich ein[st] weiheten, wie oft habe ich da die alten Bäume besucht, die d'Andilly's Hand gepflanzt, wie oft von der Höhe der Felsen, die die Straße von Chevreuse überragen, die Sonne sinken sehen und des eigenen Lebensabends gedacht! An Orten, wo der Tod mit rascher Hand erndtet, im Gewühl der Städte, vergißt man ihn — hier finde ich sein Bild wieder. Aber alles Düstere, was ihn umschwebt, besiegt die Hoffnung. Er ist nur der Uebergang von der Finsterniß zum Licht, vom Zweifel zur Zuversicht, vom Verlangen zur Erfüllung, von der Verbannung zum verheißenen Lande.“

D. M.

Der Frauenverein für Gesundheitspflege in London.

Wer zählt die Vereine, die Societies, Associations, Committees u. s. w., welche in der Weltstadt London existiren, sich von Jahr zu Jahr vermehren und alle mögliche wissenschaftliche, künstlerische, gesellige, gemeinnützige oder auch gemeinschädliche Zwecke verfolgen? Nur von dem kleinsten Theile derselben hat man in London selbst genauere Kunde, von noch wenigeren erfährt man im übrigen England und Europa etwas, und viele verdienen auch kein besseres Schicksal, als unbekannt und auf den kleinen Kreis ihrer Mitglieder beschränkt zu bleiben. Dagegen giebt es Vereine, die vielleicht weniger durch den Umfang ihrer Leistungen, durch die Großartigkeit ihrer Erfolge, als durch die Schönheit und Humanität ihrer Motive allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme verdienen, und von einem solchen möchten wir in den nachstehenden Zeilen einige Facta berichten.

The Ladies Sanitary Association — der Frauenverein für Gesundheitspflege in London — hat es sich zur Aufgabe gestellt, durch Wort und Schrift aufmerksam zu machen auf alle Feinde, welche durch öffentliche und Privateinrichtungen dem höchsten Gute des Menschen, der Gesundheit, drohen. Er kämpft für die Beseitigung der Uebelstände, welche täglich und stündlich dem Tode seine Beute liefern; er bewirkt, soweit es nur in seinen Kräften steht, die Schöpfung heilsamer Institutionen; er hat, wie wohl eigentlich kaum hinzugefügt zu werden braucht, die armen und arbeitenden Klassen zum Gegenstande seiner besonderen Fürsorge gemacht.

Der Verein, welcher im Jahre 1857 in's Leben trat, hat während der Zeit seines Bestehens mehr als fünfzig Abhandlungen über Gesundheitspflege drucken lassen und jede derselben in nahezu einer Million von Exemplaren über ganz Europa, wie über Amerika, Australien, Afrika, Indien und China verbreitet. Auch sind Uebersetzungen in den meisten europäischen Sprachen davon veranstaltet worden. Eine ebenso zweckmäßige, empfehlenswerthe Ein-

richtung ist ferner eine Vereinsbibliothek, welche alle möglichen, in irgend einer Weise mit der Gesundheitspflege in Beziehung stehende Schriften enthält und unentgeltlich verleiht.

Große Verdienste um den Verein und um Verbreitung seiner Ideen hat sich ein Mitglied desselben, Mrs. William Fison, erworben, welche drei Jahre hindurch als Apostel desselben das Reich durchzog und mindestens in 50 der größten Städte der vereinigten drei Königreiche Versammlungen berufen und vor denselben mit begeisterten Worten über die von ihr und ihren Freunden verfolgten Zwecke und Ziele gesprochen hat. In Folge ihrer unablässigen Bemühungen haben sich denn auch in den bedeutendsten Städten Großbritanniens Zweigvereine gebildet oder sind in der Bildung begriffen, welche, jeder nach den Bedürfnissen ihres Platzes und dessen Bevölkerung, ganz selbstständig wirken, dabei aber in der innigsten Wechselbeziehung zu einander stehen.

Daß ein Verein wie „The Ladies Sanitary Association" in vielen Fällen nur die Anregung geben, nicht selbstständig wirken kann, liegt bei der Natur der Verhältnisse, welchem der Verein seine Aufmerksamkeit zugewendet, auf der Hand. Gar viel hängt gerade hier oft von dem guten Willen und dem einsichtsvollen Verständniß des Einzelnen ab. Indeß ist es häufig schon sehr wesentlich, daß Uebelstände zur Sprache gebracht, zum Gegenstande öffentlicher Erörterungen gemacht werden; denn dies ist der Weg, welcher endlich zu ihrer Beseitigung führt. In diesem Sinne hat der Verein viel gewirkt durch Besprechung der schlechten und unzureichenden Wasserleitungen in verschiedenen ackerbautreibenden Distrieten, durch Klagen über die großen Schwierigkeiten, welche die ärmere Bevölkerung hat, ein gesundes, ihr sehr nothwendiges Nahrungsmittel, die Milch, von den Pächtern und Landleuten zu erlangen, lediglich weil diesen die dadurch verursachte Mühe nicht reichlich genug durch den Gewinn aufgewogen scheine. In beiden Fällen ist die vom Verein ausgegangene Rüge nicht unbeachtet geblieben und hat an verschiedenen Orten guten Erfolg gehabt, eine noch viel größere Beherzigung fand die von ihm ausgegangene Warnung vor der arsenikhaltigen grünen Farbe, die eine Zeitlang an Kleiderstoffen, künstlichen Blumen, Tapeten und verschiedenen Geräthen angewendet und der Gesundheit im höchsten Grade gefährlich ward.

Der Verein hat sich jedoch nicht bei allen Gelegenheiten mit der Mahnung und Warnung begnügt, sondern, wo es irgend thunlich schien, selbst Hand angelegt, um Abhilfe zu schaffen. Ein Gegenstand seiner besonderen Fürsorge waren schon seit längerer Zeit die Schneiderinnen und Putzmacherinnen der großen Städte und namentlich Londons, welche derartig mit Arbeit überbürdet werden, daß sie derselben je nach ihrer Constitution in kürzerer oder längerer Frist erliegen müssen. Jetzt ist unter den Auspicien des Vereins ein Etablissement ins Leben getreten, wo junge Mädchen unter Bedingungen, welche ihrer Gesundheit nicht schädlich sind, in der erwähnten Weise beschäftigt werden, und man hofft durch das gegebene Beispiel reformirend auf die gesammten Zustände einzuwirken. Von verschiedenen Zweigvereinen ist ferner der Bau gesunder Wohnungen für die ärmeren und arbeitenden Klassen in die Hand genommen und ebenso die Desinfection von Orten bewirkt worden, deren pestilenzartige Ausdünstung ansteckende Krankheiten erzeugten. Ganz besonders möchten wir aber noch einer Einrichtung des Londoner Vereins gedenken, welche ein schönes Zeugniß weiblicher Milde, gepaart mit practischer Umsicht, liefert.

Alljährlich, wenn die Frühlingssonne die über London lagernden Nebel verscheucht und seine Parks mit frischem Grün bekleidet, sammelt der Verein eine Schaar armer, vernachlässigter Kinder, Schüler der Raggedschools und dergleichen, und läßt sie, so lange die gute Jahreszeit währt, unter der Aufsicht geeigneter Führer und Führerinnen wöchentlich zweimal hinausziehen in die Parks, damit die armen kleinen Wesen, denen selbst Licht und Luft ein Luxus erscheint, frische reine Luft athmen und sich an unschuldigen, ihrem Alter angemessenen Spielen ergötzen. Zu diesem Zwecke wird auch geeignetes Spielzeug unter sie vertheilt, und da wohl anzunehmen, daß die Bewegung im Freien die Eßlust der Kinder erwecke, so erhalten die, denen es die Eltern nicht mitgeben können, ein Butterbrod, damit der knurrende Magen Keinen in seiner Freude störe. Wir müssen gestehen, der Verein wirkt viel Gutes; beschränkte sich aber seine ganze Thätigkeit auch nur darauf, jenen armen Geschöpfen, die gleich alt geboren scheinen, ein kleines Stück des geraubten Kindheits-Paradieses zu ersetzen, auf diese kleinen bleichen Angesichter einen Schimmer rosiger Jugend, kindlicher Fröhlichkeit hervorzurufen, so schiene er uns schon eine sehr schöne Aufgabe zu erfüllen und den Wunsch zu rechtfertigen, seinen Mitgliedern zugezählt zu werden. (Mag. f. d. Lit. d. Ausl.)

Statistisches.

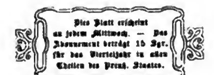
Nach amtlicher Mittheilung hat die im vorigen Jahre für die kirchlichen Nothstände eingesammelte Kirchen- und Haus-Collecte 88,405 Thlr. 4 Sgr. 8 Pf. ergeben, trotz der Kriegszeit nur 7199 Thlr. weniger als im Jahre 1864. Die für die Victoria-National-Invaliden-Stiftung veranstaltete Kirchencollecte hat im Ganzen etwas über 39,116 Thlr. eingebracht.

Im Elisabeth-Kinder-Hospital zu Berlin befanden sich beim Beginn des Jahres 1866: 38 Kinder; aufgenommen wurden im Laufe des Jahres 68, so daß im Ganzen 106 in Behandlung waren. Von diesen wurden 47 entlassen (40 geheilt, 6 gebessert, 1 nicht gebessert) 18 starben und 41 blieben ultimo 1866 in Behandlung.

Die Einnahmen dieser Anstalt während des Jahres 1866 betragen 4544 Thlr. 11 Sgr. 9 Pf., die Ausgaben 4543 Thlr. 14 Sgr. 6 Pf.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der







Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 3. April 1867. **Nr. 14.**

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat die Rechtsritter:

Major a. D. Freiherrn von Massenbach, auf Bialokosz bei Pinne und

Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, Freiherrn von Rigal-Grunland, zu Godesberg bei Bonn,

auf Vorschlag der Posenschen resp. der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft und nach erfolgter Zustimmung des Ordens-Kapitels, zu Commendatoren des Johanniter-Ordens, ersteren für die Provinz Posen, letzteren für die Rheinprovinz, ernannt.

Jerusalem zur Zeit der Kreuzfahrer.

Von G. Rosen.

Wir haben uns in diesen Blättern wiederholt mit der Vorzeit Jerusalems beschäftigt und namentlich bei Besprechung des ältesten christlichen Pilgerberichts (des Itinerarium Burdigalense vom Jahr 334) gezeigt, daß schon im Anfange des Mittelalters die Lage der Thore, sowie die Richtung einiger Straßen dieselbe gewesen zu sein scheine, wie heut zu Tage. Der Umstand, daß die in jenem Berichte gegebenen dunkeln und vereinzelten Andeutungen ganz in dem heutigen Jerusalem ihre Erklärung finden, berechtigt zu der Annahme, daß die Uebereinstimmung der damaligen Stadt mit der heutigen weit über das durch die Literatur Nachweisbare hinausging. Der Grund jener Unveränderlichkeit, welche Jerusalem vielleicht vor allen, bis auf unsre Tage bewohnt gebliebenen alten Städten voraus hat, liegt auch auf der Hand; es ist die, durch den absoluten Mangel an Bauholz und die Nothwendigkeit, die Häuser mit schweren Steinkuppeln zu überdachen, bedingte massenhafte Bauart, welche, wie vormals, so noch jetzt, die Wohnung des einfachen Privatmannes im Aeußern einer mittelalterlichen Zwingburg ähnlich erscheinen läßt. Feuersbrünste, in Europa so oft die Vorbedingung oder der Anlaß der regelmäßigern Legung des Straßen-Netzes, sind in Jerusalem während der seit Hadrians Wiederaufbau der Stadt verflossenen 17 Jahrhunderte etwas Unerhörtes gewesen; der gelegentliche Umbau eingestürzter oder abgebrochener Häuser konnte in seiner Vereinzelung auf den Straßenlauf keinen Einfluß üben, und keinem Machthaber irgend einer Zeit mochte es einfallen, mittels einer umfassenden Zerstörung eine Umgestaltung vorzunehmen, wenn man voraussah, daß gegen die neuen Pläne die Schutthaufen kaum geringern Widerstand leisten würden, als die stehenden Gebäude selbst.

Damit wollen wir nicht sagen, daß nicht das Ansehn der Stadt in so langer Zeit an vielen Stellen ein anderes geworden. Bei der Abnahme der Bevölkerung wurden ganze Quartiere verlassen, die Gebäude verfielen und das brauchbare Material wurde nach andern Stellen geschleppt. In den dichter bewohnten Stadttheilen wurden die Wohnhäuser gegen die freien Plätze vorgeschoben; über Ruinenstätten erhoben sich hier Prachtbauten und dort Haufen aufgeworfenen Schuttes, anderwärts entstanden aus eingefallenen Palästen jämmerliche Hütten — aber der allgemeine Character der Stadt wurde nicht dadurch berührt. Dieser Character vererbte sich von dem heidnischen Jerusalem auf das byzantinisch-christliche, von dem christlichen auf das muhamedanische. Wie Gottfried von Bouillon ihn vorfand, so Saladin, so die Statthalter der Mamlucken-Sultane Aegyptens, die türkischen Mutesellims und Paschas. Der 25jährige Bestand der europäischen Colonie hat jene eigenthümliche Signatur ebenso wenig verwischen können; vielmehr läßt sich ihr, so tief ist sie eingeprägt, trotz der größern Beweglichkeit der Neuzeit noch eine lange Dauer verheißen.

So viele topographische Angaben aus dem Mittelalter der heil. Stadt in Historikern und Pilgerberichten auf uns gekommen, so lassen sich dieselben dennoch der großen Mehrzahl nach in dem heutigen Befunde nachweisen, und wo dieß nicht möglich ist, da liegt der Grund weniger in den stattgehabten Veränderungen, als einerseits in der Unsicherheit und Unrichtigkeit jener oft nur flüchtig hingeworfenen Notizen und andererseits in der Schwierigkeit, die Meinung der ungebildeten Schriftsteller zu errathen. Hie und da mag die Identität noch über das Mittelalter hinausgehen; denn abgesehen von dem im Harami Scherif sich darstellenden Tempelplatze läßt eine nach characteristischen Endpunkten bei dem Geschichtschreiber Flavius Josephus angegebene Straße, welche vom Tempelplatze über das Tyropöonthal hinweg nach der alten Königsburg lief, sich noch heute eine Strecke weit verfolgen. Jedoch sind die

vom classischen Alterthum auf uns gekommenen Nachrichten zu unzusammenhängend, als daß da ein allgemeines Urtheil sich über die Sphäre der Conjectur erheben könnte. Die eingehende topographische Beschreibung war nicht die Sache des Alterthums und wenn Josephus darin mehr geleistet hat als mancher Andere, so konnte er sich doch nicht von dem Geschmack seiner unmittelbaren Leser frei machen. Ueberhaupt bildete sich ein Interesse an der genauen Kenntniß einer entfernten Oertlichkeit im europäischen Culturleben erst dann heraus, nachdem zwei Religionen des Orients, das Judenthum und das Christenthum, sich unter den Völkern des Occidents verbreitet hatten, und es nun als Heiligungsmittel betrachtet wurde, sich, wo nicht durch eigne Anschauung, doch wenigstens durch Reisebeschreibungen mit dem Lande oûtre mèr, wie Palästina emphatisch genannt wurde, dem Schauplatz der Thaten und Leiden des Heilands, bekannt zu machen.

Wenn also dies Cultur-Moment zu den mittelbaren Segnungen des Christenthums gehört, so ist nicht zu verwundern, daß die älteste systematische Städte-Beschreibung, die wir besitzen, sich auf Jerusalem bezieht. Dies interessante Schriftstück, **La citez de Jherusalem** betitelt, rührt von einem dem Namen nach unbekannten Verfasser her, von dem wir aber so viel mit Sicherheit voraussetzen können, daß er um die letzte Zeit des fränkischen Königthums in der heil. Stadt gelebt habe und bei ihrer Eroberung durch Saladin gleich den übrigen Abendländern vertrieben worden. Seiner eignen Angabe nach stellt er Jerusalem so dar, wie es um die Zeit jener Eroberung beschaffen war; seine Arbeit ist um so werthvoller, als er nicht in den bei Schriftstellern seiner Gattung so gewöhnlichen Fehler verfällt, durch seine Beschreibung die topographischen Räthsel des alten Jerusalem erschöpfen zu wollen. Mit Recht giebt er der Schrift das Datum des verhängnißvollen Jahres 1187, wenn auch aus einer Stelle im Text hervorgeht, daß die Verfassung erst eine Reihe von Jahren später stattgefunden haben kann. Die Sprache ist die altfranzösische, wie sie in dem immer ausschließlicher zu einer französischen Adelscolonie gewordenen Kreuzfahrer-Reiche allgemein im Gebrauch war. Handschriften sind in den größeren Bibliotheken nicht selten; am besten ist sie von Dr. T. Tobler als Appendix seiner Topographie von Jerusalem und von M. Vogué in seinem Werke Les églises de la Terre Sainte herausgegeben worden. In der hier folgenden Uebersetzung haben wir nur einige dem Zweck fremde ethnographische und biblische Abschweifungen weggelassen.

Die Stadt Jerusalem.

Da die meisten guten Christen gern von Jerusalem und den heiligen Stätten reden und reden hören, wo Jesus Christus lebte und starb, so wollen wir hier sagen, wie die Stadt beschaffen war, als Saladin und die Saracenen sie von den Christen eroberten. Der Eine und der Andere wird sich dafür interessiren; wem es aber mißfällt, der mag es ungelesen lassen.

Jerusalem war die ruhmreichste und vorzüglichste Stadt der Welt. Aber sie liegt nicht mehr auf derselben Stelle, wo sie lag, da Jesus Christus auf Erden war, gekreuziget wurde und vom Tode zum Leben auferstand. Damals lag Jerusalem auf dem Berge Zion; jetzt liegt es dort nicht mehr. Zur Zeit der Eroberung durch die Saracenen gab es auf dem Zion nur eine Abtei mit einem Münster unsrer lieben Frau, nach der Tradition auf der Stelle des Hauses erbaut, wo Jesus Christus am Grünen Donnerstag mit seinen Jüngern das Abendmahl feierte und das Sacrament des Altars stiftete. In diesem Münster war die Stätte, wo er dem heil. Thomas acht Tage nach Ostern die Wunden seiner Hände und Füße, so wie seiner Seite zeigte und ihm sagte, er solle seine Finger in seine Seite legen. Ebenda erschien er am Himmelfahrtstage den Aposteln und speiste mit ihnen. Als er von ihnen Abschied nahm, um sich in den Himmel zu erheben, gaben sie ihm von hier aus das Geleite bis auf den Oelberg, wo er auffuhr. Hieher kehrten sie auch vom Oelberge zurück und erwarteten den heil. Geist, wie ihnen denn Jesus Christus gesagt und befohlen hatte, daß sie in die Stadt zurückkehren und den ihnen verheißenen heil. Geist erwarten sollten. An derselben Stelle sandte er ihnen am Pfingsttage die Gnadengabe des heil. Geistes. In diesem Münster ist auch die Stelle, wo die Jungfrau Maria starb, und von wo die Apostel sie forttrugen, um sie im Josaphat-Thale zu begraben. Ueber dem Grabe der Jungfrau Maria erhob sich ein Münster, den man den St. Marien-Münster von Josaphat nannte, mit einer Abtei von Schwarzen Mönchen. Der ersterwähnte Münster hieß dagegen St. Marien-Münster vom Berge Zion, und hatte eine Abtei von regulirten Stiftsherren. Beide Abteien lagen außerhalb der Stadtmauer, die eine auf der Höhe, die andre im Thal, jene zur Rechten der Stadt im Süden, diese gegen Sonnen-Aufgang zwischen dem Oelberge und Zion.

Auch das Grab unsers Heilandes und der Calvarienberg lagen zur Zeit der Kreuzigung Christi außerhalb der Mauern; jetzt sind sie fast in der Mitte der Stadt. Diese selber liegt auf einem Abhange und neigt sich ostwärts über das Josaphat-Thal gegen den Oelberg.

II.

Jerusalem hatte vier Stadthore, welche im Kreuz einander gegenüber lagen, und mehrere Seitenpforten; ich werde hier das Nähere über sie angeben. Das Davids-Thor lag gegen Abend und hatte gegen sich über das Goldene Thor hinter dem Templum Domini gegen Morgen. Es lag zur Seite des Davidsthurmes, nach welchem es benannt worden war. Durch dies Thor eingetreten, fand man zur Rechten, vor dem Davidsthurme herlaufend, eine Straße, welche durch eine (in der südlichen Stadtmauer befindliche) Seitenpforte nach dem Berge Zion führte; bevor man aber an diese Pforte gelangte, hatte man an der gedachten Straße, zur linken Hand, den Münster des heil. Jacobus von Gallicien*), Bruders des heil. Johannes des Evangelisten, auf der Stelle erbaut, wo der Tradition zufolge die Enthauptung des Jacobus stattgefunden. Die große vom Davids-Thore nach dem Goldnen Thore laufende Straße nannte man bis zum Wechsler-Markte die Davidsstraße.

Links vom Davidsthurm war ein großer Platz, auf

*) San Jago di Compostella; der Verfasser schreibt vor Allen für Italiener, Spanier und Franzosen, welche den Heiligen unter diesem Namen am besten kannten.

dem man das Korn verkaufte. War man die sogenannte Davidsstraße eine Strecke hinabgegangen, so fand man zur Linken eine Straße, welche die Patriarchenstraße hieß, weil an ihrem Ende der Palast des Patriarchen lag. Zur Rechten an dieser Straße war eine Pforte, durch welche man in die Räume des (Johanniter=)Hospitals gelangte. Durch eine weitere Pforte an derselben Seite trat man in den Münster des heil. Grabes; jedoch war dies nicht die Hauptpforte.

Wenn man auf den Wechselmarkt kam, da wo die Davidsstraße aufhörte, so hatte man (zur Rechten) eine Straße, welche nach dem Berg=Zions=Thore lief und demnach Berg=Zions=Straße hieß. Zur Linken des Wechselmarkts fand sich eine ganz überwölbte Straße, die Kräuterstraße genannt, wo Früchte jeder Art, Oel, Gartenkräuter und Gewürze verkauft wurden. Am Ende dieser Straße war ein Platz, wo man den Fisch verkaufte, und hinter dem Fischmarkt zur Linken war ein sehr großer Platz, wo Eier, Käse, Hühner und Gänse feilgeboten wurden. Zur Rechten dieses Marktes waren die Verkaufsläden der syrischen Goldschmiede; auch verkaufte man dort die Palmen, welche die Pilger (paumier nach der hier angedeuteten Sitte geheißen) von Palästina (oûtre mèr) mitbringen. Weiter fand man zur Rechten die Läden der lateinischen Goldschmiede. Am Ende dieser Läden war ein Nonnenkloster, Sancta Maria Major mit Namen. Weiter kam ein Kloster von Schwarzen Mönchen, Sancta Maria Latina genannt. Dann kam man an das Johanniter=Hospital, welches dort seinen Haupteingang hatte.

III.

Rechts, dem Hospital gegenüber, war der Haupteingang des heil. Grabes. Hier befand sich vor dem Portal ein sehr schöner, mit Marmor gepflasterter Platz, mit einer Kirche zur Linken, Sanct Jacobus der Jacobiten geheißen. Rechts vom Portal führte eine Treppe zum Calvarienberge hinauf. Ueber diesem erhob sich eine sehr schöne Capelle mit einer andern, sich gegen die Grabeskirche öffnenden Thüre und Treppe. Stieg man die Letztere hinab und trat in die Grabeskirche, so fand man unter dem Calvarienberge Golgatha. Zur Rechten hatte man dort den Glockenthurm der Grabeskirche und eine der heil. Dreieinigkeit gewidmete, sehr große Capelle, in welcher letzteren man alle Frauen der Stadt verheirathete; dort war auch der Taufstein, wo man die Kinder taufte. Diese Capelle schloß sich (außerhalb) der Grabeskirche an und stand mit ihr durch eine gerade auf das Grabdenkmal schauende Pforte in Verbindung.

An der Stelle des Grabdenkmals (li monumens) bildete die Kirche eine oben offene und unbedeckte Rotunde. In dem Denkmal selbst, welches ganz überwölbt war, befand sich der Grabstein. Zu Häupten des Denkmals war außerhalb ein Altar, den man das Haupt, chavec, nannte. Daselbst sang man jeden Morgen bei Sonnenaufgang Messe. Ein schöner wohlgepflasterter Platz umgab das Denkmal, so daß die Processionen ganz um dasselbe herumgehen konnten. Ostwärts lag dann der Chor der Kirche, wo die Stiftsherren sangen; dies war ein oblonger Raum. Zwischen dem Chor der Stiftsherren und dem Grabdenkmal befand sich ein Altar, wo die Griechen (li Griu) sangen; jedoch war eine Clausur dazwischen mit einer, beide Räume verbindenden Thüre. Inmitten des Stiftsherren=Chors war ein marmornes Lesepult, Compas geheißen, auf welchem die Epistel verlesen wurde. Dem Hochaltar dieses Chors zur Rechten war der Calvarienberg. Wurde daselbst die Auferstehungsmesse gesungen, so wandte sich der das Evangelium recitirende Diacon bei dem Worte: Crucifixum, gegen den Calvarienberg; wenn er dann die Worte sang: resurrexit, non est hic, so wandte er sich gegen das heil. Grab; bei der Stelle: ecce locus, ubi posuerunt eum, wies er darauf mit dem Finger, dann wandte er sich wieder dem Buche zu und sprach das Evangelium bis zum Schlusse.

Durch eine am Ende des Chors befindliche Pforte gelangten die Stiftsherren der heil. Grabeskirche in ihr Kloster. Rechts von dieser Pforte, d. h. zwischen ihr und dem Calvarienberge, war eine sehr tiefe Grube, zu welcher eine Treppe hinabführte. Daselbst war eine Capelle, die Sanct Helenen=Capelle geheißen, indem dort die heil. Helene das Kreuz, den Hammer, die Nägel und die Krone fand. Zu den Zeiten von des Heilands Erdenwallen warf man nämlich die Kreuze, an denen die Missethäter gehangen hatten, nach der Abnahme dort hinab, so wie auch die Gliedmaßen, die man ihnen als Strafe auf dem Calvarienberge abhieb. Dieser Berg führte davon den Namen (Schädelberg), weil man dort die Hinrichtungen vornahm und den Verbrechern die Glieder abhieb, die sie nach dem Richterspruch verlieren sollten. — Traten die Chorherren (durch die besagte Ostpforte) aus dem Chor, so hatten sie zur Linken ihre Schlafgemächer und zur Rechten ihr Refectorium, welches sich dem Calvarienberge anschloß; zwischen beiden aber ihren Klosterhof mit den Arcadengängen. In der Mitte des Hofes war eine große Oeffnung, durch welche man in die von dorther Licht bekommende Helenen=Capelle hinuntersah.

IV.

Nachdem ich euch so die Grabkirche beschrieben, kehre ich zu dem Wechselmarkte zurück. Von diesem lief neben der Kräuterstraße eine (zweite) Straße ab, welche man Malcuisinat, „schlechte Küchen“, nannte. Daselbst kochte man das Fleisch, das man für die Pilger feilbot; auch wusch man ihnen dort die Köpfe, bevor sie weiter nach dem heil. Grabe gingen. Aber lassen wir jetzt den Markt und gehen wir zum Goldenen Thore. Die Straße, welche man nach demselben einschlug, hieß die Tempelstraße, weil sie nicht blos zum Goldenen Thore, sondern auch zum Tempel führte. Stieg man diese Straße hinab, so hatte man (zunächst) zur Linken die Metzgerei, wo man den Stadtbewohnern das Metzgerfleisch verkaufte. Dann kam zur Rechten eine andere Straße, welche zum Hospital der Deutschen führte und daher die Deutsche Straße hieß. Weiter war zur Linken auf der Brücke eine Sanct Aegidien=Kirche. Am Ende dieser Straße kam man an ein Thor, welches man das Schöne Thor nannte, weil Jesus Christus zur Zeit seines Erdenwallens dadurch (vom Tempel aus) Jerusalem zu betreten pflegte. Dasselbe Thor befindet sich in einer Mauer, welche sich zwischen der Stadt und der Mauer des Goldenen Thores hinzieht.

V.

Zwischen den besagten beiden Mauern dehnt sich ein großer freier Platz aus, welcher den Tempel in der Länge

auf mehr als Bogenschußweite und in der Breite auf Steinwurfsweite umgiebt. Derselbe war gepflastert, und man nannte ihn (schlechthin) das Pflaster, le pavement. Kam man nun von dem vorerwähnten Thore her, da hatte man zur Rechten den Tempel Salomo's, wo die Tempelbrüder wohnten. In grader Linie von dem Schönen Thore zu dem Goldenen lag der Münster Templum Domini und zwar auf einer Erhöhung, so daß man auf Stufen zu ihm hinanstieg. Oberhalb der Stufen fand man einen großen und weiten, den Münster ringsumgebenden, ganz mit Marmor gepflasterten Platz. Der Tempel-Münster war ganz rund (tot roons). Zur Linken der Hochterrasse war die Wohnung des Abtes und der Stiftsherren; eine Treppe führte auf dieser Seite von der untern Fläche zu der obern. Gegen Osten befand sich neben dem Münster eine Capelle des heil. Jacobus des Jüngern, daselbst erbaut, weil derselbe den Märtyrertod dort erlitt, indem die Juden ihn vom Tempel hinabstürzten. In der besagten Capelle zeigte man auch den Ort, wo Jesus die Sünderin befreite, welche die Juden hinrichten wollten, weil sie im Ehebruch betroffen worden war, und der er befahl, sie solle gehn und hinfort nicht mehr sündigen. Von dem Ostrande dieser Terrasse stieg man gegen das Goldene Thor eine Treppe hinab, unterhalb welcher man denselben freien Platz, wie am Eingangsthore fand. Dort ist die Vorhalle, die Salomo baute. Dies Thor war vermauert, so daß Niemand hindurchpassirte; nur zweimal im Jahre wurde es aufgebrochen, um eine Procession einziehen zu lassen, nämlich erstlich am Blüthen-Ostern (d. h. am Palm-Sonntage), weil Christus an demselben Tage hindurchging und daselbst von einer Procession empfangen wurde, und zweitens am Fest der Kreuzeserhöhung im September, weil durch dies Thor das heil. Kreuz nach Jerusalem zurückgebracht wurde, da der römische Kaiser Heraklius es den Persern abgewonnen hatte und es durch dies Thor in die Stadt trug, und das ganze Volk ihm in Procession entgegenging. Um das Goldene Thor der öffentlichen Benutzung entziehen zu können, hatte man seitwärts ein Nebenthor angelegt, das Josaphat-Thor geheißen, dessen sich die Bewohner der Stadt nach jener Seite hin bedienten. Dasselbe lag links (nördlich) vom Goldnen Thore.

Auch gegen Süden ging man von der Hochterrasse des Tempels gegen den Tempel Salomon's eine Treppe hinab; sodann hatte man zur Linken eine Kirche, die die Wiege (le berc) hieß, indem dort die Wiege stand, in der Gott der Herr der Sage nach gewiegt worden. Der Tempel-Münster hatte vier kreuzweise gelegene Thore, das erste gegen Abend, durch welches die Bewohner der Stadt zum Tempel gingen, das andre im Osten, durch welches man zu der St. Jacobus-Capelle ging und weiter nach dem Goldenen Thore. Das Südthor blickte gegen den Tempel Salomo's, und durch das Nordthor trat man in die Abtei.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die christliche Liebesthätigkeit während des letzten Krieges

spricht sich die „Evangelische Kirchenzeitung" in Nr. 5 vom 16. Januar c. wie folgt aus:

„Die Entwickelung der christlichen Liebesthätigkeit, wie sie in dem Kriege stattfand, kann man nur mit herzlicher Freude ansehen. Die Opferwilligkeit für die Verwundeten und Kranken und für die Familien der Landwehrmänner, die sich überall in Preußen kundgab, wird hauptsächlich nur aus den Einflüssen des christlichen Geistes abgeleitet werden können, der allein nur die natürliche Selbstsucht bewältigen kann. Die Sache bietet aber auch der Betrachtung eine andere Seite dar. Die patriotische Opferwilligkeit läßt den Mangel des willigen Geistes zur Abhilfe der eigentlich kirchlichen Nothstände um so greller hervortreten. Vergleichen wir die großen Summen, welche in der Hauptstadt für alle Bedürfnisse des irdischen Vaterlandes beigesteuert wurden, mit den winzigen Beiträgen für den Kirchenbauverein, so können wir uns tiefen Schmerzes nicht erwehren. Es liegt nun noch klarer vor Augen wie früher, wir dürfen die Spärlichkeit dieser Beiträge nicht aus dem Mangel an Mitteln ableiten, auch nicht aus einer allgemeinen engherzigen Unwilligkeit zu geben, sondern sie kann nur aus einer inneren Gleichgiltigkeit gegen die schreiendsten Nothstände der Kirche abgeleitet werden, die als solche gerade bei dem allgemeinen Bettage recht deutlich vor Augen traten, und nicht minder auch bei dem Friedensfeste, wo die wenigen Kirchen bei weitem nicht hinreichten, die sich zudrängende Menge aufzunehmen. Solche Gleichgiltigkeit kann nur darin ihren Grund haben, daß das Herz dem innersten Wesen der Kirche entfremdet ist, wenn es sich auch ihren wohlthätigen Einflüssen nicht ganz entziehen kann. Wer aber so den Quell nicht mag, den straft Gott dadurch, daß er ihm nach und nach auch die Bächlein versiegen läßt, die von dem Quell ihren Ursprung haben. Möge dies Gericht von uns abgewandt werden! Möchte Gott das Herz unseres Königs lenken, daß er durch den Eifer in Betreibung des Dombaues seinem Volke voranleuchte und die Nachlässigkeit desselben beschäme. Es gilt dem vorzubeugen, daß nicht das Wort von Neuem in Erfüllung gehe: „Ihr wartet wohl auf viel und es wird wenig, und ob ihr's schon heimbringt, so zerstäube ich's doch. Warum das? spricht der Herr Zebaoth: Darum, daß mein Haus so wüste steht und ein jeglicher eilt auf sein Haus. Darum hat der Himmel über euch den Thau verhalten und das Erdreich sein Gewächs."

Die Thätigkeit der evangelischen Feldgeistlichen kann im Allgemeinen nur Gegenstand der lebhaftesten Freude sein. Doch hat der Krieg auch den Beweis geliefert, daß in der Besetzung der Militairpredigerstellen während der Friedenszeiten die allerhöchste Sorgfalt anzuwenden ist, ebenso auch, daß die improvisirte Anstellung jugendlicher Diaconen, trotz der ausgezeichneten Leistungen einzelner, doch auch manches Bedenken gegen sich hat, überhaupt, daß man wohlthun würde, die Organisation, die in Bezug auf die Armee in Friedenszeiten für den Krieg stattfindet, auch auf die geistlichen Kräfte auszudehnen. Dabei möchte in's Auge zu fassen sein, daß für den Krieg überall nur die erfahrensten und bewährtesten Seelsorger auszusuchen sind, während die minder geübten Kräfte zur Stellvertretung in den Gemeinden als dem leichteren Dienste zu verwenden wären.

Die erfolgreiche Thätigkeit des Johanniter-Ordens hat das segensreiche Andenken Friedrich Wilhelm IV.

erneuert, der diesem Orden eine neue Bestimmung anwies und einen neuen Geist einhauchte. Ist auch dieser Geist noch nicht zur vollen Entfaltung gelangt, sind auch unter den Persönlichkeiten bedeutende Unterschiede zu Tage getreten, so hat doch der christliche Rittersinn schon jetzt den Mittelpunkt gebildet und der tieferer Grundlagen entbehrende Adelsgeist hat sich vor ihm gebeugt. Wir wünschen und hoffen, daß der gerade in diesem Stande jetzt so sichtbar wirkende Sauerteig nach und nach die ganze Masse durchsäuern wird.

Die evangelischen Diakonissen haben mit den katholischen barmherzigen Schwestern, die ihrem Namen wohl in dem Verhalten gegen die Kranken Ehre gemacht haben, nicht aber überall in dem Verhalten gegen die evangelischen Mithelferinnen, in treuer Hingebung an ihren Beruf gewetteifert, dagegen aber in der Zahl sind sie bedeutend hinter ihnen zurückgeblieben. Die katholische Kirche hat ziemlich das Doppelte an Arbeiterinnen in das Feld gestellt. Das zeigt, daß in unserer Kirche der Brief des Jacobus noch mehr zu seinem Rechte kommen muß und daß es die Aufgabe der Pastoren ist, recht nachdrücklich zu predigen, daß der Glaube sich in den Werken wirksam erweist und nur in ihnen zu seiner Vollendung gelangen kann, ohne die Werke, wenn er auch ursprünglich lebendig war, ersterben muß. Wie viele ältere christliche Jungfrauen stehen bei uns müßig am Markte und unterlassen es, in einen Stand einzutreten, der zwar schwere Arbeit und Opfer auferlegt, dafür aber auch das Bewußtsein gewährt, nicht umsonst gelebt zu haben und eine Freudigkeit im Angesichte des Wortes: „dies that ich für dich, was thust du für mich?“ eine Sicherheit dagegen, nicht einst das Wort zu vernehmen: „du faule und böse Magd.“

Die Arbeiter-Wohnungen zu Mülhausen im Elsaß.

Aus dem Bericht des General-Directors der Provinzial- und Kommunal-Angelegenheiten A. Bergote an den belgischen Minister des Innern entnimmt das „Preuß. Handels-Archiv“ u. A. nachstehende Mittheilungen: Der Ruf, welchen Mülhausen durch die in den Wohnungs-Verhältnissen seiner Arbeiter-Bevölkerung so schnell und glücklich durchgeführte Reform erlangt hat, steht mit den Thatsachen in vollem Einklange. Der Arbeiter findet dort nicht allein eine ausnehmend gesunde und billige Wohnung, sondern es hängt auch nur von ihm selbst ab, bei Verwendung des Ertrages seiner bescheidensten Ersparnisse, das Eigenthum derselben in wenigen Jahren zu erwerben. Die Ehre hiervon gebührt der industriellen Gesellschaft jener Stadt. Im Jahre 1832 begründet, hat die industrielle Gesellschaft in Mülhausen sich die Förderung und Entwickelung der Industrie selbst, wie das Studium der Mittel zur Aufgabe gestellt, welche zur Verbreitung und Befestigung des Wohlstandes und der Liebe zur Arbeit, zur Sparsamkeit und zur Bildung in der Arbeiterklasse geeignet sind. Ihrer Initiative, im Verein mit dem philanthropischen Geiste, der die Vorstände der bedeutendsten industriellen Etablissements beseelt, sind die ersten Versuche zur Reform der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter zu verdanken. Alle Vorbereitungen für diese Reform waren in Mülhausen getroffen, als das Dekret vom 22. Januar 1852 erschien, welches einen Credit von 10 Mill. Frcs. für die Verbesserung der Arbeiter-Wohnungen in den großen Fabrikstädten Frankreichs aussetzte. Opferwillige Bürger, den höchsten industriellen Klassen Mülhausens angehörig, waren die Begründer jenes Reformprojekts, entschlossen, dasselbe um jeden Preis zur Ausführung zu bringen. War auch die von der Regierung angebotene finanzielle Betheiligung nicht der entscheidende Grund ihres Unternehmens, so erleichterte dieselbe doch das Beginnen und verlieh dem Werke den philanthropischen Character, welcher zur Sicherung des Erfolges so mächtig beigetragen hat. Um aus der Unterstützung des Staates im weitesten Umfange Nutzen zu ziehen, beschlossen die Gründer des Unternehmens, 12 an der Zahl, sich als Societät mit einem Kapital von 300,000 Frcs., in 60 Actien zu 5000 Frcs. zu konstituiren. Zwei angesehene Bürger, die Herren Johann und Mathias Dolfus, schrieben sich an die Spitze der Liste für die Zeichnungen, der erstere mit 175,000 Frcs., der letztere mit 50,000 Frcs. ein. Die im Juni 1855 unter der Firma „Mülhauser Gesellschaft für Arbeiter-Wohnungen“ definitiv konstituirte Gesellschaft erhielt von der Regierung eine Beihilfe von 300,000 Frcs. unter folgenden Bedingungen:

1. im Ganzen für ihre Zwecke 900,000 Frcs. auszugeben,
2. die Häuser zu einem, den Selbstkostenpreis nicht um 8 pCt. übersteigenden Preise zu vermiethen,
3. sie den Arbeitern zum Kostenpreise zu verkaufen,
4. den Miethspreis für eine Dauer von mindestens 20 Jahren aufrecht zu halten.

Nach den Statuten war der Gesellschaft jeder Gewinn untersagt.

Ihre Actien gewähren nur einen Anspruch von 4 pCt. Zinsen des Nominalkapitals und auf Rückzahlung desselben.

Auf Grund der Bestimmungen des mit der Regierung abgeschlossenen Vertrages und der dem Staate gegenüber eingegangenen Verpflichtungen, war die Gesellschaft nur zur Errichtung von ungefähr 300 Häusern verpflichtet. Sie besitzt heute 792. Von dieser Zahl sind 669 an die sie bewohnenden Familienväter verkauft. Die Bauten, einschließlich des dazu verwendeten Grund und Bodens, die noch disponiblen Ländereien und die Ausgaben für allgemein nützliche Einrichtungen haben ungefähr 2,500,000 Frcs. gekostet. Zur Deckung dieser Summe mußte die Gesellschaft, welche ihr Kapital seit der Gründung nur um 55,000 Frcs., getheilt in 11 neuen Aktien, vermehrt hatte, zur Anleihe schreiten. Die Fonds, welche sie auf diese Weise, und zwar durch hypothekarische Verpfändung zu Zinssätzen von $4\frac{1}{2}$ und 5 pCt. flüssig gemacht hat, belaufen sich im Ganzen auf die Summe von 1,111,000 Frcs., von welchen noch 949,000 Frcs. zurück zu zahlen sind. Beim Bau der Häuser, welche die Arbeiterstadt von Mülhausen bilden, sind im Laufe der Zeit verschiedene Modelle in Anwendung gebracht. Es giebt Häuser mit einem oberen Stockwerk und Häuser mit einfachem Parterre; aneinander gereihte Häuser, welche zwischen Hof und Garten liegen; andere, welche in Reihen von 10 bis 20 mit der Rückseite zusammenstoßen; andere endlich, welche zu vieren in Gruppen getheilt und von allen

Seiten mit Gärten umgeben sind. Die ersten mit einem oberen Stockwerk versehenen Häuser waren allgemein in Gruppen von 10 bis 20 an einander und mit der Rückseite gegen eine gleiche Anzahl Häuser gestellt, jede Wohnung mit einem Garten nach der Vorderseite. Sie hatten den Uebelstand, daß sie nicht genügend Luft und Licht gewährten. Man verzichtete auf diese Constructionsart und nahm als unveränderlichen Typus ein System an, welches die Häuser, mögen sie mit einem oberen Stockwerk versehen sein oder nicht, zu vieren gruppirt. Dieses System bietet den Vortheil, den Zutritt der Luft und Ventilation der Wohnung zu erleichtern und letztere mit dem zugehörigen Garten besser zu isoliren. Die Häuser mit oberem Stockwerk enthalten im Parterre zwei Zimmer und eine Küche, oben zwei Zimmer und ein nach den besten Gesundheitsregeln eingerichtetes Kloset, außerdem Keller und Boden. Der vom Hause eingenommene Raum umfaßt 30, der des Gartens 120 Quadratmeter.

Die Kaufkontracte bestimmen:
daß das Gebäude in dem überlieferten Zustande zu erhalten ist; daß der kleine Garten als solcher kultivirt wird, daß die Einfriedigungen unterhalten und daß die am Straßenrande, aber innerhalb der Einzäunung gepflanzten Linden weder beschädigt noch beseitigt werden; endlich, daß der Erwerber ohne Genehmigung des Verwaltungsraths der Gesellschaft das Gebäude weder vor Ablauf von 10 Jahren veräußern, noch an eine andere Familie untervermiethen darf.

Diese Genehmigung wird hinsichtlich des Verkaufs stets ertheilt, wenn der neue Erwerber Arbeiter ist, und hinsichtlich des Untervermiethers, wenn es sich um eine kinderlose Familie handelt und im Allgemeinen, wenn die Familie des Besitzers nicht darunter zu leiden hat.

Wer ein Haus zum Eigenthum erwerben will, hat zunächst zur Deckung der Abgaben und Kontractskosten eine Einzahlung von 250 bis 300 Frcs. zu leisten und sich für die Folge zu monatlichen Zahlungen, welche nach dem Kaufpreise berechnet sind, zu verpflichten. Letzterer, welcher sich Anfangs zwischen 2700—3200 Frcs. hielt, beläuft sich für die Häuser neuester Construction auf 2750—3700 Frcs. Ein Haus zum Kostenpreise von 3000 Frcs. wird zu 18 Frcs. monatlich vermiethet. Wer dem Miethspreise 7 Frcs. monatlich hinzufügt, erwirbt in 13 Jahren und 5 Monaten das Eigenthum des Hauses. Die Miethe zu 18 Frcs. monatlich, oder 216 Frcs. jährlich, giebt in 14 Jahren 3024 Frcs. Der Käufer, welcher an Stelle jener 18 Frcs. während derselben Reihe von Jahren 25 Frcs. monatlich bezahlt hat, wird 4326 Frcs., mithin einen Mehrbetrag von 1302 Frcs. für ein Eigenthum entrichtet haben, welches nach dem Kaufpreise mindestens 3000 Frcs. werth ist. Die Gesellschaft verkauft in Folge dessen ohne Schwierigkeit die Häuser, welche sie errichtet, und die Aussicht, Eigenthümer zu werden, entwickelt bei dem Arbeiter in so hohem Grade den Sinn für Sparsamkeit, daß viele Erwerber, durch Vorausbezahlung der obligatorischen Monatsraten, dahin gelangt sind, den Kaufpreis weit vor Ablauf des vertragsmäßig festgestellten Endtermins zu entrichten. Die Zahl der Häuser, deren Kaufpreis auf diese Weise durch Vorauszahlungen vollständig abgetragen war, belief sich im verflossenen Juni auf 158. Abgesehen von den zum Verkauf bestimmten Häusern enthält die Arbeiterstadt ein allein für die Aufnahme der unverheiratheten Arbeiter bestimmtes Etablissement. Dasselbe ist in passend eingerichtete Zimmer eingetheilt, welche zum Preise von 6 Frcs. monatlich vermiethet werden. In dem Etablissement befindet sich zugleich ein im Winter geheizter und erleuchteter, gemeinschaftlicher Saal, in welchem sich die Miether zusammenfinden können. Die Gesellschaft unterstützt den Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Alle Jahre findet eine Preisbewerbung unter denjenigen zur Arbeiterstadt gehörigen Familien statt, welche sich durch Ordnung, Reinlichkeit und im Allgemeinen durch die gute Erhaltung ihrer Wohnung und durch eine zweckmäßige Kultur des mit ihr verbundenen Gartens auszeichnen. Den am meisten Verdienten werden Prämien in Geld und ehrenvollen Zeugnissen zugesprochen. Bei der Vertheilung dieser Belohnungen wird das äußere und innere Ansehen der Wohnung, der Zustand des Gartens und des Mobiliars, die Ordnung und die Sparsamkeit in der Haushaltung, die Pflege der Kinder und der Erfolg ihres Schulbesuchs, endlich der Verdienst der Familienglieder in Betracht gezogen.

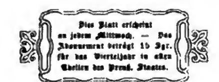
Die hier erwähnten Auszeichnungen sind allgemein sehr gesucht. Man kann daher auch unmöglich etwas Freundlicheres sehen, als die Arbeiterstadt von Mülhausen. Die Gärten sind mit der größten Sorgfalt bearbeitet und unterhalten und die Häuser, innen und außen, von tadelloser Sauberkeit. Die Straßen sind breit und regelmäßig entworfen, und mit einer Doppelreihe von Linden besetzt. Die Breite der Hauptstraßen stellt sich auf 11, die der Querstraßen auf 8 Meter. Beide werden durch Trottoirs von 1 Meter 50 Centimeter begrenzt. In bestimmten Zwischenräumen sind öffentliche Brunnen errichtet.

Statistisches.

In den 16 Hospitälern der (sogenannten) deutsch-österreichischen Ordensprovinz der Barmherzigen Brüder wurden im Jahr 1866: 16,934 Kranke, ohne Unterschied der Religion und des Vaterlandes, aufgenommen und verpflegt. Auf das Ordenshaus in Wien entfallen von dieser Summe 4928 Patienten. Von jenen 16,934 sind 14,652 als genesen entlassen worden; 1542 starben (140 davon überbrachte man sterbend); 740 blieben in Behandlung.

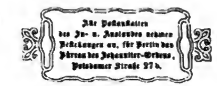
Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.


Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der


Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Bureau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.



Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 10. April 1867. **Nr. 15.**

Carl Friedrich Wilhelm von Winterfeld, Generalmajor und Kommandant von Mainz, Ehrenritter seit 1863, † zu Mainz 30. März 1867.

Jerusalem zur Zeit der Kreuzfahrer.

(Fortsetzung.)

VI.

Von dem Tempel, der Grabkirche, dem Hospitale und den Straßen, welche zwischen den beiden im Westen und Osten gegenüberliegenden Thoren, dem Davids-Thor und dem Goldenen Thor, laufen, habe ich nunmehr das Nöthige angegeben. Jetzt werde ich von den beiden andern Thoren handeln, deren eins gegen Norden, das andere gegen Süden sich öffnet. Das Nord-Thor hieß das St. Stephans-Thor. Durch dasselbe betraten alle Pilger die Stadt, so wie überhaupt Alle, welche über Acka und durch das ganze Gebiet zwischen dem Flusse und dem Meere von Askalon nach Jerusalem kamen. Außerhalb dieses Thores zur rechten Hand des Eintretenden stand früher ein Münster des heil. Blutzeugen Stephanus auf der Stelle, wo er nach der Tradition gesteinigt worden war. Der Kirche gegenüber zur Linken (des in das Thor Tretenden) war ein großes Gebäude, welches man die Asnerie, den Eselhof, nannte, weil dort die Esel und Packknechte des Hospitals untergebracht wurden. Den St. Stephans-Münster trugen die Christen Jerusalems vor der Belagerung ab, weil er der Mauer zu nahe war; die Asnerie dagegen wurde wegen ihrer Nützlichkeit für die nach der saracenischen Eroberung Jerusalems unter Geleit besuchenden Pilger nicht abgetragen. Die Saracenen gestatteten den Pilgern nicht, in die Stadt zu Herberg zu gehen, und so mußte denn der Eselhof zu ihrer Aufnahme dienen.

Innerhalb des Stephans-Thores lag zur Rechten, sich an die Stadtmauer lehnend, das Lazareth von Jerusalem und weiter ein Seitenthor, die St. Lazaruspforte (Posterne de St. Ladre) genannt. Durch diese Pforte ließen die Saracenen, als sie die Stadt den Christen abgewonnen hatten, die Pilger ein, um auf versteckten Wegen das heil. Grab zu besuchen; denn sie wollten nicht, daß die Christen die Stadt von ihrer Vorderseite sähen. Deshalb ließen sie sie durch die an der Patriarchenstraße befindliche Pforte (in die Kirche) hinein und nicht durch den Haupteingang. Ihr müßt nämlich wissen, daß den Saracenen von den das heil. Grab besuchenden Pilgern an Schutz- und Passir-Geldern große Vortheile zuflossen. Jahr aus, Jahr ein mochte sich diese Einnahme auf 30,000 Byzantien belaufen. Später aber excommunicirte man alle Christen, welche ihnen Geleitsgeld und dgl. zahlen würden, um die heil. Stätten zu besuchen, worauf denn jene Einnahme der Saracenen geringer wurde.

War man nun durch das St. Stephansthor in die Stadt getreten, so hatte man zwei Straßen vor sich, eine rechts und eine links laufende. Die zur Rechten wandte sich nach dem an der Mittagsseite der Stadt, dem St. Stephansthore gegenüber gelegenen Berg-Zions-Thore; die zur Linken lief unter der Brücke her gerade auf ein Nebenthor zu, welches das Gerberthor genannt wurde.

Die nach dem Berg-Zions-Thore laufende Straße führte bis an den Markt der Syrier (Cange des Suriens) den Namen St. Stephansstraße. Vor dem bewußten Markte lief zur Rechten eine Straße ab, welche Heilige Grab-Straße genannt wurde, weil sich daran der Eingang zu dem heil. Grabkloster befand, durch welchen die den Grabes-Münster bedienenden Geistlichen in ihre Zellen gelangten. Kam man von da wieder vor den genannten Markt, da bog man rechts in eine zum Münster des heil. Grabes führende überwölbte Straße, in der die Syrier ihre Zeuge verkauften und wo man auch Wachskerzen machte. Jenseits dieses Marktes war der (schon erwähnte) Fischmarkt, woran sich die drei zum Markte der Lateiner gehenden Straßen schlossen, und zwar erstens die sog. überdeckte Straße, wo die Abendländer ihre Stoffe verkauften, zweitens die Kräuterstraße und drittens die Schlechten Küchen.

Durch die Kräuterstraße ging man nach der Berg-Zions-Straße, von welcher man nach dem Berg-Zions-Thore gelangte; man durchschnitt da die Davidsstraße. Durch die überdeckte Straße kam man über den lateinischen Markt in die sog. Judasbogenstraße, welche die Tempelstraße durchschnitt; auch diese Straße lief gerade auf das Berg-Zions-Thor zu. Judasbogenstraße nannte man sie, weil Judas sich daselbst an einem steinernen Bogen erhenkt haben sollte. Links an dieser Straße lag ein St. Martins-Münster und daneben wieder zur Linken ein

St. Peters-Münster. Daselbst soll Jesus den Koth bereitet haben, mit dem er die Augen des Blindgeborenen bestrich und ihm befahl, er solle gehen und sich in der Siloahquelle baden, worauf er sehend werden würde, was er that, und seine Augen erhielt und sehend wurde.

Außerhalb des Berg-Zions-Thores hatte man drei Wege, von denen der zur Rechten auf die Abtei und den Münster des Berges Zion zulief. Zwischen der Abtei und der Stadtmauer war ein großer Begräbnißplatz mit einer Kirche darin. Der zweite Weg zur Linken lief die Stadtmauer entlang, gegen das Goldne Thor zu; ihm folgend, stieg man zum Thal Josaphat hinab und ging auch zu der Siloahquelle. An ihm hatte man zur Rechten nahe dem Zionsthor eine Kirche, St. Peter zum Hahnenschrei (en Gallicante) geheißen, woselbst sich St. Peter nach der Verleugnung Christi in einer tiefen Grube versteckt, dann den Hahn krähen hören und seine Sünde beweint haben soll. Der dritte Weg liegt von dem Thore geradeaus südwärts und hielt sich auf der Höhe des Berges bis an der Abtei vorüber, worauf er in das Thal hinabstieg und weiter nach Bethlehem führte.

VII.

Am Fuße des Zion-Berges gab es im Thale einen Teich, nach einem gewissen Germanus benannt, der ihn hatte wieder herstellen lassen, um das von den Höhen niederfließende Regenwasser zu sammeln. Dahin führte man die Pferde der Stadt zur Tränke. Auf der anderen Seite des Thales zur Linken (vom Bethlehem-Wege) nahe dabei war ein Beinhaus, Chaudemar geheißen, wohinein man die im Hospital zu Jerusalem verstorbenen Pilger warf. Der Grund, auf dem dasselbe lag, war von dem Gelde gekauft worden, wofür Judas das Fleisch Jesu Christi verkauft hatte, wie das Evangelium dies bezeugt.

Auch vor dem Davidsthore im Westen (der Stadt) gab es einen Teich, welchen man den Patriarchenteich nannte, und in dem man ebenfalls das Wasser der Umgegend sammelte, um die Pferde zu tränken. Daneben war ein Beinhaus, das man das Beinhaus des Löwen nannte, und zwar aus folgendem Grunde. Vor Zeiten, heißt es, hatte einmal zwischen Jerusalem und dem besagten Beinhaus ein Kampf der Christen gegen die Saracenen stattgefunden, wobei viele Christen gefallen waren, und diese sollten von den Saracenen des Gestankes wegen am Tage nach der Schlacht alle verbrannt werden. Nun begab es sich aber, daß ein Löwe in der Nacht kam, und sie alle in die besagte Grube trug. Ueber dem Beinhause war eine Kirche, wo man alle Tage (Requiem) sang.

In der Entfernung einer Stunde gab es eine Abtei der Georgier (Jorians), auf der Stelle erbaut, wo der Tradition nach ein Theil des wahren Kreuzes gehauen worden war. — Drei Stunden von Jerusalem gab es eine Quelle, Emmausquelle geheißen, mit einem Schloß, bis zu welchem, dem Evangelium zufolge, der Herr nach seiner Auferstehung mit zweien seiner Jünger ging und sich, um zu speisen, an die Quelle setzte, wobei sie ihn am Brodbrechen erkannten.

VIII.

Kehren wir nunmehr zu dem St. Stephansthor zurück und wenden uns zu der Straße, welche links nach der Gerber-Pforte lief. War man diese Straße ein gutes Stück entlang gegangen, so fand man eine Straße zur Linken, welche die Josaphatstraße hieß. Ging man von da ein wenig weiter, so gelangte man an einen Kreuzweg, in dem links eine Straße vom Tempel kam, welche rechts nach dem heil. Grabe lief. Am Anfang dieser Straße gegen den Tempel war ein Thor, das man das Schmerzensthor (porte douleureuse) nannte — dort trat Jesus hinaus, als man ihn zur Kreuzigung nach dem Calvarienberge führte, und deshalb nennt man es das Schmerzensthor. Zur Rechten auf jenem Kreuzwege war der Bach, von dem das Evangelium bezeugt, daß der Herr hinüberging, als er zur Kreuzigung geführt wurde. Daselbst war eine Kirche des St. Johannes des Evangelisten mit großem Klostergebäude, beides den Nonnen von Bethanien gehörend, welche dort zu wohnen pflegten, wenn Krieg mit den Saracenen war.

Jetzt gehen wir aber zur Josaphatstraße zurück. Zur Linken dieser Straße bis an die Stadtmauer gab es viele Gassen, wie in Städten zu sein pflegen. Dort wohnten die meisten Syrier Jerusalems; man nannte das Quartier la Juiverie, die Judenschaft. Innerhalb desselben lag der Münster der heil. Maria Magdalena, und nahe dabei war eine Pforte (in der Stadtmauer), aus der man nicht in das freie Feld hinausgehen konnte, sondern nur zwischen zwei Mauern. Zur Rechten dieser Josaphatstraße war ein Münster, den man die Rast (le repos) nannte, und wo man sagte, daß Jesus Christus sich ausruhte, als man ihn zur Kreuzigung führte. Dort war auch das Gefängniß, in das man ihn die Nacht, da er in Gethsemane gefangen wurde, setzte. Weiter zur Linken in derselben Gasse war das Haus des Pilatus, jenseit welches eine Nebenpforte in den Tempel führte. Nahe dem Josaphatthore, wiederum zur Linken, gab es eine Nonnen-Abtei, St. Anna geheißen. Vor diesem Kloster war eine Quelle, welche man die Piscina, den Teich, nannte, und welche nicht floß, sondern in einem Graben unter einer darüber gebauten Kirche war. In diese Quelle stieg zur Zeit Jesu Christi der Engel hinab und bewegte das Wasser, worauf denn der erste Kranke, der hinabstieg, von seinem Leiden genas.

Vor dem Josaphat-Thore stieg man in das Josaphat-Thal hinab und hatte auf diesem Wege zur Rechten das Goldene Thor. In dem Thal selbst war eine Abtei von Schwarzen Mönchen mit dem Marien-Münster, in dem sich das Grab der heil. Jungfrau befand. Nach der Einnahme der Stadt trugen die Saracenen die Abtei ab, um mit den Steinen die Stadtmauer auszubessern, die Kirche aber zerstörten sie nicht.

Vergegenwärtigen wir uns nun noch einmal das eben Gelesene, so finden wir da eine Anzahl topographischer Notizen, welche auf Jerusalem in seiner interessantesten mittelalterlichen Epoche ein eben so sehr durch Deutlichkeit, wie durch Umständlichkeit überraschendes Licht werfen. Dieselben sind nach einem gewissen System aneinandergereiht, das wir in Folgendem kurz characterisiren zu können glauben. Der Autor beginnt mit dem außerhalb der südlichen Stadtmauer liegenden Theile des Zionsberges, gleichsam in schuldiger Ehrerbietung gegen das biblische Jerusalem, indem er, getäuscht durch den Namen der uralten

Zions-Kirche und Abtei, nur jenen außerhalb der jetzigen Stadt befindlichen Theil der Bergkuppe als die Ortslage der altjüdischen Capitole betrachtet. Die nahe Verbindung von Zion und Josaphat führt ihn dann gleich auch zur Erwähnung des besagten Thales, bevor er zu der Stadt selber übergeht. Was diese anbetrifft, so liegt — wie könnte sie auch sonst eine heilige sein? — ihrem Gassen-Netz, nach der Ansicht unseres Autors, das Kreuz zum Grunde, und da sie vier Thore, nach jeder Himmelsgegend eins, besitzt, so läßt sich mit einigem Aufwande von Phantasie allerdings jene symbolische Figur herausbringen. Freilich muß er seinem Postulat zu Liebe über zwei wesentliche Schwierigkeiten hinwegsehen. Nach dem, den Ostflügel des Kreuzes darstellenden Goldenen Thore nämlich führt keine Straße, so wie dies Thor denn nie überhaupt in öffentlichem Gebrauch gewesen ist; und das wirklich für Jerusalem nach Osten sich öffnende, für die Kreuzgestalt zu weit nördlich gelegene Josaphat-Thor, heut nach der Jungfrau Maria oder dem Protomartyr Stephanus benannt, war zu seiner Zeit, so gut wie jetzt, ein Haupt-Thor, und keine Posterne oder Nebenpforte, wie er es bezeichnet. — Der Markt im Herzen der Stadt bildet den Vereinigungspunkt der vier großen Verkehrswege, welche von dem Autor je mit ihren Nebenstraßen besonders behandelt werden. Nur die Thalstraße von dem heutigen Damascusthor nach dem der Magrabiten und die Josaphatstraße der Kreuzfahrer, d. h. die im Norden des Tempelplatzes von der Thalstraße nach dem Ost-Thor laufende Gasse, passen nicht in das allgemeine System und erhalten deshalb zum Schluß eine besondere Besprechung. Die Erwähnung der Thore giebt zu kurzen Nachrichten über die in ihrer Nähe vor der Stadt befindlichen Localitäten Anlaß, welche ihnen zum Theil den Namen gegeben haben. Im Allgemeinen ist die Anordnung wohl durchgeführt und auch sonst nicht ohne Verdienst, wenn sie auch hie und da Zusammengehöriges auseinanderreißt, und die Uebersichtlichkeit eben so oft hindert, wie fördert.

Diesen Fehler wollen wir uns bei unserem Commentar zu vermeiden bemühen, und hoffen um so kürzer sein zu können, als wir so manche sich an verschiedene Punkte knüpfende Legende, dafern dieselbe weder eine historische, noch für die Jetztzeit wichtige Bedeutung besitzt, unbeachtet lassen werden. Allerdings hat zu allen Zeiten die Beziehung zu den Thaten und Leiden des Heilands jenen Stätten ihre vornehmlichste Bedeutung gegeben, aber die Auffindung dieser meistens sehr apokryphischen Beziehung gehört — zum Lobe der Kreuzfahrer sei es gesagt — nur zu äußerst geringem Theil diesen kriegerischen Fremdlingen des gelobten Landes an. So wenig kritischer Sinn denselben beiwohnen mochte, so fehlten doch ihrer Epoche die düstern socialen Zustände, die Unmöglichkeit des freien Gedanken-Austausches, der Druck und die der Gemeinde in ihrer Gesammtheit wie ihren einzelnen Gliedern stets drohende Gefahr, welche eine Vorbedingung der Legendenbildung zu sein scheint. Auch können wir, wenn wir die sparsame Erwähnung der Locallegenden bei dem heil. Hieronymus mit dem in dieser Richtung entfalteten Reichthum bei Sävulfus, einem der frühesten Kreuzfahrerschriftsteller, vergleichen, nicht bezweifeln, daß die jacobitisch-christliche Gemeinde Jerusalems, die sog. Suriani, namentlich während der ersten Muhamedanerherrschaft zu Nutz und Frommen des für sie so einträglichen Pilgerbesuchs ihre Phantasie nach der Richtung habe spielen lassen. Die Kreuzfahrer durchschnitten den Faden des frommen Betruges, welchen dann geraume Zeit nach der Wiedereroberung der heil. Stadt durch Saladin vorzüglich unter dem Drucke der Mamlukenherrschaft Franciskaner, Griechen und Armenier, eben so unzuverlässig wie die frühere Legende und oft sogar mit Unkenntniß dieser, wieder anknüpften.

Wir beginnen, wie unser Autor, mit dem Außen-Zion, welches zunebst der am Ende der Armenierstraße gelegenen Seiten-Pforte eins der vier Cardinal-Thore mit der Stadt in Verbindung setzte. Dies Letztere, noch auf der Höhe des Rückens, aber schon an der Kante des ziemlich steilen Ost-Abhanges gelegen, kann füglich nicht, wie Tobler meint, eine östlichere Lage gehabt haben, als heut zu Tage. Möglicher Weise aber war die Front des äußeren Portals damals mehr nach Südosten gerichtet, so daß sich dem Hinaustretenden die Zions-Abtei mehr zur Rechten schob. Der östlich der Mauer entlang laufende Weg besteht noch ganz in der alten Weise, und nicht minder ist der südwärts in das Thal hinabführende, dessen sich die auf dem Zion wohnenden armenischen Pilger noch jetzt zum Besuch Hakeldamas bedienen, deutlich zu erkennen; wo aber der letztere sich gegen die Bethlehemstraße abzweigte, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Die vom Zionsthor jetzt westlich der Mauer entlang gehende Straße bestand damals noch nicht; vielmehr erfahren wir durch unseren Autor, daß der dem Zionskloster sich anlehnende alte christliche Begräbnißplatz sich damals bis an die Stadtmauer erstreckte. Die als auf diesem Begräbnißplatz gelegen bezeichnete Kirche entspricht dem sog. Hause des Pilatus mit seiner ansehnlichen Capelle, offenbar damals, wie wohl die meisten alten Kirchen der Stadt, deren unser Autor, nicht, als im Besitz des einen oder des andern katholischen Ordens stehend, gedenkt, Eigenthum der Syrier oder irgend einer anderen jacobitischen Nation. Bekanntlich sind nach den Kreuzzügen sämmtliche jacobitischen Gemeinden Palästina's zur orthodoxen griechischen Kirche übergetreten und das Haupt-Erbe der alteinheimischen Confession ist den Armeniern zugefallen, als der mächtigsten jacobitischen Secte, in deren Händen sich auch noch das Haus des Pilatus befindet. Die noch jetzt in ihrer Liturgie der syrischen Sprache sich bedienende und den Namen der syrischen Kirche fortführende Confession ist in dem heutigen Jerusalem nur durch ein Kloster, das Haus St. Marci der Tradition, vertreten, gewöhnlich der Sitz eines Bischofs, welcher vom nördlichen Mesopotamien hergesandt wird. — Die kleinere Pforte, zu der die Armenierstraße führte, diente, da sie sich unmittelbar auf den Begräbnißplatz öffnete, wahrscheinlich als Leichenpforte. Es ist keine Spur mehr von ihr vorhanden; vermuthlich ist sie bei dem Umbau der Stadtmauer in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verschwunden.

Was die sonstigen außerhalb der Stadt erwähnten Localitäten anbetrifft, so giebt unser Autor selber über den Verbleib der Kloster-Gebäude zu St. Marien im Josaphat-Thale Aufschluß; die Grabkirche der heil. Jungfrau besteht noch heutigen Tages, wie sie von den Kreuzfahrern ausgebaut worden. Das Josaphat-Thor ist unfehlbar dasselbe, durch welches schon i. J. 334 der Pilger

von Bordeaux hindurchgegangen; seine äußere Front, an der geschütztesten Seite der Stadt gelegen, trägt eine Verzierung von vier eigenthümlich gestalteten, in Basrelief roh gearbeiteten Löwen, welche auf seldschukidischen oder speciell ortokidischen Ursprung deuten, sein äußeres Ansehen war also schon vor der Kreuzfahrerzeit ganz so wie jetzt. Ein betretener Weg den Abhang hinauf hat zu dem benachbarten Goldenen Thore nie hingeführt; die Benutzung desselben ist über die gelegentliche religiöse Feier, von der wir hier erfahren, wohl nie herausgegangen.

Auch das nördliche Haupt-Thor, jetzt gemeinhin nach der Stadt Damaskus, wie zur Zeit des Pilgers von Bordeaux nach Nablus (Neapolis) benannt, behauptet seine alte Stelle. Der Umstand, daß in seinem Fundament ein etwa 7 Fuß über den jetzigen Boden hervorragender großartiger Thorbogen vermauert ist, läßt sogar mit viel Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß daselbst schon ein antikes, der Mauer des Herodes-Agrippa angehöriges Thor gestanden. Die vor ihm gelegene St. Stephanskirche, nach welcher es bis zur Kreuzfahrer-Epoche und noch eine geraume Zeit später den Namen Stephans-Thor führte, bestand schon zu den Zeiten Gottfrieds von Bouillon nicht mehr, und ihre Ruinen, wie diejenigen des Eselhofes, der Asnerie, sind längst spurlos verschwunden. Von den beiden auf der Nordseite erwähnten Nebenthoren hat nur das östliche, das sog. Herodes-Thor, welches früher in den Stadtgraben führte, bei dem Umbau der Mauer durch Suleimann I. Gnade gefunden; jedoch ist dasselbe ebenfalls seitdem condemnirt worden.

Das Davids-Thor, der große Zugang der Stadt von Westen her, ist, wie man leicht sieht, das heutige Jaffa- oder Hebron-Thor; die vor demselben erwähnten Merkwürdigkeiten, der Teich des Germanus im Thale, zuletzt von Suleiman I. reparirt, der obere Gihon-Teich, Birket Mamilla, mit dem jetzt den Muhamedanern dienenden Begräbnißplatze, die Grundbauten der syrischen Babyla-Kirche mit ihrem Beinhause, und weiter das von den Georgiern gestiftete, jetzt ihren Glaubensverwandten, den Griechen, angehörige Kreuzkloster, auf der Stelle errichtet, wo der Sage nach das Holz des heil. Kreuzes als Cypressenbaum gewachsen, sind noch sämmtlich nachzuweisen. Auch das im Südosten der Stadt erwähnte Nebenthor, das „der Gerberey", ist geblieben und führt jetzt nach dem ihm benachbarten Stadtviertel der Magrabiten seinen Namen. Chaudemar endlich oder Chaldemar, der Sage nach das biblische Hakeldama, das unstreitbar in die jüdische Zeit hinaufreichende Pilgergrab an der die Gehinnom-Schlucht südlich überragenden Höhe, welches nachweislich schon im 4. Jahrhundert für seine später so häufig erwähnte Bestimmung diente, ist nicht allein noch vorhanden, sondern führt sogar noch im Munde der einheimischen Christen einen aus der fränkischen Zeit herübergeschleppten Namen, nämlich es Schurnil (charnel, Beinhaus). Die früheren Eigenthümer, die Jacobiten Jerusalems, mußten, wie man aus der Geschichte weiß, im Jahre 1143 dies Gemeingrab an das Johanniter-Hospital abtreten, erlangten aber wahrscheinlich nach der Vertreibung der Kreuzfahrer den Besitz wieder, was sich daraus schließen läßt, daß wir es im späteren Mittelalter in den Händen der Armenier finden.

(Schluß folgt.)

Maria Mathsdotter.

Nur höchst selten dringt eine Nachricht über die Bewohner des äußersten Norden Europa's bis in unsere civilisirten Reiche der Mitte; unbeachtet vom Geschichtschreiber, weil sie wehrlos in jene Einöden des Nordens zurückweichend, niemals Epoche in der Geschichte machten, ist der Name der Finnen und Lappen, dieser ältesten Urvölker Europas, fast verschollen. Selbst die Mission, die ihre Thätigkeit den fernen Bewohnern der Südsee, den Negern unter Afrika's heißem Himmel und der Bevölkerung des unzugänglichen chinesischen Reiches schon seit langer Zeit zuwandte, hat sich erst unlängst mit dem Schicksal jener Völkerschaften beschäftigt, die in den Eis- und Schneeregionen ihrer Heimath seit Jahrhunderten gleichsam in einer geistigen Erstarrung dahinlebten. Selbst die Regierung widmete diesen Nomadenvölkern nur ein höchst stiefmütterliches Interesse. Daß dies jetzt anders und besser geworden, daß man von Seiten der Regierung angefangen, für die Erziehung und Cultur der Lappländer Sorge zu tragen, daß auch die Aufmerksamkeit und Theilnahme ihrer schwedischen Brüder für sie rege geworden, das ist so zu sagen das Werk jenes edlen Weibes, dessen Namen wir an die Spitze dieser Zeilen gesetzt.

Es war im März des Jahres 1864, als diese, Maria Magdalena mit Namen, nach einer langen und beschwerlichen Reise über die Eis- und Schneegefilde, die ihre heimathlichen Einöden von den civilisirten Gegenden Schwedens trennt, in der Hauptstadt Schwedens anlangte, um dem Könige den Zustand des Elends und der Verkommenheit zu schildern, in welchem ihre Nation dahinlebte. Nur ihr starker Glaube und die Liebe zu ihren lappländischen Brüdern konnten ihr, dem schwachen Weibe, die Kraft verleihen, diese Reise auf ungebahnten Wegen und von allen Schrecknissen des nordischen Winters bedroht, ganz allein zu unternehmen. — Und ihr Glaube täuschte sie nicht — denn die wohlwollendste Aufnahme ward ihr zu Theil und ihre Klage fand Gehör, so daß sie mit der Zusicherung, daß ihrem Volke solle geholfen werden, ihren Heimweg wieder antreten durfte. Sie hatte außerdem die Freude, daß, noch ehe sie Stockholm verließ, eine Gesellschaft christlich gesinnter Mitbrüder zu dem Zweck zusammentrat, um auf dem Wege freiwilliger Liebesthätigkeit für die religiöse und sittliche Hebung ihres Volkes nach Kräften Sorge zu tragen.

Mehrere Jahren vergingen seitdem, ohne daß man von dem kühnen Mädchen eine fernere Kunde vernahm. Sie lebte indeß bei ihren Rennthieren, auf den weiten Ebenen ihres Heimathlandes die Heerden ihres Vaters hütend; doch überall, wohin sie kam, war sie unermüdlich thätig für das Wohl ihres Volkes, dessen Beeinträchtigung von Seiten ihrer schwedischen Nachbarn ihr bald Gelegenheit geben sollte, auf's Neue ihren Muth und ihre aufopfernde Vaterlandsliebe zu erproben.

Der südliche Theil Lapplands ist nämlich zum Theil von schwedischen Colonisten bewohnt, die sich hier ansiedeln, um den noch unberührten Boden zu bebauen; sie erhalten zu diesem Zweck eine gewisse Strecke Landes vom Staate angewiesen mit der Verpflichtung, für die Urbarmachung desselben Sorge zu tragen. Allein die Folge hiervon ist,

daß die Colonisten immer weiter in das Innere des Landes vordringen und nach und nach auch die Weiden der Lappländer in Besitz nehmen.

Die Lappländer aber, denen diese Ländereien zum Unterhalt ihrer zahlreichen Heerden unentbehrlich sind, betrachten dies Vordringen der Colonisten als einen Eingriff in ihre Rechte, und es giebt dies, wie begreiflich, fortwährend Anlaß zu Streitigkeiten und Reibereien zwischen den Eingebornen und den Schweden.

Da traten in Folge dieser Mißhelligkeiten die Bewohner von Wilhelmina, der Heimath von Maria Magdalena und in West-Bottnien gelegen, zu einer Berathung zusammen, um über ihre gefährdeten Interessen sich gemeinschaftlich zu besprechen. Nachdem die Sache lange von allen Seiten erwogen war, kamen alle darin überein, daß das einzige Mittel zur Abhilfe dieses Nothstandes das sei, sich an den König selber zu wenden, um seinen Beistand und seine Vermittelung anzurufen. Man beschloß daher einmüthig, diesen Ausweg zu ergreifen und eine Gesandtschaft an den König abzusenden.

Allein wer unter ihnen sollte die lange, mühevolle Reise unternehmen? — Keiner von allen Männern der Gemeinde wollte sich der Ausführung des Auftrages unterziehen, denn alle fanden die Aufgabe allzu beschwerlich und mühevoll.

Da richteten sich Aller Augen auf das kühne Mädchen, das schon einmal diese Reise unternommen und die Gefahren und Beschwerden derselben siegreich überwunden hatte, und tief durchdrungen von den Leiden ihres Volkes ließ Maria Magdalena sich alsbald bereitwillig finden, ihre Dienste noch einmal dem Wohle desselben zu weihen.

Die Reise ward darauf in's Werk gesetzt; in Begleitung einer Cousine machte sie sich auf den Weg und nach einer langen, mühevollen Reise erreichten sie endlich auf ihren Schneeschuhen am letzten October 1866 die Hauptstadt. Hier wurde Maria von den alten Freunden, die schon bei ihrem ersten Besuche von Theilnahme und Mitleid für ihre Landsleute waren ergriffen worden, auf's herzlichste bewillkommt, und man freute sich, aus ihrem eigenen Munde etwas von dem jetzigen Zustande ihres Volkes zu erfahren.

Es wurden, durch ihre Gegenwart veranlaßt, mehrere Versammlungen gehalten und sie durfte sich mit eignen Augen davon überzeugen, mit welchem Liebeseifer man seit ihrer letzten Anwesenheit für das Wohl der Ihrigen thätig gewesen war. Auf ihre Erzählung von dem traurigen Zustand der Gemeindeschulen ihrer Heimath, ward sogleich eine allgemeine Collecte zum Besten dieser Schulen veranstaltet, und durch das ungewöhnliche Interesse, das dies Mädchen überall erregte, trug diese Collecte eine über Erwarten große Summe ein. Unbeschreiblich war ihre Dankbarkeit und stille Freude, da ihre Landsleute, wie sie sagte, das Bedürfniß des Unterrichts tief empfänden und die Gründung jeder neuen Schule als eine besondere Wohlthat begrüßten.

Alles, was sie erzählte, trug sie mit der größten Leichtigkeit vor, und wer sie reden hörte, war eben so überrascht durch ihre logische Gedankenfolge wie durch die klare Ausdrucksweise, die ihr eigen ist. Obwohl sie ein vollkommenes Naturkind genannt werden muß und eine Erziehung nach unseren Begriffen niemals genossen hat, benahm sie sich mit einer bewundernswürdigen Ruhe und Sicherheit; sie vertheidigte bei den ihr gemachten Einwürfen ihre Ansichten mit großer Klarheit und ohne sich durch die Anwesenheit zahlreicher Zuhörer einschüchtern zu lassen.

Dabei verlor sie sich niemals in's Detail, wie dies in der Regel die Weise ungebildeter Personen ist, sondern sie war sich ihres Zieles stets klar bewußt und selbst, wo sie scheinbar von demselben abkam, wußte sie stets wieder auf den Kern der Sache zurückzukommen. „Ich kann Ihnen nicht sagen," heißt es in der Mittheilung eines Geistlichen, der sich lebhaft für das Schicksal der Lappländer interessirt, „welchen wohlthätigen Eindruck eine Unterredung mit diesem glaubensstarken Weibe, das man mit Recht den Apostel ihres Volkes nennen kann, auf mich gemacht hat; man fühlt sich zugleich gedemüthigt und angespornt zu immer größerem Eifer, Angesichts dieser Einfachheit und Demuth, verbunden mit einer so brennenden Nächstenliebe."

Nachdem Maria Magdalena ihren Auftrag im Namen ihrer Landsleute ausgerichtet, verließ sie am 11. November die Hauptstadt mit einem Fahrzeuge, das, den bottnischen Meerbusen entlang segelnd, sie bis an einen Ort an der Küste bringen sollte, von wo sie innerhalb eines Monats die Heimath wieder zu erreichen vermochte. Mit dankerfülltem Herzen und begleitet von den Segenswünschen ihrer schwedischen Freunde trat sie ihre mühselige Heimreise wieder an. „Christian Work."

Die Cooperativ-Genossenschafts-Bewegung in England.

Neuerdings haben in den Eisen-Districten des nördlichen Englands einige Bewegungen unter den Arbeitern stattgefunden, die keinen andern Zweck zu haben scheinen, als eine ähnliche Verbesserung der Arbeiter-Zustände herbeizuführen, wie sie ein Theil der Wollen- und Baumwollen-Fabrikarbeiter von Yorkshire und Lancashire, nach dem Vorgange der „Pioniere" von Rochdale, sich erworben. Die Frage ist nur, ob es möglich sein wird, die Cooperativ-Grundsätze eben so leicht auf Hüttenwerke und Maschinenbau-Anstalten, wie auf Flanell- und Baumwoll-Webereien anzuwenden? Daß solche Grundsätze künftig bei der Regulirung der Verhältnisse zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern überall zur Anwendung kommen sollen, scheint in England allgemein festzustehen, und die Verhandlungen über den Modus, über das Mehr oder Weniger von Concessionen, die von beiden Seiten dabei zu machen sind, haben eben in neuester Zeit auch in den Eisen-Districten einige Arbeits-Stillstände (strikes) herbeigeführt, in Folge deren sich ähnliche Erwerbs-Genossenschaften (trades unions) wie in den Weber-Districten gebildet haben.

Die Herren Fox, Head & Co., Eigenthümer eines großen Hütten- und Walzwerkes zu Newport, haben ihren Arbeitern einen Cooperativ-Vertrag mit folgenden Bedingungen proponirt:

1) Die Arbeiter erhalten ihren Tage- und Stückarbeits-Lohn, wie bisher oder nach dem Arbeitslohn-Tarif, den die Iron Manufacturers Association zu ent-

werfen im Begriff ist, — jedoch unter der Voraussetzung, daß die Arbeiter keiner andern Erwerbs-Genossenschaft (trades union) sich anschließen.

2) Von dem Jahres-Reingewinn des Geschäftes erhält die Firma vorweg 10 Procent als Entschädigung für die Zinsen u. s. w. des in den Grundstücken, Maschinen u. s. w. steckenden Kapitals.

3) Die übrigen 90 Procent des Reingewinnes werden getheilt; die eine Hälfte fließt der Firma zu und die andere Hälfte den Arbeitern, nach Verhältniß ihrer Leistungen.

4) Beträgt der Reingewinn eines Jahres nur 10 Procent, so müssen sich die Arbeiter mit den Löhnen begnügen, die sie empfangen haben. Beträgt er aber weniger, oder ist gar ein Verlust eingetreten, so wird der Ausfall auf das „Gewinn- und Verlust-Conto" des nächsten Jahres eingetragen und demnächst von dem Reingewinne desselben in Abzug gebracht.

5) Sollte es in der Folge nöthig sein, das Betriebs-Kapital zu vermehren und eine Anleihe für das Geschäft aufzunehmen, so werden die Zinsen derselben mit 5 Procent oder höher, falls höhere Interessen zu zahlen sind, ebenfalls vom Reingewinn in Abzug gebracht.

6) Vor Berechnung und Auszahlung der Dividende ist ein Antheil des Gewinnes, welcher nicht mehr als $2^1/_2$ Procent des Gesammtwerthes der Hüttenwerke betragen soll, als Reservefonds festzustellen, der als sinking fund für etwanige Schulden und zur Deckung unerwarteter Ausfälle dient.

7) Um die Werkführer und Arbeiter in den Stand zu setzen, selbst Kapitalisten zu werden, wird die Firma auf Grund des Gesetzes vom Jahre 1865 (Partnership Amendment Act) ihren Arbeitern gestatten, ihre Ersparnisse in den Hüttenwerken anzulegen, gegen eine Zinsvergütung von 5 Procent und mit der Berechtigung, auch an dem Gewinne verhältnißmäßig zu participiren, den die Firma als ihren Antheil an dem Jahres-Reingewinn von 90 Procent erhält. Den Arbeitern steht das Recht zu, die Rückzahlung ihrer Kapitalien nach sechsmonatlicher Kündigung zu verlangen. Um Mißbräuche zu vermeiden, soll der Firma freistehen, zu bestimmen, wie hoch das Maximum des Einlage-Kapitals der einzelnen Arbeiter sein darf.

8) Diese Bestimmungen werden versuchsweise auf drei Jahre eingeführt und können nach Ablauf dieser Zeit prolongirt oder aufgehoben werden. (Mag. f. d. Lit. d. A.)

Die Gesellschaft zur Pflege junger entlassener Sträflinge im Department der Seine.

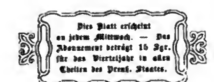
Nicht leicht dürfte eine Arbeit auf dem Gebiet der innern Mission, welche zu den schwierigsten dieser Art gehört, so glänzende Erfolge erzielt haben, als die Wirksamkeit der Gesellschaft zur Pflege junger entlassener Sträflinge im Departement der Seine. Die Gesellschaft wurde im Jahre 1833 gegründet, nachdem durch eine von der Polizeiverwaltung geführte Untersuchung festgestellt worden war, daß von 100 entlassenen jugendlichen Verbrechern 75 rückfällig zu werden pflegten. Bereits nach Ablauf des ersten Jahres der Thätigkeit der genannten Gesellschaft belief sich die Zahl der Rückfälligen auf 46 vom Hundert, nach drei folgenden Jahren auf 19, im zehnten Jahre auf 10 und verminderte sich so fortwährend. Im Jahre 1850 zählte man etwas weniger als 7 Rückfälle von hundert, 1860 nur noch reichlich 3, und 1863 nur noch 1 bis ½. Während der ganzen Zeit ihres Bestehens nahm die Gesellschaft 7651 junge Entlassene in Pflege, von denen 650 rückfällig, 7000 aber vor weiteren Verbrechen behütet und in die verschiedensten Berufsstellen eingeführt wurden. Die Gesellschaft wirkt durch die einfachsten Mittel. Ihre Mitglieder besuchen die jugendlichen Verbrecher in den Gefängnissen, bringen nach der Entlassung einige in ein für diesen Zweck eigens gegründetes Asyl oder bei zuverlässigen Leuten unter, sorgen für ihren Unterricht, versammeln sie zu monatlichen Zusammenkünften, belohnen Fleiß und Fortschritte, behalten sie auch, wenn sie in das Berufsleben übertreten, fortwährend im Auge, sorgen für ihre Pflege in Krankheitsfällen, bei Todesfällen für das Begräbniß, gewähren ihnen bei ihrer Verheirathung eine Beihilfe zur Aussteuer u. s. w. In der That verdient diese meist persönlich geübte Thätigkeit der Mitglieder der Gesellschaft die größte Anerkennung und soviel als möglich Nachahmung. (N. Ev. K.-Ztg.)

Statistisches.

Die allgemeine Unterstützungs-Anstalt für evangelische Schullehrer-Wittwen und Waisen in der Provinz Schlesien zählte im Jahre 1865 überhaupt 2616 Mitglieder, und zwar 2592 mit vollen, 24 mit halben Beiträgen. Pensionsberechtigte Wittwen und Waisen waren überhaupt 571 vorhanden. Die Gesammt-Einnahme betrug 25,606 Thlr. 7 Sgr. 3 Pf., die Gesammt-Ausgabe 22,983 Thlr. 3 Sgr. 3 Pf. Mithin blieb baarer Bestand 2623 Thlr. 4 Sgr. Das Vermögen der Anstalt bestand am Schlusse des Jahres 1865 aus 180,952 Thlr. 29 Sgr. und hat sich gegen das Vorjahr um 5175 Thlr. 29 Sgr. 2 Pf. vermehrt.

Die allgemeine Unterstützungs-Anstalt für katholische Elementar-Schullehrer-Wittwen und Waisen in der Provinz Schlesien zählte am Schlusse des Jahres 1865 überhaupt 2050 Mitglieder und 776 beitragspflichtige Adjuvanten, Pensionsberechtigte Wittwen und Waisen waren überhaupt 491, und zwar 441 Wittwen und 50 Waisen, außerdem aber 77 pensionsberechtigte invalide Lehrer vorhanden. Die Gesammt-Einnahme betrug 19,576 Thlr. 21 Sgr. 5 Pf., die Gesammt-Ausgabe 19,474 Thlr. 22 Sgr. 4 Pf. Mithin blieb ultimo December 1865 Bestand 101 Thlr. 29 Sgr. 1 Pf. Das Vermögen der Anstalt bestand am Schlusse des Jahres 1865 überhaupt in 72,863 Thlr. 26 Sgr. 9 Pf. und hat sich gegen das Vorjahr um 5989 Thlr. 12 Sgr. 3 Pf. vermehrt. (Staats-Anz.)

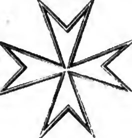
Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 16. Berlin, den 17. April 1867. **Nr. 16.**

1. Carl Freiherr von Holzhausen, Ehrenritter seit 1824, † zu Frankfurt a. M. 31. März 1867.
2. Ottokar Freiherr von Wilamowitz-Möllendorff, Kammerherr, auf Meesendorf, Kreis Neumarkt, Ehrenritter seit 1851, † zu Meesendorf 7. April 1867.
3. Bogdan Graf von Reichenbach-Goschütz, Consulats-Verweser zu Smyrna, Ehrenritter seit 1867, † zu Smyrna 9. April 1867.

Jerusalem zur Zeit der Kreuzfahrer.

(Schluß.)

Gehen wir nunmehr zu der inneren Stadt über, so drängt sich uns zunächst die höchst bemerkenswerthe Thatsache auf, daß der große Markt, von dem die Hauptstraßen nach den vier Himmelsgegenden auslaufen, genau dieselbe Stelle einnahm und dieselbe bauliche Einrichtung hatte, wie heut zu Tage. Jene vier Straßen, im Westen die Davidsstraße, im Süden die Berg-Zionsstraße, im Norden die Stephansstraße und im Osten die Tempelstraße unseres Textes, diese letztere aber durch eine westlich vom Tempelplatze gezogene Nordlinie mit der Josaphatstraße in Verbindung gesetzt, zerlegen Jerusalem in vier ungleiche Viertel, von denen das südwestliche vornehmlich den Davidsthurm, das südöstliche den Tempel, das nordwestliche die heil. Grabeskirche, das nordöstliche aber keine besondere Merkwürdigkeit in sich schloß. In dem Südwestviertel erwähnt unser Autor außer dem Davidsthurm, welcher dem West-Thor seinen alten und der von da zum Markte laufenden Straße den noch jetzt üblichen Namen gegeben, die sich südwärts gegen die Stadtmauer erstreckende Straße mit der aus byzantinischer Zeit herrührenden und immer im Besitz der jacobitischen Confession verbliebenen prachtvollen Jacobus-Kirche des armenischen Patriarchats.

Die Fortsetzung der Davidsstraße in dem heutigen Bazar diente als Wechselmarkt der Lateiner oder Abendländer, ein für Jerusalem wegen der Mannigfaltigkeit der daselbst vertretenen Nationen, welche ein Zusammenströmen vieler verschiedenen Münzsorten voraussetzen läßt, höchst nothwendiges Institut. Die von da nach Süden laufende Hauptstraße, die jetzige Judenstraße, Haret el Jehûd, nahm weder damals, noch jetzt, ihre Richtung gerade auf das Zionsthor zu, führte aber doch als die ihm am nächsten kommende nach ihm den Namen. Schon damals bildete die westöstliche Bazarstraße wie heut zu Tage ein Knie, was sich daraus schließen läßt, daß man von dem fränkischen Zeugmarkte, d. h. der dritten Gewölbereihe, nicht unmittelbar an den Anfang der Tempelstraße gelangte, sondern erst nach Ueberschreiten eines Theils jenes Marktes. Die östliche Parallelstraße der Berg-Zionsstraße, der heutige Juden-Markt, Suk el Jehûd, begann also schon damals eine Strecke südlicher als jene; der sogenannte Judasbogen, nach welchem diese Straße den Namen führte, ist nicht mehr nachzuweisen. Die an ihrer Ostseite erwähnten Kirchen des hl. Martin und des hl. Petrus sind längst verschwunden, jedoch kann man nicht zweifeln, daß sie die Stellen einnahmen, auf denen sich jetzt die große Synagoge der Aschkenazim und die südlich an dies Gebäude stoßende verfallende Moschee erheben.

Die Tempelstraße abwärts verfolgend, gelangt man weiter an eine nördliche Querstraße, jetzt Haret el Kurami geheißen, offenbar dieselbe, in welcher zur Zeit der Frankenherrschaft die Metzgerei der Stadt sich befand. Zu dieser uns hier von unserm Autor kund gegebenen Thatsache haben wir weiter Nichts hinzuzufügen. Noch weiter abwärts folgt eine südliche Querstraße, welche unser Autor der Erwähnung werth gehalten; es ist dies die heutige Derb es Saha, die deutsche Straße der Kreuzfahrer, so genannt nach dem Hospitale der Deutschen, der Wiege des freilich für Palästina nur wenig, um so mehr aber für die baltischen Länder wichtig gewordenen Ordens der Deutschritter. Die Straße beginnt oberhalb des hier Tempel und Stadt verbindenden alten Viaductes und zieht sich dem steilen Hange des Zion über dem tiefen Binnenthale entlang, so daß die Ostseite der Häuser das letztere hoch überragt. Wenn der ihr von den Kreuzfahrern beigelegte Name uns vermuthen läßt, daß das deutsche Hospital ein besonders ansehnliches Gebäude an dieser Straße war, so ist man wohl berechtigt, dasselbe mit einem, wahrscheinlich auf Substructionen des Hasmonaer-Palastes erbauten merkwürdigen alten Hause zu identificiren, welches leider durch neuerdings vorgenommenen theilweisen Umbau viel Charakteristisches verloren hat, aber noch jetzt hie und da

wegen seiner interessanten Aussicht auf den Tempelplatz von Reisenden besucht wird.

Der Viaduct, welcher die Tempelstraße fortsetzte, endigte in eine Brücke, die, wie wir jetzt nicht mehr bezweifeln können, etwaiger späterer Anbauten im Norden und Süden nicht zu gedenken, durch den erst von Tobler und später von Wilson entdeckten, gegen 40′ spannenden und eben so breiten unterirdischen Schwibbogen des sogenannten Obrakteiches, ein mit den ältesten Quaderlagen der Tempel-Umfassungsmauer zusammenhängendes Werk der Herodianer, gebildet wurde. Das jetzt auf einem südlichen Anbaue des Bogens ruhende Gerichtshaus (Mech-Kemeh) war damals noch nicht vorhanden, dagegen wird auf der Nordseite eine, vielleicht auf analoger Erweiterung errichtete St. Aegidien-Kirche erwähnt, welche die Wiedereroberung Jerusalems durch Saladin wenig überlebt haben mag. Wenn zu den Zeiten der Kreuzfahrer die Thalstraße Jerusalems vom Damaskusthore nach dem der Magrebiten noch ihren alten natürlichen Lauf unter dieser Brücke zur Seite der mächtigen Westmauer der Tempeleinfassung hernahm, da darf man sich nicht wundern, daß diese, jetzt durch Vorbauten so vielfach versteckte und nur in einem entlegenen Quartier zugängliche Mauer unserm Autor ganz den Eindruck einer Stadtmauer machte. Hier hat Jerusalem eine wesentliche Veränderung erfahren, von der zwar die Geschichte schweigt, über die wir aber so viel sagen können, daß, wie sie von unserm Autor Ende des 12. Jahrhunderts noch nicht vorausgefühlt wurde, ebenso sie Ende des 15. Jahrhunderts bereits dermaßen in den Hintergrund getreten war, daß der Muhamedaner Mudjir-ed-Din, welcher damals eine Beschreibung von Jerusalem verfaßte, von den frühern Zuständen gar keine Ahnung mehr hatte. In dieselbe Epoche von drei Jahrhunderten muß nördlich von dem Viaduct die Anlage des großartigen Baumwoll-Bazars (Suk el Kattanin) und südlich die Ansiedlung der Magrebiten fallen, welche dem Thal-Quartiere zwischen Zion und Tempelmauer den Namen gegeben haben. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß in Folge der Wiederherstellung der Wasserleitung von den Salomonsteichen im Süden Bethlehems her, welche auf Befehl des Bahritischen Mamluken-Sultans Melik Nassir Muhammed Ibn Kalaun um das Jahr 1336 statthatte, der früher für alle Welt passirbare Raum unter der Brücke zu der Cisterne verbaut wurde, als deren theilweise Ueberdachung man den Bogen neuerdings wieder aufgefunden. Vermuthlich wurden erst nachher die Substructionen der meistens religiösen Zwecken gewidmeten Gebäude im Norden der Brücke errichtet, deren Vorhandensein für den Augenblick eine Untersuchung der Stelle unmöglich macht.

Die Beschreibung des Tempelplatzes giebt uns kaum zu Anmerkungen Anlaß; die weite untere Area, die Hochterrasse, die Felsenkuppel-Moschee oder das Templum Domini, die Kettenkuppel oder die Jacobuskapelle, die Aksa-Moschee oder Templum Salomonis, das Hauptquartier der Tempel-Ritter, endlich die Kapelle der Wiege Christi, dies Alles findet sich heut noch, wie zur Zeit unsers Autors. Nur ist es ein Gedächtnißfehler des Letzteren, wenn er behauptet, das Templum Domini wäre rund gewesen, während es doch achteckig ist. Das im Norden der Hochterrasse erwähnte Kloster der Chorherren des Tempels wurde auf Saladins Befehl abgetragen. — Auf die Notiz, daß die **untere** Area des Tempelplatzes das Pflaster, le pavement, genannt wurde, haben die bisherigen Bearbeiter der „Citez“ zu wenig Gewicht gelegt — woher dieser Name, wenn es doch gerade von der **Hochterrasse** heißt, daß sie ein ausgezeichnetes Pflaster von Marmor, d. h. geglätteten Steinen, besessen? — Wir können nach einer späteren Mittheilung des Autors über den Schmerzensgang des Erlösers wegen der Antwort nicht in Verlegenheit sein: jene Area, und zwar wohl vorzugsweise ihr nordwestlicher Theil, in welchem der Boden aus der roh abgemeißelten natürlichen Felsenbank des Berges besteht, galt den Kreuzfahrern als das Lithostroton, das Hochpflaster oder Gabbatha der Schrift, sie machte also einen Theil der durch die Passion geheiligten Stätten Jerusalems aus.

Wir wenden uns nunmehr zu dem nordwestlichen Stadttheile und zwar zunächst zu dem, einen Theil seiner Ostbegränzung bildenden Bazar. An den von West nach Ost laufenden Wechselmarkt der Lateiner schlossen sich, wie noch jetzt, drei südnördliche Gewölbe-Reihen, von denen die westlichste, jetzt halb Fleisch-, halb Kupferschmiede-Markt, damals als Kräuter- und Gewürzmarkt, die mittlere, d. h. der heutige Gewürzmarkt, als Pilger-Garküchen und die östlichste, jetzt Zeugmarkt einheimischer Kaufleute, damals in gleicher Eigenschaft für abendländische Händler diente. Die unregelmäßig gestaltete offene Straße, gegen welche diese Märkte sich nordwärts öffneten, wurde als Fischmarkt benutzt; dann begann wiederum ein überwölbter Markt, der Zeugmarkt der Syrier oder einheimischen Christen, der tunnelähnlich unter den Gehöften des preußischen Consulatsgebäudes und des jetzigen Johanniter-Hospizes hinlaufende sogenannte Oelbazar (Suk-Chan-Zeit), von welchem ab die nordwärts gegen das Damascusthor laufende offene Straße, dem alten Namen dieses Thores gemäß, St. Stephansstraße genannt wurde.

Im Innern dieses uns also in seiner Umgränzung bekannt gewordenen Viertels wird zunächst nördlich vom Davidsthurm ein freier Platz als Getreide Markt erwähnt, offenbar mit der breiten Straße gleich innerhalb des Jaffathores zusammenhängend, deren Nordseite erst vor wenig Jahren eingehegt worden ist. Weiter geschieht der nördlich von der Davidsstraße laufenden Hauptstraße des Quartiers Erwähnung, der heutigen Christenstraße, damals nach dem an ihrem Nord-Ende belegenen Palaste der lateinischen Kirchenfürsten die Patriarchenstraße geheißen, ein Name, der sich noch in der üblichen Benennung des an ihr liegenden Patriarchenbades, sowie des Patriarchenbad-Teiches (gewöhnlich Hiskiasteiches) erhalten hat. Das Patriarchat haben wir unstreitig an der Stelle der saladinischen Stiftung des Chankeh, eines Hospizes für fahrende muhamedanische Derwische und Gelehrte, zu suchen; die Franken, welche den Bau durch Usurpation dem einheimischen Clerus Jerusalems abgewonnen, verloren ihn mit ihrem ganzen sonstigen Kirchenbesitz der heil. Stadt an die Muhamedaner. Zwei merkwürdige Gebäude hatten einen Eingang an der Patriarchenstraße, nämlich das Johanniter-Hospital und die heil. Grabeskirche. Aus jenem ist durch Umbau der jetzige Durchgang zu dem Kirchenplatze geworden, welcher letztere früher nur von Osten her

betreten werden konnte; von dem Eingang zur Grabeskirche wird ausdrücklich versichert, daß es nicht der Haupteingang war, — es ist das zierliche kleine vermauerte Portal in der Wand des sich westlich der großen Kirche anlegenden Gebäudes, welches nach der saladinischen Eroberung ebenfalls den Christen entrissen wurde und jetzt als Schuneh, Regierungs-Magazin, dient.

Die westöstliche Straße, in welche die Patriarchen-Straße mündet, jetzt nach dem Chankeh benannt, hieß damals heil. Grabstraße, weil, wie wir hier erfahren, dort das Kloster zum heil. Grabe, die Wohnung der den Dienst der Kirche versehenden Chorherren, seinen Eingang hatte. Dieß seitdem verschwundene Gebäude schloß sich also östlich dem Patriarchat an. Wo der Eingang dieses letzteren war, erfahren wir nicht, auch ist der auf Saladins Befehl vorgenommene Umbau zu radical gewesen, als daß sich aus dem jetzigen Vorbefunde auf das Frühere ein Schluß ziehen ließe; das nach Norden schauende ansehnliche Portal des Chankeh ist ganz saracenisch.

Die heil. Grabstraße mündete, wie noch jetzt, nach Osten rechtwinklig in die St. Stephansstraße, da wo sich gerade unter dem jetzigen Johanniter-Hospiz die letztere dem Zeugmarkt der Syrier anschloß. Daß die genannte westöstliche Straße ein Theil der Via dolorosa sei und daß an dem Kreuzpunkt ein Stadtthor gewesen, die Porta judiciaria, von dessen Existenz eine daselbst aus altem Gemäuer aufragende Säule Zeugniß ablege, davon hatte man zur Zeit der Kreuzfahrer noch keine Ahnung. Durch die engen Gassen im Norden des Chankeh gelangte man an das unter der Mauer gelegene, längst verschwundene Lazareth und die St. Lazarus-Pforte, durch welche allein zur Zeit unseres Autors die Saracenen den christlichen Pilgern den Besuch der heil. Grabkirche von ihrer kleinen Westpforte her gestatteten.

Der eigentliche Zugang zu diesem wichtigsten aller Heiligthümer Jerusalems war, wie schon bemerkt, von Osten her, durch eine vom Fischmarkt westlich laufende Straße, dieselbe, welche von der, durch muselmännischen Fanatismus dahin verlegten, erst vor wenig Jahren zur Stadt hinausgewiesenen Gerberei noch gemeiniglich den Namen Haret ed Dabbaga, die Gerberstraße, führt, und in welcher jetzt die bunten Hebroner Glaswaaren feilgeboten werden. Zur Zeit der Kreuzfahrer bildete sie einen offenen Victualienmarkt; auch wurden dort die Palmblätter, ein für den Export nach dem Abendlande gesuchter Artikel, feilgeboten, nach denen sie rue de Paumiers, Palmhändler- oder Pilgerstraße, hieß. Es lagen daran zwei bemerkenswerthe Klosterkirchen, die Maria Latina und Maria major (la grant), in Betreff welcher die Angaben so verworren sind, daß sogar das umfassende Werk de Vogüé's über die Kirchen des heil. Landes die beiderseitige Lage nicht unwidersprechlich ans Licht gezogen hat. Folgen wir unserm Autor, so hatte man, von Osten kommend, zunächst zur Rechten die Verkaufsläden der syrischen und dann die der fränkischen Goldarbeiter, denen sich das Eingangsportal der Kirche St. Maria major anschloß. Die Lage der letzteren würde also in den Ruinen und neuern Bauten der Nordseite zu suchen sein. Weiter erwähnt unser Autor an der Straße, ohne die Seite näher zu bestimmen, der Maria Latina und des Johanniter-Palastes, jene vermuthlich in der an der Südseite belegenen Kirchenruine, deren Nord-Portal noch jetzt bewundert wird, dieser unstreitig an derselben Seite der Façade der heil. Grabeskirche gegenüber zu suchen. Was diese Kirche selber anbetrifft, das einzige Gebäude Jerusalems, von dem wir hier eine detaillirte Beschreibung erhalten, so können wir auch in ihr dem Autor beinahe Schritt für Schritt folgen; nur müssen wir bemerken, daß wir von dem Kirchplatze nicht durch das Hauptportal, sondern durch die ostwärts diesem sich anschließende Hochcapelle des Calvarienberges in das Gebäude geführt werden; von dieser Capelle in die eigentliche Kirche hinabgestiegen, wenden wir uns mit dem Gesichte gegen den Eingang und haben daher die westlich liegenden Localitäten zur Rechten und die östlich liegenden zur Linken. Die mit der Kirche damals durch Thüren in Verbindung gesetzten, dem Glockenthurm sich anschließenden Außencapellen, jetzt Eigenthum der Griechen, waren, wie wir hier erfahren, damals in den Händen der Jacobiten, wie noch jetzt wenigstens die südliche und südwestliche Umgebung der Grabrotunde den Armeniern, Syriern und Kopten gehört. Ebenso hatten die orthodoxen Griechen recht im Herzen des Heiligthums, d. h. zwischen der Grabcapelle und dem Chore, einen vermuthlich nur kleinen, nach griechischer Kirchensitte von einer Bilderwand (Ikonostas) verdeckten Altar, was in sofern merkwürdig ist, als danach der jetzt von katholischen Fanatikern angestrebte Alleinbesitz der alten Kirche nicht einmal in der Zeit der unbeschränkten weltlichen Herrschaft der Lateiner zu Jerusalem sein Präcedens findet. Von den syrischen Capellen aus begleiten wir unsern Autor nach der Grabrotunde und dem Chor mit dem Compas, d. h. dem noch jetzt als Nabel oder Mittelpunkt der Erde verehrten Denkstein, dem Hoch-Altar, der Crypta der heil. Helena, der Kreuz-Auffindungs-Capelle und endlich das im Osten der Kirche angebaute, jetzt nur an wenig Resten nachzuweisende Augustiner-Kloster mit seinem Arkadenhofe, dem sich die Zellen der Chorherren nördlich, das Refectorium aber südlich anschloß. Der hinter der Grabcapelle angebrachte Altar, jetzt Eigenthum der Kopten, bestand, wie wir hier erfahren, schon damals unter dem Namen Chavec (Chevet), das Haupt. Von der Hoch-Capelle des Calvarienberges wird der untere Raum, die Adamscapelle, unter dem Namen Golgatha mit Anspielung auf die symbolische Identificirung des Felsens mit dem Schädel des Erzvaters unterschieden.

Wir kommen jetzt zu dem letzten, dem nordöstlichen Stadtviertel. Unser Autor gedenkt daselbst zunächst der Thalstraße, welche in ihrer Verlängerung nach dem Gerberthore lief. Einen besondern Namen giebt er ihr nicht, und vielleicht würde er sie überhaupt nicht erwähnt haben, wenn sie nicht der Orientirung wegen wichtig erschienen wäre. Ging man, heißt es, vom Damascusthore ein gutes Stück diese Straße hinab, so kam man an die Josaphatstraße, d. h. die jetzt als Theil der Via dolorosa geltende Fortsetzung der Straße des Ostthors. Damals hatte sie diese Bedeutung noch nicht, ja der Theil, welcher zunächst an die Thalstraße stößt, bot überhaupt kein religiöses Interesse, und so eilt denn der Bericht gleich weiter zu dem einzig wichtigen Punkte des Thales, der Stelle, wo dasselbe von einer hier nicht mit Namen genannten, zwischen dem Tempelplatz und den sich östlich vor der heil.

Grabeskirche ausdehnenden Märkten laufenden Straße quer durchschnitten wird. Diese Straße kann keine andere sein, als die sog. St. Helenenstraße, an deren westlichem Ende das preußische Consulat mit der Predigerwohnung liegt, und welche sich ostwärts nach dem Nazirthore des Haramischerif fortsetzt. Wir haben bereits darauf aufmerksam gemacht, daß man sich auf der untern Area des Tempelplatzes, wahrscheinlich im Nordwestwinkel, das Hochpflaster (pavement) oder Gabbatha dachte; von diesem führt kein directerer Weg nach dem Golgatha der Grabeskirche, als eben die bezeichnete Straße hinauf, dann durch den syrischen Bazar, über den Fischmarkt und durch die Palmhändler-Straße — das war unwidersprechlich die Via dolorosa der Kreuzfahrer. Es ist unbegreiflich, wie Vogüé die so klare Stelle in unserem Text auf die heutige Legende hat beziehen können, zumal da Tobler, dessen Werk über die Topographie Jerusalems ihm vorlag, hier mit gewöhnlicher Schärfe das Richtige erkannt hat, obwohl auch ihm die Bedeutung des pavement und die Identität des heutigen Haram mit dem heil. Platze des Templum Domini nach seiner Gesammtausdehnung entgangen. Das Nazirthor und nicht der sog. Ecce-homo-Bogen ist also die porte doulereuse, d. h. das Thor der Richtstätte, wo dem Verurtheilten das Kreuz aufgelegt wurde. Sogar der Bach, über den unser Autor den Erlöser mit dem Kreuz in ungenauer Erinnerung an das Ueberschreiten des Kidron gehen läßt, ist hier nachzuweisen; die Thalstraße wird nämlich gerade unterhalb der Helenenstraße so tief und enge, daß im Winter noch jetzt das Regenwasser daselbst zu stagniren pflegt. Auch der Topographie des heutigen Jerusalem wird hier ein unerwarteter Aufschluß zu Theil. Wie konnte doch der Baumeister des im Auftrage der Sultanin Roxelane (Churrem Sultan) errichteten prächtigen Armenhauses, des von der Legende zum Hospital der Helena creirten Tekijeh, für dasselbe einen so ungünstigen Platz wählen, wie es an der untern Südseite der Bergstraße einnimmt? — Es ist dies eben die Stelle, welche sich das königliche Stift der Nonnen von Bethanien an dem Schmerzenswege des Heilands zu seinem Stadtkloster und seiner Johanneskirche erkoren hatte, welche Gebäude bei der saladinischen Eroberung aus der katholischen todten Hand in die islamitische übergingen. Der schon erwähnte muhamedanische Beschreiber Jerusalems, Mudjir-ed-Din, belehrt uns drei Jahrhunderte nach dem Abzuge der Kreuzfahrer, daß eine Mamluken-Prinzessin, die Sitt Tonsuk, deren Mausoleum, ebenfalls an der Helenenstraße gelegen, derselben ihren arabischen Namen Akbet es Sitt, Prinzessin-Stieg, verliehen, daselbst auf den Ruinen des „rothen Klosters" ein Hospiz für Kalender-Derwische errichtet habe, welche Anstalt aber schon zu seiner Zeit wieder verfallen sei. Dieß „rothe Kloster," nach den dazu verwandten rothen Steinen genannt, welche viel in die jetzigen Bauten jenes Stadttheils übergangen sind, war dasjenige der Stiftsdamen von Bethanien, und die in Trümmern liegende Anstalt der Mamluken-Prinzessin führte die osmanische Sultanin mit großen Kosten als Tekijeh wieder auf.

Recht als sollte der von Vogüé gemachte Irrthum gar nicht möglich werden, fährt unser Autor nach Besprechung der ihm so merkwürdigen Stätte am Kreuzwege fort: „Aber kehren wir zu der Josaphat-Straße zurück". Wir folgen ihm dahin und bemerken, daß die besagte Straße das ganze Quartier in zwei ungleiche Hälften theilt, von denen die nördliche, sich den Bezetha-Berg hinanziehende, offenbar wegen einer gewissen Aehnlichkeit mit den häufig an Abhängen liegenden ärmlichen Ghettos mittelalterlicher Städte des Occidents, la Juiverie, die Judenschaft, genannt wurde und den meisten Syriern — wahrscheinlich den unter dem ersten fränkischen Könige vom Lande jenseit des Jordans nach Jerusalem übergesiedelten Gemeinden dieser Confession — zur Wohnung diente. Von der daselbst erwähnten Magdalenen-Kirche sind die Reste noch vorhanden und werden bisweilen von armenischen Pilgern besucht, man zeigt daselbst den Stein, auf welchem Christi Füße ruhten, als darüber das Gefäß mit Nardenöl zerbrochen wurde. Die Kirche der Rast Christi hat schon Tobler richtig an die Südseite der Josaphatstraße und zwar in ihre östliche Ecke gegen die südliche Querstraße Ghawarineh oder besser Ghawanimeh gelegt, das westlich von der Kaserne laufende Gäßchen, welches zu dem Ghawanimeh-Thore, einem der unscheinbareren Eingänge des Haramischerif hinführt. Neuere Bauten haben auch hier die interessanten Reste nicht blos des Mittelalters, sondern auch der classischen Zeit, die Substructionen der Antonie, dem Auge entzogen — unsere Textstelle scheint so zu verstehen zu sein, daß sich der Rastkirche das Gefängniß Christi und wieder diesem das Haus des Pilatus anschloß, welches den übrigen Raum bis zum Tempelplatze ausfüllte. Vermuthlich ließen die Kreuzfahrer den Heiland, ohne sich um das Genauere des evangelischen Berichts von seiner Gefangennehmung, namentlich seine Abführung nach den Häusern der Hohenpriester, zu bekümmern, in der Nacht des Verraths von Gethsemane unmittelbar durch das Ostthor und die Josaphatstraße nach dem Prätorium bringen; sie nahmen an, daß er an der Straßenecke gerastet habe, bis das benachbarte Gefängniß aufgeschlossen worden, und ließen ihn den folgenden Morgen von da nach dem nahen Gabbatha gelangen. Von den 14 Stationen des heutigen Schmerzensweges, z. B. der Ohnmachtsstelle Mariä, der Stätte des Zusammenbrechens mit dem Kreuz, dem Hause der heil. Veronica wußte man damals noch nichts. Jedoch hatten die mit der Passion in Bezug gebrachten Grundstücke schon einen besonderen Werth, ein religiöses pretium affectionis; wie die Stiftsdamen von Bethanien sich an dem eigentlichen Schmerzenswege angesiedelt hatten, so besaß das Capitel des heil. Grabes, wie wir aus dem Cartulaire de St. Sepulcre ersehen, in dem vicus de Repoes, der Ghawanimestraße, nicht weniger als drei Häuser und einen Backofen.

Noch werden zwei Localitäten an der Josaphatstraße in der Nähe des Thores namhaft gemacht, die Annenkirche und der sogenannte Bethesdateich; beide sind noch jetzt vorhanden, jedoch giebt uns die kurze Erwähnung der Annenkirche zu keinem Commentare Anlaß. Auch in betreff des Teiches beschränken wir uns darauf, die geschrobene Form der ihm von unsern Autor gewidmeten Bemerkung zu rügen, welche beweist, wie große Mühe schon im 12. Jahrhundert ein wohl gläubiger, aber doch vernünftiger Mann hie und da hatte, eine alberne Legende mit dem thatsächlichen Befunde in Einklang zu bringen.

Boerhaave.

Herrmann Boerhaave, der weltberühmte Arzt, wurde geboren 1668 zu Voorhut, einer Vorstadt von Leyden. Hier lebte sein Vater als Kaufmann. In hohem Grade gebildet, gab er seinen Kindern eine sorgfältige Erziehung. Der Schulunterricht des Sohnes Herrmann erlitt durch langwierige und bösartige äußere Krankheit eine 7jährige Unterbrechung. Endlich durch Hausmittel von seinen Leiden befreit, vorbereitete sich unser junger Boerhaave für die Universität.

Ein neuer Schicksalsschlag traf ihn: Der Vater starb und hinterließ eine Wittwe, mit 9 Kindern, in zerrütteten Vermögensumständen.

Unterstützt durch Wohlthäter, begann Herrmann Boerhaave, von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt, das Studium in Leyden. Er widmete sich mit Eifer und Erfolg den morgenländischen Sprachen und der Mathematik (welche damals als Schlüssel aller Wissenschaften galt). Zwanzig Jahr alt, erwarb er sich durch eine Disputation — über Cicero's Widerlegung des Epikurischen Systems — großen Beifall und eine goldene Preismedaille. Zwei Jahre später (1690) ascendirt Boerhaave zum Dr. phil. Um seine Studien vollenden zu können, ertheilt er eine Zeit lang mathematischen Unterricht. Aus gleichem Anlaß übernimmt er die Catalogisirung einer von der Universität Leyden erkauften Bibliothek. Seine große Sorgfalt bei dieser Arbeit verschaffte ihm die Gunst eines Mannes, der unsern Boerhaave überredete, sich der Heilkunde zuzuwenden.

Wir haben bis hierher somit einen jungen Mann kennen gelernt, der zunächst durch Krankheit und Entbehrungen geprüft und sodann durch Almosen unterstützt, sich selbst in der scientifischen Laufbahn vorwärts bringt, geleitet von energischem Willen. Ein Anderer an Boerhaave's Stelle würde, auf Grund einer gewissen Summe geistiger Errungenschaften und im Besitz eines Facultätstitels, getrachtet haben, baldmöglichst eine behagliche, einträgliche Existenz sich zu begründen. Nicht so unser Boerhaave. In ihm war jenes geistige Feuer vorhanden, das in eifrigem Forschens- und Wissensdrang seine Grenzen zu erweitern bestrebt ist.

Boerhaave trat mit erneuter Lernbegierde in ein neues Bereich des Studirens; er „sattelte um" (wie es in der Universitätssprache heißt), indem er aus den Reihen der Theologen schied und „unter die Mediciner" ging. Es währte nicht lange, bis ihn sein scharfer natürlicher Verstand zu einem Bewunderer der einfachen Größe des alten Hypokrates machte. Unter den neuen ärztlichen Berühmtheiten anerkannnte Boerhaave den modernen Hypokrates Sydenham als mustergültigen medicinischen Schriftsteller, trotz dem Widerspruch der damaligen medicinischen Schulen.

Sydenham zeichnete sich aus durch genaue Bekanntschaft mit den Alten und durch treffliche Beobachtungsgabe. Wir schalten hier ein, daß Boerhaave's medicinische Größe darauf fußt, daß er sich der ärztlichen Wissenschaft mit gänzlich vorurtheilsfreiem Gemüth widmete. Zunächst ist er sein eigener Lehrer. Hierbei müssen wir berichten, daß Boerhaave, bevor er die medicinische Carriere begann, mit denjenigen Wissenschaften und Sprachen unbekannt war, welche sonst zur geistigen Domaine angehender Mediciner gehörig. Um so größer also Boerhaave's Ruhm des Reüssirens als Jünger des Aesculap.

Frei von den Fesseln des blinden Nachtretens in einem (bindenden) Schulsystem, fand Boerhaave in der Huldigung Sydenham's seinen Standpunkt als Schüler und die Grundlage der nachherigen Wirkungssphäre als Arzt sowohl, wie als Lehrer.

Weder den althergebrachten hochweisen Ueberlieferungen (mit ihren sich fortvererbenden Irrthümern), noch den neuen Lehrstuhl-Spitzfindigkeiten und Ueberschwänglichkeiten folgend, ohne Besinnen und Prüfen, — ging Boerhaave seinen eigenen Weg, mit dem Zielpunkt: Wahrheit, Klarheit, Einfachheit.

Boerhaave durcharbeitete das Tohuwabohu (den ganzen Wust) der Goldköche, welche zur Zeit als anmaaßende Chemiker das medicinische Scepter führten. Mit scharfem Blick erkannte er hier mancherlei Gebrechen und Trugschlüsse. Je tiefer Boerhaave eindrang in das medicinische Studium, desto fester hielt er gleichmäßig an dem Recht des Zweifelns, an der Pflicht des Forschens. Selten verband ein Mediciner so umfassende Belesenheit mit so gründlichem Urtheil wie Boerhaave.

Den medicinischen Doctorgrad erlangte Boerhaave 1693 (zu Harderwyk).

Seine desfallsige Disputation galt der Nothwendigkeit, die Excremente der Kranken zu untersuchen.

Unermüdet in seinem Studireifer, setzte Boerhaave die begonnenen Studien fort. Die Curatoren der Universität Leyden würdigten Boerhaave's Talente und Leistungen, indem sie ihm 1701 den Lehrstuhl der theoretischen Medicin anvertrauten. Gleich in seiner academischen Antrittsrede empfahl Boerhaave beredt und dringend das Studium des Hypokrates.

Bald darauf bot man von Gröningen aus Boerhaave eine Professur der Medicin an. Boerhaave blieb seiner Vaterstadt treu. Zum Dank dafür erhöheten die Leydener Universitätscuratoren die Besoldung Boerhaave's. Er seinerseits entgegnete diese Aufmerksamkeit durch eine öffentliche Rede über den Gebrauch der medicinischen Beweisführung.

1709 erhielt Boerhaave auch die botanische Professur in Leyden. Er eröffnete seine Vorlesungen mit einer Rede über die Befolgung der einfachen Gesetze der Natur in Krankheiten. Mancher andere Professor, in Boerhaave's derzeitiger Stellung, hätte die Botanik nebensächlich behandelt, entschuldigt durch praktische Geschäfte und die anderweit gebotenen Vorträge. Boerhaave aber schien fortan ausschließlich dem botanischen Garten und der Erweiterung auch dieser Wissenschaft zu leben.

Im Jahr 1714 wurde Boerhaave die klinische Professur, sowie die Beaufsichtigung des Krankenhauses zugetheilt, und 1718 die Stelle eines Lehrers der Chemie.

Während 11 Jahren verwaltete Boerhaave nicht nur das Amt eines Vortragenden in all diesen verschiedenen Lehrfächern, sondern er war auch der beschäftigtste Praktiker, der genaueste Aufseher des botanischen Gartens und der unermüdlichste Arbeiter im chemischen Laboratorium. (Seine chemischen Versuche verbreiteten neues Licht in diesem Wissenszweige.)

Wir sahen in dem Vorstehenden Boerhaave, nachdem er seinen medicinischen Doctorgrad erreicht, sich selbst wiederum das Zeugniß des Nichtwissens oder des Nichtgenugwissens ertheilen; denn statt der praxis aurea (als Pfuscher und Stümper) zuzu-

eilen (um durch Schaden Anderer klug und dann angesehen und begütert zu werden), bescheidet er sich mit Ausfüllung seiner scientifischen Lücken und dem Fortbauen auf solider Basis. Herangereift zu einem gelehrten und erfahrenen Mann, zersplittert er nicht seine Kraft, als Lehrer wie als Arzt, weder durch geniale Zerrissenheit und oberflächliche Vielwisserei, noch durch heilkünstlerische Hypergeschäftigkeit (rasch zu erringenden Ruhmes oder schnöden Mammons halber); er hielt es ganz im Gegentheil, mit genauem, gründlichem, gewissenhaftem Erkennen und Beobachten, um durch Erfahrungen, Vergleiche und Nutzanwendungen für sich, in den Besitz unumstößlicher Wahrheiten zu gelangen, der Mit- und Nachwelt aber epochemachende wissenschaftliche Fortschritte zu bieten.

In dieser Weise entwickelte Boerhaave eine mannichfaltige Thätigkeit und eine große Gediegenheit.

Boerhaave würde nicht das geleistet haben, was er leistete — sein, heutigen Tages noch, mit hoher Achtung genannter Name spricht am deutlichsten dafür, daß Boerhaave sehr Großes leistete, — er würde nicht dies Alles zu vollbringen im Stande gewesen sein, wenn er nicht sehr haushälterisch mit der Zeit umgegangen wäre. Nur wenige Stunden am Tage galten dem Empfang der Rathsuchenden, nur wenige dem Besuch der Kranken. Boerhaave's ärztliches Wirken gravitirte in einem verhältnißmäßig kleinen Krankenhause. Hier erläuterte und bewies Boerhaave mit tiefer Gründlichkeit seinen Schülern die aus der eigenen Erfahrung geschöpften Lehrsätze. Hier verschaffte er seinen Schülern Uebung in rascher und dennoch sorgsamer Erkenntniß der Krankheiten und in durchgreifender Behandlung derselben.

War Boerhaave's Art zu sein eine Verkörperung von Fleiß und Gründlichkeit, so war seine Art zu lehren eine personificirte Deutlichkeit und Ordnung. Kein Wunder, wenn der größte Hörsaal der Universität Leyden nicht Raum genug bot, alle von fern und nah gekommenen Zuhörer zu fassen. Unter Boerhaave studirt zu haben, gereichte jedem jungen Mediciner zu besonderer Empfehlung.

Boerhaave gab zum Gebrauch für seine Vorlesungen zwei Werke heraus; beide sind, so zu sagen, unsterblich. Das Eine heißt: Institutiones medicae, 1708 erschienen als Manuscript; das Andere sind Boerhaave's vortreffliche „Aphorismen" (de cognoscendis et curandis morbis), ursprünglich ein kurzes und doch gründliches Vortragsheft, 1709 publicirt. Zwei große Aerzte des vorigen Jahrhunderts — Baron Haller und der berühmte Freiherr v. Swieten — haben beide Schriften commentirt. Von der Ersteren sind noch 1775, und von der Letzteren 1772 in Wien neue Auflagen erschienen.

Die „Institutionen" enthalten die Summe der theoretischen Lehrsätze der Medicin, ausgestattet mit reicher Literatur. Die „Aphorismen" sind ein Lehrbuch der praktischen Medicin, der Inhalt der Vorträge während eines ganzen Jahres; ein Werk klassisch in Klarheit, Kürze und Bündigkeit.

Ein langwieriges gichtisches Uebel unterbrach 1727 Boerhaave's ungemein großartige Geschäftigkeit. 1729 legte er seine Professur der Botanik und auch die der Chemie nieder. Eine 1730 gehaltene Rede, deren Quintessenz der Satz: der Arzt müsse es sich zur größten Ehre anrechnen, Diener der Natur zu sein (und daß alle Schultheorien nicht berechtigen, gegen die Winke der Natur zu handeln) — ist gewissermaaßen Boerhaave's academische Abschiedsrede.

Boerhaave's Kränklichkeit verschlimmerte sich rasch; 1738 im September erlag der berühmte Mediciner der Wassersucht, 69 Jahr alt.

Boerhaave hinterließ einer einzigen Tochter ein Vermögen von mehr als 2 Millionen Gulden; die Frucht einer ergiebigen Praxis (Boerhaave war während 30 Jahren bei vielen Höfen als ärztliche Autorität accreditirt) und der Ertrag der Vorlesungen, vergrößert durch Ordnung und Genügsamkeit. Geizig ist Boerhaave nie gewesen. Auch der Schein des Geizes blieb ihm fern; denn es war bekannt, daß Boerhaave mehrere gediegene Manuscripte erkaufte und sie mit königlicher Pracht auf seine Kosten drucken ließ, um sie nutzloser Verborgenheit und wahrscheinlichem Verderben zu entziehen.

Ein Hauptschmuck ziert Boerhaave's Andenken: die Bescheidenheit des wirklich großen Mannes und die Bereitwilligkeit des Wahrheitsfreundes, dem fremden Verdienst ein Lobredner zu sein. So z. B., als Boerhaave den ehrenvollen Antrag erhielt von König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, zu ihm zu übersiedeln als ärztlicher Beistand. Er lehnte diese Berufung zum Königl. Leibarzt ab, indem er auf Friedrich Hoffmann verwies (die medicinische Zierde der Universität Halle) und diesem das Prädicat „großer Arzt" beilegt.*)

Wir aber sagen von Boerhaave ein Shakespeare'sches Wort: „Das war ein Mann!" — Sein Name ist nicht nur für die Geschichte der Medicin, sondern auch für die Geschichte der Menschheit unvergeßlich. Boerhaave hat den Aerzten und den Kranken einen großen Dienst geleistet, durch Reinigung der Heilkunst von Aberglauben und Vorurtheilen.

Simplex veri sigillum, so lautete der Wahlspruch dieses „Mannes." (E. Gr. Lippe.)

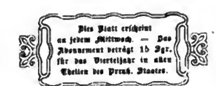
---

*) Friedrich der Große giebt in einer 1769 niedergeschriebenen Abhandlung (über die Erziehung, Oeuvres de Frédéric, T. IX, p. 118) Boerhaave das Zeugniß, daß er das menschliche Wissen vom Wesen der Krankheit und der Heilmittel so weit gesteigert habe, als dies unserm Erkenntnißvermögen erreichbar. Man solle doch ja Boerhaave's Werke commentiren — statt Hoffmanns oder gar irgend eines medicinischen Dunkelmanns System sich anzueignen.

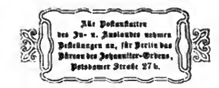
Dieses Lob gewinnt an Bedeutung, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie gering Friedrich im Allgemeinen die ärztliche Hilfe taxirt. Er sagt in seiner Abhandlung über die deutsche Literatur 1780: „Ich bin noch unentschieden, ob die Ausübung des ärztlichen Berufs eine Kunst ist oder nicht; aber ich bin sicher überzeugt, daß es in keines Menschen Macht liegt, Magen, Lunge, Nieren wiederherzustellen, wenn diese für das menschliche Leben so wesentlichen Theile fehlerhaft sind. Ich rathe meinen Freunden sehr, wenn sie krank sind, sich an einen Arzt um Rath zu wenden, der mehr als einen Kirchhof angefüllt hat."

Prinz Heinrich, Kgl. Hoh., spricht dem großen König (seinem Bruder) in einem Briefe aus Rheinsberg, v. 26. October 1763, von einem Arzt in Ruppin, Namens Feldmann, Schüler Boerhaave's, bei dem er studirt hat. „Er sagt mir, daß Sie ihn kennen und in früheren Zeiten lange Unterredungen mit ihm gehabt hätten." (Bekanntlich besaß der König selbst viel medicinische Kenntnisse, und setzte durch scharfes Examen sich ab und zu au fait über des einen und andern Doctors Wissen und contenance (den Dr. Trolles in Breslau frug der König im Winter 1757: „War sein Kirchhof groß? Ist er mit dem Füllen bereits fertig? Jeder Doctor muß vorher Einen füllen, ehe er Kranke curiren kann"). „Feldmann", so berichtet Prinz Heinrich weiter über diesen, ihn selbst zur Zeit behandelnden Arzt, „betreibt die ärztliche Praxis ohne Charlatanerie, und räumt ein, daß die Grenzen seiner Kunst sehr eng sind."

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.

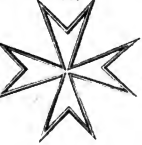

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt


Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 17. Berlin, den 24. April 1867. **Nr. 17.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. April 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. März 1867	44			
	Zugang pro März	24			
		68			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	55	55	1623	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. März 1867	43			
	Zugang pro März	18			
		61			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	44	44	1312	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. März 1867	23			
	Zugang pro März	23			
		46			
	Abgang . .	18			
	Bleibt Bestand	28	28	654	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. März 1867	36			
	Zugang pro März	30			
		66			
	Abgang . .	26			
	Bleibt Bestand	40	40	1237	40
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. März 1867	46			
	Zugang pro März	42			
		88			
	Abgang . .	42			
	Bleibt Bestand	46	46	1302	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. März 1867	14			
	Zugang pro März	4			
		18			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	11	11	376	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. März 1867	35			
	Zugang pro März	17			
		52			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	37	37	953	60
	zu übertragen		261	7457	299
	Uebertrag		261	7457	299
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. März 1867	25			
	Zugang pro März	22			
		47			
	Abgang . .	25			
	Bleibt Bestand	22	22	810	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. März 1867	22			
	Zugang pro März	12			
		34			
	Abgang . .	13			
	Bleibt Bestand	21	21	681	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. März 1867	56			
	Zugang pro März	30			
		86			
	Abgang . .	27			
	Bleibt Bestand	59	59	1739	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. März 1867	20			
	Zugang pro März	26			
		46			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	25	25	792	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. März 1867	15			
	Zugang pro März	23			
		38			
	Abgang . .	23			
	Bleibt Bestand	15	15	477	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. März 1867	20			
	Zugang pro März	19			
		39			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	18	18	671	26
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. März 1867	3			
	Zugang pro März	1			
		4			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	1	1	36	8
	zu übertragen		422	12,663	580

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. April 1867 verbl. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro März 1867.	Zahl der dort vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		422	12,663	580
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. März 1867	5			
	Zugang pro März	2			
		7			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	3	3	124	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. März 1867	3			
	Zugang pro März	11			
		14			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	8	8	233	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. März 1867	7			
	Zugang pro März	5			
		12			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	8	8	282	10
18.	**Pakosc**				
	Bestand am 1. März 1867	5			
	Zugang pro März	2			
		7			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	5	5	186	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. März 1867	16			
	Zugang pro März	—			
		16			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	16	16	496	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. März 1867	10			
	Zugang pro März	9			
		19			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	12	12	361	38
21.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. März 1867	1			
	Zugang pro März	14			
		15			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	3	3	167	14
22.	**Ludwigslust:** (Mecklenb. neu eröff.)				
	Bestand am 1. März 1867	16			
	Zugang pro März	12			
		28			
	Abgang . .	10			
	Bleibt Bestand	18	18	507	24
	Zusammen		495	15,019	718

Der gesammte Abgang an Kranken pro März 1867 beträgt 331, davon sind:

a) gestorben . . . 30
b) geheilt entlassen . 283
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 18
wie vor 331.

23) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Februar 1867 . . . . 15 Kranke.
Zugang pro Februar . . . . 10 „
25 Kranke.

Davon sind: geheilt 8
gebessert 1
gestorben 1
fortgegangen 1
11 — 11 „

Bleibt Bestand am 1. März 1867: 14 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 2 Europäer und 8 orientalische Christen.

Die Zahl der Verpflegungstage pro Februar betrug 299.

Poliklinisch wurden behandelt 43 Personen.

Carl August Hermann von Staff, genannt von Reitzenstein, Generallieutenant a. D., auf Schloß Tückelhausen bei Ochsenfurt in Bayern, Ehrenritter seit 1829, † zu Eisenach 10. April 1867.

Die Thätigkeit des Vereins der Schlesischen Malteser-Ritter im Kriege von 1866.

Der Vorsitzende des Vereins der Schlesischen Malteser-Ritter, Seine Durchlaucht der Herzog Victor von Ratibor, hat folgenden Bericht über die Thätigkeit dieses Vereins während des vorjährigen Krieges veröffentlicht:

Gegenüber den kriegerischen Vorbereitungen der Mächte im Frühjahr 1866 und den Gefahren, welche unserem Vaterlande drohten, rüsteten sich die Schlesischen Malteser-Ritter, eingedenk ihrer heiligen Verpflichtungen, welche sie mit dem Malteser-Kreuze übernommen, nach Kräften für den bevorstehenden Krieg und seine Folgen.

Es wurde daher bereits durch Beschluß vom 24. Mai pr. Seitens des Vorstandes die sofortige Einziehung der Beiträge für die Jahre 1866 und 1867 veranlaßt und im Barmherzigen Brüder-Kloster zu Breslau ein Ordens-Lazareth mit 50 Betten für Verwundete eingerichtet. In einer Vorstandsversammlung am 27. Juni pr. wurde auch die Verpflegung auf dem Kriegsschauplatze in den Kreis der Berathung gezogen und Vorkehrungen beschlossen, um den Verwundeten im Felde ebenso rasch als wirksam die nöthige Hilfe zu bringen.

Leider war es bei der kurzen, drängenden und ereignißreichen Zeit nicht mehr möglich, alle Mitglieder des Vereins zu einer General-Versammlung zu berufen. Jedoch war Umfrage gehalten worden, wer von den Herren Rittern sich Behufs der Pflege der Verwundeten zur Disposition stellen wollte. Es meldeten sich, außer dem Unterzeichneten, folgende Herren: die Grafen Emmo Schaffgotsch, Hoverden, Stillfried, Praschma, Hans Schaffgotsch, Leopold Schaffgotsch, Hans Oppersdorff und Baron Stillfried.

Die übrigen Mitglieder des Vereins waren theils durch Amtsverpflichtung und theils durch Krankheit verhindert, sich an der Ordens-Krankenpflege zu betheiligen. Dagegen schlossen sich den thätigen Rittern folgende Herren als Freiwillige an: Graf Friedrich Stolberg-Brustawe, Baron Fürstenberg, Herr von Zawadzky, Graf Oriolla, Baron von Prinz und Herr von Wallhofen.

Außerdem unterstützten ärztlicher Seits unsere Bemühungen: Dr. Paul, Dr. Barisch, Professor Dr. Waldeier im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau und Dr. Grötschel, wozu später noch auf dem

Kriegsschauplatze Dr. Breslauer kam. Zugleich waren mit den verschiedenen Ordenshäusern und Corporationen Verhandlungen gepflogen worden, um die nothwendigen Pflegekräfte zu erlangen. Auch an die Gewinnung von Seelsorgern war gedacht und die nothwendigen Einleitungen dazu getroffen worden.

Für die Lazarethe war erbauliche und unterhaltende Lectüre besorgt und so nach Kräften Alles zur Entwickelung unserer Thätigkeit vorbereitet. Diese Thätigkeit äußerte sich bei Ausbruch des Krieges in zwei Hauptrichtungen; die eine von diesen galt der Pflege der Kranken in den verschiedenen zerstreuten Lazarethen, die andere der Fürsorge für die Verwundeten auf dem Schlachtfelde selbst. Dazu gesellte sich später noch eine dritte Art von Wirksamkeit, welche der mobilen Armee mehr unmittelbar folgte.

In Bezug auf die Thätigkeit des Vereins der Schlesischen Malteser-Ritter nach der ersten Richtung hin waren in Schlesien selbst in seinem Bereiche verschiedene Lazarethe errichtet und mit dem Nothwendigen versehen worden. Es fanden daselbst 9 Officiere und 172 Soldaten beider Armeen vom Juli v. J. an bis zum Januar c. Pflege. Ein Lazareth befand sich zu Nicolai in Oberschlesien und in Neiße im Kloster der grauen Schwestern mit ebenfalls 50 Betten. Ferner waren Lazarethe von dem Grafen Stillfried auf Silbitz, woselbst 24 Verwundete circa 5 Monate von einem Arzt, 2 grauen Schwestern und 2 Krankenwärtern gepflegt wurden, vom Grafen Nayhauß-Cormons in Wohlau mit ebensoviel, von der Herzogin von Ratibor in Rauden mit 30 Betten, woselbst in den Monaten Juli und August pr. von einem Arzt und 2 Krankenschwestern des Franziskaner-Ordens 36 Verwundete verpflegt wurden. Ferner: vom Fürsten von Hatzfeld in Trachenberg mit 22, vom Grafen Renard in Groß-Strehlitz und vom Grafen Seherr in Dobrau mit je 12, vom Grafen Strachwitz in Kaminietz mit 20, von der Gräfin von Schaffgotsch in Koppitz für Offiziere mit 4, von der Gräfin von Schaffgotsch in Warmbrunn und von der Gräfin von Frankenberg in Tillowitz desgleichen mit je 2, von dem Grafen Praschma in Falkenberg mit 14 Betten errichtet. Außerdem wurden dem Unterzeichneten von Herrn von Fontane in Deutsch-Krawarn 12, vom Frauenverein zu Groß-Strehlitz 10, von der Stadt Ratibor 85, der Stadt Rybnik 38, Stadt und Umgegend von Kieferstädtel 30 und der Ortschaft Rauden 34 Betten zur Disposition gestellt, welche aber nur theilweise benutzt werden konnten.

Beiträge an Geld, Lebensmitteln und Lazarethbedürfnissen aller Art setzten den Verein in den Stand, den dort verpflegten Verwundeten und Kranken kräftige und segensreiche Hilfe zu leisten. Unter Anderen stellten Fürst Wilhelm von Radziwill, Graf von Chamarré und Herr van Hees je 1000 Thlr. zur Disposition, Graf Laz. Henckel 200 Thlr., der Damen-Hilfs-Verein in Ober-Glogau 70 Thlr., die Beamten und Arbeiter in und bei Kieferstädtel 44 Thlr., der Landesälteste Schmidt 100 Thlr., der Herzog von Dino 50 Thlr., die Herzogin von Ratibor 100 Thlr., der Frauen-Verein in Nicolai 757 Thlr., der Lieutenant von Gaedicke 25 Thlr., während aus Sohrau, Gleiwitz, Ober-Glogau und vielen anderen Orten zahlreiche Sendungen von Erfrischungen und Bedürfnissen aller Art kamen.

Anlangend die zweite Art der Thätigkeit Seitens des Malteser-Vereins mit seinen Affiliirten, diejenige auf dem Schlachtfelde selbst, so begaben sich sofort nach telegraphischer Meldung der stattgefundenen ersten Gefechte in Böhmen Graf Praschma zur Etablirung von 10 Barmherzigen Schwestern nach Reichenberg, Graf Hans Ulrich von Schaffgotsch mit 6 Schwestern von Neiße aus über Reinerz nach Nachod, Graf Leopold von Schaffgotsch in Folge des Gefechtes bei Oswiecim zur Einrichtung eines Lazarethes nach Nicolai, wohin Tags darauf 4 graue Schwestern nachfolgten, und Graf Hans Oppersdorff mit dem Herzog von Dino nach Skalitz. Ueberall wurden Lazarethe eingerichtet, Verwundete in eigens dafür gebauten Krankenwagen zusammengeholt, mit Hilfe von Barmherzigen Brüdern und Schwestern unter ärztlicher Leitung gepflegt und mit allem Nothwendigen reichlich versehen. Nach Maßgabe der Entbehrlichkeit der Ritter auf den ersten Stationen und im Verfolg der weiteren Kriegsereignisse begab sich Graf Leopold Schaffgotsch mit Baron Fürstenberg und Herrn von Zawadsky auf das Schlachtfeld von Königgrätz. Ihnen folgten bald andere Ritter und andere Affiliirte nach. In Horsitz wurde das Hauptquartier aufgeschlagen und von hier aus in getreuer Verbindung mit den Johanniter-Rittern die umfassendste Thätigkeit entwickelt.

Während einzelne Ritter in Dresden und Königinhof die Zufuhren von Lebensmitteln und mannichfachen Lazarethbedürfnissen vermittelten und die Quellen eröffneten und offen erhielten, aus welchen der mobilen Armee sowohl, als den kranken Soldaten der nothwendige Lebensunterhalt zufloß, unterzogen sich andere Ritter an Ort und Stelle der Austheilung dieser Sendungen und der speciellen Verpflegung der Verwundeten mit Hilfe der Ordensbrüder und Schwestern, die sie großentheils beriefen, transportirten und welche sie unter ihren besonderen Schutz nahmen, und wurde dieser thätige Einfluß der Malteser-Ritter auf das pflegende Ordenspersonal, dadurch aber auf die Lazarethe und die einzelnen Verwundeten auf dem Schlachtfelde noch um so wirksamer und segensreicher, als sich ihnen dort der Domkapitular Dr. Künzer aus Breslau anschloß. Mehr als 100 Ordenspersonen genossen allein auf dem Schlachtfelde von Königgrätz den ritterlichen Schutz der Malteser zum Heile von vielen tausend Verwundeten.

So wirkten die Ritter in schöner Eintracht, nur den guten Zweck vor Augen habend, mit den Johanniter-Rittern, die, bedeutend zahlreicher, ihnen in jeder Beziehung als Ordensbrüder zur Seite standen, in den Lazarethen zu Horsitz, sodann in Milowitz, in Benatek, in Lipa, in Chlum, in Dorf und Zuckerfabrik Sadowa, in Wzestar, in Strazow, in Swieti, in Horonowiec, in Malowiec, in Nechanitz, in Hradek, in Rosnitz, in Dohalitzka, in Problus, in Czerekwitz, in Moserosch u. s. w. Sie scheuten dabei weder pekuniaire noch persönliche Opfer und hielten mitten unter den Verwundeten Stand, auch als die Cholera ringsum zahlreiche Opfer verlangte. Wie sie die Ordensleute großentheils berufen, auf ihre Stationen gebracht und daselbst mit Rath und That beschützt hatten, so sorgten

sie nach Maßgabe der Lazareth-Evacuirungen für ihre Heimreise und übernahmen die Erstattung aller gehabten baaren Auslagen.

Was bei der Krankenpflege im Felde zur Erleichterung der Verwundeten und zur Linderung ihrer Schmerzen nur immer gethan werden konnte, wurde beschafft und angewandt. Außer den gedachten 10 besonderen Kranken-Transportwagen hatte der Verein der Malteser z. B. 10 Wassermatratzen erworben, die sich nach dem Zeugniß der Aerzte außerordentlich bewährten und deren eine dem heldenmüthigen Prinzen Anton von Hohenzollern zum Lager diente. Um sich von den getroffenen Einrichtungen zur Krankenpflege im Felde persönlich zu überzeugen, ging der Vorsitzende wiederholt nach dem Kriegsschauplatze.

Endlich erstreckte sich die Thätigkeit der Malteser-Ritter auch auf die mobile Armee, indem Einzelne, wie namentlich Graf Hans Oppersdorff, ihr folgten, den einzelnen Truppentheilen Erfrischungen zuführten und sich auch der Cholera-Lazarethe in Brünn annahmen. In diesem Zweige der Thätigkeit schloß sich unter Andern auch der Generallieutenant a. D. von Geyer dem Verein an. Der glücklicherweise den Krieg bald beendende Friede steckte dieser letzteren Thätigkeit ein früheres Ziel, während die Krankenpflege in den Ordens-Lazarethen noch bis in den Monat Oktober hinein fortdauerte.

Wenn so der jüngste Feldzug dem Verein der Malteser reiche Gelegenheit bot, sich in seiner Thätigkeit zu zeigen und zu erproben, Erfahrungen für die Zukunft zu sammeln und die Freunde echter Humanität zu überzeugen, wie segensreich der alte Orden in der neuen Vereinigung wirke, so blieb doch seine Wirksamkeit noch weit hinter seinen eigenen Wünschen zurück, da die Zahl der Mitglieder nur klein und die Vereinsmittel verhältnißmäßig gering waren. Mit Gottes Hilfe hofft der Verein sich nach und nach zu verstärken und seine Thätigkeit zum Wohle der Menschheit immer kräftiger entfalten zu können.

Das Statut dieses Vereins, dem durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 22. Februar c. die Rechte der juristischen Person verliehen worden sind, lautet wie folgt:

Statut
des
Vereins der Schlesischen Malteser-Ritter.

§. 1.

Von den in der Anlage verzeichneten Devotions-Rittern vom Orden des heiligen Johannes vom Spitale zu Jerusalem ist unter dem Namen:

„Verein der Schlesischen Malteser-Ritter"

ein weltlicher Verein gegründet worden, dessen Zweck die Krankenpflege im Frieden und vorzugsweise im Kriege ist.

Der Zutritt zu diesem Verein ist jedem in den preußischen Staaten wohnenden Devotions-Ritter offen, welchem von Seiner Majestät dem Könige die Erlaubniß zur Anlegung des ihm verliehenen Malteser-Kreuzes ertheilt worden ist. Der Zutritt erfolgt durch die Anzeige an den Vorstand und unter schriftlicher Anerkennung dieses Statuts.

§. 2.

Jedes Mitglied verpflichtet sich auf die Dauer von drei Jahren zur Zahlung eines jährlichen Beitrages an den Schatzmeister des Vereins. Die Höhe dieses Beitrages hängt lediglich von dem Ermessen jedes Mitgliedes ab.

§. 3.

Der Austritt aus dem Verein steht jedem Mitgliede jederzeit ohne Angabe von Gründen offen. Durch den Austritt geht jeder Anspruch auf den Reserve-Fonds verloren.

§. 4.

Der Verein hat seinen Sitz in Breslau und sein Forum vor dem Königlichen Stadtgericht daselbst. Die Mitglieder desselben wählen in der General-Versammlung auf die Dauer von sechs Jahren durch Stimmenmehrheit einen aus neun Personen bestehenden Vorstand, welcher den Verein nach außen hin gerichtlich und außergerichtlich zu vertreten hat. Die Ausscheidenden sind sofort wieder wählbar. Der Vorstand, welcher sich, so oft es das Bedürfniß erheischt, in Breslau versammelt und seinen Geschäftsgang selbst regelt, wählt in und aus sich durch Stimmenmehrheit einen Vorsitzenden, den Stellvertreter desselben, einen Schriftführer und einen Schatzmeister.

Der Vorsitzende und dessen Stellvertreter, Letzterer nur in Behinderungsfällen des Ersteren, sind befugt, Rechtsgeschäfte Namens des Vereins gültiger Weise einzugehen.

§. 5.

Die Zusammenberufung des Vorstandes erfolgt durch schriftliche Einladung des Vorsitzenden, oder in dessen Behinderung, des Stellvertreters desselben. Die Einladungen sind für insinuirt zu erachten, sobald die Abgabe der desfallsigen Schreiben zur Post nachgewiesen ist. Er ist beschlußfähig, wenn außer dem Vorsitzenden, oder dem Stellvertreter desselben, vier Mitglieder anwesend sind.

§. 6.

Scheidet ein Vorstands-Mitglied aus irgend einem Grunde vor Ablauf der Wahlzeit aus, so wählt der Vorstand aus den Mitgliedern des Vereins für die Dauer der Function einen Ersatzmann.

§. 7.

Der Vorstand ist berechtigt, die Hälfte aller aufkommenden Jahresbeiträge zu dem Zwecke der Krankenpflege zu verwenden.

§. 8.

Aus der anderen Hälfte der Jahresbeiträge wird ein Reservefonds gebildet, dem auch dessen Zinsen, sowie der jetzt schon vorhandene Kassenbestand zufließen.

§. 9.

Im Falle eines Krieges wird der Verein alle seine Kräfte aufbieten, um seinem Hauptzwecke,

„der Pflege kranker und verwundeter Krieger im Felde"

zu entsprechen.

Für diesen Fall ist der Vorstand ermächtigt, sofort alle erforderlichen Maßregeln zu ergreifen und auch den Reservefonds zu verwenden. Er ist aber auch verpflichtet, ohne Verzug und spätestens binnen vier Wochen eine General-Versammlung zu berufen, die das Weitere beschließt.

§. 10.

Die General-Versammlungen des Vereins werden in Breslau abgehalten und von dem Vorsitzenden des Vorstandes oder dem Stellvertreter desselben berufen. Al-

jährlich muß wenigstens eine General-Versammlung stattfinden, in welcher

a) der Vorstand Rechenschaft über seine Geschäftsführung giebt,
b) der Schatzmeister Behufs Ertheilung der Decharge Rechnung legt,
c) der Verein die ihm angemessen erscheinenden Beschlüsse faßt.

Der Vorsitzende des Vorstandes oder sein Stellvertreter führt in den General-Versammlungen den Vorsitz.

Ueber die Verhandlungen der General-Versammlungen wird eine gerichtliche oder notarielle Verhandlung aufgenommen, welche von dem Vorsitzenden und mindestens zwei Mitgliedern des Vereins zu unterzeichnen ist.

Die Einladungen zu den General-Versammlungen erfolgen durch zweimalige Insertion in den Staats-Anzeiger, in die Schlesische Zeitung und in die neue Preußische Zeitung. Sie müssen die Gegenstände, über welche berathen und beschlossen werden soll, enthalten und die erste derselben ist mindestens 14 Tage vor dem Termine, an welchem die General-Versammlung stattfinden soll, zu veröffentlichen.

Geht eins dieser Blätter ein, so bestimmt der Vorsitzende des Vorstandes dasjenige Blatt, welches an seine Stelle treten soll. Dies ist durch die übrig bleibenden Blätter zu veröffentlichen.

§. 11.

Alle Wahlen, welche in Gemäßheit dieses Statuts vorzunehmen sind, erfolgen zum gerichtlichen oder zum notariellen Protokoll nach absoluter Stimmenmehrheit. Wird diese nicht erreicht, so werden diejenigen Beiden, welche die meisten Stimmen erhalten haben, zur engeren Wahl gestellt. Im Falle der Stimmengleichheit entscheidet das Loos.

§. 12.

Zu Abänderungen dieses Statuts ist die Allerhöchste Genehmigung erforderlich. Solche Abänderungen können nur in einer General-Versammlung, und zwar nur mit einer Majorität von zwei Dritteln der in derselben vertretenen Stimmen beschlossen werden, auch muß in der Einladung angegeben sein, daß und um welche Abänderung der Statuten es sich handelt.

§. 13.

Für die ersten sechs Jahre bilden den Vorstand:

1) der Herzog von Ratibor, als Vorsitzender;
2) der Fürst von Hatzfeld, als Stellvertreter des Vorsitzenden;
3) Herr von Rosenberg, als Schriftführer;
4) Graf Fr. Praschma, als Schatzmeister;
5) Graf von Stillfried;
6) Graf Emmo Schaffgotsch;
7) Graf Fr. Frankenberg;
8) Graf Hans Oppersdorff;
9) Graf Fedor Sierstorpff.

Arbeiterwohnungen.

Angesichts der Unruhen zu Rubaix in Frankreich, hauptsächlich hervorgerufen durch die materielle Noth der Arbeiter, ist es erfreulich, die Fürsorge kennen zu lernen, die man in anderen Orten Frankreichs diesem Stande zu Theil werden läßt. In Nr. 14 dieses Blattes haben wir Mittheilungen über die Arbeiterwohnungen zu Mülhausen im Elsaß gebracht, heute theilen wir aus dem „Berliner-Fremden- und Anzeigeblatt" das Nachstehende über das „Arbeiter-Viertel" zu Lille mit. Dasselbe schreibt:

Das Wohl der arbeitenden Klassen nach Kräften zu fördern und ihnen so viel als möglich Erleichterungen, ihren Familien gesunde Wohnungen zu verschaffen, ist eine vielfach ventilirte Frage der Gegenwart.

Es dürfte daher von Interesse sein, einige Details über das in neuerer Zeit so überaus zweckmäßig eingerichtete „Arbeiter-Viertel", das in der Stadt Lille (Departement du Nord), vom Wohlthätigkeits-Verein unterstützt, daselbst in's Leben gerufen wurde, zu geben, da es derartige Vortheile nachweist, wie man sie selten vereint findet. Die Cité-Napoleon umfaßt ein Terrain von nahezu 1 Hectare Land (3⅞ preuß. Morgen), sechs große, dreistöckige Gebäude erheben sich darauf und werden von vier breiten Straßen durchschnitten.

Wenn man durch die Straße Wazemmes in das Arbeiter-Viertel eingeht, so sieht man einen großen, mit Bäumen bepflanzten Platz, der die Blicke in angenehmer Weise auf sich zieht. Zwischen den Gebäuden ziehen sich Gärten hin, so daß von allen Fenstern aus das Auge auf grüne Bäume blickt, Sonne und frische Luft in die Räume des Hauses eindringen kann.

Von Nord nach Süd ist das Viertel durch eine breite Straße mit Trottoirs durchschnitten, an der Seite der Häuser laufen zwei bedeckte Gänge, die nach den andern Abtheilungen führen. Jedes Hauptgebäude ist über Kellerräume gebaut und repräsentirt einen Umfang von 22 Metres (1 Metres 3 Fuß), auf jeder Seite befindet sich ein Korridor in der Mitte und auf jeder Seite sind zwei Wohnungen, also vier Logis von je zwei Stuben. Jede Stube ist mit Fliesen ausgelegt und gewölbt, zwei Fenster gehen nach dem grünen Platz heraus. Eine ingenieuse Vorrichtung dient zur Lüftung der Räume, es ist eine Art bewegliches Drahtgitter, das man mehr oder minder öffnen kann, um die Luft zu erneuern, ohne daß dadurch die Stube kalt wird; über der Thüre ist ein Fensterchen, das nur geöffnet zu werden braucht, um einen starken Luftzug zu bewerkstelligen. Treppen und Flure sind breit und mit Gas so lange beleuchtet, bis die Bewohner heimgekehrt sind; auch Treppen und Korridore haben gute Ventilation. Vom Flur aus gehen geräumige Ausgußrinnen, so daß die oberen Bewohner nicht herabzusteigen brauchen, um ihre Schmutzeimer auszugießen. Jeder Bewohner hat der Reihe nach für das Reinhalten der Treppen und Korridore zu sorgen. Unter den Gallerieen der rez-de-chaussée hat man Trockenplätze angelegt. Die Gärten sind zur Benutzung der Miether, die sich darin ergehen können; in demselben hat man einen Platz speciell für die Kinder eingerichtet, wo dieselben ohne peinliche Ueberwachung sein können, auch wenn die Mutter zu arbeiten hat, wodurch für diese eine große Erleichterung stattfindet.

Ein Arzt ist dem Etablissement beigegeben, der seine Sprechstunden hat und die ernstlich Kranken besucht. Die Medizin wird gratis verabreicht. In diese Behausung aufgenommen zu werden, dazu gehört: 1) daß man in die Bedürftigkeitsliste bereits verzeichnet ist, 2) wie viel Kinder

da sind und 3) das Moralitäts-Zeugniß. Die Absicht des Präfecten Vallon, der leider gestorben, ging dahin, den ärmsten Arbeitern auch die Möbel zu geben, doch ging sein Vorschlag nicht durch, indeß hat eine Wohlthäterin eine Summe deponirt, so daß den Allerärmsten ein Spinde und sonstige Geschirre gegeben werden können, die Sachen verbleiben aber der Anstalt.

Ein Hauswart hat das Ganze zu überwachen und die Lebensweise der Arbeiter zu beobachten, damit kein Unwürdiger diese Bevorzugung genieße.

Die Einrichtung besteht seit 6 Jahren; der Staat hat 100,000 Frcs. dazu beigesteuert. Die Cité-Napoleon sieht ihre Wohnungen stets besetzt, denn die arbeitende Klasse erkennt sehr wohl den Vortheil, den sie gewährt. Die daselbst vorherrschende Ordnung und Reinlichkeit übt einen günstigen Einfluß auf die Bewohner aus. Bei der letzten Epidemie wurden bei einer Bevölkerung von 900 Personen nur 20 von der Cholera heimgesucht, und zwar nur solche, die ohnehin von schwächlicher Constitution und kränklich waren. Die Gewohnheiten der Unreinlichkeit, der Streitsucht und die Trunksucht werden durch verständige Gesetze, die daselbst gehandhabt werden, bald modifizirt oder führen die Ausweisung des Miethers herbei. Die Wohnung muß pünktlich alle 14 Tage im Voraus bezahlt werden, nur in ganz besonderen und ausnahmsweisen Fällen wird eine Verzögerung gestattet.

Alle, welche das Etablissement des Arbeiter-Viertels zu Lille gesehen, müssen sich von der Vortrefflichkeit desselben überzeugt haben, und sich des physischen und moralischen Wohls seiner Arbeiter erfreuen. Das Register der die Vorstadt Besuchenden giebt auch vollauf von diesem Eindruck Kunde, indem sich immer neue Wohlthäter für diese Kolonie finden, auch der Marschall Forey hat derselben nach sehr gründlicher Besichtigung ein sehr warmes Lob gespendet; ein Hauptverdienst hat allerdings der Vorsteher, der zwar mit Milde, jedoch mit aller Festigkeit die einmal vorgeschriebene Ordnung des Hauses durchführt.

Statistisches.

Im Kranken- und Siechenhause der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Züllchow bei Stettin sind im verflossenen Jahre 37 verwundete Soldaten an 1688 Tagen unentgeltlich ärztlich behandelt und verpflegt worden; von ihnen sind 32 geheilt, 3 gebessert entlassen worden; 2 blieben am Schlusse des Jahres noch in Behandlung, sind jedoch seitdem ebenfalls entlassen.

An Kranken des Civilstandes sind im Jahre 1866, unter Einrechnung des aus dem Jahre 1865 übernommenen Bestandes, im Hause überhaupt 180 gewesen, nämlich 167 Männer und 13 Knaben; sie sind an 8191 Tagen ärztlich behandelt und verpflegt worden. Geheilt wurden davon 129, gebessert 7 und ungeheilt entlassen 7, während 16 Kranke starben, worunter einige Jahrelang im Hause als Sieche gepflegt worden waren, und am Schlusse des Jahres noch 21 in der Behandlung verblieben sind. Die höchste Tageszahl der im Krankenhause gleichzeitig anwesenden Civil-Kranken belief sich auf 34 Köpfe; die Durchschnittszahl der Kranken auf einen Tag betrug 22¹⁰¹/₃₆₅ Köpfe, die durchschnittliche Verpflegungszeit auf jeden Kranken 45½ Tag.

Das Krankenhaus gewährte von obigen 8191 Pflegetagen:

36	Pflegetage	à 30 Sgr.	Pflegegeld,
128	"	à 20 "	"
591	"	à 10 "	"
6213	"	à 8 "	"
310	"	à 6 "	"
489	"	à 5 "	"
35	"	à 4 "	"
389	"	frei von	Pflegegeld,

Die sämmtlichen Kranken vom Civil und Militair sind an 9879 Tagen verpflegt worden und belaufen sich die Kur- und Verpflegungskosten mit allen dahin gehörigen Ausgaben überhaupt auf 4092 Thlr. 27 Sgr. 9 Pf.; hiervon sind 2085 Thlr. 1 Sgr. durch eingegangene Pflegegelder gedeckt worden, und die übrigen 2007 Thlr. 26 Sgr. 9 Pf. aus den Mitteln des Johanniter-Ordens entnommen. Der Kosten-Durchschnitts-Betrag für einen Kranken und einen Tag beträgt demnach 12 Sgr. $5_{,31}$ Pf. Die extraordinairen Aufwendungen betragen 788 Thlr. 12 Sgr. 4 Pf., mithin stellt sich die Gesammt-Ausgabe des Krankenhauses im Jahre 1866 auf 4881 Thlr. 10 Sgr. 1 Pf. heraus.

Die Arzeneikosten haben sich im Jahre 1866 auf 172 Thlr. 29 Sgr. 3 Pf. belaufen und berechnen sich nach der vorhin angegebenen Zahl der Pflegetage auf $6_{,29}$ Pf., und auf ein jedes der in der Dispensir-Anstalt des Krankenhauses ausgeführten 2164 Recepte auf $28_{,75}$ Pfennige.

Bekanntmachung,

die Prinzeß Maria-Anna-Stiftung betreffend.*)

Das Kapital der Prinzeß Maria-Anna-Stiftung von ursprünglich 500 Thlr. hat sich seit dem Stiftungstage, dem 10. Juni 1864, dergestalt erhöhet, daß dasselbe gegenwärtig 4250 Thlr. in zinstragenden Papieren und 50 Thlr. 13. Sgr. 3 Pf. baar beträgt.

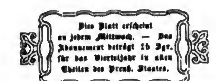
Von diesen 4250 Thlr. zinstragenden Papieren sind 1150 Thlr. in Staatsschuldscheinen als Stiftungskapital deponirt, welchem nach §. 7. c. der Statuten die jährlichen Zinsen zufließen. Die Zinsen der, nach Abzug dieser . . . . 1150 Thlr. sowie der zu diesem Stiftungskapital gehörigen, für die von demselben inzwischen aufgelaufenen Zinsen gekauften 2 Staatsschuldscheine à 100 Thlr. . . . . . . 200 „
Zusammen 1350 Thlr.
noch verbleibenden 3100 Thlr. in Effekten, nebst den etwa außerdem noch eingehenden Beiträgen werden zur Vertheilung unter die Bedürftigsten der in die Prinzeß Maria-Anna-Stiftung aufgenommenen Waisen gebracht, wie dies gegenwärtig auch mit den oben erwähnten 50 Thlr. 13 Sgr. 3 Pf. geschehen ist.

Berlin, den 18. April 1867.

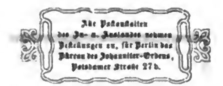
Das Curatorium.

*) Siehe Seite 94 u. f. der Nr. 16 dieses Blattes vom 18. April 1866.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt



der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 1. Mai 1867. **Nr. 18.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Regierungs-Präsidenten z. D. von Saltzwedell, auf Poetschendorf bei Rastenburg,
- " Landrath des Kreises Osterode Rudolph von Brandt, zu Osterode,
- " Rittergutsbesitzer Oscar von Saucken, auf Loschen bei Pr. Eylau,
- " Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur im 6. Ostpreußischen Infanterie-Regiment Nr. 43 Koehn von Jaski,
- " Rittmeister a. D. Carl Grafen Finck von Finckenstein, auf Jaeskendorf bei Liebemühl in Ostpreußen,
- " Hauptmann im 1. Bataillon (Königsberg) 1. Garde-Landwehr-Regiments Werner von Alvensleben, auf Rodehlen bei Batten in Ostpreußen,
- " Majoratsbesitzer Tortilowicz von Batocki, auf Bledau bei Cranz in Ostpreußen,
- " Rittergutsbesitzer Max von Klitzing, auf Lüben, Kreis Deutsch-Crone,
- " Hauptmann im 1. Garde-Landwehr-Regiment Friedrich von Berg, auf Markienen bei Bartenstein,
- " Ober-Regierungs-Rath Wilhelm Freiherrn von Tettau, zu Erfurt,
- " Oberstlieutenant und Kommandeur des 2. Brandenburgischen Ulanen-Regiments Nr. 11 August Grafen zu Solms-Wildenfels,
- " Major und Bataillons-Kommandeur im 2. Garde-Regiment z. F. Bernhard von Puttkamer,
- " Landrath des Kreises Ruppin von Bülow, zu Neuruppin,
- " Rittergutsbesitzer von Waldaw, auf Mehrenthin bei Woldenberg in der Neumark,
- " Freiherrn Otto von Tettau zu Berlin,
- " Major im 3. Garde-Ulanen-Regiment Freiherrn von Heintze-Weißenrode,
- " Regierungsrath Hugo von Leipziger, zu Potsdam,
- " Rittmeister und Escadron-Chef im 3. Garde-Ulanen-Regiment von Katte,
- " Rittergutsbesitzer von Klitzing, auf Grabsee bei Nörenberg,
- " Major im Infanterie-Regiment Nr. 76 von Boehn,
- " Rittergutsbesitzer August von Heyden-Linden, auf Stretense, Kreis Anclam,

Den Major im Infanterie-Regiment Nr. 82 von Tschirschky,
- " Rittmeister in der Landwehr-Kavallerie von Zacha, auf Strelitz bei Chodziesen,
- " Hauptmann und Kompagnie-Chef im 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 63 von Winning,
- " Rittmeister und Escadron-Chef im Westphälischen Dragoner-Regiment Nr. 7, Ferdinand Freiherrn von Stein,
- " Major und Bataillons-Kommandeur im 4. Garde-Grenadier-Regiment Königin, Wilhelm von der Osten,
- " Hauptmann und Kompagnie-Chef im Infanterie-Regiment Nr. 80, Grafen von Schlieffen,
- " Rittergutsbesitzer Freiherrn von Moeller-Lilienstern, auf Rothspalk bei Lalendorf in Mecklenburg-Schwerin,
- " Rittergutsbesitzer Hans Freiherrn von Kotzau, auf Thurm bei Glauchau im Königreich Sachsen,
- " Königlich Sächsischen Kammerherrn Bernhard Freiherrn von Rochow, auf Strauch bei Großenhain im Königreich Sachsen,
- " Rittmeister im Königlich Sächsischen 1. Reiter-Regiment von Wuthenau,
- " Rittergutsbesitzer Heinrich Freiherrn von Wöhrmann, auf Wendischbora bei Nossen im Königreich Sachsen,
- " Rittergutsbesitzer Ralf Leopold von Retberg, zu München,
- " Rittergutsbesitzer Otto von Transche, auf Ohselsdorf bei Riga in Livland,
- " Rittergutsbesitzer Magnus Freiherrn von Klopmann, auf Alt-Laßen bei Illurt in Kurland,
- " Kaiserlich Russischen Stabs-Rittmeister im Garde-Kürassier-Regiment Alexander von Rosenschild-Paulyn, zu St. Petersburg,
- " Königlich Schwedischen Hofmarschall Adolph Henning Grafen von Schwerin, zu Stockholm,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Job Wilhelm Carl David Heinrich von Witzleben, Generalmajor und Kommandeur der 9. Kavallerie-Brigade, Ehrenritter seit 1855, † zu Glogau 21. April 1867.

Der erste Tod für das Haus Hohenzollern.

In der Klosterkirche zu Berlin hängt neben vielen alten Schildereien, deren Entstehung in die Zeit zurückweicht, da diese Stätte noch den grauen Franziskanermönchen zur Andacht geweiht war, eine Gemäldetafel, welche unser Interesse beansprucht. Als in den Jahren 1842 bis 1845 die verfallende Kirche mit allen ihren Denkmälern einer durchgreifenden Restauration unter Leitung des trefflichen Conservators der märkischen Alterthümer, Geheimrath v. Quast, unterzogen wurde, mußte dies Epitaphium seinen alten Ehrenplatz auf der Mittagsseite des hohen Chors, aus welchem alle Tafelbilder entfernt wurden, aufgeben und erhielt, nachdem es mit Sorgfalt aus seiner argen Beschädigung wieder hergestellt worden, seine jetzige Stelle in der Ecke an der Südseite des hölzernen Vorbaues, durch welchen man von dem gegen die Straße gerichteten Haupteingange der Kirche in das Innere derselben tritt.

Die bildliche Darstellung, mit welcher diese 4 Fuß breite und 5½ Fuß hohe Holztafel geschmückt ist, zeigt zur Rechten*) den leidenden Heiland, unbekleidet bis auf einen um die Hüften gelegten weißen Linnenschurz, dessen Ende herabflattert, das Haupt mit dem über den Nacken und die Schultern herabfallenden Haupthaare und kurzem Vollbart dem Betrachtenden zugewendet, mit der Dornenkrone bekränzt und dem Heiligenscheine umgeben. Die Rechte hält die Geißel, der linke über die Brust gelegte Arm trägt in seiner Biegung die Ruthe, aus den fünf Wundenmalen der Hände, Füße und rechten Seite springen Strahlen Blutes in den am Boden stehenden kunstvoll gearbeiteten Kelch. Diesem zur Rechten, das Auge zum Leidensbilde des Herrn emporgewendet, kniet anbetend ein junger Ritter. Der individuell aufgefaßte Kopf desselben mit dem kurzen braunen Haupthaar, dem bis auf den Schnurrbart unbärtigen Gesicht hat ein fast modernes Gepräge, das noch durch den am Halse eng anschließenden Kettenpanzer, der hier einem militairischen Stehkragen gleicht, vermehrt wird. Auf beiden Knieen ruhend, hat der Anbetende die mit den Rüstungshandschuhen bekleideten Hände über der Brust gekreuzt; aller Waffenschmuck, mit welchem der Ritter gerüstet ist, der ober- und unterhalb des Brustharnisches sichtbare Kettenpanzer, die Platten und Schienen der Arme und Beine, die großen Sporen, das mit gerader einfacher Parirstange versehene Ritterschwert, erscheinen schwarz, während das Untergewand, welches in parallelen Vertikalfalten über die Hüften und Oberschenkel fällt, und der aus mehrfachen Schichten langer ausgezackter Streifen bestehende, über beide Schultern hängende Mantel von hellrother Farbe sind. Den oberen Theil des Gemäldes füllen Wappendarstellungen. Zunächst über dem knieenden Ritter erhebt sich ein heraldischer Vogel, den Kopf mit adlerartig gekrümmtem Schnabel nach Rechts gewendet, die Schwungfedern der Flügel nach unten gerichtet und in seinem Untertheil in federartige flatternde Helmdecken endigend, zwischen denen der geschlossene Ritterhelm erscheint. Dieser Vogel ist durch eine über seine Brust gezogene Horizontallinie in zwei Farben blasonirt; der obere Theil erscheint schwarz, der untere roth; gleiche Farben zeigen die Helmdecken, außen roth, innen schwarz, während der Helm ganz schwarz ist. Oberhalb des Heilandes ist der gegen Rechts geneigte einfache Wappenschild angebracht, dessen jetzt ganz schwarze Fläche bei näherer Betrachtung zwei schwarze, gegen Rechts schreitende heraldische Leoparden mit rothen Augen, rother Zunge und rothen Krallen erkennen läßt. Die Schweife derselben sind durch die Hinterfüße geschlagen. Der Grund der ganzen Tafel ist ein lichtes Blau. Rings um dieselbe läuft, in der Weise mittelalterlicher Grabplatten, eine Legende, welche in Minuskeln von gelber Schrift die Worte zeigt:

„Nach. chris. geburt. vierzehenhundert. | iar. vnd. in. dem. zwelften. iar. an. sant. Columban. | tage. verschied. der. hochgeborn. grafe. | Herre. Johans. von. Hohenloch. dem. got. genade."

Diese Inschrift läßt uns in dem auf dem Gemälde dargestellten Ritter den Grafen Johann von Hohenlohe erkennen und der angegebene Todestag verweist uns auf jene denkwürdige Stunde, in welcher die Hohenzollern zum erstenmal das Schwert erheben mußten, um im Stammlande ihres Reiches die versagte Anerkennung sich zu erzwingen.

Es war eine trübe Zeit über die Mark Brandenburg herangezogen, seit der Letzte aus dem trefflichen Geschlecht der Askanier, welche nach vielhundertjährigem Kampfe der Deutschen mit den Slaven endlich diesen das Land abgerungen, es klug beherrscht und zur Blüthe gefördert hatten, zu Grabe gegangen war. Beutegierige Nachbaren waren über das verwaiste Gebiet hergefallen, hatten sich einander befehdet und die Mark verwüstet. Der Kaiser Ludwig hatte sie zur Vergrößerung seiner bayerischen Hausmacht ausersehen und seinen Sohn, Ludwig den Aelteren, im Jahre 1324 damit belehnt, der dieselbe nach vielfachen Kriegen, insbesondere gegen den sogenannten falschen Waldemar — ein mächtiges Parteihaupt, das für den aus einer langjährigen Pilgerfahrt heimgekehrten letzten Askanier galt — im Jahre 1351 seinem jüngeren Bruder, Ludwig dem Römer, abtrat. Dieser beherrschte das Land bis zu seinem Todesjahre 1365 in Gemeinschaft mit seinem Bruder Otto, der gegen Entschädigung im Jahre 1373 die Marken dem Kaiser Karl IV. aus dem Hause Luxemburg für dessen Söhne Wenzel und Sigismund überließ. Als mit Karls Ableben Wenzel im Jahre 1378 zur deutschen Kaiserwürde gelangt war, folgte ihm Sigismund in der Mark und verpfändete dieselbe demnächst im Jahre 1388 seinem Vetter Jobst von Mähren. Wenzel wurde indeß im Jahre 1400 von einer Versammlung der Kurfürsten abgesetzt und Ruprecht von der Pfalz zum Kaiser erwählt. Sigismund, welchem die ungarische Königswürde zugefallen war, richtete nun mit dem Tode Kaiser Ruprechts (1410) seinen Blick auf die Krone des römischen Königs, und hier ist es, wo wir zum erstenmal den Burggrafen von Nürnberg,

*) Bei den räumlichen Bestimmungen ist hier sowie im weitern Verlauf die Stelle angenommen, welche die betreffende Darstellung im Bilde, nicht vom Betrachtenden aus, hat.

Friedrich VI. aus dem Hause Hohenzollern, in einer Thätigkeit erblicken, welche ihm den Ungarn-König bald auf das Innigste verpflichten sollte. Friedrich befand sich am Hofe Sigismund's, seines alten Waffengefährten, als die Kurfürsten sich über die Neuwahl des römischen Königs entscheiden mußten, und der König von Ungarn sandte ihn mit der schwierigen Mission nach Frankfurt am Main, ihm die Krone des deutschen Reiches zu verschaffen. Friedrich hatte eine überaus mißliche Aufgabe zu erfüllen; die Kurfürsten von Mainz und Köln waren aus kirchlichen Gründen Sigismund's entschiedene Gegner; Sachsen und Böhmen hatten Wenzel's Absetzung nie als rechtsbegründet anerkannt, sahen also in Ruprecht's Tode keine Thronerledigung und verweigerten die Wahl; nur zwei Stimmen, die des alten Kurfürsten von Trier und des ganz jungen Kurfürsten von der Pfalz, neigten sich Sigismund zu, während über die Ausübung der Kurstimme von Brandenburg Streit herrschte. Die Mark war nämlich durch bündigen Vertrag vom 22. Mai 1388 für 565,263 Gulden von Sigismund an Prokop und Jobst von Mähren verpfändet worden mit der Maßgabe, daß bei unterlassener Auslösung binnen 5 Jahren sie Eigenthum der Pfandbesitzer werde und die Kur auf diese übergehe; die Auslösung war nicht erfolgt und jene Rechte am 3. April 1397 dem Jobst ausdrücklich übertragen worden. Nichtsdestoweniger beanspruchte Sigismund jetzt die Brandenburgische Kurstimme und bevollmächtigte Friedrich zur Ausübung derselben. Schon der Eintritt des Burggrafen in die Wahlstadt — zu welcher Niemand, der sich nicht als Stimmberechtigter oder zu solchem Gehöriger legitimiren konnte, einziehen durfte — stieß auf erhebliche Schwierigkeiten. Dennoch gelang es seinen geschickten Unterhandlungen, daß ihm und seinem stattlichen Gefolge, die man theils als Abgesandte des befreundeten Ungarn-Königs, theils als Mannschaft eines Wählenden ansah, die Thore Frankfurts geöffnet wurden. Mit scharfblickender Klugheit und Energie ging Friedrich hier vor; Sachsen und Böhmen war unvertreten, Mainz und Köln suchten daher den Wahltag — 20. September 1410 — hinauszuschieben; sie untersagten allen Gottesdienst an diesem Tage und sperrten den alten Wahlort, die Bartholomäuskirche. Friedrich vermochte die Kurfürsten von Trier und Pfalz, auf dem Kirchhofe jenes Gotteshauses zusammenzutreten, ließ seine Vollmacht prüfen und anerkennen und wählte nun — der goldenen Bulle gemäß mit den zur Wahl Erschienenen — Sigismund zum römischen König, für den er sofort laut Vollmacht acceptirte. Umsonst waren die Proteste und Spottlieder der Gegenpartei, erfolglos ihre spätere Sonderwahl, zu der auch herbeigerufene Abgesandte von Böhmen und Sachsen erschienen waren, und welche auf Jobst von Mähren fiel, durch dessen baldigen Tod, am 17. Januar 1411, diese Wahl gegenstandslos wurde. Den rastlosen Bemühungen Friedrich's gelang es, eine fernere Neuwahl zu verhindern, die Gegenpartei zu gewinnen und so endlich die kühn für Sigismund erlangte Krone des römischen Königs diesem zu sichern. Von jetzt an verknüpfte ein starkes Band der Dankbarkeit den Burggrafen von Nürnberg und Sigismund, und das planmäßige, schrittweise Vorgehen des Letztern, dem Hause seines „lieben Ohms und Rathes" das Kurfürstenthum Brandenburg zuzuwenden, war die Folge jenes wichtigen Dienstes, welchen Friedrich seinem mächtigen Gönner geleistet hatte. Doch bis in die neueste Zeit geht durch die Bücher der Geschichte des Hauses Hohenzollern die vom Einen dem Andern nachgeschriebene Darstellung, als sei der Erwerb des Stammlandes der preußischen Monarchie auf Grund einer Verschuldung des Kaisers Sigismund gegenüber dem Burggrafen von Nürnberg geschehen, in Folge dessen die Mark Brandenburg als uneingelöstes Pfandobjekt dem Hause Hohenzollern zugefallen sei. Der um die brandenburgische Geschichte hochverdiente Forscher Riedel*) hat mit unwiderleglicher Klarheit urkundlich nachgewiesen, wie vielmehr lediglich kaiserliche Gunst es gewesen, welche den Burggrafen von Nürnberg zu einer Stellung emporgehoben, in der er sich demnächst unter den widerwärtigsten Verhältnissen festigte und endlich zum Träger der kurfürstlichen Würde emporrückte. Das erste Amt, welches Friedrich in der Mark erhielt, war das eines „Verwesers und obersten Hauptmannes der Mark."

Mit dem kinderlosen Ableben Jobst's war das Land vertragsmäßig an Sigismund heimgefallen und bereits auf den 15. März 1411 hatte dieser die Abgeordneten der märkischen Mannschaft und Städte nach Berlin zusammenberufen, wo der Propst von Berlin, Johann von Waldaw, und der Edle Wend von Ileburg ihnen den Regierungsantritt Sigismunds verkündigten und sie zur Absendung von Deputirten behufs Erklärung über die Huldigung an das Hoflager des Königs in Ungarn aufforderten. Dort fanden sich zum 1. Mai die Abgesandten der märkischen Städte und in Vertretung der gesammten Mannschaft der Landes-Erbmarschall Caspar Gans Edler Herr zu Putlitz ein und schilderten dem König die trostlose Lage des Landes. Schon unter der schlaffen Herrschaft des bayrischen Hauses war das alte Ansehen der Landesregierung in stetem Sinken begriffen gewesen; unter dem Scepter des in ewigen Finanznöthen schwebenden Hauses Luxemburg verfiel dasselbe gänzlich; die legitimen Herrscher wie die Pfandbesitzer überboten sich in Ausnutzung aller Einnahmequellen, ohne ihren Unterthanen Schutz gegen die Bedrückungen und Schädigungen zu gewähren, welche in immer weiteren Kreisen um sich griffen. Der schloßgesessene Adel sowie die Zaunjunker suchten beim Verfall der landesherrlichen Macht immer größeren Besitz an sich zu bringen, die Städte strebten sich zu schützen, ihre Macht zu erweitern und verbanden sich dem fehdelustigen Adel gegenüber. Bald gingen die Burgen und Schlösser, mit denen die Askanier ihr Land wehrhaft erhalten hatten, in den Pfandbesitz der adligen Geschlechter über und selbst unmittelbare Städte mußten, als diese Hilfsquellen der Landesherren zu versiegen begannen, sich die Hingabe in Versatz gefallen lassen. Endlose Fehden, zum Zweck, immer mehr Macht zusammenzuraffen, zerfleischten jetzt das Land; in den Städten war durch die Unsicherheit des Verkehrs der Gewerbebetrieb gelähmt, der Bürger mußte Schwert und Harnisch im Felde tragen oder auf den Warten seines Weichbildes auslugen, die

*) Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des Preußischen Königshauses. Berlin 1851. gr.-8vo.

Schlösser und Burgen hallten von wüsten Gelagen, in ihren Kammern und Ställen war Beute von überall her zusammengebracht, in ihren dunklen Verließen schmachteten Tausende Unglücklicher unter barbarischen Quälereien. Am Schlimmsten aber stand es auf dem platten Lande; jeder Raubzug auf des Nachbarn Gebiet bezeichnete seinen Weg durch die Rauchsäulen der ausgeplünderten und in Brand gesteckten Dörfer, jeder Vergeltungszug verwüstete in gleich furchtbarer Rache Hab und Gut der Bauern; auf weite Strecken Landes fand man keine Hütte, kein bestelltes Feld mehr, die Landleute lagen erschlagen oder schleppten sich als bettelnde Krüppel umher, und noch heut sind vielfache Wüstungen in der Mark auf jene traurigen Zeiten zurückzuleiten. Unter den Adelsfamilien des Landes wuchsen einzelne zu schreckensvoller Macht. Viele derselben hatten bereits unter den askanischen Fürsten, mit denen sie als tapfere Gefolgsleute in das Land gekommen waren oder deren Herrschaft sie als wendische Edle sich gebeugt hatten, Ansehen und großen Besitz erlangt, so die Lindow, Putlitz, Rochow, Bredow, Alvensleben u. A., manches Geschlecht war aber auch durch das Fehdehandwerk im allgemeinen Unglück mächtig emporgewachsen, so namentlich die Quitzow's, vor deren Namen Stadt und Land weithin bebten. Zu allen diesen Uebeln kam noch, daß die rücksichtslose Geldaufnahme der Landesherren zu den lüsternen Grenznachbaren der Mark Abhängigkeitsverhältnisse schuf, und daß endlich benachbarte Fürsten nicht nur landesherrliches Besitzthum als Pfand in Gewahrsam hielten, sondern daß sie sich auch Landeshauptmannschaften zu verschaffen gewußt hatten und so an der Losreißung von größeren Territorien aus den Marken arbeiteten. Natürlich gaben auch diese Verhältnisse dem immer mehr nach Unabhängigkeit strebenden und eifersüchtigen Adel Veranlassung zu endlosen Verwüstungskämpfen.

So war der Zustand der Mark, als die Abgeordneten des Landes am Hoflager Sigismund's in Ofen ihre Klagen führten. Lange berieth der König mit ihnen und versprach endlich, da seine umfassenden Regentengeschäfte ihm nicht das persönliche Erscheinen in der Mark verstatteten, ihnen einen vortrefflichen Mann als Landeshauptmann zu geben, und zwar Friedrich, den Burggrafen von Nürnberg. Und in der That, die Wahl des Kaisers war in jeder Beziehung eine glückliche. Friedrich war ein Mann von seltener Begabung — tapfer, kenntnißreich, staatsklug, umsichtig, von zäher Energie und dabei leutselig und von herzgewinnender Freundlichkeit. Die Abgeordneten der Mark hatten bei ihrem fast dreimonatlichen Aufenthalte zu Ofen genügend Gelegenheit, den mit den wichtigsten Geschäften des Königs beauftragten Friedrich persönlich kennen zu lernen, um bei ihrem Abzuge, wenigstens zum größeren Theile, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft mit sich nehmen zu können. So brachten sie in ihre Heimath die Verheißung des Königs, daß ein starker Landesverweser kommen werde, und die Forderung, diesem Gehorsam und Huldigung zu leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pest in Florenz 1348.

Ganz Italien wurde im Jahr 1348 von der Pest fürchterlich heimgesucht; nur Mailand und einige Gegenden am Fuß der Alpen blieben einigermaßen verschont. Sie überschritt die Alpen, breitete sich aus in Savoyen, in der Provence, in der Dauphinée und in Burgund; sie drang sogar in Catalonien ein. Im Jahr 1349 ergriff sie das übrige Westeuropa. Brabant allein blieb verschont. 1350 rückte sie nach Norden vor, verheerte Friesland, Deutschland, Ungarn, Dänemark, Schweden. Sie entvölkerte das eisige Island.

Die Krankheitssymptome waren nicht überall die gleichen. Im Orient verkündete Nasenbluten das bevorstehende Herannahen der Epidemie; außerdem galt Nasenbluten als sicheres Vorzeichen des Todes. In Florenz zeigte sich das Uebel zuerst in den Weichen oder unter den Achselhöhlen, als Anschwellung (gaviaccolo), welche später auf allen Körpertheilen hervortrat. Schließlich wechselten die Krankheitsanzeichen; das Contagium verrieth sich meistens durch schwarze oder schwarz-blaue Flecke, — welche breit und einzeln bei dem Einen, klein und massenhaft bei dem Andern — anfänglich sich auf den Armen und Schenkeln zeigten, dann auf den übrigen Körpertheilen, und wie die gaviaccolo Anzeichen eines nahen Todes waren. Das Uebel trotzte allen Hilfsmitteln der ärztlichen Kunst. Die meisten Kranken starben am dritten Tage und fast immer ohne Fieber oder andere neue Krankheitserscheinungen.

Die unglaublich schnelle Verbreitung der Seuche erschütterte in den inficirten Orten alle Gemüther. Nicht nur der Verkehr und die Berührung mit erkrankten Personen, sondern auch das Anfassen von Sachen, welche diese angefaßt oder gebraucht hatten, übertrug unmittelbar die Krankheit. Man erröthete nicht mehr, seine Feigheit und seine Selbstsucht öffentlich zur Schau zu stellen. Die Bürger vermieden sich gegenseitig; die Nachbarn vernachlässigten ihre Nachbarn; sogar die Verwandten, wenn sie sich ab und zu besuchten, hielten sich von einander respectvoll entfernt. Bald sah man den Bruder seinen Bruder verlassen, den Oheim seinen Neffen, die Frau ihren Mann, und wohl auch einige Väter und Mütter sich von ihren Kindern entfernen. Für die unzählige Menge Kranken gab es keine andere Hilfe als die heldenmüthige Hingebung einer kleinen Zahl Freunde, oder die durch große Geldbelohnungen erkauften Dienste des Hausgesindes. Letzteres bestand gewöhnlich aus rohen Landleuten, gänzlich unerfahren in der Krankenpflege. Ihre gesammte Dienstleistung beschränkte sich darauf, einige Befehle der Pestkranken auszuführen oder an deren Familien die Todesnachricht zu überbringen.

Dieses Verlassensein der Patienten und die Furcht der Gesunden verursachten, daß man auch den Sterbenden und den Todten das vorenthielt, was ihnen — nach alter Sitte und geheiligten Gebräuchen gemäß — zukömmlich. Viele hatten in ihren letzten Augenblicken auch nicht einen Menschen um sich, während früher nach uraltem Florentiner Brauch, jeder dem Tode Nahe von seinen sämmtlichen Verwandten und den Nachbarn umgeben war. Man meinte, Traurigkeit steigere die Empfänglichkeit für die Krankheit; dagegen hielt man Freude und Vergnügungen für das sicherste Schutzmittel wider die Pest. Sogar die Frauen suchten sich durch Gelächter, Scherze und Spiele zu betäuben gegen die betrübenden Begräbnißeinrichtungen. Selten folgten mehr als 10 oder 12 Nachbarn einer Leiche.

Die Sargträger waren nicht, wie ehedem, angesehene Bürger oder Leute aus derjenigen Gesellschaftsklasse, welcher der Verstorbene angehört hatte, sondern Todtenbestatter niedersten Ranges, die sich becchini nennen ließen. Für hohen Lohn brachten sie mit beschleunigten Schritten die Leichenbahre in die nächste Kirche, nicht in diejenige, welche der Todte angegeben hatte. Manchmal gingen 4 oder 6 Priester vorauf, mit einer kleinen Zahl Kerzen. Manchmal fehlte das Priestergeleit gänzlich. Die Leiche wurde in irgend welches offene Grab geworfen.

Das Schicksal der Armen und selbst das der in mittleren Verhältnissen Befindlichen gestaltete sich noch übeler. Durch ihre Bedürftigkeit angewiesen auf den Verbleib in ungesunden Häusern, und eng bei einander wohnend, erkrankten sie zu Tausenden. Da Niemand ihre Wartung und Pflege übernahm, starben sie fast Alle. Die Einen endeten, bei Tage sowohl wie in der Nacht, in der Straße ihr elendes Dasein; die Andern, welche der Tod innerhalb der Häuser erlöste, verkündeten ihr Ableben den Nachbarn durch den Uebelgeruch ihrer bald in Fäulniß übergehenden Leichen. Die Angst und die Luftverderbniß, mehr als die Barmherzigkeit, bewog die Nachbarn, die Zimmer zu durchsuchen, die Leichen aus den Häusern zu entfernen und sie vor denselben niederzulegen. Jeden Morgen konnte man in den Straßen eine große Menge derart aufgeschichteter lebloser Menschen sehen. Schließlich wurde eine Bahre oder auch ein einfaches Brett herbeigeholt, womit man die Leichen wegtrug. Oft lagen auf ein und derselben Bahre gleichzeitig Mann und Frau, oder Vater und Sohn, oder zwei und drei Brüder. Wenn 2 Priester mit einem Kreuz zu Begräbnissen gingen und die Todtengebete sprachen, brachte man aus jedem Hause andere Bahren, welche sich dem Zuge anreiheten, so daß die Geistlichen, welche nur für einen Todten beansprucht worden waren, oft deren 7 oder 8 zu beerdigen hatten.

Die geweihte Erde reichte nicht mehr aus für die Grabstätten. Man machte auf den Kirchhöfen ungeheure Gräben, in welchen man die Leichen, je nach ihrer Ankunft, neben einander legte. Inzwischen suchten die Ueberlebenden das Vergnügen auf (weil sie dasselbe, wie gesagt, für ein Krankheitspräservativ hielten), nicht nur in ihren eigenen, sondern auch in irgend welchen fremden Häusern, wo sie dasselbe zu finden Aussicht hatten. Seltsame Extreme nahe bei einander! — Man lebte während dieser Zeit des gemeinsamen Elends in einer Art von Gütergemeinschaft. Leben und Eigenthum verlor allen Werth. Die meisten Häuser wurden Gemeingut. Der Fremde, welcher in ein Haus eintrat, nahm sich darin die Rechte des Besitzers. Die Wächter des Gesetzes waren entweder todt, oder krank, oder ohne ausreichendes Hilfspersonal. Eine allgemeine Anarchie trat an die Stelle geordneter Zustände.

In nicht geringem Grade wie die Städter wurden auch die Landbewohner von der Seuche ergriffen. Die Schlösser und Dörfer enthielten in kleineren Verhältnissen das gleiche Jammerbild. Die unglücklichen Feldarbeiter, welche entlegene Häuser bewohnten und hier weder auf ärztlichen Rath noch andere menschliche Hilfe rechnen konnten, starben auf den Wegen, auf den Feldern, oder in ihren Wohnungen, nicht wie Menschen, sondern wie die Thiere. Die Dinge dieser Welt so vernachlässigend, als wenn jeder Tag der letzte sei, verlangten sie weder nach der Frucht ihrer Felder, noch nach einem Lohn ihrer Arbeit. Sie beeilten sich, ihre letzte Ernte, ihre letzte Einnahme zu verzehren. Das Vieh, aus den Gehöften vertrieben, irrte umher auf den verödeten Feldern, inmitten der uneingeheimsten Ernte; meist kehrte es Abends in die Ställe zurück, obwohl weder Herr noch Hirt auf dasselbe achtete.

Niemals hatte eine Pest so viele Opfer gefordert wie diese. Von 5 Personen starben 3, in Florenz und dessen Gebiet. Boccaccio schätzt den Verlust der Stadt allein auf mehr als 100,000 Menschenleben. In Pisa starben von 10 : 7; dennoch blieb in dieser Stadt keine einzige Leiche unbeerdigt in den Häusern zurück, obwohl man in Pisa, wie in anderen Orten, sehr wohl wußte, daß der, welcher einen Pesttodten oder dessen Kleider oder Geld berührt, angesteckt sei, und obwohl Niemand gegen Lohn die letzten Pflichten bei einem Todten ausüben wollte. In Siena, so erzählt der Geschichtsschreiber Agnolo de Tura, starben in den vier Monaten: Mai, Juni, Juli, August — 80,000 Menschen; er selbst begrub mit eigenen Händen 5 Söhne in ein und demselben Grabe. Die Stadt Trapani in Sicilien starb gänzlich aus. Genua verlor 40,000 Einwohner, Neapel 60,000. Man taxirt die Opfer, welche diese schreckliche Epidemie in ganz Europa forderte, auf $^{2}/_{3}$ der Gesammtbevölkerung.

(Sismondi. Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter.)

Die Negerrepublik Liberia auf der Westküste Afrikas.

Die Gründung dieser Republik ist gewiß als eine der merkwürdigsten und interessantesten Unternehmungen anzusehen, die im Laufe unsers Jahrhunderts aus humanistischen Absichten unternommen worden sind, ja man möchte es eine utopische Idee nennen, die in diesem jungen Negerstaate zur Wirklichkeit geworden ist. Das Areal dieser Republik, die bereits seit einigen Jahrzehnten den freigelassenen Farbigen als Niederlassung dient, erstreckt sich etwa 600 englische Meilen an der Westküste Afrikas entlang und zwar in einer Breite von ca. 50 englischen Meilen. Die Bevölkerung dieses Küstenstriches beläuft sich, die dort ansässigen Eingebornen mitgerechnet, auf etwa 500,000 Seelen; von diesen sind ungefähr 12,000 sogenannte Amerika-Liberianer, d. h. amerikanische freigelassene Neger, die mit ihren Familien von Amerika ausgewandert sind oder die sich hier verheirathet und häuslich niedergelassen haben.

Rechnet man hierzu Tausende von den Eingebornen, die durch den Einfluß dieser amerikanischen Farbigen an ein civilisirtes Leben gewöhnt worden sind, so lebt hier eine Bevölkerung von ca. 25,000 der Negerrace angehörige Seelen, die sich der Wohlthaten der christlichen Civilisation und zwar unter eigner Regierung erfreuen.

Fast alle sind der englischen Sprache mächtig und in den 40 Kirchen des Landes wird das Evangelium in der englischen Sprache verkündigt. Die Bewohner Liberiens bekennen sich indeß zu fünf verschiedenen Kirchen, indem ein Theil zu den Methodisten, ein Theil zu den Baptisten gehört und die übrigen entweder Presbyterianer, Episcopale oder Congregationale sind. In den meisten Kirchen

werden außer dem gewöhnlichen Gottesdienste regelmäßig Sonntagsschule und Bibelstunden gehalten und sind mit Ausnahme einiger weniger fremder Missionare, sowohl die Geistlichen wie ihre Gemeindeglieder sämmtlich Farbige.

Von Jahr zu Jahr mehrt sich die Zahl derjenigen, die von Amerika herströmen, um hier in dem Lande ihrer Väter eine neue Heimath zu finden, wo sie sich unter ihres Gleichen der wiedererlangten Freiheit erfreuen können. Es haben sich zum kommenden Frühjahr nicht weniger als 998 Farbige und zum Theil ehemalige Sklaven aus den verschiedenen Staaten Amerikas zur Ueberfahrt in die neue Heimath gemeldet. Die Colonisationsgesellschaft Amerikas hat ein neues Schiff, Golkonda, von 1016 Tons gekauft, eigens um Emigranten nach Liberia zu befördern, und sucht sie diesen eine freie Ueberreise zu ermöglichen. Es bedarf dazu einer Empfehlung, in der Regel von Seiten eines Geistlichen ihres bisherigen Domicils, und dem Vernehmen nach sind diese 998 Auswanderer sämmtlich auf's Beste empfohlen, sowohl was ihre Intelligenz und Moral, sowie ihre Erwerbsfähigkeit angeht.

Es sind theils Handwerker, theils Landleute, von denen die große Mehrzahl den besseren Classen der Freigelassenen angehört; sie können fast alle lesen und schreiben und gelten für intelligent und religiös, so daß man mit Recht annehmen darf, es werde dem jungen Staate durch diese Emigranten ein neuer Segen erwachsen.

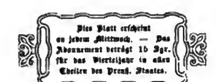
Als ein redendes Zeugniß für den blühenden Zustand Liberias kann ein ähnliches Unternehmen, das in Boston projectirt ist, wohl mit Recht angesehen werden; zwei namhafte Häuser haben nämlich eine Brigg ausgerüstet, die, wie es heißt, der Vorläufer einer aus vier Schiffen bestehenden Linie sein wird, um von dort aus eine Verbindung mit Liberia zu unterhalten; ein gleiches Unternehmen wird in New-York zu Stande kommen, wo die Brigg „Anna“ in Zukunft einen regelmäßigen Verkehr zwischen dieser Stadt und der Republik der Farbigen unterhalten wird, die nach dem Umschwung der Dinge in Nord-Amerika gewiß mit raschen Schritten einem stets zunehmenden Wachsthum und einer größeren Bedeutung entgegengeht.

Am bedeutsamsten aber dürfte dieser junge Staat für die Civilisation Afrikas werden, und hoffen wir, daß das Licht des Evangeliums zugleich seinen Weg von hier aus bis in die unzugänglichen Gegenden finden mag, wo heidnische Finsterniß und gräßliche Barbarei aller Menschlichkeit Hohn sprechen und die Bevölkerung zu der bedauernswerthesten Race der Erde machen. („Christian Work.“)

Das Hospiz des Pammachius in Porto bei Rom.

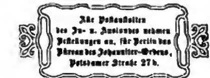
Rom, im Februar. Das von dem Cav. G. B. de Rossi herausgegebene Bulettino di Archeologia christiana enthält in der letzten Nummer seines vierten Jahrgangs eine von einem Grundriß und andern Zeichnungen begleitete Beschreibung der Trümmer eines interessanten Bauwerks aus der Zeit der letzten römischen Imperatoren-Dynastie, welche bei den vom Fürsten A. Torlonia in Porto, der Hafenstadt des Claudius und Trajan, veranstalteten Ausgrabungen zu Tage gefördert worden sind. Es ist das Hospiz oder Xenodochium des Pammachius, des edeln Freundes des heil. Hieronymus und seiner frommen Genossenschaft, nach welchem die Kirche SS. Giovanni e Paolo auf dem Cälius einst Titulus Pammachii benannt war. Um das Jahr 398, somit unter Honorius Regierung und unter dem Pontificat Anastasius I., erbaute der vornehme Römer im Innern der Hafenstadt nicht fern vom Portus Trajani, wie wir durch mehrere Stellen in Hieronymus' Briefen wissen, eines der ersten, wenn nicht das älteste, der Pilger- und Krankenhäuser in der Umgebung Roms, welches vor der christlichen Zeit an allem, nur nicht an Anstalten für die Siechen und Bedürftigen, Ueberfluß gehabt hatte. Das Xenodochion hat Jahrhunderte lang bestanden, ist dann aber inmitten des Ruins der Stadt lautlos verschwunden. „Pammachius, der römische Patricier,“ so schrieb Papst Pius II., der im Jahr 1461 Porto besuchte, „erbaute hier ein Hospiz, welches S. Hieronymus rühmte, von dem man indeß heutzutage vergebens eine Spur sucht.“ Mehr als Spuren entdeckten unsere Tage, welche überhaupt eine Menge Reste christlichen Alterthums, Inschriften, worunter verschiedene von Märtyrern, Sculpturfragmente u. a. an's Licht gebracht haben, wovon die erwähnte römische Zeitschrift in der dritten Nummer desselben Jahrgangs ausführliche Nachrichten giebt, die sich zugleich auf den vielbesprochenen Hippolytus beziehen, über welchen namentlich mit Rücksicht auf die Autorschaft der Philosophumena das Bullettino eine bemerkenswerthe Abhandlung mittheilt. Das Xenodochion, soweit man seine Fundamente und Mauern bisher theils aufgefunden, theils bloßgelegt hat, bildete ein längliches Viereck. Nach außen auf drei Seiten ziemlich breite längliche Räume oder Schlafsäle, mit einander wie mit einem nach dem Innern zu sie begränzenden Gang durch Thüren in Verbindung stehend, während dieser Gang ebenso durch drei Thüren in ein viereckiges von einem Porticus umschlossenes Atrium einließ, in dessen Mitte ein bedeckter Brunnen sich befand. Dieser Brunnen hatte als Inschrift, wovon Fragmente vorhanden sind, des Hieronymus Verse in seinem Gesang an Papst Damasus: „Quisque sitit veniat cupiens haurire fluenta — Inveniet latices servant qui dulcia mella.“ Der Quadriporticus führte zu einem durch zwei Pfeilerreihen dreigetheilten mit doppelter concentrischer Absis versehenen ansehnlichen Raum, ursprünglich wahrscheinlich das Triclinium, worauf auch der außerhalb neben der Tribüne befindliche Brunnen deutet, später als Kirche benutzt, wie man nach der Entdeckung des oberen Theils eines einst hier aufgestellten Ciboriums schließen muß, dessen einen Halbkreis bildende Inschrift der Zeit des Papstes Leo III. angehört: † Salvo beatissimo (795—816) Dn n Leone tertii papæ Stephanus indignus episc fecit †. Ein anderes Inschrift-Bruchstück weist auf die Damasianische Zeit und Kalligraphie hin. Die Architektur-Fragmente, großentheils Säulencapitäle und Basen, gehören verschiedenen, meist ganz späten Zeiten an. Wie es Porto in den Gothen-Kriegen und bei den Saracenen-Ueberfällen erging, ist bekannt. So dürfte die Zeit der Errichtung des erwähnten Altars, dessen Erbauer, Bischof Stephan, im Jahre 826 einer römischen Synode beiwohnte, nicht lange der Verödung der Stadt vorausgegangen sein, welcher auch ihre durch Papst Leo IV. um die Mitte des neunten Jahrhunderts versuchte Herstellung nur ein Scheinleben zu geben im Stande war. Die Entdeckung der Ruinen des Hospizes ist um so wichtiger, da man bisher von der baulichen Einrichtung solcher Anstalten keine genaue Vorstellung hatte. (A. A. Z.)

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 8. Mai 1867. **Nr. 19.**

Der erste Tod für das Haus Hohenzollern.

(Fortsetzung.)

Leider konnte Friedrich den Sendboten der Mark nicht auf dem Fuße nachfolgen; noch war eine Fülle von Geschäften des Königs zu erledigen, die seiner persönlichen Behandlung bedurften; sodann mußte die in den Familienverträgen des Hauses Luxemburg begründete Zustimmung Wenzel's, des Ex-Kaisers und Bruders Sigismunds, mit allerlei diplomatischen Verhandlungen gewonnen werden, endlich forderten vielfache Mißhelligkeiten in den fränkischen Stammländern Friedrich's, von denen er lange Jahre entfernt gewesen und die er nun wieder auf unbestimmte Zeit verlassen sollte, seine Anwesenheit auf der Nürnberger Burg, und so mußte inzwischen ein Bevollmächtigter des neuen Landeshauptmanns sich zur Ausübung seiner nächsten Rechte in die Mark begeben. Hierzu war der edle Wend von Ileburg ausersehen; die Aufnahme, die derselbe fand, war aber eine so üble, der Widerstand, den der mißtrauische und erbitterte Adel dem Bevollmächtigten des Bevollmächtigten überall entgegensetzte, ein so allgemeiner, daß — wie der Mangel jeder bezüglichen Urkunde erweist — Wend von Ileburg auch nicht Eine Regierungshandlung vorzunehmen vermochte. Inzwischen hatte der König Sigismund einen weitern vorsichtigeren Schritt gethan, um die dem Burggrafen durch die Urkunde vom 8. Juli 1410 verliehene Macht als Verweser und obersten Hauptmann der Mark fester in den Boden dieses Landes zu pflanzen. Zur Bestreitung der von Friedrich zu machenden Verwendungen, zu deren Deckung voraussichtlich der Ertrag der verwüsteten Besitzungen nicht ausreichte, hatte er sich zum Schuldner desselben in Höhe von 200,000 ungarischen Gulden bekannt und ihn zur Deckung derselben auf den landesherrlichen Besitz in der Mark verwiesen. Zur festen Constituirung aller dieser Rechtsverhältnisse konnte Sigismund erst am Vorabend des Tages schreiten, als es zwischen ihm und seinem argwöhnischen und mißgünstigen Bruder Wenzel zum Abschluß eines Tractats hinsichtlich der Letzterem verbleibenden deutschen Kaiserkrone, neben der sich Sigismund einstweilen mit der römischen Königskrone begnügte, gekommen war. Doch zum Schluß dieses Jahres gelang es Sigismund, den Herzog Rudolph von Sachsen, einen einflußreichen Rathgeber Wenzel's und Gegner Friedrich's, dadurch in das Interesse des Letzteren zu ziehen, daß er die Tochter desselben, Barbara, mit dem Sohne Friedrich's, Johann, — beide noch Kinder — verlobte und ihnen eine Mitgift von 50,000 ungarischen Gulden auf die Mark verschrieb. Nun glückte es Friedrich am Hofe Wenzel's, diesen mit Hilfe Rudolphs von Sachsen zur Bestätigung aller ihm von Sigismund über die Mark verliehenen Rechte zu vermögen. Diese waren in Wahrheit von vornherein von so ausgedehnter Machtvollkommenheit, daß man hier schon die liberalsten Absichten Sigismund's ziemlich genau erkennt; zwar blieben noch die Kur, das Erzkämmerer-Amt und die Markgrafenwürde beim Hause Luxemburg, im Uebrigen stand Friedrich aber mit allen landesherrlichen Befugnissen bekleidet da, wie es auch zu einer rückhaltlosen Handhabung energischer Maßregeln in dem verwilderten Lande nicht anders möglich war, und die Verbriefung der 250,000 Gulden, welche er mit sich führte, konnte er, auf Erfahrung gestützt, bei der steten Geldcalamität des Hauses Luxemburg als eine höhere Bürgschaft zukünftiger Landesherrschaft mit sich nehmen. Es erscheint unzweifelhaft, daß — wie Sigismund von vornherein die Erhebung Friedrich's zum Kurfürsten vorsichtig anbahnte — Friedrich seinerseits den Plänen seines hohen Gönners nicht fremd war, und wenn wir bei seinem mühseligen Unterwerfungswerk von Anfang an die Ausdauer, die kluge Behandlung der Freunde, die unnachsichtige Niederwerfung der Gegner und überall die möglichste Schonung des Landes bewundern müssen, so drängt sich die Anschauung auf, daß Friedrich — so unzweifelhaft seinem Character zuzutrauen ist, daß er auch für seinen Vollmachtgeber keine Mühe gescheut haben würde — von vornherein im wohlverstandenen eignen Interesse auftrat. Erst im Juni des Jahres 1412 konnte Friedrich endlich seine Erblande verlassen, um nach der Mark zu ziehen. Eine zahlreiche Schaar fränkischer Ritter begleitete ihn, theils wohl durch Lehnstreue hierzu verpflichtet, theils auch freiwillig, um hier durch Tapferkeit Ehre und Ruhm zu erlangen.

Die Geschichte hat uns nur die Namen von drei Männern dieser fränkischen Ritterschaft erhalten, den des Grafen Johann von Hohenlohe und der Ritter Philipp

von Utenhofen*) und Kraft von Leutersheim.**) Von diesen gehörte der erstere, dessen Gestalt uns auf dem am Eingang dieser Zeilen beschriebenen Gemälde entgegentrat, einem altblühenden Geschlechte an, als dessen Ahnherr Herrmann der Durchlauchtige im Anfange des 11. Jahrhunderts erscheint, welcher vom salischen Kaiserhause abstammte. Von den Söhnen desselben wählte Eberhard das Schloß Hohenloch im Gollochgau zum Wohnsitz und von seinen Nachkommen nahm Heinrich von Weikersheim zuerst im Jahre 1182 den Geschlechtsnamen „Hohenloch“ an, welchen er auf zwei Söhne übertrug. Das Haus des ältesten derselben, Albert, erlosch bereits in der folgenden Generation, während von des zweiten, Heinrich's II., sieben Kindern wiederum zwei Söhne, der älteste und jüngste, Stammväter besonderer Linien wurden. Conrad, der jüngste, wurde der Stifter der Linie Hohenlohe-Brauneck. Gottfried, der älteste († 1254 oder 1255), Graf von Romaniola, dagegen hatte einen Sohn gleichen Namens († zwischen 1269 und 1271), welcher der Begründer der Linie Hohenlohe-Hohenlohe wurde. Von dreien Söhnen desselben wurden die Besitzungen dieser Linie so getheilt, daß Gottfried, der älteste († 1290), Uffenheim und Entsee, Friedrich aber Wernsberg und Albrecht Mockmühl erhielt. Die Familien der letzteren Beiden erloschen bereits in der nächsten resp. zweiten Geschlechtsfolge. Im Hause Gottfried's folgte als ältester Sohn Albert II. († 1311 oder 1314), diesem als Erstgeborner Ludwig († 1338 oder 1339), dessen dritter Sohn Gottfried III. genannt senior aus seiner Ehe mit der Gräfin Anna von Henneberg (seit 1369) drei Kinder hinterließ und zwar unseren Johann, welcher in Speckfeld seinen Sitz hatte, sowie Anna — seit 1392 mit Lienhard, Grafen von Kastell, vermählt — und Elisabeth — seit 1394 Gemahlin Friedrichs, kaiserlichen Schenken von Limburg.†) — Das Haus Hohenlohe war den Burggrafen von Nürnberg durch Blutsverwandtschaft verbunden, denn schon die Gemahlin des Stifters der Linie Hohenlohe-Hohenlohe, Gottfried's, des Aeltervaters Johann's, war Elisabeth, eine Burggräfin von Nürnberg gewesen. So erscheint denn auch Johann zum Burggrafen Friedrich in der intimen Beziehung eines „Rathes“ desselben, einer ähnlichen Stellung, wie Friedrich sie zum Kaiser einnahm.

Es war am 20. oder 22. Juni 1412, als der Burggraf von Nürnberg mit stattlichem Gefolge in die alte Hauptstadt des Landes, Brandenburg, einritt; zum Ehrengeleit hatten sich die Herzoge Rudolph und Albert von Sachsen und die Grafen von Schwarzburg, deren Geschlechte zur Zeit der Erzbischof von Magdeburg angehörte, angeschlossen. Friedrichs erste Regierungshandlung war die Einberufung der märkischen Landstände nach Brandenburg auf den 10. Juli. Damit aber auch die Zwischenzeit nicht ungenützt bleibe, unternahm er sofort einen Zug nach Berlin und Kölln, welche damals an der Spitze einer ausgedehnten Verbindung von Städten standen zu Schutz und Trutz dem fehdelustigen Adel gegenüber. Während des herrenlosen Zustandes der Mark waren es insbesondere die Ritterschaft und die Städte, welche im Streben nach Unabhängigkeit und Suprematie einander begegneten; die gewerbthätigen und unternehmenden Bürgerschaften hatten dem Lande nicht nur reiche Quellen zur Begründung der Wohlfahrt erschlossen, sondern hatten auch in Zeiten gemeinsamer Gefahr tapfer mitgestritten und beanspruchten nun wehrhaft ihren Antheil an der Landesherrschaft; der Adel dagegen, der einst mit seinem Blut diese Gebiete den Slaven abgerungen, griff nach den Rechten, welche die schwachen Fürsten nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten, voll Stolz und Verachtung gegen die Nebenbuhlerschaft der Krämer. Die Städte bestanden aber in der That nicht bloß aus Gewerbetreibenden, Kaufleuten und Ackerbürgern, sondern in ihren Mauern hatten sich, durch vielfache Vortheile angelockt, auch adlige Geschlechter niedergelassen, welche bei großem Grundbesitz am Stadtregiment theilnahmen, und so hatte sich aus dem Schooße der Bürgerschaft und dieser edlen Geschlechter überall ein Patriziat entwickelt, das eifersüchtig die Oberleitung in den Städten führte, zugleich aber mit fester Hand alle Rechte und Freiheiten schirmte und zu mehren strebte. — Friedrich's Scharfblick war es nicht entgangen, daß er bei den Städten, welche vor Allem zu ihrem Gedeihen eines starken Schutzes bedurften, eher ein Entgegenkommen zu erwarten habe, als bei der störrigen Ritterschaft, und daß er daher vorzüglich die Partei der Städte begünstigen müsse. Der Zug nach Berlin sollte offenbar hier als Probe dienen, um bereits vor Eröffnung des Landtages über die Stimmung ein Urtheil zu gewinnen. Dies fiel allerdings nicht allzu ermuthigend aus. Zwar ritt Friedrich am 4. Juli 1412 ohne Widerstand durch das Spandauer Thor, welches damals am Nordende der Spandauerstraße stand, in die Stadt ein, welche dereinst die prächtige Residenz seiner machtreichen Nachkommen werden sollte, aber erst am 7. Juli war die Bürgerschaft zur Huldigungsleistung zu bringen und als Friedrich bei dieser Gelegenheit erklärte, wie es erforderlich sei, daß die Stadt ihm stets eines ihrer Thore geöffnet halte, so schlugen die Berliner dies Ansinnen rundweg ab und bauten in der Folge starke Schutzwehren zur Vertheidigung des Spandauer Thores. Die Städter, welche mit den fremden Landeshauptleuten schon vielfach so traurige Erfahrungen gemacht hatten, waren offenbar dem „Nürnberger“ gegenüber auf ihrer Hut und suchten vor Allem ihre Freiheiten unangetastet zu erhalten; auch waren sie Pfandinhaber des Schlosses Köpenick, das sie wohl nicht gerne herausgeben mochten, bevor sie sich von der starken Hand des neuen Herrn überführt hatten. Trotz dieser Erfahrung nutzte der Burggraf die Tage des 8. und 9. Juli noch zu einem Besuche in Spandau und Nauen.

Zum Landtage in Brandenburg waren am 10. Juli nur die Abgeordneten der Städte der Mittelmark und des Landes Sternberg erschienen; Mannschaften waren aus

---

*) Die noch heute blühende Familie der von Utenhofen (Uttenhofen, — — ven) gehört ursprünglich dem fränkischen Canton Baunach und dem Thüringer Lande an, dann dem Vogtland und der Lausitz. Das älteste Mitglied derselben erscheint im Jahre 1328 in einer thüringischen Urkunde.

**) Daß der Name dieses Ritters stets von „Lentersheim“ genannt wird, scheint auf einem Schreibfehler der von Haftiz und Engel benutzten gemeinschaftlichen Quelle (s. unten) zu beruhen. Der Name ist vielmehr richtig „Leutersheim“, einer Familie zugehörig, welche in Schwaben und Franken heimisch ist und deren frühestes Auftreten bereits im Jahre 1042 vorkommt.

†) Archiv für Hohenlohe'sche Geschichte 1859 f. Bd. I.

dem Teltow, dem Lande Lebus und Sternberg gekommen; für die ganze Altmark und Priegnitz hatte sich nur in Vollmacht der Landeshauptmann Caspar Gans Edler von Putlitz, eingefunden. Friedrich wies die ihn legitimirenden Urkunden vor und forderte den Huldigungseid „zu seinem Gelde nach Ausweis seiner Verschreibungen", auch der Treue und des Gehorsams. Während alle Uebrigen die Leistung dieses Eides zusagten, gab Caspar Gans von Putlitz eine ausweichende Antwort und erklärte, zunächst seinen Vollmachtgebern die Urkunden Friedrichs zur Prüfung mittheilen zu müssen. Mit Abschrift derselben reiste er ab und ließ dem neuen Landeshauptmann das Bewußtsein, daß der Adel der Priegnitz und Altmark sich gutwillig nicht fügen werde. Alsbald zeigte sich diese Voraussicht in dem Beschluß jener Mannschaften bestätigt, welche, da der König Sigismund ihnen wegen Auslösung ihrer Pfandbesitzungen das Nöthige nicht direkt mitgetheilt habe, einstweilen dem Burggrafen Friedrich die Anerkennung versagten und Boten zum Könige zu senden beschlossen, um dessen Willen zu erkundigen. In der That ging auch die Gesandtschaft nach Ungarn ab, aber mit der geheimen Instruktion versehen, den König zur Abberufung Friedrichs zu bewegen, da — wie die Herren es wiederholt aussprachen — „Caspar Gans ihnen Markgraf genug wäre". So bereitete sich hier der nachhaltige Widerstand vor, dem Friedrich im Lande selbst den Fuß auf den Nacken setzen oder weichen mußte. Es galt daher, zunächst da sich Anerkennung zu verschaffen, wo solche in Aussicht gestellt worden war. Scheinbar um den Widerstand im nordwestlichen Theile der Mark unbekümmert, wendete sich Friedrich, nachdem ihm noch am selben 10. Juli Brandenburg feierlichst gehuldigt hatte, zum Zuge durch die Mittelmark; Belitz, Treuenbrietzen, Mittenwalde, Müncheberg, Frankfurt, Drossen, Ruppin, Strausberg, Bernau, Neustadt-Eberswalde, Templin wurden noch im Juli vom Burggrafen mit seinem ritterlichen Gefolge heimgesucht und huldigten dem neuen Verweser, der überall fest und entschieden auftrat, zugleich aber den Entgegenkommenden auf das Freundlichste begegnete, den Klagen und Beschwerden ein williges Ohr lieh, nach Möglichkeit sofortige Abhilfe schaffte, Akte der Gerechtigkeit vollzog und überall durch die Würde seiner Erscheinung und die Leutseligkeit seines Benehmens bezauberte. Als daher Friedrich mit dem Anfang des Monats August einen längern Aufenthalt in Berlin nahm, erfolgten noch zahlreiche Huldigungen von Städten durch ihre Abgesandten und Lehnsmuthungen durch Mannschaften des Landes. An manchem Tage sah es in Berlin gar bunt aus, wenn die Herren und Deputirten mit geschmücktem Troß und wehenden Fahnen eintritten; so z. B. am 21. August, wo Wriezen seine Abgeordneten gesandt hatte, welchen die Lehnsträger aus 20 Familien der Umgegend gefolgt waren. Auch an Unterhändlern fehlte es nicht, welche geschäftig im Lande für den Burggrafen wirkten, und so sah Friedrich denn bis zum September seine Anerkennung in der Mittelmark immer breiteren Boden gewinnen, während in den übrigen Theilen des Landes die Stimmung, von den mächtigen Häuptern der Ritterschaft genährt, eine immer bedenklichere wurde. Insbesondere beherrschten die Quitzow's, deren Ansprüche seit ihrer Verschwägerung mit der Familie des Landeshauptmann von Bredow immer höher stiegen, weithin die Mannschaften und Orte; wie sie in barbarischer Art der Kriegführung kein Aufkommen einer andern Macht im Lande zu dulden suchten, so griffen sie auch in die Nachbarländer hinüber und entfesselten überall die wildeste Fehdelust. Bevor daher Friedrich gegen diese Feinde vorging, welche der König vergebens in wiederholten Schreiben zu Herausgabe der Pfänder und Gehorsam aufgefordert hatte, versuchte er alle Mittel gütlicher Verhandlung; zugleich aber strebte er, sich für die bevorstehende mühevolle Arbeit im Innern des Landes der Grenznachbaren zu versichern. Die Unterhandlungen mit diesen waren um so schwieriger, da seit dem Erlöschen des Hauses Askanien ihre Uebergriffe von allzugünstigem Erfolge gewesen waren; weite Ländergebiete waren von der Mark abgerissen worden, bis in das Herz derselben war fremde Lehnshoheit und Pfandgläubigerschaft gedrungen, wiederholte Theilungspläne waren der Ausführung sehr nahe gekommen. Jetzt waren es aber besonders die verwüstenden Einfälle der mächtigen Ritterschaft in die westlichen Gebiete, welche Friedrich bei seinen Verhandlungen zu Statten kamen. In denselben stand Herzog Rudolph von Sachsen ihm zur Seite und so gelang es, am 19. September zu Wittenberg mit Magdeburg ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die streitbaren Adligen und ein Ruhen der gegenseitigen Ansprüche auf zwei Jahre zu Stande zu bringen, auch den machtreichen Herzog Bernhard von Braunschweig-Lüneburg zu gewinnen, daß er in des Königs Sigismund Hofdienst trat, während man sich dem Herzog Albrecht von Anhalt gegenüber begnügte, dessen Verbindung mit den Quitzow's und ihrem Anhange zu lockern. Weniger glücklich stand es mit den Nachbarn im Osten. Mecklenburg und Pommern hatten in der Mark in den Zeiten der Zerrüttung festeren Fuß gefaßt; zwar litten auch ihre Grenzgebiete unter den Plünderungszügen und Fehden, aber die Herzöge verfehlten nicht, solche Einfälle mit verheerender Vergeltung zu erwiedern und aus den märkischen Ländern sich durch Beute zu entschädigen. Noch herrschte die Erbitterung über das Scheitern des Planes, mit dem Tode Jobst's die Priegnitz mit Mecklenburg, die Ukermark mit Pommern zu verbinden, noch konnte der alte Herzog Swantibor von Pommern-Stettin es nicht verwinden, wie ihm die ehemalige Landeshauptmannschaft über die Priegnitz, Ukermark und Mittelmark verkümmert worden, und betrachtete Friedrich besonders hinsichtlich der letzteren beiden Länder als Eindringling.

Hier war es daher, wo die bisherigen friedlicheren Verhandlungen zum erstenmale der blutigen Entscheidung weichen sollten. Sigismund, über die seinem Hauptmann bereiteten Widersetzlichkeiten empört, sandte unter dem 12. September nochmals ein energisches Schreiben in die Mark, welches jetzt unbedingte Herausgabe aller Pfänder von jedem Pfandbesitzer forderte. Noch immer hatte Friedrich, der wohl den offenen Kampf gegen einen kriegsgeübten, mit den Oertlichkeiten vertrauten und übermächtigen Feind zu scheuen hatte, alle Mittel der Verhandlung versucht; jetzt trat plötzlich die Entscheidung auch den im Lande durch Pfandbesitz angesiedelten Grenznachbaren nahe und es galt, entweder das, was man schon über ein halbes Jahrhundert inne hatte und als das Seinige

zu betrachten gewohnt war, zur Stärkung der märkischen Macht herauszugeben oder nun definitiv zu behaupten. Im Herzogthum Pommern-Stettin kam man zum raschesten Entschluß. Schnell brachen die kriegsmuthigen jungen Söhne des greisen Swantibor, Otto und Kasimir, auf, warfen sich in die Ukermark und rückten gegen Südwesten vor. Friedrich hatte die Gefahr kommen sehen; eiligst war er nach Abschluß des Wittenberger Vertrages gegen die Ukermark hin aufgebrochen, so daß er sich bereits am 24. September in Neustadt-Eberswalde befand. Während Otto und Kasimir ohne weitere Bundesgenossen ihren Zug unternahmen und der Adel, durch eine Fehde mit den Magdeburgern beschäftigt, überhaupt noch nicht zum activen Widerstand gegen den Burggrafen übergegangen war, sondern nur den „Tand von Nürnberg" verhöhnte und sich vermaß „nicht weichen zu wollen und wenn es ein Jahr Nürnberger regnete", zog Friedrich an Streitkräften an sich, was er aufbringen konnte, und ließ sich insbesondere von seinen treuen Städten Folge leisten.

(Fortsetzung folgt.)

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Des Unterzeichneten Abhandlung über die Schutzmittel gegen Cholera-Erkrankung hat im Wochenblatte des Johanniterordens (Nr. 37, d. d. 12. September 1866, S. 230 bis 232) Aufnahme gefunden. Zeitschriften nahmen davon Notiz und Vielen wurde gedient. Dies veranlaßt den Verfasser, nunmehr im Ordensblatte ein von der technischen Praxis noch nicht benutztes Desinfectionsmittel darzubieten. Naturgemäß vermag über den Werth oder Unwerth jeder Desinfections-Methode nur die aus vielseitiger Erprobung resultirende Erfahrung definitiv zu entscheiden. Experimentum docet. Aber schon im belebenden Wort interessirt denkende Männer eine lebensfähige Idee. Auch darf die Repräsentation des Geistes eine wissenschaftliche Begründung des neuen Desinfections-Verfahrens fordern. Um für dasselbe theoretisch die Basis zu gewinnen, bleibt unerläßlich, einige Aufsätze — betreffend den muthmaßlichen Entstehungsgrund der Epidemie, die Natur und das Wesen epidemischer Krankheiten und das Princip ihrer Propagation nach den Beziehungen der Verbreitung, Fortpflanzung und Uebertragung — vorangehen zu lassen. Dabei konnten die schwierigsten und streitigsten Fundamental-Fragen der Naturlehre und Krankheitslehre nicht unberührt bleiben. Hervorgegangen ist die motivirende Darstellung aus vieljährigen Studien. Die Beweis-Allegate wurden, so weit die Werke der citirten Autoren erreichbar, in diesen geprüft.

Unerläßlich ist zunächst die Begriffs-Bestimmung mehrerer Kunst-Ausdrücke, über deren Bedeutung man bis zum ersten Weltgange der Cholera (1830) nicht einig war. Seitdem ist die frühere Eintheilung der Krankheiten in Epidemien und Contagien, welche von der alten Schule als Gegensatz hingestellt wurden, obsolet und antiquirt.

„Epidemisch" heißt eine jede Krankheit, welche nach längeren oder kürzeren Intervallen mit gleichzeitig menschlichen Erkrankungen in größerer Zahl auftritt. Die Krankheit wird „epizootisch" genannt, wenn viele Thiere gleichzeitig von ihr ergriffen sind. Für die massenhafte Erkrankung der Pflanzen, in Frucht oder Blatt, ist das Wort „Epiphytie" recipirt. Als „sporadisch" (zerstreut) bezeichnet man — ohne Rücksicht auf den pathologischen Charakter — die Krankheiten der Menschen, Thiere und Pflanzen, insofern sie an dem Orte ihres Auftretens nur in wenigen Individuen sich ausbilden. Mit den Worten „Pandemie, Panzootie, Panphytie" wird das allgemeinste und zahlreichste Erkranken der betreffenden Organismen auf der epidemisch, epizootisch, epiphytisch getroffenen Flur angedeutet. In der neuern Terminologie wird also durch diese termini technici für alle Krankheiten ohne Unterschied, — contagiose und miasmatische, ansteckende und nicht ansteckende, autochthone und eingewanderte — während ihrer jedesmaligen Herrschaft nur auf den numerischen Umfang der Erkrankungsfälle, nur auf das Verhält-hältniß der äußeren Verbreitung (Extension) hingewiesen. In der Literatur ist über die Begriffe „endemisch" und „enzootisch" kein völliges Einverständniß vorhanden und mit wenigen Worten deren Definition nicht zu bilden. Endemische Krankheiten sind kein Mittelglied zwischen pandemischen und sporadischen; das Wort dient nicht zur Signatur bestimmter Krankheitsformen. Die verschiedenartigsten Leiden heißen endemisch, wenn sie an einem und demselben Orte häufig herrschen, meist in einer terrestren Begrenzung sich bewegen und anscheinend von der örtlichen Beschaffenheit ihrer Wirkungssphäre abhängig sind. Dazu gehören z. B. die fièvres des marais (malaria), die kalten Wechselfieber (febres intermittentes), die biliösen Leiden (hepatitis) auf der Tropenflur, die Hydatiden-Krankheit auf Island, der sogenannte Weichselzopf (plica polonica), der Cretinismus u. a. m. Mit der Bezeichnung „Epidemien" werden insbesondere noch die durch außerordentliche Mortalität welthistorisch gewordenen Krankheiten charakterisirt. Für die Gesammtheit der epidemischen Krankheiten ist der Collectiv-Name „Epidemie" üblich.

Von wem darf man ein sachverständiges Urtheil über epidemische Leiden beanspruchen? In ihrer Totalität aufgefaßt, gehört die Epidemie zur gemeinschaftlichen Competenz des Naturforschers und des Arztes. Sie bietet für die wissenschaftliche Untersuchung theils eine physikalische, theils eine medicinische Aufgabe dar. Es interessirt die Epidemie in abstracto als das die allgemeine Erkrankung erzeugende Phänomen; sie interessirt in concreto als Krankheitsfall der Individuen. Diese beiden Beziehungen verhalten sich zu einander wie Ursache und Wirkung. Bei Darstellung der Epidemie in abstracto ist nach ihrem tiefern Grunde zu forschen und die Aufgabe eine allgemeinere. Für dieselbe kommen die erste Entstehungs-Ursache (causa efficiens) der Epidemie, ihr Einbruch in die Welt, ihre mitunter den Erdball umkreisenden Wanderzüge, ihre im befallenen Orte wahrnehmbare Wirksamkeit, sowie die concurrirenden Naturzustände in Betracht. Erfahrungsmäßig ist in der von der Epidemie getroffenen Gegend ihre Existenz — durch mannichfaltige Einwirkung selbst auf die Gesundbleibenden — als eine unsichtbare Macht in der Luft fühlbar; dagegen wird ihre Anwesenheit sichtbar im Erkranken der Menschen und einiger Thier-Gattungen. Hufeland unterscheidet zwischen atmosphärischen und

menschlichen Krankheiten. Die Lehre von den Krankheits-Ursachen (Aetiologie) hat hiernach die Epidemie in abstracto und in concreto — außerhalb und innerhalb des Menschen — zum Gegenstande. Derselben Ansicht ist auch der gelehrte Arzt Ph. Fr. von Walther in seiner Abhandlung: „Ideen zu einer Aetiologie der Krankheit."[1]) Demgemäß sind für die Forschung zu sondern die in der Natur sich offenbarende Pathogenesis der Epidemie und die von ihr im menschlichen Körper hervorgerufene Krankheitsform. Während für die Wirkung oder für den medicinischen Theil des Problems die Heilkunst mit den Fachmännern der Pathologie, Therapie, Anatomie competent ist, liegt die specielle Untersuchung aller übrigen die Epidemie betreffenden Fragen nicht dem Arzte als Fachmann, sondern vorzugsweise der Naturwissenschaft ob. Auf ihr ruht der Standpunkt des unterzeichneten Nicht-Arztes, der im Raume dieses Blattes auf eine beinahe aphoristische Aeußerung sich beschränken muß.

Die Frage nach der Ursache ist die Hauptfrage für das Wissen und Handeln. Sie interessirt bei epidemischen Krankheiten ebenso für die richtige Wahl des Desinfections-Stoffes, wie für die Anwendung eines zuverlässigen Heilverfahrens. Cessante causa cessat effectus. Die Wissenschaft bezeichnet als einen morbus sui generis jede epidemische Krankheit. Unbestreitbar ist epidemische Erkrankung nur dann möglich, wenn in der Atmosphäre ein — ihr an sich fremdes und während epidemiefreier Zeit ihr fehlendes — krankmachendes Etwas zur Existenz und Herrschaft gelangt ist. Davon überzeugt uns in Deutschland die asiatische Cholera, die Influenza (Grippe), der Typhus. Von der unmittelbaren Ursache der Epidemie — wie Baglivi schreibt: „illud primo-primum et immediatum, quod, morbos producit" — sind die mit ihr häufig verwechselten sogenannten Gelegenheits-Ursachen, d. h. die ihre Entwickelung in der Natur, so wie im Menschen befördernden und begünstigenden Agentien, streng zu scheiden. Schon Lucretius nimmt an: „fit morbidus aër"; die Erste Ursache davon nennt er „morbida vis".[2]) In neuerer Zeit sind dafür mehrere Ausdrücke — epidemisches Agens, Stoff, Potenz, Krankheits-Zunder — im Gebrauch. Seit Jahrtausenden haben die Gelehrten nach dem primitiven Entstehungsgrund der Epidemie, nach dem sie leitenden Naturgesetz mit unermüdlicher Anstrengung geforscht. Die großen Denker des Alterthums Moses, Aristoteles, Hippokrates, Seneca, Plinius vermochten eben so wenig Aufklärung zu gewinnen, wie nach ihnen Sydenham, Boerhaave und seine berühmtesten Schüler, der Freiherr van Swieten, Linné und Albrecht von Haller. Die bedeutendsten Aerzte und Naturforscher der Neuzeit haben nach Ergründung des tiefverschleierten Naturgeheimnisses der Seuchen mit tiefgehendem Scharfsinn gestrebt. Sie haben einen Literaturschatz mit vortrefflichem Material geschaffen, dabei jedoch im Besitz aller Waffen der Kunst (Mikroskop, Retorte, Scalpell) über den Urgrund der Seuchen nur wenig Positives aufgefunden, jeden Falles nicht viel zur Geltung gebracht. Außer den qualificirten Männern der Wissenschaft haben Andere in bester Absicht, bei der im jetzigen Jahrhundert vorherrschenden Schreibseligkeit, über das dunkle Thema der Volkskrankheiten viel und zu viel geschrieben. Die Lehre von der Epidemie, überflutet mit Hypothesen und Controversen, besitzt gegenwärtig einen kaum übersehbaren Streitstand. Von dem Pfade der Erkenntniß entfernen sich am weitesten Diejenigen, welche den auf dem natürlichsten Wege sich erzeugenden epidemischen Krankheiten den Stempel eines Kunstproduktes aufprägen wollen. Diesen Irrthum geißelt Bone (Diss on Yellow Fever, London 1846, pag. 25), indem er in humoristischer Weise ein „Recept" für die Erzeugung des Gelbfiebers (vomito negro in Westindien, fiebre amarilla in Spanien) mittheilt.[3])

Die Natur wirkt nach ewigen Gesetzen stets einfach. Allerdings finden sich im Buche der Epidemie mehr dunkle und geheimnißvolle Blätter, als irgendwo; aber die Natur spricht den Menschen gegenüber eine Zeichensprache. Wir müssen versuchen, den Zeichen Wort und Bedeutung zu geben, dann wird das Evangelium der Natur auch in den epidemischen Krankheiten verständlich. Ihr Naturgesetz ist auffindbar, wenn die Sprache der Natur natürlich interpretirt wird. Erkennbar wird jedes Naturgesetz im regelmäßigen Vorkommen übereinstimmender Vorgänge unter übereinstimmenden Bedingungen. In diesem Interesse lehrt schon der große Meister A. v. Humboldt, daß in den Natur-Erscheinungen das Constante oder Beharrliche aufzusuchen ist und daß man, bei gruppenweiser Sonderung der Erscheinungen, in einzelnen gleichartigen Gruppen das Walten großer und einfacher Naturgesetze erkennt.[4]) Diese Vorschrift wird bei den künftig nachfolgenden Artikeln dem Verfasser zur leitenden Norm dienen. Malo cum Platone errare.

Frankfurt a. d. O., den 11. April 1867.

Robert Küttner.

Die Diaconissen-Anstalt Henrietten-Stiftung zu Hannover.

Dem sechsten Jahresbericht der vorgenannten Anstalt pro 1866 entnehmen wir Folgendes:

„Die Zahl unserer Schwestern ist zwar gestiegen, aber nicht gerade erheblich. Es waren am Schlusse des Jahres im Ganzen 29 gegen 26 zu Anfang.

Erheblich zugenommen hat dagegen die Arbeit. Im Laufe des Jahres wurden 361 Kranke, dazu die 47, welche vom Vorjahre zurückgeblieben waren, im Ganzen 408 Kranke verpflegt gegen 315 im Jahre 1865. Die Zahl der Verpflegungstage ist von 14,873 auf 21,382 gestiegen, die Durchschnittszahl der Kranken somit fast von 40 auf 60. Zu Zeiten waren aber auch 75 und mehr Kranke im Hause. Wir sind damit schon über die Zahl der Kranken hinausgegangen, welche wir ursprünglich aufzunehmen beabsichtigten, allein wir konnten die zahlreichen Bitten um Aufnahme nicht abweisen. Von den Kranken ist wie früher so auch in diesem Jahre etwa die Hälfte gegen volle, ein Viertel gegen ermäßigte Zahlung, das letzte Viertel um-

1) v. Graefe's und v. Walther's Journal der Chirurgie, Bd 21 S. 2.

2) Lucret. de rerum natura, lib. VI, vers. 1091. 1096. 1151. 1223.

3) A. Hirsch, Handbuch der historisch-geographischen Pathologie, Bd. 1 S. 104.

4) Kosmos, Bd. 1 S. 65.

sonst verpflegt. In den Freibetten des Johanniterordens haben 13, in den Freibetten der Klöster 6 Kranke, in den von II. KK. HH. den Prinzessinnen Friederike und Marie gestifteten Freibetten 8 Kinder unentgeldliche Aufnahme und Pflege gefunden.

Zu den beiden auswärtigen Stationen für Gemeindepflege, welche der letzte Bericht erwähnt, ist als dritte Göttingen hinzugekommen, wohin wir nach Ostern v. J. auf eine Aufforderung der Kirchenvorstände zwei unserer Schwestern geschickt haben, die in den städtischen Gemeinden arbeiten. Es ist gewiß erfreulich, daß die Kirchenvorstände sich dieser Sache so kräftig angenommen haben und steht zu wünschen, daß das damit gegebene Beispiel Nachahmung finde.

Außer dem Hause haben unsere Schwestern sonst noch 466 Tage gepflegt und daneben 148 Nachtwachen geleistet. Nicht mitgerechnet ist dabei die Pflege der Verwundeten in Metzleben und Langensalza. Dort haben 9 Schwestern, mehrere von ihnen Monate lang, in den Kriegslazarethen gearbeitet. Genaueres darüber giebt der vom Ober-Consistorialrath Dr. Uhlhorn im evangelischen Vereine gehaltene Vortrag über die Arbeit der Diaconissen im letzten Kriege, den wir für Alle, die zu den Sammelbüchern des Henriettenstifts beigetragen haben, besonders abdrucken lassen.

Wir möchten damit für die reichen Gaben, die uns durch die Sammelbücher zugeflossen sind, unsern Dank bezeugen, und zugleich diese Sammlungen zu fernerer reger Theilnahme empfehlen. Aus den Beiträgen von 5 Pf. die Woche sind im Ganzen 1907 Thlr. 7 Gr. 8 Pf. zusammengekommen und wesentlich mit diesen Beiträgen verdanken wir den günstigen Stand der Finanzen, mit dem das Jahr abschließt. Die Einnahme hat sich von 10,672 Thlr. 4 Gr. 2 Pf. auf 13,834 Thlr. 19 Gr. 9 Pf. gehoben und obwohl die Ausgabe ebenfalls von 10,831 Thlr. 14 Gr. 3 Pf. auf 12,550 Thlr. 1 Gr. 6 Pf. gestiegen ist, so ist doch das Deficit, mit dem das Jahr abschließt, erheblich geringer geworden, so daß wir hoffen dürfen, falls die Liebesgaben in diesem Jahre ebenso reichlich fließen, es völlig zu tilgen. Um so herzlicher bitten wir, nicht nachzulassen und namentlich sich an den Sammelbüchern fleißig zu betheiligen. Die Beiträge sind so gering, daß recht viele sie ohne jeden Bedruck geben können. Aber aus den treu gesammelten Pfennigen werden hunderte von Thalern, für das Haus eine große Hilfe. Der HErr vergelte Allen, die uns im verflossenen Jahre geholfen haben, alle ihre Liebe reichlich aus der Fülle seiner Liebe.

Außer dem gewöhnlichen Krankenberichte des Arztes haben wir auch die bei Einsegnung der Schwestern am 11. Mai gehaltene Ansprache beigefügt. Sie redet von der Uebung der Barmherzigkeit mit Lust und will damit auch das Vorurtheil widerlegen, welches neben manchen andern der Diaconissensache im Wege steht, als ob das Leben der Diaconissen ein trübes und freudloses sei. Ein berufsloses Leben ist auch ein freudloses; wer dem Herrn dient, hat darin eine Quelle steter Freude. Möchten das viele junge Mädchen bedenken, die müßig am Markte stehen, obwohl der HErr des Weinberges umhergeht, Arbeiterinnen zu miethen für seinen Weinberg. Möchten es namentlich die aus den gebildeteren Ständen bedenken, die durch ihren Stand gehindert zu keiner rechten Arbeit kommen, darüber mißmuthig und mürrisch werden, oft ganz verkümmern. Hier ist Arbeit, die von Herzen fröhlich macht.

Das letzte Jahr mit seinem Kriege hat es einmal recht vor vieler Augen gestellt, welche große Bedeutung die Diaconissensache für unsere evangelische Kirche hat. Wer nicht ganz gleichgültig gegen seine Kirche ist, dem hat es doch eine Freude sein müssen, zu sehen, daß dieses Mal in den Kriegslazarethen nicht mehr bloß barmherzige Schwestern, sondern schon fast 300 evangelische Diaconissen gepflegt haben. Dennoch ist die Zahl noch gering gegen die Schaaren der römischen Kirche oder auch ganz abgesehen davon gegen die Arbeit, die auf so vielen Gebieten christlicher Liebesthätigkeit noch auf Arbeiterinnen wartet. Wir wollen nicht müde werden zu rufen: Kommt! Hier ist Arbeit, mit der ihr den HErrn ehrt, euren Nächsten dient und die euch selbst zum größten Segen wird.

Der HErr wolle denn auch in diesem Jahre unser Werk fördern, ergänzen, was wir fehlen lassen, wieder gut machen, was wir verkehrt machen, das Geringe segnen, das Schwache stärken, in Summa Alles hinausführen zu Seiner Ehre."

Bekanntlich wird in New-York eine größere Anzahl von Auswanderern ausgeschifft, als in allen anderen Häfen Amerikas. Allein im vergangenen Jahre sind 500,000 Auswanderer dort angekommen. Da nun neben arbeitsamen Menschen stets auch eine große Zahl von Müßiggängern und Verbrechern den Boden von Amerika betritt, so darf die Thatsache nicht Wunder nehmen, daß von den Armen und Verbrechern New-Yorks mindestens 80% Fremde sind. Man zählt dort nicht weniger als 10,000 Wirthshäuser, in denen fast nur Rum geschänkt wird und deren verderblichen Einfluß zu schildern wohl kein Ausdruck zu stark sein würde. Polizeiberichten zufolge giebt es hier 40,000 vagabondirende Kinder; viele derselben sind Waisen, die sich Nahrung und Obdach verschaffen, wo und wie sie können. Um diese Schaaren verwahrloster Kinder hat sich Rev. E. van Meter die größten Verdienste erworben. Sein vom Geiste christlicher Liebe getragenes Wirken kann nur mit dem Georg Müller's in Bristol verglichen werden, obgleich es bisher weniger bekannt geworden ist. In seinem Asyl können 12—1500 Kinder Aufnahme finden, im Mai v. J. befanden sich darin 649 Kinder, von denen nur 23 Amerikaner waren.

(N. Ev. K.-Ztg.)

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten
des In- u. Auslandes nehmen
Bestellungen an, für Berlin das
Büreau des Johanniter-Ordens,
Potsdamer Straße 27b.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 20. Berlin, den 15. Mai 1867. Nr. 20.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1867 verb. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. April 1867	55			
	Zugang pro April	19			
		74			
	Abgang „ „	30			
	Bleibt Bestand	44	44	1505	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. April 1867	44			
	Zugang pro April	10			
		54			
	Abgang „ „	19			
	Bleibt Bestand	35	35	1170	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. April 1867	28			
	Zugang pro April	14			
		42			
	Abgang „ „	20			
	Bleibt Bestand	22	22	782	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. April 1867	40			
	Zugang pro April	25			
		65			
	Abgang „ „	30			
	Bleibt Bestand	35	35	1043	40
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. April 1867	46			
	Zugang pro April	37			
		83			
	Abgang „ „	55			
	Bleibt Bestand	28	28	1080	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. April 1867	11			
	Zugang pro April	5			
		16			
	Abgang „ „	4			
	Bleibt Bestand	12	12	406	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. April 1867	37			
	Zugang pro April	21			
		58			
	Abgang „ „	17			
	Bleibt Bestand	41	41	1146	60
	zu übertragen		217	7132	299
	Uebertrag		217	7132	299
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. April 1867	22			
	Zugang pro April	19			
		41			
	Abgang „ „	17			
	Bleibt Bestand	24	24	716	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. April 1867	21			
	Zugang pro April	16			
		37			
	Abgang „ „	16			
	Bleibt Bestand	21	21	659	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. April 1867	59			
	Zugang pro April	39			
		98			
	Abgang „ „	25			
	Bleibt Bestand	73	73	1812	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. April 1867	25			
	Zugang pro April	16			
		41			
	Abgang „ „	22			
	Bleibt Bestand	19	19	574	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. April 1867	15			
	Zugang pro April	14			
		29			
	Abgang „ „	11			
	Bleibt Bestand	18	18	368	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. April 1867	18			
	Zugang pro April	20			
		38			
	Abgang „ „	18			
	Bleibt Bestand	20	20	579	26
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. April 1867	1			
	Zugang pro April	5			
		6			
	Abgang „ „	5			
	Bleibt Bestand	1	1	87	8
	zu übertragen		393	11,927	580

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Mai 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro April 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		393	11,927	580
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. April 1867	3			
	Zugang pro April	7			
		10			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	5	5	122	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. April 1867	8			
	Zugang pro April	—			
		8			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	7	7	213	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. April 1867	8			
	Zugang pro April	10			
		18			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	9	9	262	10
18	**Pakosc**				
	Bestand am 1. April 1867	5			
	Zugang pro April	6			
		11			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	9	9	146	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. April 1867	16			
	Zugang pro April	—			
		16			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	16	16	480	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. April 1867	12			
	Zugang pro April	10			
		22			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	9	9	368	38
21.	**Plochingen (in Würtemberg):**				
	Bestand am 1. April 1867	3			
	Zugang pro April	6			
		9			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	1	1	81	14
22.	**Ludwigslust:**				
	Bestand am 1. April 1867	18			
	Zugang pro April	14			
		32			
	Abgang " "	18			
	Bleibt Bestand	14	14	518	24
	Zusammen		463	14,107	718

Der gesammte Abgang an Kranken pro April 1867 beträgt 345, davon sind:

a) gestorben . . . 32
b) geheilt entlassen . 298
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 25

wie vor 345.

23) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. März 1867 . . . . 14 Kranke.
Zugang pro März . . . . 21 "

35 Kranke.

Davon sind: geheilt 11
gebessert 5
fortgegangen 1

17 17 "

Bleibt Bestand am 1. April 1867: 18 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 1 Jude, 2 Metawelys und 15 orientalische Christen.

Die Zahl der Verpflegungstage pro März betrug 513.

Poliklinisch wurden behandelt 49 Personen.

Die Herren Mitglieder der Brandenburgischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens werden ergebenst eingeladen, sich am 25. d. M. Vormittags um 11 Uhr im Ständehause zu Berlin, Spandauerstraße Nr. 59, zum Rittertage versammeln zu wollen.

Schloß Stülpe, den 10. Mai 1867.

A. v. Rochow,
Commendator.

Der erste Tod für das Haus Hohenzollern.

(Fortsetzung.)

Da die Pommernherzöge das Land Glin bedrohten, so eilte Friedrich, dasselbe durch Besetzung des zu demselben führenden Passes zu decken. Diesen bildete der sogenannte „Kremmensche Damm". In dem Tieflande der Mark Brandenburg ist es besonders das Flüßchen „Rhin", welches ein weitgedehntes, seenreiches Bruchland durchfließt, dessen noch heut überwiegend sumpfiger Boden mit seinen Torfstichen, Wiesenflächen und glänzenden Wasserspiegeln der Ueberrest eines uralten Seebeckens ist, das in der geschichtlichen Zeit unserer Mark als eines der dieselbe charakterisirenden „Luchländer" erscheint. Diese „Luche", welche in großer Breite die Flüsse besäumten oder auch über ehemaligen Seen sich ausbreiteten, waren die Schrecken der Wanderer oder auch der feindlichen Heere, welche dieselben — durch den Graswuchs getäuscht — arglos betraten, um durch die dünne Schicht festern Bodens in grundlosen Morast zu sinken. Durch das „Rhinluch" war schon in ältesten Zeiten oberhalb des Städtchens Kremmen ein Damm aufgeschüttet worden, welcher noch heute zum Theile erhalten ist. Von dem nach einem verheerenden Brande in neuerer Zeit freundlich wieder erbauten Städtchen führt gegen Nordosten die baumbesetzte Straße durch das „Kremmer Luch"; da wo eine Zugbrücke über den in östlicher Richtung hingehenden „Ruppiner Canal" leitet, beginnt heut der „Kremmer Damm", in einer Länge von 1800 Schritt gerad nordwärts laufend. Von ihm aus übersieht man weithin das grünende, wasserreiche Flachland. Gegen Westen dehnt sich, dem Damme ziemlich nahe tretend, der langgestreckte „Kremmer See" hin, aus welchem der „Ruppiner Canal" abgeleitet worden; gegen Norden endet der Damm gegen den kleinen „Sommerfelder Busch"; sonst weithin reiches Bruchland, blitzende kleine Wasserflächen, Buschwerk, gegen Norden zwei Dörfer, gegen Nordosten einige zerstreute Hütten, der Horizont gegen Mitternacht ringsum durch die dunkle „Rüthenicker Forst" besäumt.

Dieser lange schmale Damm war nun am 24. Oktober, dem Tage Sanct Columban's, im Jahre 1412 Zeuge des

ersten Waffenganges, in welchem das Haus Hohenzollern den jungen Schößling seiner Macht im märkischen Boden vertheidigte. Die Geschichte hat uns eine eingehende Schilderung dieses Kampfes nicht erhalten, wohl aber berichtet sie, daß es dem Grafen Johannes von Hohenlohe beschieden gewesen, hier am 24. Oktober seinen Tod zu finden, während der Ritter Philipp von Utenhofen tödtlich verwundet, bald darauf — am Tage Simon und Juda (den 28. Oktober) starb. Auch der Ritter Krafft von Lentersheim fand den Tod in diesem Treffen, wahrscheinlich am Schlachttage selbst. Wir besitzen noch eine altberlinische Urkunde*), nach welcher die Berliner aus der Folge auf den Kremmenschen Damm gegen ihre Mitbürger von Kölln Ansprüche auf Schadenersatz vor dem Kurfürsten zur Geltung bringen. Diese Urkunde erweist, daß bei dem Kampfe vom 24. Oktober neben der fränkischen Ritterschaft auch die Mannschaften der Städte Theil am Treffen nahmen. Sie nennt diesen ganzen Kriegszug nur die „Folge auf den Kremmenschen Damm" und zwar offenbar deshalb, weil mit diesem Zusammenstoß das Vordringen der Pommern abgeschlagen war, dieselben wieder in die Ukermark abzogen und Friedrich sich sofort nach der Karthause bei Frankfurt an der Oder begeben konnte, wo er am 28. Oktober eine Urkunde**) ausstellte. Da aber im gleichen Verhältniß wie Berlin und Kölln in jener Zeit bereits noch 15 andere mittelmärkische Städte standen (Spandow, Nauen, Brandenburg, Belitz, Treuenbrietzen, Mittenwalde, Ruppin, Bernau, Frankfurt, Drossen, Neustadt-Eberswalde, Strausberg, Müncheberg, Wriezen, Potsdam)***), so war die Streitmacht, mit welcher Friedrich den Kremmenschen Damm vertheidigte, ganz sicher keine geringe und das Kriegsglück scheint denn auch in diesem Kampfe für die einzelnen Theilnehmer auf seiner Seite sich verschieden gestaltet zu haben, da — nach der gedachten berlinischen Urkunde — die Bürger von Berlin Verlust erlitten, während die Bürger von Kölln Vortheile errangen.

Die Hauptquelle für unsere Kenntniß von dem Treffen am Kremmer Damm ist Haftiz in seinem handschriftlichen Microchronicon marchicum, in welchem er die Quitzow's, das Haupt des widersetzlichen Adels, mit welchem Friedrich demnächst so hartnäckige Kämpfe zu bestehen hatte, auch als Anstifter dieses Einfalls der Pommern darstellt und von ihnen berichtet: „Sie haben auch Hern Otten und Casimir Hertzogen zu Stettin — — — beredt, daß sie in demselbigen Jahre den 24. Octobris feindlichen mit gewapneter Handt widder Hern Friderich gezogen vnd im Kremmischen Tham gestritten haben, in welchem streit der Edle und wohlgeborne Her Johan Graff zu Hollach mit zween andern Rittern Als Krafft von Leutersheim vnd Philips von Vchtenhagen sind erschlagen, vmb welcher nidderlage†) willen gemelter Her Friedrich mit seinem gantzen Hofe nicht wenig bekümmert und betrübt ist worden." — Ebenso leitet der Chronist Angelus (Engel)*) den Zug der Pommernherzöge auf die intellectuelle Urheberschaft der Quitzow's zurück. Er sagt von diesen Parteihäuptern: „Sie haben so viel zu wege gebracht, daß die Hertzogen am vier und zwantzigsten Octobris, welcher ist gewesen der tag S. Columbain, wider den Burggrafen feindlich gezogen vnd auf dem Thamme zu Kremmen ernstlich gestritten haben: da denn vnter andern auch vmbkommen Graff Johannes von Hohenlohe, sampt zweyen Rittern, als Krafft von Leutersheim, vnd Philip von Vtenhofen: Darüber Burggraff Friedrich sampt seinem ganzen Hofe nicht wenig bekümmert worden." Diesem Bericht von der Schlacht, der mit dem des Haftiz wesentlich übereinstimmt, fügt Engel parenthetisch den Namen „Wusterwitzius" hinzu, so daß er sowohl wie Haftiz offenbar die verloren gegangene Chronik des Engelbert Wusterwitz als gemeinschaftliche Quelle benutzt haben. — Neben diesen chronikalischen Hauptstellen gedenkt auch ein altes Lied auf die Niederwerfung des Raubadels durch Friedrich jenes Ereignisses in dem Verse:

> So Hy (Friedrich) rede [Räthe] hadde verloren,
> Den grauen vom Hohenloh wohlgeboren,
> Darto synen andern radt geschworen,
> Dy gott behüte vor aller schwer;**)

In der örtlichen Tradition erscheint der Tod des Johannes von Hohenlohe in einem besondern Gewande, welchem wir demnächst unsere Aufmerksamkeit schenken werden.

Aus allen diesen nicht allzureichlichen Quellen über das Treffen am Kremmer Damm geht zur Genüge hervor, daß hier nicht von einem ganz unbedeutenden Gefechte oder gar nur von dem vereinzelten Tod der drei genannten fränkischen Herren die Rede sein kann***), sondern daß ein Kampf von größerer Ausdehnung stattgefunden. Freilich müssen die eingehenden Schilderungen, wie sie Klöden in seinem historischen Romane „die Quitzow's"†) giebt, lediglich in das Gebiet der Phantasie gewiesen werden, nicht minder aber sind Darstellungen neuerer Schriftsteller, welche die Geltung historischer Beglaubigung beanspruchen, ohne genügende Begründung. Vor allem hat das Wort „nidderlage" im Bericht des Haftiz diese Historiographen veranlaßt, anzunehmen, daß Friedrich's Streitkräfte hier eine Niederlage erlitten haben, daß er in einer verlorenen Schlacht den Pommern das Feld räumen mußte, während dies Wort, statt dessen in der anderen Handschrift „Todt" steht, sich lediglich auf den Fall der genannten drei Personen bezieht; „welcher Niederlage oder Tod" den Burggrafen und alle Seinigen so betrübte, daß er sich sofort in die Einsamkeit der Karthause von Frankfurt zurückzog. Eben dies Aufsuchen der Abgeschlossenheit, um sich ganz der Trauer seines Herzens

*) Fidicin, histor. diplom. Beiträge zur Geschichte der Stadt Berlin, Bd. II. S. 178. V. cf. Voigt in den Märkischen Forschungen, Bd. 7. S. 224 ff

**) v. Raumer, Cod. dipl. contin., Bd 1. S. 67

***) v. Raumer, Cod. diplom., S. 66. Templin war von den Pommern besetzt und konnte wohl nicht Theil nehmen

†) Nach anderer Handschrift im berlinischen Magistrats-Archiv steht statt „nidderlage" „Todt"; auch ist hier der zweite Ritter von „Astenhagen" genannt — letzteres wohl ein Schreibfehler des Copisten. Dagegen ist die Bezeichnung „Uchtenhagen" ein Fehler des Haftiz selbst, wohl dadurch veranlaßt, daß der Name des märkischen Geschlechts der „Uchtenhagen" ihm geläufiger war.

*) In seinen Annal. marchic. Brandenburgic. Frankf. a. O., 1596—98. Folio S. 190.

**) Riedel, Zehn Jahre, S. 165.

***) Riedel, a. a. O., S. 107.

†) Die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. oder: Die Quitzow's und ihre Zeit. Berlin 1836 37. Bd. III. S. 181.

hinzugeben, zeigt aber offenbar, daß Friedrich keinem siegreichen Feinde gewichen war, von welchem zu fürchten gewesen wäre, daß er weiter in die Mittelmark vordringe. Es bekundet gerade im Gegentheil, daß der Gegner so nachhaltig abgewiesen war, daß sein Rückzug gegen Pommern eine unzweifelhafte Folge sein mußte. Friedrich war wahrlich nicht der Mann, der, dem Zuge seines Herzens nachgebend, sich hinter Klostermauern zurückgezogen hätte, während der Feind in sein entblößtes Land einfiel. Auch ist keine weitere Unternehmung der Pommern gegen die Mittelmark bekannt, während die fernere Huldigung zahlreicher Städte noch im selben Jahre (Havelberg, Stendal, Tangermünde, Osterburg, Seehausen, Salzwedel, Gardelegen, Perleberg, Werben, Pritzwalk und Kyritz)*) Zeugniß für das wachsende Ansehen Friedrich's in der Mark ablegt. Mochte immerhin das Treffen am Kremmer Damme keinen glänzenden Sieg auf irgend einer Seite gebracht haben, so waren doch jedenfalls seine Folgen für Friedrich so vortheilhaft, daß er sofort seine Gefolgsleute entlassen und sich seiner Trauer um die Männer, die seinem Herzen so nahe gestanden, hingeben konnte.

Vor allem war es der Schmerz über seinen theuern Freund Johannes von Hohenlohe, der ihn erfüllte. Auf dem Kremmer Damm, wo er gefallen war, ließ der Burggraf ein hölzernes Kreuz errichten, das in seiner ursprünglichen Form — wir kennen dieselbe leider nicht mehr näher — bis in's 17. Jahrhundert an der Stelle stand; wo heut noch ein Denkmal sich befindet und zwar grade in der Mitte des Dammes, an der westlichen Seite desselben. Am 12. Mai 1666 ließ sodann der große Kurfürst Friedrich Wilhelm ein neues hölzernes Kreuz setzen und mit einer Inschrift versehen, nach welcher an dieser Stelle „ein Brandenburgischer General" gefallen sei. Die Bedeutung dieses Passes durch ein Terrain, welches jedes Hochwasser weithin überschwemmt, erschien dem scharfen Auge Friedrich Wilhelm's strategisch wichtig genug, um den Damm durch Schanzen an beiden Endpunkten zu sperren. War doch jener Columbanstag des Jahres 1412 nicht der erste Schlachttag gewesen, welcher die Wichtigkeit dieses Punktes erwies. Bereits im Jahre 1334 war der Kremmer Damm Zeuge einer Niederlage gewesen, welche der bairische Markgraf Ludwig von dem Pommernherzoge Barnim dadurch erlitt, daß er sich durch die Regungslosigkeit des Feindes hatte verleiten lassen, seine günstige Stellung auf dem Damme aufzugeben und den Gegner anzugreifen, der die Märker in die Luche jagte, so daß mehr hier versanken, als dem Schwert erlegen waren. Als der große Kurfürst in Pietät dies Kreuz erneute, — für eine Vertheidigung des Dammes eine Mahnung an frühere Kriegsthaten — ahnte er wohl kaum, daß alsbald dieses Luchland seine schönste Waffenthat, die Schlacht von Fehrbellin, sehen sollte, von welcher an die Größe der preußischen Monarchie datirt, während der Tag von Kremmen unter Friedrich von Nürnberg den Anfang der siegreichen Begründung der Hohenzollernherrschaft bildet. Im Uebrigen hatte jene Schanzenanlage die Folge, daß im Jahre 1674 die in die Mark einbrechenden Schweden nicht über Kremmen vordringen konnten, sondern sich gegen Spandau hinwenden mußten.

*) v. Raumer, Cod. diplom. cont., Bd I. S. 67.

Friedrich begnügte sich nicht damit, die für ihn Gefallenen mit diesem Denkmal auf der Stelle des Kampfes zu ehren, sondern ließ insbesondere seinem treuen Freunde an heiliger Stätte ein Grab in der Nähe des tapfern Philipp von Uetenhofen werden. Beider Grabstätten schmückte er mit Gedächtnißtafeln, von denen besonders die uns noch erhaltene des Grafen von Hohenlohe durch die Innigkeit des Gedankens, den sie zum Ausdruck bringt, ein schönes Zeugniß vom edlen Sinn des ersten Hohenzollernfürsten giebt.

In den feierlich stillen Räumen des Kirchleins der grauen Brüder von Berlin wurde er im hohen Chore, — der weihevollen Stätte, wo das heilige Opfer der Messe gebracht wurde, wo in der Nähe des Altars nur die Hochgestelltesten unter den Dienern des Herrn, die Auserwähltesten unter den Laien ruhen durften — an der bevorzugten Mittagsseite bestattet. Die Wahl der Kirche selbst war eine besondere Ehrerweisung. Von den askanischen Landesherren war von ihrem eigenthümlichen Grund und Boden in Berlin den Franziskanermönchen ein Flächenraum zur Anlegung eines Klosters und einer Kirche im Jahre 1271 geschenkt und das Gotteshaus von den Minoriten im Jahre 1290 erbaut worden. Damals lag das älteste Hoflager der Markgrafen südlich neben dem Klostergebiet, zwischen der Stralauer- und Parochialstraße; alsbald wurde es aber weiter nordwärts vom Kloster verlegt in das sogenannte „hohe Haus", dessen Platz jetzt das „Lagerhaus" in der Klosterstraße einnimmt. Die Kirche der Franziskaner bildete die Hofkirche der Markgrafen, und nicht nur ihre Nachbarschaft zur Hofburg, sondern vornehmlich die vortrefflichen Dienste, welche die Franziskaner den Markgrafen des bairischen Hauses in ihren Kämpfen gegen den Papst geleistet, hatten ihr diese Stellung verschafft. In schweren Tagen, als das Interdict jahrelang auf Berlin lastete, waren es die Franziskaner, welche, auf ihre Ordensprivilegien gestützt, die Segnungen der Kirche den Gläubigen spendeten und Sorge trugen, daß das Volk nicht jeder Religionsübung entrieth. Ludwig der Römer hatte für sich im hohen Chor, dessen schönen Bau er der Kirche hinzufügte, ein Grab bereiten lassen und die Mönche rühmten sich später stets, daß er dort ruhe, während er in Wahrheit in Süddeutschland bestattet wurde. Dagegen waren der Herzog Ernst von Sachsen im Jahre 1300, die Tochter des Markgrafen Otto, Kunigunde, „eine Klosterjungfrau", im Jahre 1317, die Gemahlin Ludwigs des Aelteren, die Kurfürstin Margarethe, im Jahre 1340 und die Gemahlin Ludwigs des Römers, die Kurfürstin Kunigunde, im Jahre 1347 hier beigesetzt worden.

Noch heute haben die Räume dieser Kirche, nachdem die Harmonie ihrer ursprünglichen Anlage durch die glückliche Wiederherstellung erneuert ist, etwas wunderbar Feierliches; es ist, als wehe noch jener Geist des klösterlichen Friedens, der Entsagung von der draußen lärmenden Welt durch die kühlen, hochstrebenden Wölbungen, als flüsterten die verwitterten und abgewetzten Grabplatten, welche den Boden bedecken, die alten Bildwerke in Stein und Holz längs der Wände verschollene Geschichten aus den Zeiten, wo die grauen Brüder dieses Klosters, das Gesicht unter der hochgeschlagenen Kapuze verborgen und

flackernde Kerzen in den Händen, in langen Zügen unter den Psalmodien der Todtengesänge all' die Hingeschiedenen in diese Kirche trugen, unter deren Fußboden eine dichtgedrängte stille Gemeinde sich sammelte. Wer nennt heut noch all die Hunderte, die hier zur ewigen Ruhe hinabgesenkt wurden? Ihre Namen sind verschollen, auf ihren Grabdenkmälern hat die Zeit die Schrift verlöscht, ihre Epitaphien sind zertrümmert, wie ihre Gebeine selbst sich in Staub aufgelöst haben. Vergebens suchen wir die Grabtafel Philipp's von Utenhofen, die Engel noch in dieser Kirche gegen Ende des 16. Jahrhunderts sah und welche das Wappen des Ritters, einen silbernen Amboß, darstellte mit den darüber stehenden Worten:

„Nach Gottes Geburt vierzehnen hundert Jahr, vnd in dem zwölfften Jahr, in Simonis vnd Judä tag, verschied der feste Ritter, Herr Philipp von Vtenhoffen"*).

Daß auch der dritte der fränkischen Ritterschaft, welcher am Kremmer Damm fiel, Kraft von Leutersheim, hier begraben worden sei, davon verlautet nichts. Dies hat zu der Annahme geführt, derselbe sei durch Versinken in den Sumpfboden zur Seite des Dammes umgekommen, so daß man seinen Leichnam nicht habe auffinden und bestatten können. Indeß scheint das erwähnte alte Volkslied, welches berichtet, daß Friedrich neben seinem „Rath" Johann von Hohenlohe noch einen „andern Rath geschworen" verlor, darauf hinzuweisen, daß Philipp von Utenhofen dieser zweite Rath war, dem deshalb eine gleiche Ehre der Bestattung in der Hofkirche Friedrich's wie dem Grafen von Hohenlohe zu Theil wurde, während der Ritter von Leutersheim in einer Kirche in der Nähe des Kremmer Dammes seine Ruhestätte fand. (Schluß folgt.)

*) Angelus Annales march. Brand., S. 190. Entweder hat Engel das Wappenbild, welches vielleicht schon die Zeit undeutlich gemacht hatte, nicht richtig erkannt, oder der Ritter Philipp gehörte einem Geschlechte an, welches ein anderes Wappen führte, als die noch jetzt blühenden von Utenhofen. Das Wappen der letzteren ist ein silberner Schild, durch welchen sich ein sechsmal nach oben gezinkter schwarzer Querbalken zieht; die Helmzier bilden zwei mit dem Balken belegte silberne Adlerflügel und zwischen diesen der Rumpf eines schwarzen Mannes mit silbern ausgeschlagener schwarzer Zipfelmütze. — Daneben erscheint noch als Wappen der von Utenhofen ein Silberschild mit 6 rothen Querstreifen (s. v. Hagen, Gesch. der von Uchtenhagen.)

Zur Geschichte der indischen Cholera.

Man nimmt gewöhnlich an, daß die asiatische Cholera sich zuerst 1817 gezeigt habe und daß Bengalen ihr Ursprungsland sei. Gegen diesen Irrthum ist ein ungenannter Essayist im Quarterly Review, in welchem wir jedoch den Dr. Macpherson aus Calcutta erkennen, mit großer Bestimmtheit aufgetreten. Im Jahre 1563 wurde nämlich in Goa eine Heilmittellehre in portugiesischer Sprache gedruckt, deren Verfasser sich Garcia Dorta (Garcia del Huerto) nennt, und der darin von einer Krankheit spricht, die er durchaus nicht als eine neue Erscheinung bezeichnet. Sie herrsche, sagt er, meistens im Juni oder Juli, und werde von den Mahratten Mordschi oder Mordeschin, von den Muhamedanern aber Hatschaiza genannt. Die letztere Bezeichnung abgekürzt in Aiza ist gegenwärtig über ganz Indien verbreitet. Im Jahre 1859 veröffentlichte Linschoten, ein Holländer, der sich in portugiesischen Diensten längere Zeit in Indien aufgehalten hatte, seine historisch gewordene Beschreibung der Seewege nach Südasien. Auch er spricht von dem Mordschin, welches in Goa herrsche, plötzlich gesunde Personen überfalle und in Durchfall sowie in Erbrechungen bestehe, welche bis zu Ohnmachten führen und häufig mit dem Tode endigen. Im Jahre 1629 fand der Holländer Bontius in Batavia die nämliche Krankheit, welche auch von den Malayen Mordeschi genannt wurde, also aus Indien, wie der Name es bezeugt, sich nach Java verbreitet haben mußte. Auf ihn folgt Mandelsloe, der von dem Mordschin in Goa um das Jahr 1638 spricht. Etwas später erwähnt der französische Reisende Thevenot, daß er zwischen Burhampur und Surat einen Anfall des Mordschin erlitten habe, und fügt ausdrücklich hinzu, daß diese Krankheit identisch sei mit dem Cholera morbus. Endlich wird das Mordschin 1676 von Dellon, einem Gefangenen der Inquisition in Goa, erwähnt. Nun tritt eine Lücke von etwa 80 Jahren ein, während welcher es an genauen Nachrichten über das Auftreten der Epidemie mangelt, denn es ist nicht erwiesen, daß die heftige Seuche, welche 1689 im Lager des Kaisers Orangsib (Aurungzeh) bei Bidschapur ausbrach, die Cholera gewesen sei, und ebenso wenig läßt sich erhärten, daß 1737, als Nadir Schah in das Dekkan marschirte, die Krankheit, welche viele seiner Truppen hinweggerafft, das Mordschin gewesen sei, obgleich die Eingeborenen es behaupteten.

Alle bisherigen Angaben beziehen sich auf die Westküste Indiens, von wo aus die Krankheit bis Batavia, nicht aber bis zum Cap der guten Hoffnung sich verbreitet hatte. Im Jahre 1756 bricht sie plötzlich in Arcot aus, zehn deutsche Meilen von Madras landeinwärts. Seitdem wird sie dort wiederholt 1769, 1783, 1787 erwähnt. Von der heutigen Präsidentschaft Madras verbreitete sie sich 1775 gegen Süden nach der Coromandelküste. Dort verweilte damals gerade der berühmte französische Naturforscher und Reisende Sonnerat, auf welchem der Verdacht ruht, daß er den Ausdruck Mordschin als Mort de chien in die französische Sprache gebracht habe. Am 22. März 1781 brach die Cholera plötzlich unter bengalischen Truppen aus, die sich auf dem Marsche von Kuttak nach Gandscham befanden, also an der Küste von Orissa. Die Officiere waren mit der Krankheit nicht bekannt und sollen in wenig Tagen von 5000 Mann 700 verloren haben. Auf dem weiteren Marsch gegen Süden hörte die Krankheit wieder auf. Fast gleichzeitig war sie auch in Calcutta ausgebrochen, wo nach dem Berichte des Statthalters Warren Hastings 879 Todesfälle in zehn Tagen erfolgten, bis im April, also nach dem Eintritt der Regenzeit, die Seuche wieder erlosch. Dieß ist die erste Erwähnung ihres Auftretens in Bengalen, welche sich geschichtlich erweisen läßt. Im Jahre 1783 brach sie abermals im Gangesthale und zwar unter den Pilgern, welche sich zu den heiligen Festen in Hondwar versammelt hatten, aus. In der Präsidentschaft Madras wurde ihr Auftreten in den Jahren 1782, 1787 und 1790 erwähnt; 1792 finden wir sie in Travancore, also im Süden, und 1797 abermals im Gangesdelta; endlich wird sie noch 1804 von Dr. J. Johnson in dem Hafen Trincomali, also auf Ceylon, erwähnt. Im Jahre 1814 soll ein leichter Ausbruch unter

eingeborenen Truppen bei Dschalnah beobachtet worden sein, bis endlich im Jahre 1817 die Epidemie in ihrer vollen Stärke im Gangesthal sich entfaltete.

Man gewahrt also, daß die Cholera schon längst vor unserem Jahrhundert in Indien auftrat, daß sie viel früher auf der Malabarseite Indiens herrschte als in Niederbengalen, und daß, wenn auch die Pilgerfeste die Verheerungen der Epidemie vergrößern und verbreiten helfen, sie doch nicht als die ausschließlichen Urheber angesehen werden dürfen, da die Krankheit in vielen Städten heimisch geworden ist, die, wie Calcutta, völlig abseits von den Pilgerstraßen liegen.

Es steht außer allem Zweifel, daß die Heftigkeit der Cholera mit den Jahreszeiten schwankt. In den Deltas des Ganges und des Mahanadi tritt die größte Cholerasterblichkeit immer zur Zeit des heißen Wetters ein, und dies gilt auch von Bombay. Umgekehrt fällt das Minimum der Sterblichkeit mit dem Maximum des Regenfalles zusammen. In Calcutta haben sich die jährlichen Todesfälle bis zu 6500, in Bombay bis zu 4500 erhoben; während sie aber in Calcutta nie unter 2500 sanken, sind sie in Bombay bis auf 145, also bis zum Erlöschen herabgegangen. Während in Oberindien bei den großen Garnisonen der Höhenpunkt der Cholera stets nach den ersten Regenfällen eintritt, also nachdem die heiße Zeit schon vorüber ist und die Cholera in der kühlen Witterung zu erlöschen pflegt, ergiebt sich, daß im südlichen Indien bis zum Cap Comorin die Cholera umgekehrt bei kühlem Wetter ausbricht, wenn gegen Ende October und im November die Nordostwinde kaltes Wetter bringen. Wenn also auch die Cholera an gewisse Jahreszeiten geknüpft ist, so sind sie doch wiederum verschieden für die einzelnen Gebiete Indiens.

In Europa hat man viel Gewicht auf die geologischen Formationen gelegt, und es schien sich zu bestätigen, daß die Cholera auf alluvialen und tertiären Gebieten viel häufiger auftrete als auf primären, daß sie tief gelegene Gebiete gewöhnlich den größeren Erhebungen vorzieht. Vielleicht sind die geologischen Formationen nur mittelbar die Ursache, denn unsere großen Städte liegen ja meistens auf Alluvium oder tertiärem Gebiet, ferner gewöhnlich an einem schiff- oder floßbaren Fluß. In Indien tritt die Epidemie auf dem Alluvialboden des Gangesdeltas, aber ebenso gut auf dem Kunkur, einem Kalkgebilde weiter oberhalb, ferner auf Laterit, auf Sandstein, auf Granit, auf Trapp und seinen Verwitterungsproducten auf. Ist irgend eine Bodenart dem Ackerbau besonders günstig, daß sich auf ihr die Bevölkerung stark verdichten kann, so wird sie stets die Cholera anziehen, ohne daß deswegen die Stoffe des Bodens oder ihre physikalische Beschaffenheit an sich die Seuche verursachen mögen.

Macpherson kann sich wie so viele andere nicht überzeugen, daß dem sogenannten Grund- oder Horizontalwasser irgend eine Beförderung der Seuche zugeschrieben werden könne. Der Wasserspiegel der Brunnen steht in Calcutta bei trockenem Wetter 9—12, in Singapur 30, in Benares 45, in Allahabad 65, in Cawnpur 70, in Agra 65, in Mirut 18, in Lahor 40 Fuß unter der Oberfläche. Alle diese Städte sind berüchtigt durch die Verheerungen, welche die Cholera unter ihren Einwohnern angerichtet hat. In Bellary, 1600 Fuß über der See gelegen, ist Wasser noch gar nicht aufgefunden worden und dennoch hat es die Cholera heimgesucht. Murrie, 7500 Fuß über der See gelegen, ist an einem Hügelabhang aufgebaut, daß alle wässerigen Niederschläge so rasch abrinnen, um nicht den Untergrund erreichen zu können. Ferner ist es ganz gewiß, daß Schiffe, bei denen doch von einem Grund- oder Horizontalwasser nicht die Rede sein kann, als gefährliche Brutplätze der Cholera sich erwiesen haben.

Ob sich die Cholera auch den Thieren mittheile, ist bisher noch nicht genau festgestellt worden. Die letzten Versuche, welche in Berlin stattfanden, haben nur negative Ergebnisse geliefert; dagegen hält es Macpherson für erwiesen, daß wenigstens Affen von der Krankheit befallen werden. Ein Herr Taylor in Dakka sah einen Gibbon, den er in seiner Veranda hielt, gleich seiner Dienerschaft unter unzweifelhaften Merkmalen an der Cholera verenden.

(„Das Ausland.“)

Im Ausstellungs-Palaste zu Paris befindet sich auch eine Aufbewahrungs-Anstalt für kleine Kinder. Dazu bestimmt, zwanzig Kinder aufzunehmen, deren Mütter in der Ausstellung beschäftigt sind, ist sie zugleich das Modell derartiger Anstalten in Frankreich und wird sich Jeder über die höchst praktische Raumverwendung und größte Sauberkeit freuen. Das einstöckige Gebäude von 40 Fuß Länge und 24 Fuß Tiefe enthält ein Schlafzimmer, in dessen Mitte sich der Eßtisch, von einer so praktischen Construction, daß die Kinder nicht fallen können, befindet. Die Wärterin befindet sich in der Mitte, so daß sie jedem einzelnen Kinde schnell beispringen kann, falls es ihrer Hilfe bedürftig. Ferner enthält es ein Zimmer für die Wärterin und die beiden Kindermädchen, ein weiteres für die Toilette, gleichzeitig zur Garderobe, ferner die Küche und einen Raum, der als Wasch- und Trockenraum dient und in einen kleinen Garten führt. Die Kosten belaufen sich auf 6 Sgr. per Tag für jedes Kind, von denen die Ausstellungs-Kommission drei Fünftel trägt.

Sprüche.

Der nützlichste Besuch, den ein Mensch machen kann, ist der, wenn er bei sich selbst einkehrt; denn da lernt er Jemand kennen, von dem sein ganzes Glück abhängt.

(Franz Porta.)

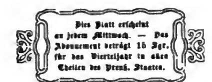
Sich selbst gefallen, hilft wenig, wenn man Andern nicht gefällt. Meist findet die selbsteigene Zufriedenheit ihre gerechte Strafe: in allgemeiner Zurücksetzung.

Keiner ist so vollkommen, daß er nicht zu Zeiten fremder Erinnerung bedürfe.

(Aus dem Spanischen, von Arth. Schopenhauer).

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.


Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staaten.

Wochenblatt

der


Johanniter-Ordens-



Balley Brandenburg.


Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 21. Berlin, den 22. Mai 1867. **Nr. 21.**

Ludwig von Klitzing, Ritterschafts-Rath a. D., auf Demerthin bei Kyritz, Ehrenritter seit 1841, † zu Kyritz 14. Mai 1867.

Die Herren Mitglieder der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens werden ergebenst eingeladen, sich am 7. Juni c. Vormittags 12 Uhr im Regierungs-Gebäude zu Breslau zum Rittertage versammeln zu wollen.

Schloß Kreppelhof, den 17. Mai 1867.

E. Graf zu Stolberg,
Commendator.

Am 24. Juni c. wird der Durchlauchtigste Herrenmeister in Sonnenburg ein Kapitel des Johanniter-Ordens abhalten und am folgenden Tage in der Ordens-Kirche daselbst, außer den bereits im Jahre 1866 dazu designirten Ehrenrittern, auch denjenigen Ehrenrittern den Ritterschlag und die Investitur ertheilen, welche während des vorjährigen Krieges auf dem Kriegsschauplatze und in den Lazarethen im Dienste der freiwilligen Krankenpflege thätig gewesen sind.

In Rücksicht auf die große Zahl der bei dieser Feierlichkeit unmittelbar betheiligten Ritter und die sehr beschränkten Lokalverhältnisse, können leider diesmal keine Einladungen an die in der Nähe von Sonnenburg wohnenden Rechtsritter ergehen, dem Ritterschlage als Zeugen beizuwohnen.

Der erste Tod für das Haus Hohenzollern.

(Schluß.)

Betrachten wir die Grabtafel Johann's von Hohenlohe näher, so sehen wir, daß dieselbe aufgefrischt ist und durchweg eine Uebermalung erfahren hat. Das Gemälde befand sich bei der Restaurirung der Kirche in sehr beschädigtem Zustande und es bedurfte einer geschickten Hand, um es aus den zerbröckelnden Fragmenten wieder herzustellen. Dabei hat nun der Restaurator die Grundfläche in dem Wappenschilde oben rechts schwarz gelassen, wie sie ihm erschien. Aus zahlreichen Siegeln und Denkmälern, welche weit über die Zeit dieses Gemäldes hinausreichen*), — das älteste bekannte Siegel befindet sich an einer Urkunde vom Jahre 1207 — wissen wir aber, daß das Stammwappen des Hauses Hohenlohe aus zwei übereinander stehenden schwarzen Leoparden*) im silbernen Felde besteht. Diese Wappenthiere sind nach rechts gewendet und besonders dadurch charakterisirt, daß der Schweif entweder unterhalb der Hinterfüße oder durch diese zurückgeschlagen ist. Auf unserer Grabtafel hat nun, wie das vielfach vorkommt, die Zeit das metallische Silber des Wappenschildes durch eine Schwefelverbindung geschwärzt und somit ist nicht sowohl das Wappenbild erloschen, als vielmehr — da auch dieses schwarz — hob es sich nicht mehr von der dunklen Fläche ab und somit erscheint dem Betrachtenden bereits aus geringer Entfernung der Schild ganz schwarz. Diese Anwendung des metallischen Silbers im Wappenschilde macht uns auf die übrigen Theile des Gemäldes aufmerksam, die wir jetzt schwarz gemalt sehen. Zunächst der heraldische Vogel, der in seinem oberen Theile und an den Innenseiten der Helmdecken schwarz erscheint. Ursprünglich führten die Dynasten von Hohenlohe als Helmschmuck — die älteste Darstellung findet sich auf einem Siegel von 1258 — zwei gegen einander gebogene sogenannte „Büffelhörner", welche nach Außen hin mehrere gradlinige Zweige mit Lindenblättern ausstrecken. Diese Helmzier — offenbar dem natürlichsten Schmuck mit dem grünen Gezweig des Waldes nachgebildet — ist im Allgemeinen im früheren Mittelalter außerordentlich verbreitet und es scheint, als ob die „Büffelhörner" in der That nichts Anderes darstellen sollten, als die aufgesteckten Hauptzweige, welche in ihrer Biegung gegen einander Hörnern ähnlich sehen und so mißdeutet wurden. Bei dem Geschlecht der Hohenlohe hat dieser Helmschmuck aber wahrscheinlich einen Bezug auf den Namen selbst. Derselbe ist in den ältesten Urkunden, bis hoch in das 15. Jahrhundert, überwiegend „Hohenloch" geschrieben und findet sich auch so auf unsrer Grabtafel. „Loch" bedeutet aber im Hochdeutschen des Mittelalters „niedriges Gehölz, Buschwerk"**), so daß „Hohenloch" so viel heißt als „hoch belegener Busch", von dem der Burgberg oder die Burg

*) Archiv für Hohenlohische Geschichte Bd. I. 1859.

*) Die heraldischen „Leoparden" unterscheiden sich dadurch von dem „Löwen", daß sie die Köpfe en face dem Betrachtenden zuwenden, während die Löwen die Köpfe im Profil zeigen.

**) S. Benecke und Müller, Mittelhochdeutsches Wörterbuch s. v. „Loch".

den Namen erhielten. Erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts tritt an die Stelle dieser anspruchslosen Zierde ein stolzerer Schmuck. Zuerst auf einem Siegel des Jahres 1360 von Gerlach aus der Linie Hohenlohe-Hohenlohe — der auch unser Johann angehört — erscheint der aufgerichtete (wachsende) adlerartige Vogel; er trägt hier eine Krone, die aber weiter nicht wieder vorkommt. Erst später — in der Mitte des 15. Jahrhunderts — findet sich anderweitig eine bemalte Abbildung dieses Vogels*); Kopf und Hals sind hier weiß oder silbern, Brust und Flügel roth. Seit dem Jahre 1370 haben alle Hauptlinien des Hauses Hohenlohe diesen Vogel zum Helmschmuck genommen. Dem unbefangenen Beschauer erscheint er auf allen alten Darstellungen als ein Adler, Kopf, Schnabel, Flügel entsprechen vollkommen den gleichzeitigen Bildern heraldischer Adler, aber später ist im Hause Hohenlohe eine andere Deutung im Schwange: der Vogel sei nicht ein Adler, sondern der Phönix. Offenbar hat hierzu der spielende Prunk der Gelehrten jener Zeit, welche nicht nur gern Fremdwörter an die Stelle guter deutscher Benennungen setzten und Personennamen in das Lateinische und Griechische übertrugen, sondern auch deutsche Namen aus Wurzeln jener Sprache herzuleiten sich bemühten, Veranlassung gegeben. Schon frühe kommt neben der Form „Loch" = Busch auch „Lô oder „Lôhn" vor.**) So tritt auch seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in den Urkunden neben „Hohenloch" vielfach „Hohenlohe" auf und gewinnt allmälig die Oberhand. Nun deuteten die Gelehrten dies „Lohn" als die hochschlagende Flamme und übersetzten „Hohenlohe" mit alta flamma, wobei ihnen besonders die Blasonirung des Vogels in seinem Untertheil als die Gluth, aus welcher er aufsteigt, zu Hilfe kam. Bald gesellte sich hierzu die Devise „Ex flammis orior" und nun verlor der Vogel seinen Charakter als Adler und ward seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts allgemein als silberner Phönix dargestellt, um dessen unteren Theil die rothen Flammen emporzüngeln***). Den Streit also, ob der Vogel ein Adler oder Phönix, bei Seite — so ergiebt sich für unser Gemälde soviel, daß er auch auf demselben ursprünglich in seinem Obertheil in metallischem Silber dargestellt war, daß der Restaurator die chemische Zersetzung desselben nicht erkannt und ihn also schwarz gelassen hat†). Dies zeigt sich schlagend am Untertheil des Vogels. An und für sich sind schwarze Innenseiten äußerlich andersfarbener Helmdecken in der Heraldik — namentlich für die ältere Zeit — außerordentlich selten; hier wurde immer für die innere Seite Silber oder Gold, als das Metall des Helmes, über den sich die Decken breiten, angewendet; auch hier also beging der Restaurator den Irrthum, statt das glänzende Silber wiederherzustellen, Helm und Helmdecken in schwarzer Farbe aufzufrischen.

Wenden wir uns nun zur Gestalt Johanns von Hohenlohe selbst, so sehen wir ihn in rothem Unterkleide, in rothem Mantel, dessen federartiger Zuschnitt die Vergleichung mit den rothen Schwingen des Helmvogels und der rothgefiederten Helmdecke nahe legt. Ebenso gleicht der schwarze Waffenschmuck der anderen Farbe am Wappenhelm. Der Ritter trägt unzweifelhaft die Wappenfarben seines Hauses. Er muß also ursprünglich auf diesem Bilde in silberschimmernder Rüstung, mit hellglänzender Waffe dargestellt gewesen sein, und die Zeit, welche wie der Mensch es liebt, „das Strahlende zu schwärzen", hat auch hier dazu verleitet, daß jetzt die schimmerlose, traurig-schwarze Rüstung dem Grafen angelegt worden ist. Wie er, strahlend in der Blüthe des Mannes, in der leuchtenden Waffenwehr, vom Schlachtentode zu Boden gestreckt wurde, so hatte ihn auch der alte Künstler vor seinem Heilande hier niedersinken lassen. Wie anders muß dies Gemälde mit dem leuchtenden Blau seines Hintergrundes, dem reich darüber verbreiteten Silberglanze, dem prangenden Roth, in der Jugendfrische seiner Farben dem Beschauenden ehemals sich dargestellt und schon weither seinen Blick angezogen haben — ein strahlendes Denkmal fürstlichen Dankes, während es jetzt mit seinem verblichenen Roth und dem vielen eintönigen Schwarz trübselig und glanzlos herabschaut. Nur der Heiligenschein und der Kelch haben durch die größere Widerstandsfähigkeit des metallischen Goldes ihren Schimmer wiedererlangt.

Der Kopf des knienden Johannes von Hohenlohe ist augenscheinlich Porträt. Leider läßt sich jetzt nicht mehr beurtheilen, inwieweit bei der Wiederherstellung die ursprüngliche Darstellung erhalten worden;*) scheinbar sind aber hier die Hauptanlagen treu bewahrt worden und das Angesicht trägt die Züge eines Mannes von etwa 40 Jahren. Dies entspricht dem Alter, in welchem Johann zur Zeit seines Todes stand. Zwar kennen wir nicht sein Geburtsjahr, wohl aber das Hochzeitsjahr seiner nächstältesten Schwester Anna und das seiner Eltern. Nehmen wir an, daß Anna bei ihrer Vermählung im Jahre 1392 mindestens 16 Jahr alt war, also frühestens 1376 geboren worden, so kann Johann spätestens 1375 und — da die Eltern sich 1369 verheiratheten — frühestens 1370 geboren sein und war also bei seinem Ableben zwischen 37 und 42 Jahre alt.

Die das ganze Bild umgebende Legende, gleich jenem auf hellblauem Grunde, ist nebst den sie einschließenden einfachen Linien jetzt in gelber Farbe gemalt; ob sie ehemals in Gold ausgeführt war, läßt sich ohne Kenntniß ihres Zustandes vor der Restaurirung nicht bestimmen. Eine Beschreibung des Gemäldes aus dem Jahre 1823**) sagt: „Von der fast ganz verloschenen Umschrift ist nur zweifelhaft zu lesen: „Johannes von Hohenlohe dem Got genade. anno 1412". Nach der Wiederherstellung ist an

*) Im ältesten Pfälzer Lehnsbuch von 1452—64 im großherzogl. Badischen Staatsarchiv zu Carlsruh (s. Archiv f. Hohenlohische Gesch. a. a. O.)

**) „Anger unde lôh" setzt Walther von der Vogelweide (Ausg. v. Lachmann, Berlin 1843, 79, 11) zusammen: „Du sollest fliegen hôhe über welde und über lôhe" steht in Helmbrecht (Haupt's Zeitschrift Bd. 4. V. 1397.)

***) S. Archiv f. Hohenlohische Gesch. a. a. O.

†) S. das hohenlohische Wappen von Friedrich Karl, Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg. Oehringen, 1865. S. 276, Note 2.

*) Ein glaubwürdiger Mann, welcher angab, das Gemälde etwa im Jahre 1816 gesehen zu haben, wollte sich mit ziemlicher Gewißheit erinnern, daß der Ritter damals mit langem am Hinterkopf herabhangendem Haar dargestellt gewesen. Derselbe bestätigte, daß damals auch die silberne Rüstung noch deutlich zu erkennen gewesen.

**) J. J. Bellermann, das graue Kloster in Berlin, Programm des Berlinisch-Köllnischen Gymnasiums 1823. S. 30.

der Genauigkeit dieser Angabe zu zweifeln; dieselbe hat nicht „Hohenlohe" sondern „Hobenloch", das Wort „anno" findet sich gar nicht darin, ebensowenig die Jahreszahl in Ziffern. Schon im Jahre 1732*) konnten nur noch die letzten Worte der Inschrift gelesen werden; dieselbe ist wahrscheinlich, nach sorgfältiger Reinigung vom Staube der Jahrhunderte, mit Hilfe der Angabe des Angelus, der sie noch gegen Ende des 16. Jahrhunderts gelesen, restaurirt**).

Schenken wir dem Werke des alten Malers mit Rücksicht auf Ort und Zeit der Entstehung des Bildes unsere Aufmerksamkeit, so können wir uns hinsichtlich letzterer nur dem Urtheil des kunstverständigen Kugler***) anschließen, der es in den Anfang des 15. Jahrhunderts setzt. Während in den Tagen Friedrichs I. von Hohenzollern in der von rohem Fehdewesen zerfleischten Mark die Kunst der Malerei nicht zu gedeihen vermochte, blühte in dieser Zeit in Nürnberg, der Heimat des neuen Landesherrn, eine thätige Malerschule. Hier war die Skulptur bereits in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu einer reichen Blüthe gediehen — wir erinnern nur an Sebald Schonhofer's „schönen Brunnen" — und im Beginn des 15. Jahrhunderts hatte sich, unter offenbarer Anregung der flandrischen Schule, hier selbstständig und frei die Malerei entfaltet. Vergleichungen mit nicht wenigen Bildern, welche aus jener Nürnberger Schule noch erhalten sind, zeigen eine offenbare Verwandtschaft mit unsrer Grabtafel und so dürfen wir annehmen, daß Friedrich dieselbe in seinem Heimatorte von einem tüchtigen Meister für den lieben Freund habe fertigen lassen, um sein Grab damit würdig zu schmücken. Noch spricht sich die jugendliche Stufe der Kunstentwickelung aus in der reichen Anwendung von metallischem Gold und Silber da, wo die spätere Malerei auch den Glanz dieser Metalle durch die Farbe mit den künstlich dargestellten Reflexen des Lichts ersetzt; noch ist die Gestalt des leidenden Christus die alttypische Körperbildung eines in Jammer und Elend zu spiritualistischer Magerkeit abgezehrten Menschen; noch ist der nackte Körper ohne anatomische Kenntniß des Knochenbaues, der Muskulatur und Bewegung, gleichsam kindlich-unbeholfen dargestellt. Leider läßt sich nicht beurtheilen, wie viel am Kopfe des Heilands — und hier pflegt zuerst die freiere Entwickelung der Malerei Leben zu gewinnen — auf Rechnung der Uebermalung zu setzen ist. Ungleich deutlicher zeigt sich die von Flandern her zur Geltung gebrachte Bedeutung des Individuellen in der Gestalt Johann's von Hohenlohe. Auf den ersten Blick erkennt man es, daß der Meister hier nicht einen Mann malen wollte, der die bestimmte Person „vorstellen" sollte — wie hiermit die tieferen Stufen der Kunstentwickelung sich begnügen, — sondern daß er uns den Hingeschiedenen leiblich vor Augen, ihn in seiner Eigenthümlichkeit, kurz daß er sein Porträt malen wollte. Maßgebend für das Alter des Bildes ist ferner die Darstellung des heraldischen Vogels mit seinen nach unten gerichteten Hauptschwingen, welche die Heraldik durchweg bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts beibehält, während von da an schnell und verbreitet die Schwungfedern der s. g. „wachsenden" Wappenvögel sich strahlenartig ausbreiten, wie z. B. an den Flügeln des preußischen Adlers*). Auch die Buchstaben der Umschrift gehören unzweifelhaft dem Anfange des 15. Jahrhunderts an. Sie harmoniren mit den deutschen Minuskeln der Umschrift auf dem Siegel Johann's, dem einzigen, welches wir von ihm kennen, und das sich an einer Urkunde von 1401 befindet (cf. Archiv f. Hohenl. Gesch. a. a. O.). Somit mögen wir das Bild als unmittelbar nach dem Tode Johann's entstanden erkennen.

Besonders interessant erscheinen aber die inneren Beziehungen dieses Gemäldes. Zunächst war dem Meister offenbar die Aufgabe gestellt, ein monumentales Werk zu schaffen, das einerseits die Herrlichkeit des Hauses, dem der Abgeschiedene angehörte, und die Bedeutung seines Todes für dieses darstellen, andererseits aber auch den Tod des Gefallenen verherrlichen und der Anerkennung von Seiten des Stifters dieses Bildes Ausdruck geben sollte. Und trefflich hat sie der Künstler gelöst.

Johann war der letzte Sproß des Hauses Hohenlohe-Hohenlohe, mit ihm starb der Mannsstamm dieser Linie aus, ihm wurden also nach der Rittersitte des Mittelalters Wappenhelm und Wappenschild mit in das Grab gegeben, und darum sehen wir diese beiden Waffenstücke auf unserem Bilde einen räumlich so bedeutenden Theil einnehmen, dem Beschauer in jener Zeit ein geläufiges Symbol, daß hier der letzte eines edlen Geschlechts ruhe**). Bezüglich der Darstellung, welche den unteren Raum des Gemäldes füllt, ist zunächst der feierliche Charakter desselben hervortretend. Es handelt sich hier nicht um Fixirung irgend eines irdisch-vergänglichen Momentes, sondern um Veranschaulichung einer über Zeit und Raum dieser Welt erhabenen Beziehung. Die ältere Kunst hatte bei den Darstellungen des Heiligen als solchen — und dies bildete ausschließlich ihren Gesichtskreis, so lange sie noch im Dienste der Kirche stand — dieses Herausschreiten aus dem Irdischen durch den Goldgrund symbolisirt, gleichsam eine über den ganzen Gesichtskreis des Gemäldes von dem heiligen dargestellten Gegenstande ausgebreitete Glorie,

---

*) Martin Dietrich, Berlinische Kloster- und Schul-Historie. Berlin 1732. 8. S. 18.

**) Er giebt sie (Annales march. Brand. S. 190). „Nach Christi Geburt im 1400 und in dem 12ten Jahr an Sanct Columbanus Tag, verscheidet der hochgeborne Graff Johannes von Hohenloh, dem Gott genade." Riedel in seinem Codex diplomat. Brand. Theil III. Bd. 1. S. 46 liest sie: Nach cristi geburt virczehenhundert iar vnd im czwelften iare an sant columbanus tage verschied der hochgeborn graff, herre Johans von hobenloch, dem got genade. Ob die Inschrift nach Lesung vor der Restauration gegeben, ist nicht gesagt. Dieser Band des Codex erschien 1859, also nach der Restauration. Auch befremden die lateinischen Minuskeln.

***) In v. Ledebur's Archiv. Bd. 4. S. 264.

*) Hiermit ist zur Wappenkunde des Hauses Hohenlohe insofern ein interessanter Beitrag gegeben, als dieser farbige Helmschmuck als der älteste (älter als das oben erwähnte pfälzer Lehnsbuch) erscheint und die Farben oben weiß, unten roth am Vogel in derselben Scheidung durch eine Horizontallinie zeigt, wie sie (freilich mit falschen Farben) im Grünebergischen Wappenbuch von 1482 vorkommt. In dem Werke „das Hohenlohische Wappen vom Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg" (Oehringen, 1865. 4.) ist diese Horizontaltheilung als Irrthum bezeichnet.

**) Auch die Seitenlinie Hohenlohe-Brauneck erlosch im Jahre 1391 und so blühte nur die Hauptlinie Hohenlohe-Weikersheim fort, aus der sich später mehrfache Zweige entfalteten.

welche alle Strahlen dem Auge zurückwirft und dem irdischen Blicke nicht gestattet, dahinter in die Herrlichkeiten des Himmels zu schauen. Auf unsrem Bilde ist dieser Grundgedanke zwar beibehalten, aber im Charakter der flandrischen und jungen deutschen Kunst naturalistischer ausgesprochen; es ist nicht mehr der starre byzantinische Prunk, der strenge, wie die Ikonostase im Kirchenraum, die weltlichen Laien von dem geweihten Geistlichen schied, sondern der Meister hat statt dessen das lichte Blau des wolkenlosen Himmels gewählt, wie ihn unser irdisches Auge sieht, in dessen Endlosigkeit der kindlich-gläubige Sinn das wunderbare Jenseits sucht. In jenen Räumen ist es, wo dem Ritter der Heiland entgegentritt und ihn willkommen heißt. Und nicht als der Himmelskönig in seiner Majestät erscheint er, sondern als der leidende Mensch, der den Opfertod am Kreuze erlitten. Auf diesem Opfer liegt der Hauptaccent des Bildes; das Symbol desselben, der Kelch des Abendmahls, ist in die Mitte des Gemäldes gestellt. Hochspringend ergießen sich in diesen Kelch die fünf Quellen des Blutes, das der Herr vergossen, um die Menschen zu befreien, und wie Christus hier daherschreitet, mit allen Zeichen seiner irdischen Todespein, aber das Haupt von der göttlichen Glorie umgeben, so erscheint er dem Ritter, der anbetend in die Knie gesunken, als das himmlische Vorbild des eigenen Todes, des eigenen für seine Brüder im guten Kampfe vergossenen Blutes. Wie der Abendmahlskelch die Gemeinschaft zwischen dem Göttlichen und Menschlichen vermittelt, so steht er auch hier zwischen Gott und Mensch, das Vorbild des Opfertodes Christi und die Nacheiferung des Opfertodes Johann von Hohenlohe's zu einander in Beziehung setzend. Und wahrlich, keinen innigeren, keinen schöneren Dank konnte Friedrich dem Manne aussprechen, der sich ihm zum Opfer gebracht, als diese Nebeneinanderstellung. Die Tiefe des Gefühls, die sich in dieser Darstellung ausspricht, ist echt deutsch, fein und sinnig und wirkt um so ergreifender, da kein Wort der Inschrift den Stifter selbst in dieses Denkmal, das den Freund verherrlichen sollte, hineinzieht. Der Gedanke der Widmung konnte in der That keine zartere und deutlicher redende Form finden, der Dank des Weihenden zu keinem schöneren Ausdruck gelangen. Und betrachten wir in dieser Anschauung das Kunstwerk — denn ein solches ist es bei aller technischen Unvollkommenheit durch das Streben nach schöner Form für den schönen Gedanken — so tritt alle jene kindliche Unbeholfenheit verschwindend zurück gegen den Geist, der noch nach Jahrhunderten lebendig uns entgegenweht, so schauen wir darauf mit jenem Gefühl von Rührung, das uns erfüllt, wenn wir ein Kind eine innige Herzensregung mit unvollkommenen Mitteln zum Ausdruck bringen sehen. Dies Werk gereicht zu gleicher Ehre dem edlen Johann von Hohenlohe und Friedrich, dem ersten Hohenzoller, für dessen aufkeimenden Ruhm jener den ersten Opfertod erlitt.

Friedrich hat aber hierneben noch ein zweites Denkmal auf dem Kremmen'schen Damm selbst errichtet. Es war ein einfaches Kreuz und es ist uns keine Nachricht erhalten, ob dasselbe ursprünglich mit einer Inschrift versehen war. Als der große Kurfürst dasselbe erneuerte, gab er ihm eine Inschrift, wahrscheinlich in dem Sinne, wie die Tradition die Bedeutung dieses Kreuzes bezeichnete. Hatten ehemals Worte darauf gestanden, so waren sie wohl längst erloschen, denn ein Kranz von Sagen hatte sich schon um dies Kreuz gewoben. So erzählte das Volk und erzählt es noch heut, daß hier in alten Zeiten ein brandenburgischer Feldhauptmann meuchlings von seinen treulosen Dienern ermordet worden, oder — weiter ausgesponnen — daß ein kühner Räuberanführer, der listig seine Pferde mit rückwärts gesetzten Hufeisen habe beschlagen lassen (ein Zug, der vielfach in niederdeutschen Räubersagen vorkommt), von seinem Knecht, den die ausgesetzte Belohnung gelockt, rücklings erstochen worden sei. Zu diesen Sagen hat offenbar das Symbol des Kreuzes geführt, ein weitverbreitetes Zeichen unschuldig vergossenen Blutes, jähen beichtelosen gewaltsamen Todes oder auch der Bestattung in ungeweihter Erde. Konnte daher dies Kreuz nicht auch Bezug haben auf alle Diejenigen, die in dem Sumpfboden zur Seite des Dammes umgekommen und deren Leichname man nicht auffinden und in geweihtem Boden bestatten konnte?*) Spricht hierfür nicht seine Errichtung grade auf der Mitte des Dammes? Bei denen, welche annehmen, daß es ausschließlich dem Johann von Hohenlohe gewidmet gewesen, hat deßhalb auch vielfach die Meinung Platz gegriffen, daß derselbe in jenem Treffen durch Meuchelmord gefallen sei, und Riedel**) geht — mit Berücksichtigung jener Sagen — sogar so weit, anzunehmen, es sei hier überhaupt keine Schlacht geschlagen worden, sondern das rittermäßige fränkische Gefolge Friedrich's habe nur einen kleinen Kampf bestanden und es seien hierbei nur die drei Ritter gefallen. Er erachtet das Kreuz für kein übliches Schlachtendenkmal, und wenn er auch den Meuchelmord seitens der Mannen Johann's nicht annimmt, so vermuthet er doch, daß der Angriff der Pommernherzöge — vielleicht wegen mangelnder Fehdeverkündigung — als ein meuchelmörderischer angesehen worden und jenen deßhalb später die Errichtung eines Sühnekreuzes auferlegt worden sei. Voigt, der diese Anschauung widerlegt***), meint, daß man das Kreuz nur wegen Mangels an Raum auf dem schmalen Damm statt Errichtung der üblichen Kapelle gesetzt habe; er verweist, gegen die Annahme, daß nur die drei Ritter gefallen, auf die oben angeführten Worte des Angelus, „da denn unter andern auch umbkommen Graf Johannes von Hohenlohe u. s. w., und die erwähnte Urkunde von der Folge der Berliner und Köllner auf dem Kremmen'schen Damm. Gegen Riedel's Anführung, eine spätere Urkunde Friedrich's†) vom Jahre 1415 habe wegen dieser „Geschichte auf dem Damme Kremmen" noch besondere Genugthuung gefordert, es müsse mit derselben also eine besondere Bewandtniß gehabt haben, führt er an, daß diese Urkunde sich auf andere Streitigkeiten zwischen Friedrich und den Stet-

*) Wenn man daraus, daß bis jetzt beim Torfgraben zur Seite des Dammes Thier-, nicht aber Menschenknochen gefunden worden, annimmt, daß hier Menschen nicht umgekommen seien, so ist dies nicht richtig, da bestimmt für das Treffen des Jahres 1334 angeführt wird, daß viele Menschen in diesem Sumpfboden ihren Tod gefunden haben (vgl. oben), solche also hier versunken sein müssen.

**) „Zehn Jahre." S. 107.

***) In den Märkischen Forschungen Band 7, S. 224 ff.

†) v. Raumer, Cod. diplom. cont. Bd. I. S. 82.

tinischen Herzögen beziehe. In der That betrifft diese Urkunde eine Einigung bezüglich der Auseinandersetzung über die Herrschaft im Uckerlande und nimmt davon aus „dy schicht up dem Damme kremmen und was dy erbenomeden (vorbenannten) schelinge (Zwiespalt) underlank (gegenseitig) hadden von erer (ihrer) beder herrschaft." Der Kremmer Damm bildete aber die Nordgrenze zum Lande Glin und so hat das Wort „schicht" unzweifelhaft hier nicht die Bedeutung von „Geschichte" sondern „Auseinandersetzung", partitio, divisio*), von „scheiden" und die Urkunde nimmt demnach von jener das Ukerland betreffenden Auseinandersetzung die bezüglich des Landes Glin aus, betrifft also gar nicht dieses Treffen vom 24. Oktober 1412.

Aber auch bei der Annahme, daß jenes Kreuz allein dem Johann von Hohenlohe geweiht gewesen, ist die Wahl dieses Symbols mit Rücksicht auf den durch das Grabgemälde ausgesprochenen Gedanken erklärlich. Auch dieses Zeichen des Opfertodes Christi wäre sodann in demselben Sinne, aber in ungleich einfacherer, von geringem Raum bedingter Form, welche jenes Gemälde deutlicher zum Ausdruck bringt, errichtet worden.

König Friedrich Wilhelm IV. hat an die Stelle des vom großen Kurfürsten gesetzten und im Jahre 1796 erneuerten Kreuze im Jahre 1845 ein dauerndes Denkmal errichten lassen. Es ist ein aus Sandstein gearbeitetes schlankes Kreuz mit der Inschrift:

Im Jahre 1412, am 24. Oktober, am St. Columbanustage, fiel hier der edle Herr Johann Graf zu Hohenloh. Friedrich I., Markgraf zu Brandenburg, des heiligen Römischen Reichs Erzkämmerer und Kurfürst setzte zu seinem Andenken ein hölzernes Kreuz, welches 1666 zuerst, dann 1796 erneuert, hiernach 1845 aus Stein errichtet wurde durch

Friedrich Wilhelm IV.,
König von Preußen.

Als der kaiserliche Landeshauptmann und Verweser der Mark Brandenburg, Friedrich VI. von Hohenzollern, jene beiden Stätten des Todes und Grabes seines Freundes Johann von Hohenlohe schmückte, in Tagen mühseligen Ringens, um in dem kleinen und verwilderten Lande festen Fuß zu fassen, mochte er wohl nicht ahnen, daß einst sein später Nachkomme, ein gleich kunstsinniger und feinfühlender Herrscher eines gewaltigen deutschen Reiches, in Pietät diese Denkmäler erneuern und jener Stunde und des Mannes gedenken würde, der als der Erste Tausenden voranschreiten sollte, welche mit ihrem Opfertode zu Ruhm und Größe des von den Hohenzollern beherrschten Staates beitrugen.

Das Christs-Hospital zu London.

Im Jahre 1553 predigte der Bischof Ridley in der Westminsterabtei eines Tages vor dem König Eduard VI. über christliche Barmherzigkeit und erschütterte dadurch das Herz des Monarchen so sehr, daß dieser ihn bald darauf zu sich berufen ließ und erklärte, er wolle nach den Worten seiner Predigt handeln und der Bischof möge ihm rathen, wie er auf die zweckmäßigste Weise den Armen helfen könne. In Folge der Vorschläge des Bischofs wurde hierauf das St. Thomas-Hospital für arbeitsunfähige Arme gegründet, der Bridewel-Palast in ein Correctionshaus für Arbeitsscheue, und das Kloster der grauen Mönche in ein Waisenhaus umgewandelt. Das letztere wurde reich mit liegenden Gründen begabt und mit 340 Kindern eröffnet. Im Jahre 1666 wurde das Kloster durch eine Feuersbrunst zerstört, aber bald darauf durch ein neues Gebäude für die Waisenanstalt ersetzt; 1683 wurde zu Hertford eine Zweiganstalt für Kinder unter sieben Jahren errichtet, und seitdem in das große Waisenhaus nur ältere Kinder aufgenommen. Diese Anstalt, Christs-Hospital genannt, ist das reichste Hospital in England; es hat gegenwärtig etwa 50,000 Pfund jährlicher Einkünfte und verpflegt etwa 2000 Kinder. Talentvolle Knaben werden nicht nur wie alle andern im Lesen und Schreiben, sondern auch in der Mathematik und in der französischen, lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet. Eine nicht unbeträchtliche Anzahl ausgezeichneter Männer ist aus der Anstalt hervorgegangen. Unter ihnen werden Coleridge, Leigh, Hunt, Barnes, Mitchell, Lamb, Cuningham, Markland, Richardson, Stillingfleet und Camden genannt.

Ursprünglich nahm man nur vaterlose Waisen in die Anstalt auf, später aber auch Kinder noch lebender Väter, wenn diese ein Einkommen von weniger als 250 Pfund Sterling haben. Doch auch diese Grenze wird nicht streng innegehalten. Das Waisenhaus hat eine eigenthümliche, ächt englische Verfassung. An der Spitze desselben stehen 4- bis 500 Gouverneure, reiche und meist auch vornehme Männer, welche Beiträge für das Hospital zahlen und dafür das Recht haben, Kinder zur Aufnahme in dasselbe vorzuschlagen. Da aber stets viel mehr Kinder angeboten werden, als man aufzunehmen vermag, so werden förmliche Wahltage veranstaltet, an welchen jene Gouverneure über die Aufnahme jedes einzelnen Kindes abstimmen. Im Sprechsaale des Waisenhauses versammeln sich alsdann nicht nur jene zur Abstimmung Berechtigten, sondern auch eine Menge von Frauen, welche Kinder zur Aufnahme in das Waisenhaus empfehlen und sich bemühen, möglichst viele Stimmen für ihre Schützlinge zu gewinnen. Auch manche Mütter bringen ihre eignen Kinder herbei, in der Hoffnung, ihnen Stimmen zuzuwenden. Außerdem sind die Wände des Saales mit Placaten bedeckt, auf welchen ganz wie bei Parlamentswahlen zur Abstimmung für diesen oder jenen Candidaten aufgefordert wird.

Das Regenwasser zum Trinkgebrauch.

G. Grimaux de Caux führt in den „Comptes rendus" an, daß volle Dreiviertheile aller Landgemeinden kein anderes Trinkwasser haben, als aus solchen stehenden Gewässern, in denen es, ohne vorher filtrirt zu werden, zum Trinkgebrauch völlig unbrauchbar ist. Oft genug ist nun aber darauf hingewiesen worden, daß selbst das filtrirte Wasser für die Gesundheit als sehr gefährdend angesehen werden muß. Erst kürzlich wurde in mehreren deutschen wissenschaftlichen Blättern die Thatsache ganz besonders hervorgehoben, daß die Filter selbst, namentlich nach längerem Gebrauch, bei vernachlässigter Reinigung, schlechter

*) S. Scherzii Glossarium germanicum medii aevi. Argentorati 1781 fol. col. 1398.

Aufbewahrung u. s. w., gar leicht gerade selbst zu den Pflanz- und Heckstätten thierischer und pflanzlicher, das Wasser vergiftender Bildungen, Schleimalgen, mancherlei Schimmel- und Infusorienarten sich gestalten können — und daß dies bereits oft genug als geschehen festgestellt ist. Hiernach, meint de Caux, sei es dringend rathsam, dem Regenwasser für die Verwendung zum Trinken alle mögliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er nimmt nun ein Dorf mit 500 Seelen an, und berechnet für jeden Kopf 5 Ltr. Wasser, also im Jahre 915 Kubik-Meter für die ganze Einwohnerschaft, eine Wassermasse, die nach den Tabellen Le Verriers überall in Frankreich in zehnmal beträchtlicherer Menge herabregnet. Da nun nicht bloß dort allein, sondern auch bei uns in Deutschland an zahlreichen Orten, z. B. in der Gegend von Danzig, in der Provinz Posen, nicht blos der Uebelstand schlechten Wassers, sondern auch geradezu Wassermangel herrscht, so dürfte der Vorschlag De Caux': daß man zunächst durch das Auffangen und Messen der im Laufe eines Vierteljahres herabfallenden Regenwassermasse es feststelle, ob dieselbe zur Befriedigung des Bedürfnisses ausreichend sei, danach dann hinreichende Reservoirs anlege und schließlich für die beste Conservirung des Regenwassers sorge, wohl die ernsteste Berücksichtigung auch in Deutschland verdienen. Es dürfte jedenfalls zweckmäßiger erachtet werden müssen, das aufgefangene Regenwasser statt des schlechten, durch Filtriren wo möglich noch verschlechterten Sumpf- u. s. w. Wassers zu genießen. Selbst wenn man sich gezwungen sähe, die hinreichende Regenwassermenge erst aus den Abflußröhren der Dächer aufzufangen, so würde dasselbe durch Seihen durch Leinwand und Klarabgießen nach dem Absetzenlassen doch ausreichend zu reinigen sein. Als die beste Conservirungsmethode ist sodann die vorzuschlagen, daß das frisch aufgefangene, durchseihte und abgegossene Regenwasser in großen Holzkufen mit jedesmal frisch ausgewaschenem Flußsande gemischt und in diesen, offen oder nur leichthin bedeckt, zum Gebrauch hingestellt wird. Vor demselben muß sich selbstverständlich der Sand völlig abgesetzt und das Wasser wieder geklärt haben. Das Vermischen mit dem Sande reinigt das Wasser natürlich ebenfalls noch aus; falls es bei sehr starkem Regen und in vielen weiten Gefäßen direct in ausreichender Menge aufgefangen werden kann, so bedarf es gar keiner weiteren Reinigung mehr als dieser Sandvorrichtung, um es sich Monate lang brauchbar zu erhalten. Alle übrigen Aufbewahrungs-, bezüglich Reinigungsmethoden sind mehr oder weniger mit Vorsicht aufzunehmen. („Das Ausland.")

Statistisches.

Nach dem uns vorliegenden siebenten Bericht über die evangelische Heil- und Pflegeanstalt „Hephata" für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens zu München-Gladbach befanden sich in derselben am 1. Januar 1866 87 Kinder, davon sind im Laufe des Jahres 4 gestorben und 10 ausgetreten, dagegen 16 neue Zöglinge in die Anstalt eingetreten, so daß sich die Zahl derselben am Schlusse des Jahres 1866 auf 89 belief, nämlich 53 Knaben und 36 Mädchen.

Diesen 89 Kindern widmen, außer dem Anstalts-Arzte, 21 Personen ihre Zeit und Kraft, nämlich der Vorsteher (der zugleich Hauptlehrer ist) mit seiner Frau, 4 Lehrer, 2 Wärter, 2 Arbeits-Gehilfen (1 Schreiner und 1 Korbmacher), 1 Knecht, 3 Wärterinnen, 1 Privatwärterin, 3 Hilfswärterinnen, 2 Mägde, 1 Weißzeugmädchen.

Die Einnahmen betrugen 16,812 Thlr. 12 Sgr. (darunter 7459 Thlr. 18 Sgr. 8 Pf. außerordentliche), die Ausgaben 15,512 Thlr. 26 Sgr. (darunter 5191 Thlr. 28 Sgr. 3 Pf. außerordentliche, insbesondere 4300 Thlr. zurückgezahlte Kapitalien) und blieb somit ultimo 1866 ein Kassenbestand von 1299 Thlr. 16 Sgr. Die Anstalts-Schulden betrugen am 1. Januar 1867: 5500 Thlr. zu 4½ % verzinslich.

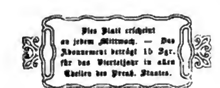
Es gingen im Laufe des Jahres 1866 58 Anmeldungen ein, davon konnten nur 16 berücksichtigt werden; 11 Angemeldete mußten als zu alt, 2 als epileptisch, 1 als taubstumm, 6 als hoffnungslos zurückgewiesen werden, und 22 Anmeldungen blieben unerledigt.

„Die Gesuche um Aufnahme der hoffnungslosen und älteren Blödsinnigen waren mit die dringendsten; denn sie stören das Familienleben am meisten, für sie ist eine beständige Ueberwachung am nöthigsten, aber nirgends," so heißt es in dem Berichte, „thut sich ihnen eine Thür auf. Soll's noch lange so bleiben? Oder wird diese Schuld der Christenheit gegen ihre leidenden Glieder auch noch getilgt? Wir werden gedrängt von allen Seiten, auch diesen beiden Klassen unser Hephata aufzuschließen. Gern wollen wir's thun, sobald der Herr uns die Mittel dazu anweis't. Manch' todtes Kapital kann hier auf sichere Zinsen angelegt werden. — Möchten uns für diesen Zweck viele Gaben zufließen."

Der Bericht widmet dem im vorigen Jahre verstorbenen Commendator der Rheinischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, Ober-Regierungs-Rath von Haeften, dem langjährigen Ehren-Präsidenten der Anstalt, „der von Anfang an der energischste Freund und Gönner, Vertreter und Förderer derselben gewesen", einen vom Herzen kommenden Nachruf.

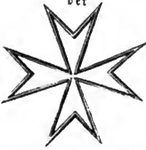
Nach dem Jahresberichte der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" zählte dieselbe am 1. Januar 1866 3847 Mitglieder, am 1. Januar 1867 dagegen 12,692 solche, so daß im Laufe des verflossenen Jahres eine Zunahme von 8845 Mitgliedern stattgefunden hat. Von den am 1. Januar 1867 vorhandenen 12,692 Mitgliedern kommen 7215 auf Preußen, 3326 auf die übrigen norddeutschen Küstenstaaten (die Hansestädte, Oldenburg und Mecklenburg), 2131 auf das deutsche Binnenland, 15 auf Oesterreich und 5 auf das sonstige Ausland. Die Gesammteinnahme des Jahres 1866 hat 35,959¼ Thlr. betragen, nämlich 21,923 Thlr. an einmaligen Gaben, 14,036¼ Thlr. an Jahresbeiträgen und Zinsen. Ausgegeben worden sind für die Einrichtung und Vervollständigung von Rettungs-Stationen 10,661 Thlr., für die Unterhaltung der 15 Stationen 1497 Thlr., für Prämien 159 Thlr., für Proben, Modelle und Experimente 737 Thlr., an Druckkosten 1041 Thlr., an Porto 332 Thlr., an Reisekosten 1127 Thlr., an Gehalten 1450 Thlr.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.

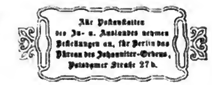


Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 22. **Berlin, den 29. Mai 1867.** **Nr. 22.**

Ernst August Philipp Carl von Eckenbrecher, Major a. D., auf Gutenpaaren bei Brandenburg a. d. Havel, Ehrenritter seit 1848, † zu Gutenpaaren 23. Mai 1867.

Die Herren Mitglieder der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens werden ergebenst eingeladen, sich am 7. Juni c. Vormittags 12 Uhr im Regierungs-Gebäude zu Breslau zum Rittertage versammeln zu wollen.

Schloß Kreppelhof, den 17. Mai 1867.

E. Graf zu Stolberg,
Commendator.

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Zweiter Artikel.

Kranken-Lokale und Kranken-Pflege.

Der Geist der Natur spricht zu uns aus den Erscheinungen. So weit diese im Luftmeere erkennbar, sind sie niemals die erzeugende Ursache epidemischer Krankheiten. Einige gehen noch weiter und offenbar zu weit, indem sie den in der Atmosphäre waltenden Urkräften der Dynamide (Licht, Wärme, Elektricität, Magnetismus), so wie den Luft-Strömungen und Hydro-Meteoren, jeden bedeutsamen Einfluß auf die Krankheit absprechen. In wie weit diese Natur-Erscheinungen befördernd und hindernd auf die Epidemie einwirken, soll in späteren Aufsätzen erörtert werden. Für die heutige Aufgabe interessirt zunächst das Verhältniß der Winde zur Epidemie. Der gelehrte Epidemiologe C. F. Riecke bemerkt, daß man bisher auf diesen Gegenstand noch zu wenig Aufmerksamkeit verwendet. (Reform der Lehre von den Contagionen, Epidemien und Epizootien, S. 149.) Jeder kennt den Einfluß, welchen die verschiedenen Winde auf das Wohlbefinden gewöhnlich wahrnehmen lassen; welche besondere Bedeutung alle Luft-Strömungen vermöge ihrer elektrischen Wirksamkeit für die epidemischen Krankheiten oder Seuchen haben, wird hier dargestellt werden.

Schon Aristoteles, der bedeutendste Naturforscher der vorchristlichen Zeit, lehrt: daß der Ostwind und die gegen Ost gelegenen Städte, demnächst aber der Nordwind und die gegen Nord gelegenen Städte am gesundesten sind. Die berühmten Aerzte des Alterthums (Hippokrates und seine Nachfolger) maßen der Art und Richtung der Winde eine hohe Bedeutung zu für die Entstehung der verschiedenen Krankheits-Formen. Wie bekannt, wurden von Römischen Kaisern für Rom und Konstantinopel über Baulage und Bauart der Straßen specielle Verordnungen im Sanitäts-Interesse erlassen[5]). Mit jener Ansicht der Alten sind bis zur Neuzeit unterrichtete Männer einverstanden. Der Französische Arzt und Naturforscher Foissac schreibt in seinem — von dem Institute zu Paris gekrönten — Meisterwerke:[6]) „man sollte keine Stadt, ja nicht das geringste Dorf anlegen, wenn man nicht vorher die vorherrschende Richtung des Windes an der dazu bestimmten Stelle untersucht hat." Sachverständige haben vorgeschlagen: die in Städten zu erbauenden Straßen möglichst in der Richtung von Ost nach West anzulegen, so daß die Breiteseiten oder Fronten der Gebäude gegen Norden und Süden liegen. Vielleicht noch ersprießlicher für die Salubrität erscheint die — von Praktikern oft anerkannte — Baulage in der Richtung, daß die Haus-Fronten gen Nord-Ost und gen Süd-West ihre Fenster-Aussicht eröffnen. Wenn eine solche Baurichtung auch bei Anlegung von Straßen manigfache Hindernisse finden mag, so werden diese doch beim Bau isolirter Krankenhäuser und Kasernen zu beseitigen und bei den für die Kranken-Aufnahme zu errichtenden Baraken und Zelten nicht vorhanden sein.

Niemand bezweifelt, daß der trockenste Baugrund die Bewohner der darüber erbauten Häuser, Baraken und Zelte zur Zeit epidemischer Krankheiten einigermaßen schützt, während jede Wasser-anziehende und Feuchtigkeit-anzeigende (hygroskopische) Bodenfläche, vermöge ihrer Ausdünstung (Evaporation), in epidemischer und epidemiefreier Zeit überall das Erkranken befördert und begünstigt. Es wird daher, wenn die älteren (antediluvianischen) Stein- und Erd-Bildungen als Baugrund nicht erreichbar, dazu vorzugsweise ein trockener Sandboden sich

5) Dickens, Household-words; die Wochenschrift „Ausland", Jahrgang 1858, Nr. 28, S. 656, 657.

6) Foissac, Meterologie, deutsch von Emsmann, Leipzig bei Wigand, 1859, S. 362.

empfehlen, dagegen aber das Bewohnen von Lokalen auf hygroskopischem Boden (Humus, Thon, Lette, Mergel) sich weniger günstig erweisen.

Zuerst machten in ihren Werken die bedeutenderen Englisch-Ostindischen Cholera-Aerzte (Reginald Orton, William Scot, James Annesley, Charles Searle) auf das Verhalten der atmosphärischen Elektricität während der Cholera-Epidmie aufmerksam. Sie waren nicht einig. Eben so controvers blieb dies Thema in den zahlreichen, die Elektricität betreffenden, späteren Schriften der Europäischen, der Aegyptischen (Pruner-Bey, Clot-Bey) und der Amerikanischen Aerzte. Nach Ansicht des Unterzeichneten ist das elektrische Fluidum für die Entstehung und Propagation der Epidemie so unentbehrlich, die Mitwirkung der Elektricität bei den atmosphärisch-epidemischen Krankheiten so wesentlich, daß jedem Theorien-Bau ohne das wissenschaftliche Bindemittel jener Dynamide der geistige Cement fehlt. Darüber künftig mehr. Referent ist weit entfernt, den mit allen denkbaren Vermuthungen bereits überfüllten Literaturschatz noch mit einer neuen Hypothese zu beladen, aber er deutet hiermit ein — künftig näher zu begründendes — Natur-Gesetz dahin an: Die Epidemie mit ihren Krankheits-Formen findet in der Sphäre erhöht positiv-elektrischer Spannung (Glas-Elektricität) einen ihr ungünstigen Faktor; dagegen finden alle epidemischen Krankheiten in der Sphäre erhöht negativ-elektrischer Spannung (Harz-Elektricität) einen sie auffallend begünstigenden Faktor. Auf dem Gebiete der Luft-Strömungen soll dies Naturgesetz jetzt in so weit zur Anschauung gebracht werden, als dasselbe für die heutige Aufgabe (Krankenlokale und Krankenpflege) von praktischer Bedeutung ist.

Warum ist die Baurichtung mit den Fronten gegen Nord-Ost und Süd-West für die Bewohner des Gebäudes vortheilhaft? Es kann hier darauf nicht eingegangen werden, daß und warum von der Technik bei verschiedenen nicht seuchenartigen Leiden, als den Patienten dienlich, die südwestlichen Lokale empfohlen sind. Dergleichen Wohnungen sind während der Herrschaft von Volkskrankheiten nicht empfehlenswerth. Erfahrungsmäßig und schon von Vielen berichtet ist die Wahrnehmung, daß bei grassirender Epidemie die gegen Nord, Nord-Ost und Ost liegenden Wohn-Lokale mehr Schutz gegen die Erkrankung gewähren, als die an der West- und Süd-Seite bewohnten Stuben. Dieserhalb werden in Westindien, Mexiko und im Orient in den Zeiten des Gelbfiebers, der Cholera und Pest die gen Süden angebrachten Fenster nicht geöffnet. Die Skala der Salubrität und Nicht-Salubrität, von der günstigsten Himmelsrichtung ab bis zur ungünstigsten, wird dahin angenommen: Nordost, Nord, Ost, Südwest, West, Süd. Die Ursache davon kann nur in der aus diesen Himmelsgegenden kommenden Luft liegen; denn auch bei anscheinend völliger Windstille bleibt — in Folge der schnellen Bewegung des Erdballs um seine Axe — die Atmosphäre in ununterbrochener Fluktuation. Die wissenschaftliche Literatur aller Länder, seit Aristoteles bis zur Gegenwart, berichtet mit einer seltenen Uebereinstimmung, anlangend die epidemischen Krankheiten, von der vortheilhaften Wirkung der Nord- und Ost-Winde und eben so von dem nachtheiligen Einflusse der Süd- und West-Winde. Im Allgemeinen ist die Epidemie von klimatischer Kälte und Wärme nicht abhängig; im Wärme-Plus oder Minus jener Winde ist der Grund ihrer hygienen oder morbifiken Wirksamkeit nicht zu suchen. Zu finden sind die specifischen Qualitäten der verschiedenen Winde in der physikalischen Thatsache, daß der Luftstrom aus Nord und Ost positive Elektricität und der Luftstrom aus Süd und West negative Elektricität freimacht. Davon wird der Versuch mit dem Elektroskop überzeugen. Außer mehreren Anderen hat den Nachweis jener Thatsache vorzugsweise der unermüdliche Forscher Hermann Horn in seinem vortrefflichen Buche „das Wirken der Elektricität in den Organismen" geliefert[7]). Es interessiren auch in dieser Beziehung die Odisch-Magnetischen Briefe des Dr. Freiherrn von Reichenbach. Darin hat der geistreiche Naturforscher manchen Aufschluß über das Geheimniß der Elektricität gegeben. Sein Od ist kein von ihm aufgefundener fünfter Zweig der kosmischen Dynamide, sondern unverkennbar Elektricität. Für die Identität beider Naturkräfte spricht die merkwürdige Uebereinstimmung des Odpositiven und Odnegativen mit dem Positiv-Elektrischen und Negativ-Elektrischen.

Zur Rechtfertigung des oben angedeuteten Naturgesetzes, für welches das dynamische Verhalten der Winde bei der Epidemie einen Beweisgrund darbietet, sowie bei dem Interesse, welches die Luftströmungen in Ansehung der Krankenhäuser und ihrer Pflegebefohlenen gewähren, wird erforderlich, aus der den Gegenstand reichhaltig berührenden Literatur die Aussprüche anerkannter Autoritäten und die Zeugnisse der besten Beobachter zu reproduciren. Dies wird auf der terra occulta der Epidemie um so mehr nöthig, als die Worte Arago's: „a priori Alles leugnen oder bezweifeln wird mitunter schon für Weisheit gehalten", leider sich oft bestätigen.

Wir beginnen mit Hippokrates, welchen man den Homer der Aerzte genannt, weil Mehrere an seinen Schriften mitgearbeitet. Dieselben enthalten Vieles, was nur für seine Zeit und für sein Vaterland interessiren konnte, was jetzt veraltet und für andere Länder ohne Bedeutung ist; aber es sind auch ewige Wahrheiten in seinen Werken niedergelegt. Wir möchten ihn als den Moses der Aerzte und seine Bücher als das alte Testament der Heilwissenschaft bezeichnen. Für diese ist seitdem mehr als eine Apokalypse, aber noch kein neues Testament erschienen; ausgezeichnete Propheten der Medizin sind oft aufgetreten, aber immer noch fehlt für die Heilkunde ein medizinischer Heiland.

Hippokrates schreibt in dem Buche von der heiligen Krankheit (so hieß damals die Epilepsie): „der Nordwind reinigt die Luft und ist deshalb der gesundeste unter allen Winden. Diesem ganz entgegengesetzt wirkt der Südwind."[8]). Ueber den schädlichen Einfluß des Südwindes berichtet noch Plutarch, Empedokles und M. Varro. Plinius (lib. 2 cap. 50) versichert: „es ist immer wahrgenommen worden, daß die Südwinde am meisten die

7) Dr. H. Horn a. a. O., Heft 9, S. 25. 26.

8) **Hippokrates Werke von Grimm und Lilienhain. Bd. 2, S. 211.**

Pest vermehren.“ Johannes Morellus erwähnt: seit vielen Jahrhunderten und von unzähligen Aerzten wurde die Wahrnehmung gemacht, daß vorzugsweise der Nordwind den Fortschritt der Pest sistirt. Der berühmte Pestarzt Isbrandi de Diemerbroek theilt mit in seinem — 1665 zu Amsterdam erschienenen — Werke über die Pest[9]): „wir haben befohlen, daß die Fenster, welche nach Osten, und vorzüglich die, welche nach Norden die Aussicht eröffnen, eine bis zwei Stunden lang geöffnet, die übrigen aber, welche nach Süden oder Westen blicken lassen, immer verschlossen gehalten werden.“ (Jussimus fenestras, quae orientem et imprimis illas quae aquilonem versus spectabant, per horam unam aut alteram aperiri; reliquas vero, quae austrum vel occasum respiciebant, semper clausas teneri.) Dasselbe verordnen Deutsche Pestordnungen, z. B. die im Jahre 1680 erschienene Pest-Apotheke S. 9, 18, 19, 22, 23, und Barnstorff in dem 1709 zu Greifswalde edirten consilium praeservatorium bei der Pestilenzialischen Contagion S. 76. Zwei vielcitirte Schriftsteller und Aerzte Orraeus (descriptio pestis, Petropolis 1784 pag. 16, 61) und Ferro, berichten über die Pest-Epidemie, welche 1770 und 1771 in der Moldau und zu Moskau gewüthet, „sobald der Nordwind blies, dann nahm die Pest zusehends ab“ und „in beiden Pesten sah man dann gewöhnlich, sobald der Nordwind oder Nordost-Wind blies (war's auch mitten in der Hitze), die Krankheit allsogleich, wo nicht völlig aufhören, doch sich um vieles mindern.“[10]).

Alle diese Wahrnehmungen wurden im jetzigen Jahrhundert bei den verschiedenartigsten Krankheiten wiederum in mehreren Welttheilen gemacht. Im Raume dieses Blattes müssen wir, ungeachtet des umfangreichen Materials feststehender Thatsachen, auf wenige Mittheilungen uns beschränken. Ueber den in Ungarn endemischen brandigen Ausschlag, genannt Pokolvar, zeigte im Jahre 1801 der Protomedikus Schrand an: „Zu jeder Jahreszeit, vorzüglich aber wenn Südwinde die Oberhand haben, wird die Brand-Borke beobachtet“[11]). Der Königlich Preußische General-Consul J. Roose zu Malaga berichtete amtlich, am 7. Januar 1804, an die Königl. Preuß. Ostfriesische Kriegs- und Domainen-Kammer: „seit dem 17. Dezember 1803 hat das gelbe Fieber zu Malaga aufgehört. Bei feuchter warmer Luft ist die Zahl der Todten und neuen Kranken zuweilen doppelt so groß gewesen, als an Tagen, wo ein trockener kalter Nordwind wehte. Diesem letzten Winde ist sonder Zweifel die endliche Hemmung des Uebels allein zuzuschreiben.“ (Gonzalez, das gelbe Fieber, deutsch von Borges, Berlin 1805, S. 8—14.) Bally, François und Pariset erwähnen in ihrer vortrefflichen „Geschichte des gelben Fiebers, welches sie 1821 in Spanien beobachtet“ Seite 43: „die Südwinde wehten während der ganzen Dauer der Epidemie.“ Der Englische Hospital-Director Annesley zu Madras erwähnt in seiner Cholera-Schrift (Treatise on the Epidemic cholera of India p. 136), daß in den Jahren 1815, 1816, 1817, während deren die Brechruhr in Ostindien zur Epidemie sich entwickelte, dort starke Südwinde und Westwinde herrschend waren. Ueber den Jaswa (carbunculus Sibiricus), die Sibirische Pest der Pferde, von welcher auch die Menschen ergriffen werden, wird von Haupt in seinem Buche „Seuchekrankheiten der Hausthiere in Sibirien“ (Berlin 1845, S. 161) unter Anderem wörtlich angeführt: „Der für den Ausbruch der Beulenseuche geeignete Zeitpunkt ist der heiße trockene Sommer mit vorwaltendem Süd- und West-Wind; Ost- und Nord-Wind sind ihr entgegen.“

Das oben angedeutete Naturgesetz findet auch in Afrika seine Bestätigung. Der heroische Afrika-Reisende Dr. David Livingstone, dessen Tod leider gemeldet worden, berichtete (Missionsreisen, Leipzig 1858, Bd. 2, S. 85, 125) aus Cassange (Westafrika), daß unmittelbar auf den West-Wind viel Fieber-Anfälle vorkommen, so lange Ost-Wind herrscht, befindet sich Alles wohl. Im Juni 1855 wurde Livingstone zum sieben und zwanzigsten Mal vom Fieber befallen.

An der Westküste von Afrika, vorzüglich in Senegambien und Guinea, weht in kurzen Perioden der Harmátan. Dieser aus der Wüste kommende Ostwind zeichnet sich durch außerordentliche Trockenheit und eine hohe positiv-elektrische Spannung aus. Der Engländer Mathias Dobson, der den Harmátan im Jahre 1770 zuerst beobachtete, lieferte von seiner Heilwirkung eine Beschreibung, welche wunderbar erscheint, jedoch nach ihm von Vielen vollständig bestätigt worden ist. So wie dieser Wind sich einstellt, hören alle, selbst die epidemischen Krankheiten auf. Foissac sagt: „sie verschwinden, wie durch Zauber.“ Merkwürdiger noch erscheint, daß dieser therapeutische Wind sämmtliche Körperleiden nicht momentan verdrängt, sondern radical heilt[12]). Der Aegyptische Ober-Arzt Dr. Pruner-Bey, ein seit dem Jahre 1830 im Oriente wirkender Deutscher, theilt in seinem vorzüglichen Werke „die Krankheiten des Orients“ (Erlangen, 1847. S. 390) mit, daß bei der Pest des Jahres 1835 in Cairo ganz auffallend die Häuser heimgesucht wurden, wenn sie dem Südwinde zugänglich und vom Nordwinde abgeschlossen waren. Eben so meldet der Oberarzt Clot-Bey, daß in Aegypten bei herrschendem Südwinde die Anzahl der Todesfälle zunimmt, dagegen beim Eintritt des Nordwindes die Krankheitsfälle abnehmen und selbst die Pest ihren gefährlichen Charakter verliert. (Foissac, Meteorologie S. 362.)

Ueber die specifischen Qualitäten der Winde wollen wir das Detail abschließen und nur noch auf Aeußerungen hinweisen, welche in ihren Werken drei als Autorität anerkannte Gelehrte gebracht, nämlich C. F. Riecke (Beiträge zur Staatsgesundheitspflege, Theil V. §. 56, S. 148, 149, Theil III, §. 39, S. 28), Hermann Lebert (die Cholera in der Schweiz, Frankfurt a. M. 1856, S. 12) und August Hirsch (Handbuch der historisch-geographisch. Pathologie, Bd. 1. S. 89. 90. 202). (Fortsetzung folgt.)

---

9) Diemerbroeck tractatus de peste, lib. 2, cap. 5 & annotat. III. IV. pag. 129. 132. 133.

10) Ferro, Untersuch. der Pestansteckung, Wien 1787, §. 46. S. 67, 68.

11) Kritische Blätter f. d. Geschich. d. Epid., Heft I., 1805. S. 120.

12) Franz Arago's Werke, deutsch von Hankel, Bd. 16, S. 475 bis 477; Foissac, Meteorologie S. 360; Bromme's Atlas zum Kosmos S. 121; Reil, Fieberlehre, Bd. 1, S. 77.

Die Taubstummenanstalt in Schleswig.

Bekanntlich gab es noch am Ende des vorigen Jahrhunderts nur äußerst wenige Anstalten, die sich mit der Ausbildung taubstummer Kinder beschäftigten, und der Abbée l'Eppée zu Paris war der erste, der im Jahre 1760 ein eigentliches Taubstummeninstitut, und zwar auf eigne Kosten, in's Leben rief, das indeß um das Jahr 1791 zu einer Staatsanstalt erhoben ward.

In ähnlicher Weise ist auch der Grund zu dem schleswig-holsteinischen Taubstummeninstitut gelegt worden, indem auch dies den menschenfreundlichen und unermüdlichen Bestrebungen eines einzelnen Mannes sein Entstehen verdankt. Es war dies ein Lehrer, Pfingsten mit Namen, 1746 in Kiel geboren, der durch seine eigenthümliche Begabung, sich andern durch Geberden verständlich zu machen, und durch sein besonderes Interesse für die Ausbildung taubstummer Kinder eigens dazu ausersehen schien, um in seinem Vaterlande eine solche Anstalt in's Leben zu rufen, wo das Schicksal dieser Unglücklichen, die für die Ihrigen eine Bürde und für das bürgerliche Leben so gut wie verloren waren, derzeit so wenig wie im übrigen Europa eine besondere Berücksichtigung gefunden hatte.

Schon als Kind hatte der aufgeweckte Knabe ein Vergnügen darin gefunden, sich mit den zwei taubstummen Kindern seiner Nachbarn zu beschäftigen, und er hatte sich im täglichen Verkehr mit ihnen schon frühzeitig eine große Gewandtheit in der Zeichensprache angeeignet. Er suchte sich seinen taubstummen Gefährten außerdem durch Bilder und Spiele verständlich zu machen und ihre schlummernden Verstandeskräfte zu wecken; durch die Erfolge dieses kindlichen Verkehrs gewann der junge Pfingsten nach und nach ein immer lebhafteres Interesse für die Ausbildung solcher Unglücklichen, so daß er überall, wohin er später auf seinen vielen Wanderungen gelangte, den Verkehr mit Taubstummen geflissentlich fortsetzte. In Lübeck, wo er sich niederließ, sammelte er einen kleinen Kreis von tauben Kindern um sich, die er durch eine von ihm erfundene Zeichensprache zu unterrichten versuchte, der Versuch fiel sehr glücklich aus; allein als ihm durch die Vermittlung der dortigen „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit" eine Stelle als Lehrer und Organist zu Hamberge, einem kleinen Ort im vormaligen Hochstift Lübeck, angetragen ward, konnte er die Ausbildung seiner Zöglinge, um der ihm obliegenden Berufsthätigkeit willen, nur in seinen Mußestunden betreiben. Der würdige Mann hatte jedoch die Freude, daß nach mehrjährigen unablässigen Bemühungen 5 seiner Zöglinge nach vorhergegangener Prüfung zur Confirmation reif erklärt wurden.

Bekanntlich hatte der König August von Sachsen, veranlaßt durch den großen Ruf, den die Taubstummen-Anstalt des Abbée l'Eppée auch im Auslande erworben, im Jahre 1777 eine ähnliche Anstalt in Leipzig errichten lassen, und vielleicht waren es diese sich nach und nach mehr verbreitenden Bestrebungen im Interesse taubstummer Kinder, durch welche auch in weiteren Kreisen die Aufmerksamkeit auf die Thätigkeit des Hamberger Lehrers gelenkt ward.

Der bekannte Dichter Graf Fr. zu Stolberg, der damals eine amtliche Stellung im Fürstenthum Eutin bekleidete, sowie sein Freund, der Dichter J. H. Voß, hatten Pfingsten kennen und schätzen gelernt und ihn dem damaligen dänischen Minister, Grafen von Bernstorff, auf's wärmste empfohlen. Dieser erließ in Folge dessen eine Aufforderung an den verdienten Mann, seine Bemühungen einer in Holstein zu errichtenden Anstalt für taubstumme Kinder zuzuwenden, und diesem Rufe folgend, gab Pfingsten seine Stellung in Hamberge auf und verlegte sein Domicil nach seiner Vaterstadt Kiel, wo er sich verpflichten mußte, für das mäßige Gehalt von 300 Thlr. jährlich die taubstummen Kinder des Landes zu unterrichten. Die Regierung erließ jetzt eine allgemeine Verordnung, der zufolge alle taubstummen Landeskinder hier Aufnahme finden und auf öffentliche Kosten erzogen werden sollten, so daß hier zu Lande jedes bildungsfähige Kind, das des Gehörs beraubt ist, einen geeigneten Unterricht erhält und zu einem brauchbaren Mitgliede der bürgerlichen Gesellschaft herangebildet wird.

Die Zahl der Aufnahme suchenden Zöglinge ward indeß bald so groß, daß die der Anstalt eingeräumten Localitäten in Kiel sich als unzureichend erwiesen und die Anstalt wurde in Folge dessen im Jahre 1810 nach der Stadt Schleswig verlegt. Hier blühte dieselbe zur Freude des würdigen Stifters mehr und mehr empor, zumal die Regierung durch besondere Vergünstigungen auch das fernere Fortkommen der aus der Anstalt entlassenen Zöglinge bedeutend erleichterte. Es ward nämlich dem Lehrherrn, der einen solchen Knaben in die Lehre nahm, eine Prämie bewilligt, die Knaben selber von der Verpflichtung, als Gesell auf Wanderschaft zu gehen, befreit und denselben später durch unentgeltliche Ertheilung von Concessionen als Freimeister zur Gründung eines bürgerlichen Erwerbes verholfen. Bisher hatte der nunmehr ergraute Pfingsten mit Hilfe seines Sohnes, seiner Tochter und eines taubstummen Hilfslehrers der Anstalt allein vorgestanden; allein da die Zahl der Zöglinge auf durchschnittlich 80—90 im Jahre stieg, sah er sich genöthigt, andere Kräfte herbei zu ziehen. Sein Schwiegersohn, ein erfahrener und tüchtiger Mann, ward ihm als Vorsteher zur Seite gestellt und die vereinte Wirksamkeit dieser Männer, die sich mit der größten Liebe ihrem schwierigen Berufe weihten, gereichte der Anstalt zum größten Segen; letzterer machte sich namentlich durch die Ausarbeitung eines neuen Lehrcursus für Taubstumme um den Unterricht derselben verdient.

Im Jahre 1818 erlebte der würdige Stifter noch die Freude, daß ein Flensburger, Namens Valentiner, die Anstalt zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetzte, und durch dies bedeutende Legat von einigen 50,000 Thalern sah er sich in den Stand gesetzt, das Lokal des Instituts durch ansehnliche Bauten zu vergrößern und zu verschönern. Es wurden Industrieschulen für die Knaben eingerichtet, eine Bibliothek und verschiedene Sammlungen angelegt, und durch Vermehrung der Hilfslehrer konnte für den Unterricht immer vollständiger gesorgt werden.

Kurz vor Pfingsten's im Jahre 1826 erfolgten Tode hatte die Regierung die Anstalt sammt den dazu gehörigen Ländereien angekauft und zu einer Staatsanstalt erhoben, wodurch der würdige, um das Wohl seiner Zöglinge hoch verdiente Greis, der 39 Jahre seines Lebens der Ausbildung dieser Unglücklichen gewidmet hatte, das Fort-

bestehen der Anstalt, die zuerst sein Privateigenthum gewesen, unter dem Schutze der Regierung gesichert sah.

In einer ruhigen und freien Gegend der Stadt, dem sogenannten Friedrichsberg gelegen, macht die kleine Colonie mit ihrer freundlichen Umgebung einen überaus günstigen Eindruck. Von schattigen Baumpflanzungen und grünem Rasen umgeben, erhebt sich das mit zwei Flügeln versehene dreistöckige Gebäude unweit der Ufer der Schlei, nach der hintern Seite zu von einem großen und schönen Garten umgeben, an den eine Wiese grenzt, deren grünende Ufer von den Wellen der Schlei bespült werden.

In diesem Gebäude wohnen der Vorsteher der Anstalt, die Zöglinge, sowie die Lehrer und Lehrerinnen, und in den oberen Räumlichkeiten befinden sich die Schulzimmer. In den verschiedenen Nebengebäuden sind die Werkstätten eingerichtet, in welchen die Knaben zu mancherlei mechanischen Thätigkeiten angehalten und in dem Fache, das jedem am meisten zusagt, ausgebildet werden, und soll die Anstalt zu diesem Zweck mit den umfangreichsten Hilfsmitteln ausgestattet sein. Unter Anleitung eigens dafür angestellter Meister können die Knaben sich hier zu Drechslern, Tischlern, Webern, Typographen oder zu Schneidern und Schuhmachern ausbilden, eine Einrichtung, die für das spätere Fortkommen der Zöglinge begreiflicherweise von unschätzbarem Nutzen ist.

Außerdem soll aber diese Verbindung des theoretischen Schulunterrichts mit der praktischen Vorbereitung für den künftigen Beruf von äußerst günstigen Folgen für die Gesammtausbildung der Zöglinge sein; ihr Nachdenken wird durch das Arbeiten in der Werkstätte schon frühzeitig in praktische Bahnen gelenkt und ihr Interesse für dasselbe, anfangs fast spielend angeregt, mit der Zeit ein stets lebendigeres, und die Freude, die der Knabe über das Gelingen seines ersten kleinen Werkes empfindet, ist ihm in der Regel ein größerer Sporn zum Weiterstreben, als der Zwang, durch welchen der Lehrling im reiferen Alter an die Werkstätte gefesselt und zur Arbeit angehalten wird. Auch sollen sich die meisten im späteren Leben als tüchtige und brauchbare Arbeiter bewähren.

Obwohl alle diese Industrieanstalten, wie schon gesagt, in einem Umfange wie vielleicht keine andere Anstalt mit allen zur mechanischen Ausbildung der Zöglinge erforderlichen Utensilien versehen sind, so ist doch die mit dem Institut verbundene Druckerei, die im Jahre 1818 eingerichtet wurde, die bedeutendste von allen. Ursprünglich mit dem Privilegium des Druckes der lutherischen Bibel versehen, ward später eine Verlagshandlung mit derselben verbunden, und die Regierung suchte dieser durch Arbeiten für die Ständeversammlung, den Druck der schleswig-holsteinischen Gesangbücher und mehrerer anderer Sachen, dauernde Beschäftigung zuzuwenden. Ein großer Theil der in dieser Officin beschäftigten Arbeiter sind taubstumme Zöglinge der Anstalt, die mit großer Umsicht und Treue ihre Arbeit wahrnehmen.

Auch die Mädchen erhalten hier in der Anstalt außer dem eigentlichen Schulunterricht Anleitung zu allerlei häuslichen Fertigkeiten; sie werden, außer im Nähen und Stricken, auch im Spinnen, Weben, Waschen, Bügeln u. dgl. m. unterrichtet, um sich später durch diese Fertigkeiten einen selbstständigen Unterhalt verschaffen zu können.

Daß die kleine Colonie bei diesem Hausfleiß, der sich auf so viele verschiedene Industriezweige erstreckt, für die meisten ihrer Bedürfnisse selber sorgt, ist begreiflich, und ist dies natürlich auch in finanzieller Hinsicht von großem Vortheil für die Anstalt; die Mädchen sowohl wie die Knaben werden zum Ausbessern ihrer Kleidungsstücke angehalten, Schuhzeug und Kleider werden in den resp. Werkstätten angefertigt und die größeren unter den Zöglingen zu allerlei häuslichen Thätigkeiten angeleitet.

Was die eigentliche Ausbildung des Verstandes und Herzens der Kinder betrifft, so ist dies wie begreiflich, der bei weitem schwerere Theil ihrer Erziehung, weshalb der Unterricht derselben bekanntlich ein eignes Studium erfordert. Der jetzige Vorsteher der Anstalt, Professor Paulsen, hat schon vor Jahren die Lautmethode beim Unterrichte eingeführt und zwar mit dem besten Erfolg; es war erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit die Kinder das ihnen vom Lehrer mit lauter und prononcirter Stimme vorgesagte Dictat diesem von den Lippen absahen, um es mit lobenswerther Genauigkeit auf die Tafeln niederzuschreiben. Manche von ihnen zeichneten sich durch einen Ausdruck von Intelligenz aus, der auf selbstständiges Denken zu deuten schien, und die Lebhaftigkeit und Gewandtheit, mit der sie dem Lehrer Fragen stellten und sich unter einander unterredeten, ließ gleichfalls auf eine erfreuliche Entwicklung der Verstandeskräfte schließen.

Da die meisten ziemlich fertig lesen lernen und eine gute Bibliothek ihnen zu Gebote steht, sollte man glauben, daß die Lectüre eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen ausmacht, und daß diese Unglücklichen, die gänzlich ausgeschlossen von dem reichen Leben, das zu jeder Zeit fast unbewußt durch das Ohr in unser Inneres dringt, sich durch die Welt der Bücher müßten doppelt angezogen fühlen; allein die Lehrer hatten eine entgegengesetzte Erfahrung gemacht. Denn bei der Unmöglichkeit, allein durch die Anschauung ihrem Verständniß alle die vielen bildlichen Ausdrücke und Redeweisen der gebildeteren Sprache zugänglich zu machen, entgeht ihnen begreiflicherweise eine Menge des Gelesenen, worüber es höchst schwierig, oft selbst unmöglich ist, sie aufzuklären. Nur Einzelnen, durch ungewöhnliche Gaben bevorzugt, gelingt es durch eignes Studium, ihren Anschauungskreis zu erweitern und sich einen höheren Grad von Intelligenz zu erwerben.

Zu einer solchen Ausnahme gehört einer der Jahre lang mit dem größten Segen an der Anstalt wirkenden Lehrer, der, obwohl seit früher Jugend des Gehörs beraubt, zu den tüchtigsten Männern seines Berufes gehört, und dessen Schriften über Schuldisciplin und andere pädagogischen Materien ihm einen rühmlichen Namen in seinem Vaterlande erworben haben. — Auch sind in der Anstalt viele Männer ausgebildet worden, die jetzt segensreich an verschiedenen Anstalten Deutschlands als Taubstummenlehrer wirken.

Im Allgemeinen sagen indeß die mechanischen Beschäftigungen den Taubstummen am meisten zu; viele hatten sich mit großer Liebe und ausdauerndem Fleiß auf's Zeichnen gelegt; andere schnitzten sehr zierliche Sachen aus Holz, und es war ein Vergnügen, zu sehen, mit welcher Lust und Gewandtheit sie sich in den verschiedenen Werkstätten bewegten.

Einen eignen Anblick gewährte es, sie in den Pausen auf dem grünen Rasen vor dem Hause spielen zu sehen; still und lautlos, doch mit dem Ausdruck größter Heiterkeit in den Mienen, tummelten sie sich hier umher, während sie mit einer Schnelligkeit sich gegenseitig durch Zeichen zu verständigen wußten, daß man des Mittels der Verständigung kaum gewahr wurde.

Da die Lautmethode, wie schon erwähnt, hier eingeführt ist und nur, während des kurzen Zeitraums der im Jahre 1863 erfolgten Amtsentsetzung des jetzigen Vorstehers*) zeitweilig abgeschafft wurde, so vermögen sich einige recht deutlich durch Worte auszudrücken; es ist dies natürlich für den Verkehr mit der Welt ein unschätzbarer Vortheil für die Tauben, da sie außerhalb der Anstalt sich durch ihre Zeichensprache nur schwer mitzutheilen vermögen; allein was die Fertigkeit betrifft, die ein taubes Kind im Sprechen erlangt, so bleibt einmal ihr Vorrath an Worten stets ein ziemlich beschränkter, und dann klingt ihre Sprache in der Regel so rauh und unartikulirt, daß der Hörer meistens peinlich von derselben berührt wird.

Was nun ihre sittliche Aufführung betrifft, so soll das Betragen dieser Kinder fast niemals zu erheblichen Klagen Veranlassung gegeben haben, und die Lehrer loben im Allgemeinen den zufriedenen Sinn und die Folgsamkeit derselben. Der Ausdruck von Zufriedenheit, der auf dem Antlitz der meisten ruhte, zeugte jedenfalls davon, daß ihr schweres Schicksal ihnen hier so viel wie möglich erleichtert wird, und der schöne Garten mit seiner grünen Wiese am Ufer des vorbeirauschenden Flusses, sowie die malerische Lage der Stadt mag für diese von der Natur so vieler Genüsse beraubten Kinder eine Wohlthat und ein Segen sein, deren Bedeutung und Werth für ihr inneres Leben wir kaum hinreichend zu würdigen vermögen.

Im Ganzen befinden sich gegenwärtig 72 Zöglinge in der Anstalt, von denen 41 männlichen, 31 weiblichen Geschlechts sind. Nach einer gütigen Mittheilung des Directors der Anstalt zeigt die Frequenz übrigens seit dem Jahre 1861 eine progressiv steigende Abnahme der Zahl der Zöglinge, indem diese sich im Laufe des genannten Zeitraums von 89 auf die gegenwärtig in derselben befindliche Anzahl von 72 verringert hat, während im Ganzen in dieser Zeit nur 6 Sterbefälle vorgekommen sind. Ob man hieraus indeß einen günstigen Schluß auf den normalen Gesundheitszustand der Bevölkerung ziehen darf, ist schwer zu sagen, da überhaupt nur die Bildungsfähigen Aufnahme finden und ein Theil später als blödsinnig entlassen werden muß. Auch geht aus diesem Berichte hervor, daß stets die überwiegend große Mehrzahl der Zöglinge dem männlichen Geschlecht angehört, so daß zu Zeiten nur der dritte Theil aus Mädchen bestand, während Zweidrittel Knaben waren, was indeß darin liegen mag, daß die weiblichen Taubstummen leichter im Familienkreise sich häusliche Fertigkeiten aneignen können als die Knaben, für die eine eigentliche Berufsbildung erforderlich ist.

Im Ganzen sind seit dem Jahre 1800—1860: 488 Zöglinge confirmirt aus der Anstalt entlassen worden, und eine fast eben so große Anzahl, nämlich 485, hat seitdem Aufnahme in der Anstalt gefunden. Von der Gesammtzahl haben 63 als blödsinnig entlassen werden müssen und 90 sind mit Tode abgegangen. — Da man annimmt, daß unter 1500 Menschen durchschnittlich 1 Taubstummer ist, so giebt es in den Elbherzogthümern ungefähr 600 solcher Unglücklichen, von denen etwa der fünfte Theil in einem bildungsfähigen Alter steht.

Während hier zu Lande, wie schon oben gesagt, jedes bildungsfähige, des Gehörs beraubte Kind unentgeltlich erzogen und unterrichtet wird, soll in den 150 Taubstummenanstalten Europas, von denen gegen 70 auf Deutschland kommen, nur der 40ste Theil aller Bildungsfähigen unter den Taubstummen zu nützlichen Staatsbürgern herangebildet werden.

Außer den Unterstützungsfonds, die zu verschiedenen Zeiten von Gönnern der Anstalt dieser zugewendet worden sind, wird noch jährlich ein Unterstützungsbeitrag von dem ganzen Lande aufgebracht. (D. Chr.)

*) Dr. Paulsen wurde nämlich im Jahre 1863 seines Amtes entsetzt, weil er im Jahre 1848 mit Genehmigung der damaligen provisorischen Regierung, im Interesse der Anstalt eine Anleihe contrahirt hatte, die von der dänischen Regierung später nicht anerkannt, sondern ihm als Privatschuld zugeschoben wurde, wogegen er Protest erhob. 1866 hat er seine frühere Stellung wieder übernommen.

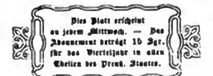
Im Johanniter-Krankenhause zu Erdmannsdorf befinden sich zur Zeit noch 7 verwundete Soldaten in Pflege.

Am 1. Juli wird bei Schwerin in Mecklenburg und unweit der Irrenheilanstalt Sachsenberg eine Anstalt zum Unterricht, zur Erziehung und zur Pflege geistesschwacher Kinder (Idiotenanstalt) eröffnet. Dieselbe ist von Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzoge errichtet und wird mit pecuniärer Unterstützung aus ständischen Mitteln erhalten werden. Einem Curatorium ist die Leitung der Anstalt übertragen; zu Mitgliedern desselben sind der Ministerial-Rath von Amsberg, der Schulrath Lorenz und der Medicinal-Rath Dr. Löwenhardt, dirigirender Arzt der Irrenheilanstalt Sachsenberg, ernannt worden. Als Hausvater wird an der Spitze der Anstalt der Lehrer Basedow stehen, bisher Schullehrer zu Sachsenberg, der auf Kosten der Regierung die bedeutendsten Bildungs- und Pflege-Anstalten für Blödsinnige in Deutschland besucht und von deren Einrichtung und Lehrplan Kenntniß genommen hat.

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

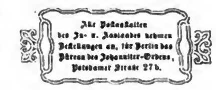
Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der






Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 23. Berlin, den 5. Juni 1867. **Nr. 23.**

Rudolph Graf zu Stolberg-Wernigerode, zu Gedern, Ehrenritter seit 1845, † zu Gedern 26. Mai 1867.

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Dritter Artikel.

Kranken-Lokale und Kranken-Pflege.

(Fortsetzung.)

Ein bei epidemischen Krankheiten waltendes Naturgesetz wurde (im zweiten Artikel) dahin formulirt: die Epidemie findet in der Sphäre stark positiv-elektrischer Spannung (z. B. Nordwind und Ostwind) einen ihr ungünstigen Faktor und in der Sphäre stark negativ-elektrischer Spannung (z. B. Südwind und Westwind) einen sie begünstigenden Faktor. Zum Nachweis dieses, für die Prophylaxis und ärztliche Behandlung wie für die Krankenpflege und Desinfektion wichtigen Gesetzes werden noch mehrere Thatsachen zur Sprache kommen. Bestätigt sich der oben angedeutete Lehrsatz, dann ist ein fester Baugrund für die Brücke aufgefunden, welche — für epidemische Krankheiten jetzt noch ein schwankendes Brett — die Theorie und Praxis verbindet.

Ueber die im früheren Jahrhundert errichteten Kranken-Heilanstalten, welche zum Theil noch benutzt werden, hat man seit dem ersten Weltgange der Cholera (1830) viel geschrieben und geschrieen. Nur ein kleiner Theil davon genügt allen Anforderungen. Seitdem sind musterhafte Krankenlokale in neuerbauten Häusern angelegt worden; auch ist in den alten Hospitalen und Lazarethen zur Abhilfe von Uebelständen viel geschehen. Eine Hauptsache für Gesunde, und noch mehr zur Genesung von Leidenden, bleibt überall und unter allen Verhältnissen reine frische Luft. Fortwährende Luft-Erneuerung wird durch eine geregelte Ventilation gewonnen. Mangelnde oder mangelhafte Ventilationen vernichten leicht die therapeutische Hilfe der bei den verschiedenen Epidemien bewundernswerth sich aufopfernden Aerzte. Für die Luft-Erneuerung lassen sich dem Zweck völlig entsprechende Einrichtungen in alten Krankenhäusern gewöhnlich nicht mehr treffen. Hufeland soll sie „pathologische Treibhäuser" genannt haben und es ist notorisch, daß mitunter eine kaum athembare Atmosphäre in ihren Räumen vorherrscht.

Sie wird in ihnen zunächst durch die darin wahrnehmbare schwüle, zuweilen heiße Temperatur unterhalten, während für Patienten jeden Leidens die Stubenluft niemals über + 15 Grad Réaumur erhitzt sein darf. Der ehemalige Glaube, daß hochgesteigerte Zimmerwärme zur Hervorbringung der für Kranke so heilsamen oder doch heilverkündenden Transpiration geeignet sei, hat sich am Cholera-Krankenbett überall als ein Irrthum erwiesen. Wie bekannt, ist ein warmer, über den Körper allgemein verbreiteter, nicht zu profuser Schweiß günstig und für die Prognose von Bedeutung. Jede Glut der den Cholerakranken umgebenden Luft wird vielleicht partiell (über der Brust, am Halse und Hinterkopf) warmfließenden Schweiß hervorrufen, aber sein Unterleib erwärmt sich dabei nicht und vom Knie bis zum erstarrten Fuß bleibt der kleberige Schweiß ganz kalt. Sein Lebens-Barometer fällt. Die Atmosphäre altgewordener Krankenhäuser wird aber auch ungenießbar durch den in ihnen oft einheimischen Hospital-Geruch, welcher ein Gemisch aller stinkenden Effluvien ist. Dagegen gewährt die Ventilation allein keine ausreichende Abhilfe. In langjährig vielbenutzten Lazarethen ist die Exhalation bereits in die Wände, dort wo die Bausteine zusammengefügt sind, noch mehr aber in das gezimmerte Holz, namentlich den Fußboden und die Decken (plancher, plafond) eingedrungen. Dazu kommt die permanente Zufuhr von Gasen aus der Excretion, Secretion und Evaporation der Kranken. Gegen diese, durch Windzug nicht gänzlich zu beseitigenden, Hospital-Beschwerden hat man die künstliche Luftreinigung mittels der Räucherung eingeführt. Schon die alten Griechen und Römer bedienten sich chemischer Reinigungs-Agentien. Bei ihnen galt das Räuchern durch Verbrennung rohen Schwefels lange Zeit für ein, zur Zerstörung der Ansteckungsstoffe geeignetes Verfahren, bis sie sich endlich von dessen Erfolglosigkeit bei den vielen Epidemien überzeugt, welche im Alterthum dort geherrscht.

Außer den vier Säuren, welche der Schwefel in seinen vier Oxydations-Graden — mit den Bezeichnungen: unterschwefelige Säure, schwefelige Säure, Unterschwefelsäure und Schwefelsäure — darbietet, sind seit siebenzig bis achtig Jahren die Kochsalz-Säure (acidum muriaticum) und die Salpetersäure (acidum nitricum), seit 1830 auch der Chlor, während der Herrschaft epidemischer Krank-

heiten oft im Gebrauch gewesen. Gegen die Verpestung der Luft durch faulige Ausflüsse aus thierischen und vegetabilischen Substanzen, sowie gegen die davon erzeugte Ansteckung, wurde von zwei Aerzten die Räucherung mit den Dämpfen von Mineralsäuren bekannt gemacht. Als Entdecker der behaupteten Wirkung der Salzsäure trat zuerst (1773) Guyton-Morveau auf; nach ihm (1777) verkündete James Carmichael Smyth jene Wirkungen der Salpetersäure; Humphry Davy bezeichnete den Chlor als einen einfachen Körper (chemisches Element), welchem Ampère seinen Namen (Chlor) gab. Chlor und die erwähnten Mineralsäuren mit ihren Dämpfen vermögen die beim Faulen der Pflanzen und Thier-Körper entstehenden, der Gesundheit nachtheiligen Gase zu zerstören, sie sind zur Vertreibung der Mephitis ganz geeignet, haben jedoch mehr oder minder einen nachtheiligen Einfluß auf das Befinden der Kranken und Gesunden. Im eingeschlossenen bewohnten Raume sind jene Stoffe niemals anzuwenden. Darüber sind die Männer der Wissenschaft wohl einig, daß Chlor sowie die schwefelsauren, salzsauren, salpetersauren Dämpfe nicht die Eigenschaft besitzen, bei irgend welcher epidemischen Krankheit das die Epidemie erzeugende Agens zu vernichten, zu binden oder zu neutralisiren, und daß jene Stoffe noch weniger zum Schutz gegen die Ansteckung dienen. Diese Erwartung — oft ausgesprochen in der Literatur — hat sich leider nirgend bestätigt. Sie wurde wachgerufen durch eine seiner Zeit weitverbreitete Schrift des wissenschaftlich bedeutenden Harleß „über die Gefahr der Ausbreitung des gelben Fiebers in Europa", worin der Gegenstand in dem Abschnitte „die wahren Schutzmittel gegen das gelbe Fieber und andere pestartige Krankheiten" sehr ausführlich behandelt ist[13]). Vorläufig sei hier bemerkt, daß wahrscheinlich solche Stoffe — wenn auch nicht alle — zur Desinfection geeignet sind, die beim Verdunsten positiv-elektrisch erscheinen. Darüber im betreffenden Artikel mehr.

Für heut empfehlen wir zur Purification der Luft nur Folgendes:

1. es sind in den Kranken-Lokalen blecherne Schaalen mit ausgeglühten (grob zerbröckelten) Holzkohlen, mit (gestoßenem) ungelöschtem Kalk, sowie irdene Gefäße mit kaltem (oft zu erneuerndem) Wasser aufzustellen;[14])
2. die Näpfe mit Excrementen sind ohne Verzug mit (zerbröckelten) ausgeglühten Holzkohlen oder mit lockerer Coke (Coak), oder mit Torf, oder mit Lohkuchen, oder mit Eichenrinde, oder mit gewöhnlicher Holzasche zu überstreuen;[15])
3. mit Patienten besetzte Kranken-Lokale sind nicht zu waschen, aber täglich mit in Holztheer-Wasser oder in Kalkwasser getauchten Laken abzureiben und dann mit gewöhnlichem Sand dicht zu bestreuen;[16])
4. wenn keine ausreichende Ventilation vorhanden, ist in den Krankenlokalen der beim Rösten von Kaffeebohnen sich entwickelnde Dampf — nach den Methoden von Jörg und Radius — zu verbreiten, oder es sind darin Wachholderbeeren (bacca juniperi) oder die Blätter der Erle (alnus), der Esche (fraxinus), der Eiche (quercus), der Birke (betula) zu verdampfen;[17])
5. im unbewohnten Zimmer, auf dem Corridor, im Hausflur und in den Hof-Apartements (privé, latrines) sind die bei 4. erwähnten Gegenstände ebenfalls zur Verdampfung qualificirt, außerdem wird empfohlen die Räucherung mit Theer aus Nadelholz, mit Brandharz, Pech, Kien und Oel (oleum pini), Schießpulver; in die Versenkung der Apartements schütte man Holzkohlen, oder Braunkohlen, oder Torf, oder Steinkohlen — sämmtlich zerbröckelt — oder gelöschten Kalk oder, in Ermangelung dieser Gegenstände, Holzasche hinab[18]).

Die Thatsachen sind es, die uns zum Ziele führen müssen, und es ist Thatsache, daß die empfohlenen Stoffe — nach dem Zeugniß gewissenhafter Beobachter — seit Jahrhunderten sich bewährt haben im Interesse der Luft-Reinigung. Man wird entgegnen können: das sind ja Alles ganz einfache Mittel, die in jeder Küche sich vorfinden. Ja wohl! Die Antidota der Natur sind einfach, weil sie natürlich und praktisch sind. Das Laboratorium im großen Haushalte der Natur arbeitet nicht nach lateinischen Formeln.

Die Baraken und Zelte verdienen, bei pandemisch auftretenden Krankheiten, von allen sonstigen Kranken-Lokalen den Vorzug. Wind und Regen belästigen in Baraken und Zelten nicht die Patienten; aber man schütze sie vor Zugluft. Die Aufstellung dieser leicht transportablen Heilanstalten wird in Gärten und auf freien Plätzen zu bewirken sein, um den Zufluß der atmosphärischen Luft, welche ein mächtiges und wesentliches adjuvans für die Genesung bleibt, möglichst frisch herbei zu führen; aber auch mitten in der Stadt können, ohne Nachtheil für die Umgebungen, Zelte und Baraken errichtet werden. Die Eingangs-Pforte zu denselben soll sich stets in der Richtung gen Nord, Nordost oder Ost befinden, weil aus diesen Himmels-Gegenden im Sommer und Herbst — in welchen Jahreszeiten die Epidemie aufzutreten pflegt —

13) C. F. Harleß, a. a. O., Nürnberg 1804 S. 85—204; Kritische Blätter. Arnstadt 1805, Heft I. S. 128—152

14) Aus der Natur (öffentl. Gesundheitspflege) Bd. 13. S. 182; F. Artmann's Schrift über Desinfection; Leviseur, zur Belehrung und Beruhigung in Betreff der Cholera. Berlin 1848, S. 7; Schnurrer, Materialien 2c., Tübingen 1810, S. 158; Kohlreif, Einfluß d. Luft, Weißenfels 1794, S. 275—277. Dr. E. Barchewitz, d. Behandlung der Cholera, Danzig bei Gerhard 1831, S. 8.

15) Stöckhardt, die Schule der Chemie, 8. Aufl. 1855, S. 100 bis 104; Stiemer, die Cholera, Königsberg 1858, S. 257, 258.

16) Harleß, d. Ind. Cholera, Abth. II., S. 685; Harleß, das gelbe Fieber, S. 75; Thom. Day. Methode und Mittel ansteck. Luft zu reinigen, Altenburg 1788, S. 39—42, 46—49, 53.

17) Ed. Jörg, die Tropen-Krankheiten, Leipzig 1854, S. 70; Radius Allg. Chol-Zeitung, Bd. 3, S. 273—276; Ennemoser, die Cholera, Stuttgart bei Cotta 1848, S. 50 51; Kohlreif a. a. O. S. 243.

18) Dr. v. Grauvogl, zum Schutz gegen die Cholera, Ansbach 1854, S. 9; Kreyher in der Schles. Zeitung vom 8. November 1851, Nr. 310, Seite 2299; Leipziger Pest-Ordnung J. 1681, S. 42—45; Bernstorff, Concil. praeserv. geg. pestilenz. Contagion, Greifswald, 1709, S. 38 57 74 75; Aus der Natur, Bd. 13 S. 198; Kohlreif, a. a. O. S. 251; v. Alle, Gesch. der Pest, S. 43 49 50. Dr. von Reider, das epidem. Sumpffieber, Leipzig 1829, S. 367; Lallemant, d. gelbe Fieber, Breslau 1857, S. 323.

nur selten die Stürme kommen und weil die Luftströmungen aus Süden und Westen nicht günstig auf Leidende influiren. Als eine vortreffliche Krankenhalle erscheint die dem Frauen-Vereine zu Berlin gehörige Barake auf dem Grundstücke Nr. 167 an der dortigen Köpnicker Straße. Bei dem vor wenig Wochen erfolgten Besuche des Lokals bot sich dem Unterzeichneten nicht die Gelegenheit zur näheren Prüfung der Ventilation dar.

Hinsichtlich des Typhus gewinnt die richtige Ansicht immer mehr Anhang, daß die Kranken in der freien Atmosphäre, unter Baraken und Zelten, zu betten sind. Die letzteren würden wir in allen Fällen vorziehen, weil sie der frischen Luft fast ungehindert den Eingang gestatten. Interessiren werden die Aeußerungen von zwei Autoritäten, welche im Jahre 1813 die furchtbare Kriegspest (Typhus bellicus) mit Erfolg behandelt haben. Das sind Hufeland und Graefe. Christian Wilhelm Hufeland, in welchem eine ganze Welt geistigen Lebens vereinigt war, schreibt: „die allgemeinsten und hilfreichsten Mittel waren frische Luft, Kälte (vorzüglich durch das Medium von Luft und Wasser mitgetheilt) und Reinlichkeit. Bei schnellen Transportirungen ganzer Lazarethe, selbst bei der rauhesten Luft, nahm die Mortalität auffallend ab. Derselbe Vortheil ward in den Hospitälern bemerkt, die es zum Gesetz machten, immer einen starken Luftzug und kalte Temperatur zu unterhalten. Sie sind die einzigen Heilmittel in dieser Krankheit, die man Specifica nennen kann[19])." Uebereinstimmend damit spricht sich Gräfe aus. Er ließ in überfüllten Lazarethen alle Fenster und Thüren ausheben und die Sterblichkeit minderte sich gleich am ersten Tage um die Hälfte[20]). Bei den Epidemien der Pest und des Gelbfiebers machten glaubwürdige Aerzte eine ähnliche Wahrnehmung. Schon der berühmte Richard Mead empfahl (während der Pestperiode in den ersten beiden Decennien des achtzehnten Jahrhunderts) „alle Pestkranke in's freie Feld unter Zelte zu bringen." Dr. Milde sah in Rosenberg unter einer elenden Bretterhütte, bei Sturm und Regen, Pest-Kranke, die ohne Schweißmittel mehr schwitzten, als die, welche zu Hause in Betten lagen. (v. Alle, Geschichte d. Pest, Gemünd 1831, S. 52.) Carl von Mertens, Ober-Arzt zu Moskau während der 1771 dort geherrschten Pest, glaubt, daß nichts in der Pest von größerer und besserer Wirkung sein würde, als Mead's Anordnung[21]). Prunner (die Krankheiten des Orients S. 391) bemerkte 1835 bei der Pest zu Cairo, daß das Militär in den Baraken nicht frei blieb, die Krankheit jedoch sich weniger unter den Zelten äußerte. Ed. Jörg schreibt (die Tropen-Krankheiten, Leipzig 1854, S. 187) bei der Behandlung des gelben Fiebers sei es besser, daß die Kranken in Stroh- oder Laub-Hütten liegen, als in großen Sälen und in größerer Anzahl beisammen. Wichtig sind einige Mittheilungen aus der Gelbfieber-Epidemie, welche 1821 in Spanien herrschte. Dr. Carbo, Mitglied der medizinischen Oberjunta in Asco, ließ dort Fenster und Thüren öffnen, die Kranken-Baraken auf die Anhöhe bringen; seitdem starb Niemand mehr. Zu den Orten, welche vorzugsweise vom Schwarzen Tod, von der Pest, vom Gelbfieber und von der Cholera heimgesucht worden, gehört Palma, die Hauptstadt der Insel Majorka. Als im Jahre 1821 dort das Gelbfieber zu wüthen begann, flüchtete die Mehrzahl der Bewohner und errichtete, eine halbe Meile von der Stadt, zwei große Lager mit Baraken auf freiem Felde. Sie blieben gesund[22]). Dr. von Reider berichtet dasselbe noch specieller dahin: von den 32,000 Bewohnern der Stadt Palma wanderten 20,000 aus; viele campirten eine halbe Stunde von der Stadt, wohin man alle armen, unreinlichen, im höchsten Elende sich befindenden Menschen zusammenbrachte. Die Ausgewanderten blieben alle gesund, während von den 12000 Zurückgebliebenen 5340 starben. Dabei erwähnt von Reider noch: in vielen anderen Städten Spaniens machte man sowohl in dieser, als in den früheren Epidemien ganz ähnliche Erfahrungen[23]).

Schon auf Grund des vorstehend Berichteten darf die Vermuthung ausgesprochen werden: ein günstigeres Genesungs-Resultat wird auch in jeder Cholera-Epidemie erreicht werden können, wenn die der Lazarethpflege benöthigten Kranken künftig in Baraken und Zelten — vorzugsweise in sogenannten Zeltbuden — rechtzeitig Aufnahme finden.

Dies muß bei beginnender Erkrankung, die gewöhnlich als prämonitorische Diarrhoe sich offenbart, geschehen. Später bleiben die besten Anordnungen der Aerzte meist erfolglos. Denn der Beginn vollständiger Cholera-Krankheit ist beginnender Tod.

Für obige Vermuthung hat Referent nur Folgendes in der Literatur aufgefunden: Als im Frühlinge 1831, auf dem Schauplatze des Russisch-Polnischen Krieges die Cholera ausbrach, begaben sich im Auftrage ihrer Regierungen die beiden Aerzte Dr. Hille und Dr. Reimer zum Studium der Krankheit nach Polen. Ihren späteren Schriften — Hille, d. asiat. Chol., Leipzig 1831, und Reimer, die epid. Chol., Breslau 1831 — sind Uebersichten der Morbilität und Mortalität im Polnischen Lager beigefügt. In der Polnischen Armee brach die Cholera am 11. April 1831 aus und unter den im Felde stehenden Truppen zeigten sich seit dem 17. Mai 1831 nur noch einzelne Fälle, während die Krankheit in den Städten noch lange fortwüthete. Die Totalsumme der im Lager erkrankten und behandelten Soldaten betrug am 31. Mai 1831 nur 2634 Personen.

Bei den ausgezeichneten Instructionen für die Kranken-Pflege und deren vortrefflicher Ausführung erlaubt sich der Unterzeichnete die Aufmerksamkeit nur auf zwei seither weniger beachtete Vorkehrungen hin zu lenken.

Erfahrungsmäßig erweist sich äußerst wohlthätig in allen Krankheiten und für jeden Patienten:

---

19) Hufeland, d. Kriegspest, Berlin 1814, S. 64 65 68 112 und 131.

20) Gräfe, die Kunst sich vor Ansteckung zu sichern, Berlin 1814, S. 14—16.

21) K. v. Mertens, prakt. Bemerkungen über verschiedene Volkskrankheiten, Leipzig 1785, S. 134.

22) Bally, François und Pariset, mediz. Gesch. des gelben Fiebers in Spanien, S. 59 68 70.

23) Dr. von Reider, d. epid. Sumpffieber, S. 380—382.

1. wenn durch einen dunkelblauen oder dunkelvioletten Fenster-Vorhang (rouleau) das Sonnenlicht in die Krankenstube fällt,
2. wenn das Krankenbett in der Richtung von Nord nach Süd aufgestellt und der Kranke so gelegt wird, daß sein Kopf gen Nord und die Füße gen Süden liegen[24]).

Beides (1 und 2) darf auch allen Gesunden empfohlen werden.

Frankfurt a. O., am 27. Mai 1867.

Robert Küttner.

Vier Monate im Dienst im Jahre 1866.

Von verschiedenen Seiten bin ich gefragt worden, ob ich, da mein Name nirgend genannt, im vergangenen Jahre während des Feldzugs 1866, im Widerspruch gegen meine sonstigen Auffassungen und Gewohnheiten zu Hause geblieben sei, oder aber, welche dunkle unbekannte Verwendung ich gefunden habe? —

Damit nun meine alten Freunde, Bekannten und Ordensbrüder nicht irre an mir werden, so glaube ich es mir und ihnen schuldig zu sein, hiermit in aller Kürze nachstehend mitzutheilen, wie es mir ergangen und weßhalb sie von mir im Jahre 1866 Seitens des Johanniter-Ordens Nichts zu hören bekommen haben! —

Als im Monat April v. J. der Krieg gegen Oesterreich als muthmaßlich und unvermeidlich in sicherer Aussicht stand, habe ich meinen Namen in die Liste der Mitglieder des Johanniter-Ordens eintragen lassen, welche während des bevorstehenden Feldzuges zur Disposition des Ordens stehen und verwendet sein wollten. Auch ist mir in jener Zeit die Frage gestellt worden, ob ich ausreichend beritten wäre, um eventuell im Dienste des Ordens einem Hauptquartier attachirt, zu Pferde erscheinen zu können? — Hocherfreut, als alter Cavallerist in dieser Weise zu Roß der Armee folgen zu dürfen, anstatt wie im Jahre 1864 in Schleswig auf Bauerwagen verladen und herumgestoßen zu werden, antwortete ich mit vollem Herzen: „Ja!", machte mich mit drei guten Pferden mobil und erwartete der Dinge, die da kommen sollten.

Unter dem 29. Mai traf ein Schreiben: „Militaria citissime!" vom stellvertretenden General-Commando III. Armee-Corps ein, welches mich auf Vorschlag des Kanzlers des Johanniter-Ordens zum Präses der 1. Kranken-Transport-Commission der I. Armee ernannte, und die Aufforderung enthielt, mich ungesäumt auf meinen Posten nach Guben zu begeben, wo ich die anderen Mitglieder dieser Commission schon antreffen würde, und auf der Durchreise dorthin in Berlin auf dem Kriegsministerium meine Instructionen in Empfang zu nehmen.

Da mir bis dahin in meiner militärischen Laufbahn als Cavallerist der Begriff der in obiger Verfügung erwähnten „Kranken-Transport-Commission" noch nicht vorgekommen und daher unklar war, so befand ich mich in Zweifel, ob ich meine Pferde sofort direct nach Guben senden, oder aber erst noch meine Instruction abwarten sollte, um die Thiere von Berlin aus an den Ort ihrer Bestimmung dirigiren zu lassen.

24) Prof. Bähr, d. animalische Magnetismus, Dresden 1853, S. 25.

In Berlin empfing ich meine Instruction in Form eines gedruckten Büchleins, aus welchem mir schon nach den ersten Blicken so viel klar wurde, daß ich (der ich nach der Demobilisirung der Armee im Jahre 1859 meinen definitiven Abschied genommen), ohne gefragt zu sein und ohne Rücksicht auf die Waffe als Stabs-Officier bei der Militär-Oekonomie-Verwaltung in Verwendung gekommen, mit dem Johanniter-Orden nicht mehr in Verbindung, in eine unberittene Feldstelle gerathen sei.

Daß das Herz des alten Cavalleristen, des nicht als Invalide aus der Königlich Preußischen Armee geschiedenen Brandenburgischen Edelmannes bei dieser Entdeckung einen tiefen Schmerz empfunden und zu bluten angefangen, dies kann ich hiermit auf mein Wort und meinen guten Namen versichern!

Daheim blieben die treuen Thiere, und in stummer Verzweiflung am Schreibtisch zu Guben saß der Reiter und Rittersmann, während die Armee vorüber nach Böhmen eilte, und ihm die Kranken, Unfähigen, Maroden und Unwilligen, die damals schaarenweis auf dem Marsche durch die Lausitz sich hinter der Front zusammengefunden, zum weiteren Transporte zusendete, und bei dem Mangel an einer Armee-Feld-Polizei einen schwierigen Anfang der Arbeit besagter Commission einleitete.

Freilich machte ich meinem Herzen in einem aus jener Zeit datirten Schreiben an den Kanzler des Ordens Luft, und bat um seine Verwendung für einen anderen Posten, denn da ich als Soldat und Offizier nunmehr wiederum zur Armee gehörte, so mußte ich gehorchen und konnte denselben nicht eigenwillig verlassen. Auf dieses Schreiben an den Kanzler des Ordens, der während des Feldzuges Commissarius für die freiwillige Krankenpflege geworden, habe ich niemals eine Antwort erhalten! —

Es begann der große Kampf in Böhmen, und Tausende von Verwundeten, Freund und Feind, krank oder marode, strömten dem großen Schienenwege zu, der sie den Ruhe- und Lagerstätten zuführen sollte, welche der Staat oder die freiwillige mildthätige Menschenliebe zu ihrer Aufnahme und Heilung bereitet hatte. Den Transport dieser Massen zu regeln, für ihre Verpflegung und Unterkunft unterwegs zu sorgen, und die Vertheilung derselben in den zur Disposition gestellten Reserve-Lazarethen zwischen Elbe und Oder anzuordnen, das war die Aufgabe der bis Ende Juli in Guben und später in Görlitz bei Tag und Nacht arbeitenden Commission, die außerdem zur Controle und Aufrechthaltung militärischer Ordnung und Nachweisung das Nationale jedes einzelnen, durch ihre Hände gehenden Soldaten aufzunehmen und in für jedes Regiment angelegte Listen einzutragen hatte.

So sind denn in jener Zeit des viermonatlichen Bestehens dieser Commission nachweislich an 18—20,000 Mann durch ihre Hände gegangen, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß bei der Eile und der mitunter großen Menge der Passanten eine regelrechte Verpflegung während des Transports factisch unmöglich gewesen wäre, wenn nicht die an den Eisenbahnen und großen Straßen liegenden Städte die Verpflegung dieser Leidenden meistentheils ganz und ohne jegliche Entschädigung übernommen hätten. Namentlich haben die zu diesem Behufe gebildeten

freiwilligen Comité's in Görlitz, Sorau, Guben, Frankfurt a. O., Nauen, Wittenberge, Fürstenwalde, Neustadt und Angermünde Anerkennungswerthes geleistet! — Dank den edlen Frauen und milden Herzen jener Städte und Landestheile! —

Unter dem 10. August wurde der Endesunterzeichnete durch Verfügung des Königlichen Militair-Oeconomie-Departements beauftragt, sämmtliche Feld-Lazarethe in Böhmen zu bereisen, um die Evacuirung derselben vor dem beginnenden Rückmarsch der preußischen Truppen zu befördern, welchem Auftrage zufolge ich in den Tagen vom 14. bis 21. August die Lazarethe in Böhmen nördlich der Elbe fast sämmtlich bereist habe und sodann nach Görlitz zurückgekehrt bin.

Die Commission ist bis zum 27. September in Thätigkeit gewesen, wo ihre Auflösung durch Verfügung vom 24. erfolgte. — Ob die erste Kranken-Transport-Commission der I. Armee die ihr gestellte Aufgabe erfüllt hat, oder nicht, darüber steht nur der vorgesetzten Behörde ein Urtheil zu! Von den Mitgliedern sind das öconomische und das medicinische durch Königliche Gnade decorirt worden; jedoch haben sie das von Sr. Majestät dem Könige unter dem 29. September gestiftete Erinnerungskreuz nicht erhalten, da keiner derselben, auch nicht der Unterzeichnete, vor dem 2. August die Grenze eines der mit Preußen im Kriege gewesenen Länder überschritten hatten.

Somit habe ich vom Kriege 1866 nicht viel erlebt und wenig gesehen; wohl aber viel Arbeit, Mühe und Verdruß bei Tag und bei Nacht gehabt, denn der Feld-Telegraph kennt keine Poststunde! und die das Herz mit Befriedigung erfüllenden Sonnenblicke waren selten! —

Das Vaterland verlangt, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue, und Gehorsam ist des Ritters Pflicht! —

Heute vor einem Jahre wurde jene Ordre ausgefertigt! — Die Pferde sind daheim geblieben, und ein alter Reiter ist um mehr als ein Jahr älter geworden!

Berlin, den 29. Mai 1867.

A. v. d. Knesebeck-Carwe,
Major a. D. und Rechtsritter.

Ein Ritterschlag im deutschen Adel.

Wenn Alles sich versammelt hatte, erschien der Fürst im Rittermantel und Harnisch, das mit Edelsteinen besetzte Weiheschwert an seiner Hüfte. Der Jüngling im schlichten Gewande, von den beiden ältesten Rittern geführt, mußte in die Mitte der Bahn treten, wo ein Altar stand, an welchem ein Priester die Messe las, die jener knieend anzuhören bedeutet wurde. Nachdem sie geendet, rief der Wappenherold des Jünglings Namen dreimal aus und fragte eben so oft, ob Jemand in der Versammlung sei, der an dieses N. N. aus dem . . . Lande Namen und Ruf einen Flecken wisse, der an seinem Muth und an seinem Geschick, die Waffen zu führen, Unbill und Tadel gewahre, der ihn der Ehre unwerth halte, in die Zahl edler deutscher Ritter aufgenommen zu sein.

Wenn nun Alle schwiegen, so bekundete nach einer Minute der Herold dies als ein Zeichen, daß N. N. aus dem . . . Lande sein Namen und Ruf als unbefleckt und sein Muth und Geschick als ohne Unbill und Tadel zu erachten wäre. Nun führte der Marschall den Jüngling vor den Thronstuhl des Herzogs, wo er selbst dreimal tief geneigt um die Ehre bitten mußte, in die Zahl deutscher Ritter sich aufgenommen zu sehen. Jener fragte ihn nun, ob er sich auch mit den Gesetzen edlen Ritterthums wohl bekannt gemacht habe und wisse, was ihm fortan obliegen werde. Der Jüngling antwortete: „Ich muß demüthig sein vor dem Herrn, stolz vor den Brüdern, doch nicht stolzer als sie, und mild vor den Knechten. Ich muß tapfer und unverweislich sein im Kampf, stets bereit, für die heilige Kirche und für deutsches Vaterland mein Schwert zu ziehen. Ich muß Recht und Gerechtigkeit üben allenthalben, der Unterdrückten mich annehmen, Frauen und Jungfrauen beschirmen wie Wittwen und Waisen, kein unrecht Gut darf ich mir aneignen, keinen Flecken auf meiner Ehre dulden."

Auf die bejahte Frage, ob er schwören wolle, das Gesetz zu erfüllen und Leib und Leben hinfort an seine Pflicht zu setzen, brachte der Priester das Evangelienbuch, der Fürst nahm es, der Jüngling mußte die Hand darauf legen und so den Eid vollziehen.

Nun erhob sich der Fürst und trat vor den Altar, der Jüngling warf sich vor ihm auf seine Knie, der Fürst entblößte sein Weiheschwert und sagte: „Im Namen der hochgelobten Dreieinigkeit und der heiligen Jungfrau nehme ich dich in die Zahl deutscher Ritter auf." Dann ertheilte er ihm mit der flachen Klinge 3 Schläge auf den Nacken, mit den Worten: „Besser Ritter denn Knecht. Empfange diesen Schlag und fortan keinen." Hierauf stimmte der Priester den Lobgesang des Papstes Gregor an; die Ritter und die Versammlung fielen ein. Während dessen gürtete der Marschall dem Neuernannten sein Schwert um, die beiden Ritter legten ihm den Harnisch an und übergaben ihm die Sporen. Nach dem Gesang rief der Wappenherold aus, alle Welt solle hinfort diesen N. N. aus dem . . . Lande als deutschen Ritter erkennen und heißen.

(E. G. L.)

Ueber das St. Johannes-Asyl zu Bernburg

theilt die Neue Evangelische Kirchenzeitung Folgendes mit:

Diese Zufluchtsstätte für aus dem Gefängniß entlassene, wie überhaupt gefallene Mädchen und Frauen ist durch die Munifizenz der Herzoglichen Familie begründet worden und steht gegenwärtig unter der Leitung des Pastor Bastian zu Bernburg, welcher durch genaue Kenntniß der Anstalten und Arbeiten seines Schwiegervaters Dr. Heldring, sowie durch eigene amtliche Thätigkeit eine besondere Vertrautheit mit diesem Arbeitsfelde innerer Mission gewonnen hat. Die vortrefflich eingerichtete, schön gelegene Anstalt ist am 13. December 1865 eröffnet worden; gegenwärtig arbeiten in derselben drei Diakonissen unter 18 Asylistinnen. Sie werden an Ordnung und Arbeit gewöhnt und in Gottes Wort unterwiesen. Wenn sie die Lehre und Zucht annehmen, die ihnen geboten wird, — wider Willen wird keine festgehalten — so sucht ihnen der

Vorstand den Eintritt in geeignete Dienstverhältnisse zu vermitteln, was auch bereits in mehreren Fällen gelungen ist.

In Bernburg hat sich ein Magdalenenverein aus allen Ständen gebildet, welcher sich die Unterstützung des Asyls zur Aufgabe gemacht hat. An anderen Orten sind ähnliche Vereine in der Bildung begriffen. So organisirt sich dort, im Anschluß an das Asyl, Kampf der Liebe gegen die Noth der Sünde. Wie noth thäte es, daß dieser Kampf durch das ganze Vaterland hin aufgenommen werde! Leider fehlt es noch viel zu sehr an der Kunde von der Größe des Elendes, welchem die Asyle und Magdalenenstifte an ihrem Theile entgegenarbeiten. Das Programm der Allianzversammlung, welche im August in Amsterdam tagen wird, setzt einen Tag für die Asylsache unter Heldring's Leitung an. Möchten dadurch die Augen und die Herzen mehr als bisher auf dieses wichtige Ackerfeld der barmherzigen Liebe hingelenkt werden. Das Bernburger Johannes-Asyl wollen wir hiermit der christlichen Theilnahme und Liebe bestens empfohlen haben; Briefe sind an die vorstehende Diakonissin oder an den Pastor Bastian zu richten. In Betreff der Aufnahmebedingungen bemerken wir, daß für jeden Pflegling ein Eintrittsgeld von 5 Thlr. (zur Beschaffung der Anstaltskleidung) und ein jährliches Kostgeld von 25 Thlr. zu entrichten ist.

Statistisches.

Im Johanniter-Kranken- und Siechenhause zu Sonnenburg*) sind im verflossenen Jahre 254 Personen (darunter 87 Verwundete, 11 Preußen und 76 Oesterreicher) zusammen 17,194 Tage (davon die Verwundeten 3677 Tage) gepflegt worden.

Von diesen 254 Personen wurden geheilt oder wesentlich gebessert 184, ungeheilt 16 entlassen, gestorben sind 14 und ultimo December 1866 in der Behandlung verblieben 40.

Die Gesammtkosten des Hauses pro 1866 betragen 6278 Thlr. 10 Sgr. 11 Pf., incl. 1297 Thlr. 15 Sgr. 10 Pf. für extraordinaire Aufwendungen (darunter 799 Thlr. 16 Sgr. 7 Pf. für den Bau zweier Baracken à 20 Betten zur Unterbringung der Verwundeten).

Ganz unentgeltlich wurden 8566 Verpflegungs-Tage gewährt, für die übrigen 8628 Tage wurden zusammen bezahlt 861 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf., der Zuschuß aus der Ordens-Kasse beträgt mithin: 5417 Thlr. 8 Sgr. 5 Pf.

Bringt man die extraordinairen Aufwendungen in Abzug, so verbleibt eine Ausgabe von 4980 Thlr. 25 Sgr. 1 Pf., jeder der 17,194 Kranken-Verpflegungstage kostete mithin 8 Sgr. 8¼ Pf. Im Jahre 1865 stellten sich die Kosten eines Verpflegungstages auf 6 Sgr. 8⁸/₁₂ Pf., mithin 1866 mehr 1 Sgr. 11½ Pf. Mit Rücksicht auf die vielen Aufwendungen für die Verwundeten und die denselben gewährte kräftige Nahrung, kann dies Resultat um so weniger als ungünstig bezeichnet werden, als die Einnahmen aus den Gärten des Krankenhauses beim völligen Fehlschlagen der Obsterndte, gegen früher sehr gering gewesen sind.

*) Die Redaction würde es dankbar erkennen, wenn derselben auch von den übrigen Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens gleiche Notizen zugehen möchten.

Der in Berlin bestehende Frauen-Verein zur Abhilfe der Noth unter den kleinen Fabrikanten und Handwerkern hat im verflossenen Jahre an kleinen Darlehnen zusammen 10,484 Thlr. gewährt. Die dabei erlittenen Verluste haben 104 Thlr. betragen. Während der 19jährigen Thätigkeit des Vereins sind von demselben im Ganzen 301,853 Thlr. ausgeliehen worden.

Literatur.

Borussia. Bilder aus der vaterländischen Geschichte von Carl Bornemann. Berlin 1867, Mittler'sche Hofbuchhandlung. 6 Bogen 8vo. Preis 15 Sgr.

Gemeinsam haben Preußens Fürsten und Volk die Größe der Monarchie durch Tapferkeit, Sparsamkeit und Rechtssinn herbeigeführt. Die Fürsten theilten im Kriege jede Gefahr mit ihrem Volke und führten es zu manchem glorreichen Siege. Sie hielten auf gute Finanzen, bahnten den Weg zur allgemeinen Rechtssicherheit, gewährten Glaubensfreiheit und ihre Staaten wurden ein Asyl für bedrängte Glaubensgenossen, sie stellten einen selbstständigen Bürger- und Bauernstand her und riefen die allgemeine Wehrpflicht in's Leben. Welch' eine Fülle von Material bietet in diesen Beziehungen die Preußische Geschichte. „So lange die Armee noch unter einem Apfelbaum Platz hat", ergeben wir uns nicht, so sprachen und handelten die Helden des siebenjährigen Krieges. Welche Begeisterung und Hingebung 1813. Welche Tüchtigkeit 1866.

Dies ging durch unsere Seele, als wir dies Werkchen uns ansahen.

Der Verfasser giebt eine Geschichte preußischer Entwickelung in poetischer Form.

Wer Archenholz, Beitzke, Haeusser rc. gelesen, wird freilich Manches vermissen, was sich diesen Bildern füglich noch hätte einrahmen lassen, dessenungeachtet aber sich von ihnen recht befriedigt fühlen durch die Wärme der patriotischen Empfindung und den Adel des Ausdrucks.

So wünschen wir denn dem Buche eine weitere Verbreitung.

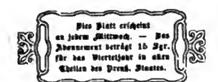
Möge es in jedem preußischen Orte Leser finden und dadurch sein doppelter Zweck, Belebung vaterländischen Sinn's und Förderung der Victoria-Stiftung, welcher der Ertrag überwiesen ist, erreicht werden.

Am 25. Mai hat in Genthin die Grundsteinlegung des von der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu erbauenden Krankenhauses stattgefunden.

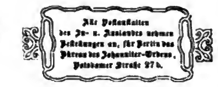
Der Kaiserlich Russische Gesandte in Bern hat dem schweizerischen Bundesrathe mitgetheilt, daß seine Regierung dem Genfer Vertrage vom 22. August 1864 über die Behandlung verwundeter Krieger beitrete.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

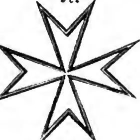


Wochenblatt



der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 24. Berlin, den 12. Juni 1867. **Nr. 24.**

Thedel Detlev Friedrich Graf von Kielmansegge, Kammerherr, auf Cappenberg bei Lünen, Ehrenritter seit 1867, † zu Nassau an der Lahn 30. Mai 1867.

Amtliche und freiwillige Krankenpflege.

(Vortrag, gehalten in der militairärztlichen Gesellschaft zu Berlin von Dr. Wilhelm Roth, Stabsarzt.)*)

Als im verflossenen Sommer die Preußischen Heere zum Schutze des Vaterlands ausgezogen, begleitete sie die gespannteste Aufmerksamkeit der ganzen Nation. Jeder wußte, mit welcher Sorgfalt das auf der vortrefflichen heimathlichen Wehrverfassung gegründete Heer geschult war, jedem war es klar, daß vorher für das Heer, um es zur Schlacht fertig zu machen, geleistet war, was geleistet werden konnte. Der gesunde Soldat ließ Nichts zu wünschen übrig, wie aber war für den kranken Soldaten gesorgt, dessen Blut und Leben die jetzige Größe des Vaterlandes geschaffen haben? Wir sehen darauf zur Beantwortung dieser Frage alle Factoren in Thätigkeit, welche irgend zu derselben dienstlich berufen waren oder dazu beizutragen sich berufen fühlten. Als amtlicher Factor hatten die Militär-Verwaltung und in dieser besonders das Militär-Medicinal-Wesen ihre Dispositionen zu treffen, während die freiwillige Krankenpflege zum ersten Male bei uns in größerem Maßstabe ihre Wirksamkeit in organisirter Form entfaltete. Alle Kräfte sind entwickelt worden, man hat geschafft und geleistet, aber ist jene Frage in genügender Weise gelöst worden? hat der kranke Soldat gleichfalls jene intelligente Sorge und Vorausberechnung gefunden, welche die Erfolge des schlagfertigen Heeres so sicher und weittragend gemacht und auf's Neue dem preußischen Namen einen unvergänglichen Lorbeer hinzugefügt haben?

Wir befinden uns nicht in der Lage diese Frage definitiv zu beantworten. Es bedarf des nur einer hohen Stellung zugänglichen Materials, um hierin klar zu sehen; nur hierdurch läßt sich entscheiden, was wirklich geschehen ist. Wir vermögen hier nur zu constatiren, daß die Anstrengung aller Kräfte vorlag, daß die Personen mit bestem Willen gearbeitet haben und gewiß Jeder seine Schuldigkeit zu thun gesucht hat. Wenn trotzdem Mängel übrig geblieben sind, wenn man dringenden Bedürfnissen nicht genügt hat, so hat man die Gründe in der Organisation zu suchen, für welche drängende Verhältnisse der beste Prüfstein sind. Der Werth und die Bedeutung der Aufgabe, welche die Krankenpflege gegenüber dem Vaterlande und dem Heere zu erfüllen hat, werden es rechtfertigen, wenn wir nach dem Kriege eine Kritik an dieselbe legen, welche fern von persönlichen Angriffen sine ira et studio die Sache selbst beleuchtet, und mit derselben einige Reformandeutungen verbinden, welche uns im Interesse der Armee dringend geboten erscheinen.

Zwei Factoren, ihrer Natur nach zusammengehörend, haben sich zur Zeit in der Krankenpflege im Felde geltend gemacht, — es sind die amtliche und die freiwillige Krankenpflege. Wir werden zunächst über die freiwillige Krankenpflege sprechen, weil diese in der neueren Zeit in den Vordergrund getreten ist und ihr Verhältniß zur amtlichen Krankenpflege dringend einer Klärung und definitiven Feststellung bedarf.

Vergegenwärtigen wir uns kurz die Geschichte der Bestrebungen auf diesem Gebiet, so sehen wir, daß es erst der neuesten Zeit vorbehalten war, dem in der Brust jedes Menschen schlummernden Gefühle des Mitleides für den verwundeten oder kranken Soldaten im Felde den practischen Ausdruck zu geben, welcher uns in dem Begriff der freiwilligen Krankenpflege entgegentritt. Es ist bekannt, daß im Jahre 1862 ein Privatmann aus Genf, Herr Henri Dunant, durch sein Buch: „eine Erinnerung an Solferino" (welcher Schlacht er als Zuschauer beigewohnt hatte) eine so lebendige Schilderung des schrecklichen Elendes nach einer großen Schlacht dem gebildeten Publikum vorführte, daß eine bis dahin fast beispiellose Theilnahme für diesen Gegenstand sich binnen Kurzem über ganz Europa verbreitete. Der Kernpunkt der Vorschläge, welche Dunant an seine lebendigen Schilderungen knüpfte, war der, daß nicht nur die Regierungen, deren Mittel bei dem großen Elend nach Völkerschlachten unzureichend seien, sondern die ganze Nation zur Milderung der Schläge des Krieges beitragen sollte. Um in diesem hohen Zwecke nicht durch die kriegerischen Maßregeln behindert zu werden, sollten alle diejenigen, welche

*) Ein besonderer Abdruck dieses Vortrags, mit erläuternden Anmerkungen versehen, ist in der Hirschwald'schen Verlags-Buchhandlung, Berlin 1867, erschienen.

dem Kranken Hilfe brächten, gleichgültig ob Freund oder Feind, für unverletzlich erklärt werden. Dieser Idee wurde durch die Genfer Convention Ausdruck gegeben, welche von den meisten europäischen Mächten im Jahre 1864 angenommen wurde und das rothe Kreuz im weißen Felde als internationales Zeichen der Krankenhilfe vereinbarte. Wir gehen hier nicht auf die Genfer Convention näher ein, über deren Werth und practischen Nutzen wir den großen Kriegen der Zukunft zu entscheiden überlassen; uns beschäftigt der erste Theil der Frage, welcher die Opferfreudigkeit und Leistungsfähigkeit der ganzen Nation als freiwillige Krankenpflege im Interesse der Verwundeten verwendet wissen will.

Daß der Gedanke der organisirten freiwilligen Krankenpflege sich sehr wohl realisiren läßt und große practische Resultate zu erzielen im Stande ist, hat der vorige amerikanische Krieg bewiesen. Die enormen Leistungen der Sanitary-Commission haben auch bei uns den Begriff der freiwilligen Krankenpflege zu hohen Ehren gebracht. Wir halten es gerade deswegen für nothwendig, auf das Wesen der freiwilligen Krankenpflege jenseits und diesseits des Oceans näher einzugehen, um ihre vollständige Verschiedenheit darzulegen.

Als im Jahre 1861 der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten ausbrach, erlitten bekanntlich die Behörden des Kriegs-Departements, die auf Nichts weniger als große Kriege in ihrer inneren Organisation eingerichtet waren, vollständig Schiffbruch. Ganz besonders galt dies jedoch von der amtlichen Krankenpflege, welche sich plötzlich in der Lage sah, statt für 13,000 Mann, zuerst für 70,000 und im Laufe der nächsten Jahre für eine Million Soldaten sorgen zu sollen. Bei der Unmöglichkeit, die Vermehrung an Personal aus technisch geschulten Kräften bewirken zu können, trat jene große Vereinigung, die Sanitary-Commission mit der ausgesprochenen Tendenz ins Leben, zunächst die Mängel in der Sanitätspflege zu constatiren (inquiry) und sodann die Vorschläge zu einer geeigneten Abhilfe dem Kriegsministerium in Uebereinstimmung mit dem Medicinalstabe an die Hand zu geben (advice). Man sieht auf den ersten Blick, daß diese Thätigkeit keine andere ist, als die der Medicinalbehörde einer Armee zufällt, und man muß es eben so sehr auf die totale Unzulänglichkeit der amtlichen Krankenpflege einerseits, wie die hohe Entwickelung des Selfgovernement andererseits beziehen, daß überhaupt eine Privatgesellschaft diese Zwecke auf ihre Fahnen schreiben konnte. Bestände aber noch irgend ein Zweifel in dieser Richtung, so wird derselbe vollständig durch die neulich erschienene Geschichte der Sanitary-Commission gelöst, in welcher geradezu erklärt wird, daß mit der Umformung der amtlichen Krankenpflege zu einer thatkräftigen, die Zwecke des Sanitätsdienstes erfüllenden Behörde die Hauptaufgabe der Sanitary-Commission erreicht gewesen wäre. Als diese Kräftigung des amtlichen Factors nun wirklich eintrat, mußte das Mißverhältniß, welches in der Stellung der Sanitary-Commission lag, seine Folgen tragen. Das Resultat war die Verabschiedung des Surgeon-General Dr. Hammond, eines Mannes, der durch die Sanitary-Commission gehoben worden war und bei sonstiger Tüchtigkeit diesem Oppositionsverhältniß zum Opfer fiel. Die Regierung konnte selbst in Nordamerika unmöglich einen solchen Einfluß auf die Dauer neben sich dulden, und die Geschichte der Sanitary-Commission, welche diese Mißstände registrirt, läßt uns keinen Zweifel darüber, daß auch die besten Absichten eine von Hause aus falsche Stellung der Factoren nicht auszugleichen vermögen.

Betrachten wir dem gegenüber das Wesen der freiwilligen Krankenpflege bei uns. Ein Theil derselben und zwar bei weitem der kleinere ist bereits im Frieden organisirt, es ist dies der Johanniter-Orden. Seine Wirksamkeit ist besonders dadurch in den neueren Kriegen hervorgetreten, daß derselbe in vollständiger Unabhängigkeit von der amtlichen Krankenpflege sowohl auf dem Schlachtfelde wie in den Lazarethen eine eigene Thätigkeit entwickelt hat. Der andere Theil der freiwilligen Krankenpflege ist im Frieden nicht in Thätigkeit, sondern entfaltet dieselbe auf dem Boden der Genfer Beschlüsse erst bei ausbrechendem Kriege. Sein Wesen ist die Bildung von Vereinen zum Zweck von Sammlungen, sowie die Förderung der freiwilligen persönlichen Krankenpflege. Diese beiden Theile waren in dem Central-Comité des preußischen Vereins zur Pflege verwundeter und kranker Krieger im Felde in enge Verbindung getreten. Auf dem Kriegsschauplatze selbst und in den Lazarethen waren namentlich Johanniter-Ritter thätig, durch deren Hände ein großer Theil der vom ganzen Volke gelieferten Gaben den Weg in die Lazarethe nahm. Da jedoch ein großer Theil patriotischer Opfer auch auf anderem Wege gespendet worden ist, so darf man den viel weiteren Begriff der freiwilligen Krankenpflege nicht schlechtweg mit der Thätigkeit des Johanniter-Ordens identificiren.

Es ist nicht unsere Sache zu entscheiden, welchem dieser beiden Factoren die größere Anerkennung zukommt, ob der Opferwilligkeit, die nach allen Richtungen hin in allen Schichten der Bevölkerung das Loos der Verwundeten zu mildern sich bemühte und damit aus der Ferne segensreich wirkte, ob der persönlichen Thätigkeit derjenigen, welche an Ort und Stelle das Elend und die Wunden des Krieges aus eigenem freien Antriebe zu lindern suchten. Beide Bestrebungen, für welche die Zeitungen von 1866 für immer Document bleiben werden, verdienen den vollen Dank des Vaterlandes; ganz besonders aber haben die einzelnen Johanniter-Ritter durch ihre persönliche Thätigkeit sich ein dankbares Andenken in allen Kreisen gesichert. Je werthvoller nun die Bestrebungen der freiwilligen Krankenpflege bei uns waren, je mehr dieselbe geleistet hat, um so dringender erscheint uns die Feststellung ihres Verhältnisses zur amtlichen Krankenpflege nothwendig, welches von vornherein ganz andere Bedingungen als die für Amerika besprochenen vorfindet.

Die Sorge für den Krankendienst im Felde ist, wie in den europäischen Armeen überhaupt, so auch in der preußischen einer bestimmten Behörde anvertraut, deren wichtigster Theil unzweifelhaft das Militair-Medicinal-Wesen ist. Die amtliche Krankenpflege trägt nun unter allen Umständen die volle Verantwortlichkeit, welche sie auch nur allein übernehmen kann. Die Stellung der freiwilligen Krankenpflege sei nun, welche sie wolle, immer hat die amtliche für alle Dinge auf diesem Gebiet einzustehen, sie mögen nun von ihr ausgehen oder nicht. Hierin liegt nach unserer Ansicht der Kernpunct der

ganzen Frage. Niemals kann und darf die freiwillige Krankenpflege der amtlichen Krankenpflege gegenüber eine andere Stellung beanspruchen als die, *in dem Rahmen der amtlichen Krankenpflege verwendet zu werden*, sofern diese ihrer Aufgabe irgend gewachsen ist; allein auf diesem Boden vermag ihre Thätigkeit Segen zu bringen. Ein solches Verhältniß hat doppelten Nutzen: einmal sichert es der amtlichen Krankenpflege die freie Disposition über *alle* Mittel, welcher dieselbe bei ihrer ungeheuren Aufgabe so sehr bedarf, ferner enthebt es die freiwillige Krankenpflege jeder Verantwortung. Wir wollen hierdurch keineswegs die Bestrebungen der freiwilligen Krankenpflege mittelst einer einengenden Bevormundung lähmen, sondern nur hervorheben, daß es *einer* Hand zur Lenkung bedarf, daß der Strom des Patriotismus eine bestimmte Richtung erhalten muß, wenn er Allen nützen soll. Eine gemeinsame Oberleitung, die zu gleicher Zeit den militairischen und technischen Gesichtspunkten Rechnung trägt, läßt aber der freiwilligen Krankenpflege noch ein großes Feld der freien Bewegung, in welchem dieselbe außerordentlich nützen kann, und welches auch absolut vorhanden sein muß, wenn das Interesse am Wohlthun nicht erkalten soll. Zu dieser Frage der centralisirten Leitung rechnen wir ganz besonders die Disposition über Material und Personal durch dieselben Behörden, welche der amtlichen Krankenpflege vorgesetzt sind. Gewiß bietet eine von diesen im Großen angewiesene Thätigkeit die gleiche innere Befriedigung für den Einzelnen und einen größeren Nutzen für die Gesammtheit, als wenn eine Geschäftsvertheilung durch ein eigenes Centralorgan erfolgt wäre. In practischer Hinsicht wird eine solche Stellung durch den Wegfall von Zwischeninstanzen viel Zeit ersparen.

Tritt die freiwillige Krankenpflege nicht in dieses Verhältniß, so kann ihre Situation bei einem längeren Kriege nicht zweifelhaft sein. Eine selbstständige Stellung gegenüber den amtlichen Organen wird eine unaufhörliche Kette von Conflicten hervorrufen, die sich selbst bei der höchsten persönlichen Aufmerksamkeit nicht immer vermeiden lassen werden. Die Stellung der Regierung zu solchen Streitfragen wird auch nicht lange schwankend sein, weil diese mit der unbedingten Verantwortlichkeit ihrer Organe auch die Autorität derselben wird verbinden müssen. Denken wir daran, daß die mächtige Sanitary-Commission der Vereinigten Staaten, gestützt auf die Macht einer freien Presse, gegenüber der Regierung das Feld nicht behaupten konnte. Verhältnisse wie diese halten wir aber bei uns für unmöglich, weil wir überzeugt sind, daß unsere Regierung nie diesen Institutionen eine andere Stellung anweisen wird, als welche dieselben unter einander zu heben und zu kräftigen im Stande ist.

Von diesen Grundgedanken ausgehend, sprechen wir zunächst über *das Verhältniß der freiwilligen Krankenpflege zum Sanitätsdienst im Felde.* Nach unserer Ansicht ist das Gebiet, in welchem die freiwillige Krankenpflege mit Nutzen wirken kann, wesentlich das der Lazarethe und zwar besonders der Kriegs- und Reservelazarethe, während weiter vorn in den Feldlazarethen und auf dem Schlachtfelde der Dienst *möglichst durch die amtliche Krankenpflege allein* sichergestellt werden muß. Wir sind weit entfernt, die großen und aufopfernden Dienste, welche auch hier namentlich im letzten Kriege von der freiwilligen Krankenpflege geleistet worden sind, nicht hoch anzuerkennen, allein die erste Sorge für den verwundeten Soldaten auf dem Schlachtfelde wie im Feldlazareth erscheint uns eine so heilige, ernste Sache für jede Regierung, daß dieselbe auch ohne den immerhin unsichern Factor der freiwilligen Krankenpflege möglichst gesichert werden muß. Wir erblicken gerade in den Bestrebungen der freiwilligen Krankenpflege, auf Schlachtfeldern zu helfen — eine Thätigkeit, die den Johanniterrittern zu so hoher Ehre gereicht, — die ernste Mahnung an die Regierung, die erste Sorge für den Verwundeten durch zweckmäßig organisirte Transport-Corps und leicht bewegliche Lazarethe zu einer möglichst vollständigen zu machen. Kann zu diesen vervollkommneten Anstalten noch ein Factor der freiwilligen Krankenpflege hinzutreten, z. B. Johanniterritter mit Wagenzügen und Erquickungsmitteln, so nehmen wir denselben mit dem größten Danke an, allein dieselben müßten dann im Zusammenhang mit jenen officiellen Transport-Corps und nicht gesondert verwendet werden. Gerade auf dem Schlachtfelde muß die Befehlführung in *einer* Hand liegen, um so mehr können die Mittel leisten. Für die Feldlazarethe würden wir die etwa disponiblen persönlichen und sachlichen Hilfsmittel der freiwilligen Krankenpflege am liebsten ebenfalls von der competenten amtlichen Stelle aus vertheilt sehen, weil von hier aus die Bedürfnißfrage am sichersten beurtheilt werden kann. Das Gebiet, in welches wir recht eigentlich den Schwerpunkt der freiwilligen Krankenpflege verlegen möchten, sind *die stehenden Kriegs- und Feldlazarethe*, zumal beide Arten Krankenanstalten nicht durch feste Organisation in Personal und Material vorgesehen sind. Hier wird Versorgung mit Pflegepersonal, Lieferung aller Art von Lazareth-Bedürfnissen die Thätigkeit der Regierung ganz vortrefflich ergänzen, *jedoch müssen wir uns auf das Bestimmteste gegen die Einrichtung eigener unabhängiger Lazarethe von Seiten der freiwilligen Krankenpflege erklären.* Wir sind der Ansicht, daß jeder Krankenanstalt, in welcher kranke Soldaten behandelt werden, auch militairische Elemente, namentlich *Militairärzte*, vorgesetzt sein müssen, *welche ihrerseits dem Staate auch für die Zukunft verantwortlich bleiben.* Diese Anschauung entspricht dem vorher geäußerten Grundgedanken, daß die amtliche Krankenpflege das leitende Element sein müsse, unter demselben möge die Wohlthätigkeit ungehindert wirksam sein. Nur durch eine dem Staate verantwortliche Leitung wird es erzielt werden, daß die Reservelazarethe nicht ein Eldorado für Nachzügler und Leichtkranke, welche hier eine falsche Gutmüthigkeit lange zurückhält, werden. Solche aufsichtslose Soldaten (die häufig ganz auf eigene Hand die Transporte verlassen haben und dann als vermißt gelten) bleiben wochen- und monatelang der Armee entzogen, welche dadurch eine erhebliche Einbuße erleidet. Im vorigen Feldzuge stellten die bezeichneten Leute ein so erhebliches Quantum dar, daß der Vorschlag einer strengen Militair-Feldpolizei zur Controle derselben durchaus begründet erscheint. Außer diesem Gesichtspunkt auf die Disciplin aber muß noch besonders hervorgehoben werden, daß die materielle Leistung

eigener, der freiwilligen Krankenpflege gehöriger Lazarethe eine zu geringe ist, als daß man deshalb dieselben sanctioniren sollte. Im Feldzuge 1864 haben die sämmtlichen Lazarethe des Johanniterordens in Schleswig zusammengenommen 249 Verwundete aufgenommen, von denen 154 Officiere waren (nur 9 Officiere wurden außerhalb derselben behandelt), die amtliche Krankenpflege hat hingegen 2194 Verwundete und 26,717 Erkrankte zu versorgen gehabt. Es ergiebt sich hieraus, daß solche Lazarethe wesentlich nur einen Nutzen für bestimmte Chargen darstellen. Wenn nun auch die Einrichtung von Officierlazarethen durchaus in der Ordnung ist, so möchten wir doch, weil nicht immer parteilos Parallelen gezogen werden, die Errichtung derselben nur den amtlichen Organen überlassen wissen. Uebrigens scheint diese Frage durch den letzten Feldzug schon factisch erledigt, indem der Johanniterorden während desselben, mit Ausnahme von Hannover und Göttingen, keine eigenen Lazarethe errichtet, sich vielmehr auf die Ausstattung amtlicher Lazarethe beschränkt und 1000 Lagerstellen in seinen für gewöhnlich bestehenden Friedenslazarethen zur Disposition gestellt hatte. Die Mitglieder des Ordens haben hiernach ihre so sehr werthvolle persönliche Wirksamkeit bei den amtlichen Lazarethen ungetheilt entwickeln können.

Die Regierung hat übrigens im vorigen Kriege ganz außerordentlich für Lazaretheinrichtungen gesorgt: außer den 21,600 Betten der Feldlazarethe waren in Kriegslazarethen 6000, in Reservelazarethen 42,000 Betten zur Disposition gestellt. Diesen 69,600 von amtlicher Seite vorbereiteten Lagerstellen gegenüber hat die freiwillige Krankenpflege in Summa 8900 Betten eingerichtet (1000 in Johanniterlazarethen, 2500 in Vereinslazarethen, 5400 durch Privatpflege). Diese in Summa 78,500 Lagerstellen sind im Ganzen mit 48,900 Kranken belegt gewesen. Diese Zahlen, in keiner Weise bestimmt, den Werth der freiwilligen Lazaretheinrichtungen herabzusetzen, sollen nur darthun, daß die Vermehrung der Lazaretheinrichtungen von freiwilliger Seite nicht so groß ist, als daß sie nicht nöthigenfalls auch von der Regierung ausgeführt werden könnte.

(Schluß folgt.)

Friedrich Wilhelm I. von Preußen und Prinz Eugen von Savoyen.

Es ist immer interessant, das Verhältniß zweier großen Männer, die Zeitgenossen sind, zu einander zu beobachten. Solche zwei bedeutende Zeitgenossen waren der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen und der Prinz Eugen von Savoyen; beide groß, obwohl der erstere keine Siege von Turin und Belgrad in seinem Lorbeerkranze, der zweite keine Krone auf dem Haupte trug. An Friedrich Wilhelm's hoher Seele, seiner kerngesunden deutschen Sittlichkeit, seiner genialen Organisationskraft wird heute noch schwerlich irgend Jemand zweifeln, der nicht die preußische Geschichte entweder nur nach oberflächlichen, antiquirten Anschauungen kennt oder sie mit mißgünstigem Auge betrachtet. Ein Charakterzug des alten Königs aber ist noch besonders schön: es ist die neidlose und freudige Anerkennung fremder Größe. Von einer solchen war er auch gegen den berühmten Feldherrn des Kaisers, gegen „den edlen Ritter“ Prinz Eugen, beseelt.

Friedrich Wilhelm hatte noch als Kronprinz unter ihm gefochten und die Schlacht bei Malplaquet ruhmvoll gewinnen helfen. Wie ein echter Hohenzoller kannte er keine Furcht. Seines Vaters und später seine eigenen Truppen hatten die Siege Oesterreichs miterkämpft. Leider war der Dank nicht warm, den sie erhielten. Prinz Eugen blickte mit ahnungsvoller Sorge in die Zukunft, und wie sein ganzes großes Streben nur der Machterweiterung des Hauses Habsburg galt, so sah er mit Befürchtung das rivalisirende deutsche Nebenreich im Norden erwachsen. Diejenigen Räthe seien des Hängens werth gewesen, soll er gesagt haben, die Kaiserlicher Mayestät zugeredet, die neue Königskrone der Hohenzollern anzuerkennen. Er war deshalb nicht mit gleichem Wohlwollen gegen König Friedrich Wilhelm I., wie dieser für ihn erfüllt. Es zeigte sich das schon frühzeitig, bald nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's. Sein Blick war vielleicht durch Eifersucht getrübt, wenn er von dem erblühenden preußischen Heere nicht viel hielt; es war aber schlimm, daß er sogar den Verleumdungen Zugang gestattete, als seien die preußischen Truppen während des spanischen Erbfolgekrieges schlecht disciplinirt gewesen und hätten marodirt und geplündert. Die Soldaten Friedrich Wilhelm's, seine blauen Kinder, angreifen, hieß ihn selbst angreifen. Es kam also zu unangenehmen Erörterungen und Friedrich Wilhelm verbat sich ernstlich Alles, was über seine lieben Soldaten Despectirliches gesagt wurde. Er schrieb darüber an Eugen:*) „Ich zweifle auch nicht E. L. werden durch mein voriges Schreiben von der Opinion, die sie zu haben bezeigen, ob hätten meine in dem Erzstift Cöln gestandenen Trouppen die Subsistenz drauß nach Willkür bezogen, nunmehr desabusiret seyn; gestalt Mir denn durch solchen Imputation gewis gros tort geschiehet und Ich nicht hoffen will, daß E. L. mich und meine trouppen mit dergleichen ungegründeten Imputationen ferner belegen werden.“

Eugen schrieb allerdings an den österreichischen Feldmarschall Schönborn, der die Verleumdungen colportirt, daß er ihm für dieselben „sehr wenig obligieret sei“, und entschuldigte sich gegen den König; seine innerste Stimmung und Anschauung aber wurde dennoch dadurch wohl wenig gebessert. Als dagegen Eugen die glanzvollen Türkensiege, namentlich den bei Belgrad erfochten und den Passarowitzer Frieden abgeschlossen, steigerte sich die Bewunderung für ihn bei dem ritterlichen, christlichen Könige auf's Höchste, so daß er ihn wiederholt auf's Freundlichste nach Berlin einlud. Eugen entschuldigte sich mit all den zahllosen höflichen Wendungen, welche die Zeit mit sich brachte. Entweder fehlte es ihm wirklich an Muße oder er wollte gegen den Berliner Hof, dem er politisch entgegenstand, keine Verpflichtungen auf sich nehmen. Es trat dann auch bald wieder Verbitterung ein, besonders seit Friedrich Wilhelm I. in der bekannten energischen Weise der Heidelberger Protestanten sich annahm, die von ihrem Kurfürsten bedrückt waren, welcher seinerseits wieder einen Rückhalt an dem verwandten Kaiserhofe fand. Eugen, obwohl sonst nicht fanatisch, stand auch in dieser Frage

*) Aus dem Wiener Kriegsarchiv. Bei Arneth, Prinz Eugen von Savoyen.

unbedingt gegen Preußen, eben weil dieses damit an die Spitze einer nicht unbedeutenden Opposition gegen den Kaiser trat. — Friedrich Wilhelm dagegen gab bald nachher den Rivalen in Wien auch eine schwache Seite: er glaubte den wunderbaren Geschichten eines gewandten Abenteurers, eines Ungarn, Michael Klement, der ihm sogar den Glauben beizubringen wußte, Eugen habe um Pläne gewußt und sie begünstigt, nach welchen der König in Wusterhausen überfallen, aufgehoben und gefangen nach Wien geführt, der Kronprinz dagegen katholisch erzogen werden sollte. Der schändliche Betrug wurde entdeckt, und Friedrich Wilhelm theilte in seiner ehrlichen Offenheit selber dem Prinzen Eugen den Verdacht mit, den er gehegt. Dieser nahm einen hohen Ton an.

„Ich bin zwar kein König," sagte er voll Stolz zu dem Feldmarschall Grafen Flemming, welcher sich eben in Wien befand, „aber es giebt Niemand, dem ich an lebhaftem Ehrgefühl nachstehe. Ich bin nicht der Mann, in anderer Weise als an der Spitze eines Heeres und auf Befehl des Kaisers gegen Preußen aufzutreten."

Es blieb dann lange Zeit hindurch eine Spannung, besonders der confessionellen Angelegenheiten wegen, und Eugen ging in seinem Eifer so weit, im geheimen Conseil des Kaisers gegen Preußen Krieg zu fordern, wenn Friedrich Wilhelm in dieser Weise fortführe, an der Spitze der Protestanten dem Kaiser Gesetze zu dictiren. Doch konnte man auf die Dauer in Wien selber Preußens nicht entbehren und suchte neue, engere Verbindung. Der Feldmarschall Freiherr von Seckendorff mußte sich wie zufällig nach Berlin begeben, um von da an seinen langwährenden verderblichen Einfluß auf den König auszuüben. Dieser Mann, der seine Schlauheit unter der Maske soldatischer Geradheit zu verbergen wußte, gefiel bekanntlich dem arglosen König. Ehrlich war Seckendorff nur in seiner Bewunderung für das junge preußische Heerwesen, und machte darüber gegen Eugen auch kein Hehl: Gewiß ist, schreibt er, daß man von Trouppen an Schönheit, proprietet und Ordnung in der Welt dergleichen nicht sehen kann, und obwohl in exerciren, handgriffen, marchiren und dergleichen viel gezwungenes und affectirtes mit unterlaufft, so sind doch so viel nützliche und ordentliche sachen, die zum handwerk selbst gehören, mit dabey, daß man überhaupt sagen muß, daß nicht das Geringste bey der Armée und den Truppen abgehet . . . Ihre zahl ist gegen 70,000 Mann und kein Regiment, das nicht über 100 Mann complet, das zeughaus ist mit Belagerungs- und Feldartillerie überflüssig versehen, daß nichts als die Pferde mangeln selbe zu bespannen, und ist ein solcher Vorrath von Pulver, Kugeln und Bomben vorhanden, als wenn ein wirklicher Krieg in der Nähe, wie man dann in Berlin und gantz Brandenburgischen so viel mouvements siehet, als in Wien gewesen, wie man im letzten Türken-Krieg begriffen war. Dieses alles nun dirigiret der König einzig und allein und arbeitet anbey in publicis, privat, haußhaltung und domainen affairen mit solchen ernst, daß auch kein Thaler ausgegeben wird, so von ihm nicht unterzeichnet. Wer es nicht sieht, kann es nicht glauben, daß Ein Mensch in der Welt, von waß Verstand er auch sey, so viel differente sachen in ein tag expediren und selbst thun könnte als man bey diesen König täglich expediren sieht, dazu Er den morgen früh von 3 bis gegen 10 verwendet, dann aber mit militar exercitien den Rest des Tages in Berlin zubringet." Eugen stand aber in dem Glauben, in welchem sich die Feinde Preußens öfter zu ihrem Schaden gewiegt, die preußische Armee sei eine Friedens- und Paradearmee. Freilich stach die bequeme Lockerheit, gepaart mit einer grandiosen Verwirrung in allen Verwaltungssachen zu Wien merkwürdig ab von der preußischen Straffheit und Exactheit, deren eigentlicher Schöpfer Friedrich Wilhelm I. geworden. Er lehnte Seckendorff's Begeisterung (oder Warnung?) ziemlich kühl ab. „Mich wundert im geringsten nicht, daß die alldasigen trouppen in einem schönen und wohl geübten standt sich befinden, zu mahlen bey fürwehrenden Frieden, richtiger bezahlung (!), continuirlichen exerciren und des Königs sorgsamber obsicht es wohl nicht anders seyn kann, da hingegen die beschaffenheit ganz anderst, wann ein krieg zu führen und die trouppen außer Landes und Königl. obsicht ihre Feldtdienst zu leisten und die nothwendiger dingen daraus folgende gefahr ungemach und beschwerlichkeiten außzustehen und zu erleyden haben." Und an den Prinzen von Braunschweig-Bevern schrieb er: „Il n'est pas surprenant que des grands corps bien nourris et sans fatigues soient lestes pour un jour de parade." Er glaubte, wenn es zum Kriege käme, so würde mehr als ein Drittheil der Mannschaft desertiren; auch würden die großen Pferde den Anstrengungen eines wirklichen Feldzuges nicht gewachsen sein.

Der König aber nahm die ernste Möglichkeit einer friedlichen Annäherung an Eugen wahr. „Wenn der Prinz mein Freund sein will, sagte er zu Seckendorff, als dieser zum zweiten male nach Berlin kam, so bin ich es schon lange." Als Seckendorff darauf, wie natürlich, in Betheuerungen von der innigen Verehrung und Freundschaft des Prinzen sich erging, erwiderte Jener: „Man hat mir wenigstens gesagt, daß er nicht immer mein Freund gewesen." Er nahm sofort die Gelegenheit wahr, dem Prinzen seine Aufmerksamkeit und Gunst zu beweisen; politische Berechnung auf Eugens gewaltige, einflußreiche Stellung am Kaiserhofe, wo er Eins und Alles war, läßt sich freilich dabei nicht verkennen. Er wußte, wie sehr Eugen es liebte, in seinem Marstall prächtige Pferde der verschiedensten Race zu besitzen, und wie er zugleich bemüht war, durch Ankauf seltener Thiere die förmliche Menagerie, die er sich in seinem Schlosse Belvedere angelegt hatte, zu bereichern. Hierauf berechnete Friedrich Wilhelm sein Geschenk, welches freilich dem sparsamen König zugleich auch dadurch sich empfehlen mochte, daß er dafür kein baares Geld aufzuwenden brauchte. Ich habe, schrieb er, längst verlanget E. L. womit ein Plaisir zu machen, damit Sie meiner nicht gar vergessen, ich Ihro auch zeigen mögte, wie sehr ich Sie considerire und weilen mir berichtet worden, daß E. L. in dero Stall und Menagerie zu Wien eine Collection von allerhandt Pferden und wilden Thieren machen, so hoffe ich, es werden E. L. Mir nicht ungütig deuten, wenn Ich die Freyheit nehme, Ihr einen Zug Preußischer Pferde sambt einigen daselbst im Lande fallenden Wilden Thieren zu praesentiren. Ich habe zu deren Ueberbringung Ordre gegeben und mögte wünschen, daß Ich Gelegenheit hätte, in importanteren

Occasionen zu weisen, wie sehr Ich E. L. ergeben bin etc.“ Unter den wilden Thieren waren zwei Elennthiere und ein Auerochs aus den ostpreußischen Urwäldern verstanden. Prinz Eugen, der im Gegensatze zu den meisten Staatsmännern seiner Zeit in der That für Geschenke unzugänglich, vielleicht auch seiner, im Grunde abgeneigten Gesinnung gegen Preußen sich zu lebhaft bewußt war, lehnte wenigstens den Zug Pferde höflich ab; der Auerochs und die Elennthiere aber wurden angenommen und fanden sich noch viel später in der Menagerie des schönen, aber ganz im bizarren Geschmack der damaligen Zeit eingerichteten Schlosses Belvedere.

Trotz alles Austausches dieser Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten behielt Eugen sein mißtrauisches Auge für Preußen. Besonders aber erregte ihm der junge Prinz Friedrich, nachmals Friedrich der Große, der sich dem Seckendorff'schen Einflusse entzog und widersetzte, schwere Besorgniß. Es glückte dem Wiener Hofe freilich, durch Seckendorff und Grumbkow das bekannte Project der Königin auf die englische Wechselheirath zu kreuzen. Als aber Friedrich seinen Fluchtplan hatte verunglücken sehen und in den stillen Tagen zu Küstrin und Frankfurt allmälig sich den väterlichen Intentionen zu bequemen und auch gegen Seckendorff eine freundlichere Miene anzunehmen gelernt hatte, da traten allmälig verschiedene Projecte hervor für den jungen, hochstrebenden Prinzen. Eins derselben, welches König Friedrich Wilhelm I. nicht ohne Weiteres von der Hand wies, war, den Prinzen mit der Prinzeß Elisabeth Katharine Christine von Mecklenburg, der muthmaßlichen Thronerbin von Rußland, zu vermählen. Daß Friedrich Czar von Rußland werde, auch wenn er dann die Krone von Preußen nach des Vaters Wunsche an den zweiten, von diesem mehr geliebten Bruder abträte, erfüllte Eugen mit der höchsten Sorge: er verwies auf den Machtzuwachs, den das Haus Sachsen durch die Erwerbung der Krone Polens, das Haus Hannover durch die Erwerbung der englischen Krone gewonnen; dieser Machtzuwachs der Hohenzollern würde noch ungleich bedenklicher sein. Er wußte diesen Plan (und man kann sagen, zum Heile Deutschlands) zu hintertreiben. Aber wie erschrak und staunte der nun alternde Held und Diplomat, als bald darauf der anschlägige Kopf des jungen Kronprinzen, der vor Allem der verhaßten Heirath mit Elisabeth von Braunschweig entgehen wollte, mit einem noch viel verwegeneren Gedanken hervortrat, nämlich dem, die junge viel umworbene Kaisertochter selbst, Maria Theresia, die spätere große Feindin seines Lebens, zu ehelichen. Die Religion, meinte dieser, solle keine Schwierigkeiten machen, da die Erzherzogin bei ihrem Glauben bleiben könne, wie er bei dem seinigen. Allerdings die einfachste und originellste Art, Deutschland ohne den siebenjährigen Krieg und ohne den von 1866 zu einigen, ganz wie es einst mit Spanien durch die Heirath Ferdinands von Arragonien mit Isabelle von Castilien geschehen war. Eugen sah vor sich mit einem Blicke den ganzen Geist Friedrichs enthüllt. „So sehr nun auch, schrieb er, hieraus des Prinzen Falschheit abzunehmen ist (er sah in dem ganzen Plan nur einen Fallstrick für Oesterreich), so sehr erhellt doch aus diesem Projecte, was für weitaussehende Ideen dieser junge Herr habe. Wiewohl selbe noch flüchtig und nicht ganz überdacht sind, muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen. Um so gefährlicher dürfte er aber auch mit der Zeit seinen Nachbarn werden, wenn er von seinen gegenwärtigen Grundsätzen nicht abgebracht wird. Dies ist jedoch ohne das Zustandekommen der Heirath mit der Prinzessin von Braunschweig nicht zu hoffen 2c.“

Prinz Eugen setzte damals beim Vater seinen Wunsch und Plan durch; ob aber nicht gerade dadurch die Saat der Feindseligkeit in die Seele des Sohnes gestreut wurde, die später ihre für Oesterreich so verhängnißvollen Früchte trug?

D. M.

Statistisches.

In der evangelischen Diakonissen-Anstalt Bethanien zu Breslau sind im Jahre 1866: 733 Kranke, 182 mehr als im Jahre 1865, verpflegt worden. Darunter waren 271 männliche (incl. 163 Militairs, nämlich 115 preußische und 48 österreichische verwundete und kranke Soldaten, von denen am 31. December 1866 noch 11, 6 Preußen und 5 Oesterreicher, in Bestand verblieben) und 462 weibliche. 520 gehörten der evangelischen, 4 der separirt lutherischen und 209 der römisch-katholischen Kirche an. 237 waren aus der Stadt Breslau und die übrigen 493, mit Ausnahme eines Theils der Soldaten, die zumeist in den übrigen alten Provinzen des preußischen Staats oder in Oesterreich ihre Heimath hatten, aus der Provinz Schlesien. Geheilt wurden 577, erleichtert entlassen 22, in andere Pflege gingen 16, ungeheilt blieben 6, gestorben sind 54 und 58 blieben am 31. December 1866 im Bestand. Die Zahl der Verpflegungstage betrug 23,090, so daß auf 1 Kranken 31,5 Tage kommen.

Sämmtliche Kranke, mit Ausnahme einiger weniger Privatkranker, die ein besonderes Zimmer beanspruchten, wurden unentgeltlich verpflegt.

An größeren Geschenken und Legaten sind der Anstalt von 4 Seiten zusammen 9500 Thlr. zugeflossen, so daß es, unter Zuhilfenahme anderweiter disponibler Fonds möglich wurde, bis auf Weniges die auf ungefähr 31,500 Thlr. sich belaufenden Kosten des Neu- und Renovationsbaues derselben zu decken.

Die Zahl der Diakonissen der Anstalt war ultimo 1866 folgende:

Eingesegnete Schwestern	28;	ebensoviel wie i. J. 1865.
Beischwestern . . .	31;	10 mehr als Ende 1865.
Probeschwestern . .	9;	6 wenig. „ „ 1865.
Summa	68;	4 mehr als Ende 1865.

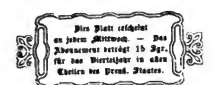
Außer der evangelischen Herberge für Dienstmädchen in Breslau, wurden von den Schwestern der Anstalt 16 auswärtige Stationen im Jahre 1866 versehen.

Die Gesammteinnahme betrug pro 1866: 30,701 Thlr. 21 Sgr. 7 Pf., die Ausgabe 30,622 Thlr. 5 Sgr. 9 Pf.

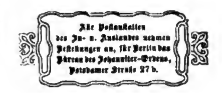
Als Stiftungskapitalien für Freibetten sind der Anstalt successive im Ganzen 25,119 Thlr. 20 Sgr. 3 Pf. zugeflossen, wogegen auf dem Grundstücke derselben noch 6416 Thlr. 20 Sgr. Schulden haften.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.

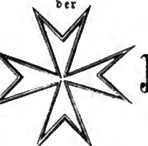


Wochenblatt



der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 25. Berlin, den 19. Juni 1867. **Nr. 25.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	44			
	Zugang pro Mai	19			
		63			
	Abgang "	19			
	Bleibt Bestand	44	44	1395	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	35			
	Zugang pro Mai	23			
		58			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	42	42	1094	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	22			
	Zugang pro Mai	20			
		42			
	Abgang "	20			
	Bleibt Bestand	22	22	763	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	35			
	Zugang pro Mai	24			
		59			
	Abgang "	20			
	Bleibt Bestand	39	39	1191	40
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	28			
	Zugang pro Mai	24			
		52			
	Abgang "	26			
	Bleibt Bestand	26	26	769	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	12			
	Zugang pro Mai	5			
		17			
	Abgang "	4			
	Bleibt Bestand	13	13	409	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	41			
	Zugang pro Mai	19			
		60			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	44	44	1288	60
	zu übertragen		230	6909	299

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		230	6909	299
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	24			
	Zugang pro Mai	30			
		54			
	Abgang "	28			
	Bleibt Bestand	26	26	769	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	21			
	Zugang pro Mai	8			
		29			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	13	13	415	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	73			
	Zugang pro Ma	27			
		100			
	Abgang "	40			
	Bleibt Bestand	60	60	2005	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	19			
	Zugang pro Mai	22			
		41			
	Abgang "	26			
	Bleibt Bestand	15	15	697	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	18			
	Zugang pro Mai	22			
		40			
	Abgang "	25			
	Bleibt Bestand	15	15	548	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	20			
	Zugang pro Mai	27			
		47			
	Abgang "	31			
	Bleibt Bestand	16	16	650	41
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	1			
	Zugang pro Mai	3			
		4			
	Abgang "	4			
	Bleibt Bestand	—	—	43	8
	zu übertragen		375	11,936	595

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Juni 1867 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Mai 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		375	11,936	595
15	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	5			
	Zugang pro Mai	1			
		6			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	4	4	150	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	7			
	Zugang pro Mai	2			
		9			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	2	2	130	12
17	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	9			
	Zugang pro Mai	3			
		12			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	6	6	196	10
18	**Pakosc**				
	Bestand am 1. Mai 1867	9			
	Zugang pro Mai	3			
		12			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	9	9	284	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Mai 1867	16			
	Zugang pro Mai	—			
		16			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	16	16	496	18
20	**Altena:**				
	Bestand am 1. Mai 1867	9			
	Zugang pro Mai	7			
		16			
	Abgang	6			
	Bleibt Bestand	10	10	374	38
21.	**Plochingen (in Würtemberg):**				
	Bestand am 1. Mai 1867	1			
	Zugang pro Mai	10			
		11			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	4	4	106	14
22.	**Ludwigslust (Mecklenburg):**				
	Bestand am 1. Mai 1867	14			
	Zugang pro Mai	8			
		22			
	Abgang	5			
	Bleibt Bestand	17	17	438	24
	Zusammen		443	14,110	733

Der gesammte Abgang an Kranken pro Mai 1867 beträgt 328, davon sind:

a) gestorben . . . 22
b) geheilt 289
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 17
wie vor 328.

23) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. April 1867 . . . . 18 Kranke.
Zugang pro April . . . . 23 "
41 Kranke.

Davon sind: geheilt 14
gebessert 3
fortgegangen 2
19 19 "

Bleibt Bestand am 1. Mai 1867: 22 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 5 Europäer, 16 orientalische Christen, 1 Jude und 1 Muhamedaner.

Die Zahl der Verpflegungstage pro April betrug 527.

Poliklinisch wurden behandelt 52 Personen.

Amtliche und freiwillige Krankenpflege.

(Schluß.)

Eine ganz besondere Thätigkeit, welche auch immer hauptsächlich in den Vordergrund gestellt worden ist, bildet für die freiwillige Krankenpflege die Lieferung von Lazareth-Materialien und Erfrischungsmitteln. Nach unserer Ansicht ist in dieser Beziehung ein solches Verhältniß festzuhalten, daß die Lieferung des Nothwendigen Sache der amtlichen Krankenpflege ist und diese demnach alle jene Gegenstände zu beschaffen hat, welche für Verpflegung, Lagerung und Behandlung absolut erfordert werden. In Betreff dieser in jeder Beziehung unumgänglich nöthigen Bedürfnisse darf sich die amtliche Krankenpflege durchaus nicht erst auf die freiwillige verlassen müssen. Der Weg hierzu wird derselbe sein, durch welchen die Verpflegung der Truppen sonst sicher gestellt wird, nämlich die Lieferung der nöthigen Lazareth-Bedürfnisse durch contractlich verpflichtete Lieferanten. Wir meinen, daß dieser Wunsch sich sehr wohl auch für die Lazarethe realisiren lassen müßte, da man doch auf diese Weise die nothwendigen Bedürfnisse ganzer Armeen zu decken im Stande ist. Hat nun die amtliche Krankenpflege für das Nöthige gesorgt, so wird die freiwillige Krankenpflege das Angenehme, den Comfort der Kranken, ins Auge zu fassen haben und gerade nach dieser Richtung hin eine höchst segensreiche Thätigkeit entwickeln können.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit einem Einwurfe begegnen, der den obigen Ausführungen nach den Erfahrungen des vorigen Krieges gemacht werden kann. Nach der Schlacht bei Königgrätz hat gerade die freiwillige Krankenpflege zur Beschaffung nothwendiger Bedürfnisse viel beigetragen und man hat hieraus principielle Schlüsse über die Stellung der freiwilligen Krankenpflege überhaupt ziehen wollen. Diesen Ansichten entgegnen wir, daß die Einrichtung der Lazareth-Reserve-Depôts die nöthigen Materialien vollständig enthielt, jedoch die Vorräthe der freiwilligen Krankenpflege schneller an Ort und Stelle gelangten als die aus den amtlichen Depôts. Ueberhaupt waren die Lazareth-Reserve-Depôts noch neu, Existenz, Entnahme und Ausgabe beiden Theilen vielfach noch unbekannt. Wenn in einem späteren Kriege von den Lazareth-Reserve-Depôts aus Lazareth-Reserve-Colonnen, analog den Proviant-Colonnen der Armee, folgen werden, so wird diese Priorität der Hilfe, welche im letzten Kriege unzweifelhaft der freiwilligen Krankenpflege zukommt, ganz gewiß von jenen Colonnen geleistet werden.

In Betreff der Anlegung von Depôts erschiene es uns am richtigsten, dieselben in höchster Stelle der amtlichen Krankenpflege unterzuordnen und von dieser aus im Großen zu leiten. Sowohl bei den anzulegenden Depôts selbst, wie zum Zwecke der Vertheilung der Gaben bei den einzelnen Lazarethen könnten Mitglieder der frei-

willigen Krankenpflege in durchaus freier Stellung nach den oben angeführten Gesichtspunkten fungiren. Ganz besonders nothwendig erscheint uns aber der Zusammmenhang von Depôts jeder Art mit der amtlichen Krankenpflege aus dem Grunde, weil bei bevorstehender Action allein von dieser die nöthigen Winke kommen können, um noch vor den Schlachten oder zu denselben große Vorräthe auf den Kriegsschauplatz zu schaffen. Zu den Leitern solcher Transporte, welche wir ohne Rücksicht auf Ausgabe- und Einnahme-Atteste aus Depôts jeder Art ohne vorherige Aufforderung abgesandt wissen möchten, sind nur reelle Männer zu nehmen, deren Persönlichkeit gegen jeden Verdacht von Veruntreuungen eine absolute Garantie giebt. Jede complicirte Rechnungslegung müssen wir in Verbindung mit diesen Gaben absolut von der Hand weisen, kein Verwundeter darf unter Verwaltungsschwierigkeiten leiden, wie die armen englischen Soldaten in der Krim 1854, welche erfroren, weil für die reichlich vorhandenen Holzhütten die Einnahmebeläge fehlten. — Daß solche Transporte überhaupt persönlich geleitet werden müssen, scheint uns, da sie das Leben von Menschen erhalten können, selbstverständlich; der Expeditionsweg mittelst der gewöhnlichen Verkehrsmittel (selbst wenn die Feldpost Paquete befördert) ist bei Störung derselben in Kriegsverhältnissen ganz und gar von der Hand zu weisen.

Wir müssen hier noch eines Punktes erwähnen, der vielfach mißverstanden wird, wir meinen die Höhe der Leistungen von Seite der amtlichen und der freiwilligen Krankenpflege. Gewöhnlich hört man die Leistungen der letzteren als materiell weit bedeutender darstellen, während das Umgekehrte der Fall ist. Im vorigen Feldzuge hat der Preußische Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger über die baare Summe von 510,400 Thlr. und ein Material im Werthe von 1¼ Million Thalern zu disponiren gehabt. Der Johanniter-Orden hat durch einen besonderen Aufruf vom 15. Mai über 50,000 Thlr. baar beigesteuert, vom Berliner Hilfsverein für die Armee im Felde sind 127,292 Thlr. baar und 380,000 Thlr. in Material, vom König-Wilhelms-Verein 90,269 Thlr. baar und 180,000 Thlr. in Material, vom Frauen-Verein für die Lazarethpflege 27,219 Thlr. gegeben worden. Nach einer von competenter Seite uns zugegangenen überschläglichen Berechnung betragen die Leistungen der Rheinprovinz 130,000 Thlr. baar und 250,000 Thlr. in Material, der Provinz Schlesien 100,000 Thlr. baar und 400,000 Thlr. in Material, der Provinzen Pommern, Preußen und Posen (die außerdem zum Preußischen Verein wesentlich beigesteuert haben) 50,000 Thlr. baar und 200,000 Thlr. in Material, der Provinz Brandenburg (außer den Beiträgen zum Preußischen Verein) 100,000 Thlr. baar und 400,000 Thlr. in Material, der Provinz Westphalen 40,000 Thlr. baar und 80,000 Thlr. in Material, der Provinz Sachsen 80,000 Thlr. baar und 120,000 Thlr. in Material — in Summa 1,305,180 Thlr. baar und 3,510,000 Thlr. in Material. Rechnen wir hierzu noch die Beiträge von Hamburg mit 45,000 Thlr., von Lübeck mit 14,000 Thlr., von Mecklenburg mit 26,523 Thlr. in Geld und Material, so werden wir ohne großen Fehler, reichlich veranschlagt, die Leistungen der freiwilligen Krankenpflege auf 5 Millionen Thaler berechnen können — ein großartiger Beweis der patriotischen Wohlthätigkeit.

Die Rechnungen der amtlichen Krankenpflege sind natürlich noch nicht abgeschlossen, jedoch sind wir von amtlicher competenter Seite versichert worden, daß während dieses Krieges für Lazareth-Bedürfnisse etwa 8 Millionen Thaler verausgabt worden sind. Bei einem Durchschnitts-Krankenstand von 40,000 Mann dürften die Pflegekosten für dieselben mit 15 Sgr. täglich angesetzt auf 3 Monate circa 1,800,000 Thlr., die Unterhaltungskosten der Feldlazarethe incl. der Feldlazareth-Directionen auf 5 Monate circa 900,000 Thlr. die Einrichtung und Unterhaltungskosten der 12 stehenden Kriegslazarethe circa 396,000 Thlr., dieselben für 144 Reserve-Lazarethe circa 2,544,000 Thlr. betragen. Für Krankenzelte (59 mit Holzconstruction à 300 Thlr., 65 mit Eisenconstruction à 350 Thlr.) sind in Summa 48,000 Thlr. verausgabt, für Wäschebeschaffung 500,000 Thlr. Die Lazareth-Reserve-Depots kosteten circa 200,000 Thlr., die Krankentransport-Commissionen circa 19,000 Thlr. Die Summe dieser einzelnen Posten ergiebt 6,407,000 Thlr., natürlich eine nur annähernde Größe, zu der noch ein bedeutender Zuschlag hinzutreten muß, wenn man die zu Lazareth-Localen bewilligten Räumlichkeiten der Militär-Verwaltung an Vereins-Lazarethe, sowie die Unterstützung derselben durch Wäsche und Pflegegeld hinzurechnet. Diese ungefähre Rechnung soll selbstverständlich keine Herabsetzung der freiwilligen Krankenpflege enthalten, sondern nur die Möglichkeit andeuten, daß die amtliche Krankenpflege materiell sehr wohl die Sorge für die nothwendigen Bedürfnisse noch zu übernehmen im Stande ist.

Daß die Höhe der materiellen Regierungsleistungen die der freiwilligen Krankenpflege übersteigt, beweist auch der amerikanische Krieg. Der Rechenschaftsbericht der Sanitary-Commission giebt die Leistungen auf 4,924,048 Dollars in baarem Gelde und 15,000,000 Doll. an Materialien an. Die Regierung verwendete für den Sanitätsdienst im Jahre 1864 11 Mill., im Jahre 1865 19 Mill. Doll.

Die persönliche Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege bei den Lazarethen konnte die Mitglieder theils als Bindeglied mit den Centralpunkten der freiwilligen Krankenpflege (z. B. zur Beschaffung von Material aus Depots), theils als wirkliche Krankenpfleger auftreten lassen. In ersterer Beziehung haben sich die Johanniter große Verdienste erworben und wir finden gerade in dieser Thätigkeit, welche den einzelnen Johanniter-Ritter seine persönlichen Verbindungen im Interesse der Kranken im weitesten Sinne benutzen läßt, die beste Verwendung dieser ehrwürdigen Corporation. Dagegen hat die Thätigkeit der freiwilligen Krankenpflege in Betreff der Beschaffung eines freiwilligen Pflege-Personals im vorigen Kriege eine sehr verschiedenartige Beurtheilung erfahren. Während auf der einen Seite die freiwilligen Krankenpfleger dem von der amtlichen Krankenpflege gelieferten Personal weit vorgezogen wurden, ja sogar der Ersatz des gesammten amtlichen Pflegepersonals durch freiwillige Kräfte gewünscht wird, treten auf der anderen Seite Stimmen auf, welche nicht nur die freiwilligen Krankenpfleger für recht gut ersetzbar halten, sondern dieselben geradezu für einen schädlichen Ballast erklären.

Es ist nicht schwierig, bei näherem Eingehen in dieser Frage klar zu sehen. Es besteht ein eigenthümliches Mißverhältniß zwischen denjenigen, welche, geistig hochstehend, den Gedanken der freiwilligen Krankenpflege vertreten, und denjenigen, welche sich zur praktischen Ausführung desselben melden. Sehen wir unter Männern von der verhältnißmäßig geringen Anzahl gebildeter Persönlichkeiten ab, die sich aus innerem Drange diesen Samariter-Pflichten unterziehen (z. B. die Breslauer Studenten im vorigen Feldzuge), nehmen wir ferner die geistlichen Orden Angehörigen aus, so dürften sich nicht viel Persönlichkeiten weiter finden, auf welche nach dieser Richtung Verlaß ist. Es liegt in dem Charakter unseres Volkes, gern und freudig mit Hintenansetzung aller Nebeninteressen die Waffen zu ergreifen, aber ohne Nebenzwecke sich dem Krankendienste zu widmen, dürfte bei Männern der niederen Volksklassen eine so vereinzelte Erscheinung sein, daß man sie nicht sicher in Rechnung ziehen dürfte. Was das weibliche Pflegepersonal betrifft, so ist es ja bekannt, daß dasselbe auf dem Gebiete der Krankenpflege vortrefflich ist, jedoch muß dasselbe zum Zwecke einer ausgiebigen Verwendung vorher geschult und auch dann immer einem männlichen Pflegepersonal zur Unterstützung beigegeben sein. Die weibliche Krankenpflege wird jederzeit immer nur die größere Annehmlichkeit des Patienten bilden und als solche von hohem Werthe sein, der schwere Krankendienst wird durch sie nicht gesichert. Für diesen ist ein männliches Personal unumgänglich nothwendig, um nicht durch weibliche Launen oder Decenzrücksichten das Interesse der Kranken in Frage gestellt zu sehen. Selbst mit gutem weiblichen Pflegepersonal sind Inconvenienzen nicht immer zu vermeiden, eine Erfahrung, wegen welcher im amerikanischen Kriege Frauen nur höchst ausnahmsweise zur Krankenpflege zugelassen wurden, principiell jedoch ausgeschlossen waren. In Betreff der übrigen Qualität der freiwilligen Krankenpflegerinnen stellen wir es aber geradezu als Bedingung auf, daß dieselben nur den vortrefflich bewährten geistlichen Orden entnommen werden, indem der vorige Feldzug zu den bittersten Erfahrungen mit diesen Pseudo-Samariterinnen Veranlassung gegeben hat. Constatirte Fälle von Leichenberaubung, hervorstechender Liebe zu gesunden Soldaten werden die Zulassung dieses Personals aus anderen Ständen als geistlichen Orden für die Zukunft unmöglich machen. Nach diesen Ausführungen liegt der innere Grund für das entgegengesetzte Urtheil über das freiwillige Krankenpflege-Personal in dem verschiedenen Werth desselben und ist dasselbe nur bedingt durch die einzelnen Persönlichkeiten, die gerade bei jedem Lazareth fungirten.

Was die Stellung des freiwilligen Pflegepersonals zur amtlichen Krankenpflege betrifft, so nehmen wir demselben gegenüber für die amtliche Krankenpflege das Recht der Annahme, Vertheilung und Entlassung absolut in Anspruch. Bei den einzelnen Lazarethen muß hier selbstverständlich eine unbedingte Unterordnung stattfinden und es darf nach unserer Ansicht zwischen dem Chefarzt eines Lazareths und dem demselben beigegebenen männlichen und weiblichen freiwilligen Pflegepersonal keine Zwischeninstanz für die Dienstbeziehungen bestehen. Uns erscheinen in dieser Beziehung die Bedingungen, unter denen die weibliche Krankenpflege jetzt versuchsweise in den Garnisonlazarethen zur Anwendung kommt, durchaus zutreffend.

Nach den vorliegenden Erfahrungen, welche den Werth eines freiwilligen Pflegepersonals durchaus nicht unbestritten machen, erscheint es uns doppelt nothwendig, daß von Seiten der Regierung der Ausbildung eines tüchtigen zahlreichen Wärterpersonals, welchem günstigere Verhältnisse als jetzt gesichert werden, alle Aufmerksamkeit zugewendet werde. Je zahlreicher ein solches Wärterpersonal, das wir als recht eigentliche Sanitäts-Soldaten betrachten, im Frieden ausgebildet wird, um so größer wird man dasselbe den Feldlazarethen beigeben können, denen es jetzt zu knapp zugemessen ist. Je tüchtiger aber ein solches Personal in seinen Dienstverrichtungen sich zeigt, um so höher steigt der Werth des etwanigen freiwilligen Pflegepersonals, von dessen guten Seiten wir Nutzen ziehen können, ohne die nachtheilige Einwirkung der Schwächen auf den Krankendienst zu fühlen.

Schließlich sei noch eines Umstandes gedacht, dessen Regelung uns absolut nothwendig erscheint, es ist die Berechtigung zum Tragen der weißen Binde mit dem rothen Kreuz. Im vorigen Feldzuge war dieses Abzeichen das Attribut Aller geworden, die ohne Wehr und Waffen der Armee folgten. Wir können uns nicht verhehlen, daß dieses Zeichen, dessen Werth als internationales Schutzmittel wir bei der Art der heutigen Kriegführung bezweifeln, hierdurch jede Bedeutung verlieren muß und unmöglich auf eine besondere Respectirung der Parteien bei seiner großen Verbreitung wird Anspruch machen können. Möchte dasselbe doch den Zweck wirklich erfüllen, den ihm die hochherzigen Schöpfer der Genfer Convention als ein Zeichen des Friedens und der Hilfe zugedacht haben, aber nicht, wie jetzt, jeder beliebigen dunklen Existenz zur Legitimation dienen.

Wenn wir nach alledem den Schwerpunkt der ganzen Sanitätspflege der amtlichen Sphäre gewahrt wissen wollen, so bedarf der Haupt-Factor derselben, das Militair-Medicinal-Wesen, auch einer in jeder Beziehung seinen Pflichten entsprechenden Organisation. Wir vermögen die Grundzüge, nach denen ein tüchtiges Sanitäts-Corps geschaffen werden kann, nicht klarer darzulegen, als wenn wir die von Haurowitz in seinem Werk über das Sanitätswesen Nordamerika's angegebenen Grundlagen des Sanitätsdienstes der vereinigten Staaten anführen, nach welchen dieser Dienstzweig dort zu hoher Vollkommenheit organisirt worden ist. Dieselben lauten folgendermaßen:

1) Das Sanitäts-Corps bildet ein geschlossenes Ganzes als integrirender Theil der Armee mit seinem eigenen Chef, der nur dem Kriegsminister untergeordnet, selbstständig und von jeder anderen Behörde unabhängig seine Thätigkeit ausübt.

2) Jeder Soldat, der, krank oder verwundet, nicht mehr im Stande ist, seinen Dienst zu erfüllen, tritt, so lange er sich in diesem Zustande befindet, aus dem Verbande der Truppe, zu der er gehört, in das Sanitäts-Corps über. Von dem Augenblicke an, wo er in das Hospital kommt, oder auf dem Schlachtfelde verwundet darnieder liegt, übernimmt der Militär-Arzt nicht blos die Pflichten des Trans-

portes, der Pflege und Heilung, sondern auch die vollständige Handhabung der militärischen Disciplin mit aller Machtvollkommenheit und allen Rechten eines commandirenden Officiers.

3) In Folge dessen liegt die ganze Einrichtung der Hospitäler, Feldlazarethe, Ambulanzen, Krankentransporte auf Eisenbahnen, wie auf Dampfschiffen, kurz die ganze administrative Thätigkeit im weitesten Sinne des Wortes mit vollster Verantwortung dafür in der Hand des Chefarztes; er ist der Vorgesetzte sowohl in ärztlicher, administrativer, wie in militärischer Beziehung und alle Angestellten vom Militär, wie vom Civil, die bei Hospitälern, Feldlazarethen, Krankentransporten verwendet werden, stehen unter seinem Befehle und sind ihm Gehorsam schuldig.

4) Der Militär-Arzt als Officier der Armee hat dieselben Rechte und Privilegien, wie jeder andere mit ihm im selben Range stehende Officier; er trägt dieselbe Uniform, dieselben Abzeichen seines Grades, genießt dieselben Ehrenbezeugungen, Vortheile ꝛc.

5) Die Dienstverwendung aller Sanitäts-Officiere höheren oder niederen Grades sowohl bei den Regimentern, wie bei den Hospitälern geschieht auf Anordnung des Chefs des Sanitäts-Corps, des General-Stabs-Arztes, der Art, daß sie zu dem Sanitätsdienste in der Truppe oder in den Hospitälern nur zeitweise befohlen werden, ohne einverleibt zu sein.

Die Verwirklichung dieser Grundbedingungen, welche ein geschlossenes Sanitäts-Corps gleich den technischen Waffen, z. B. dem Ingenieurcorps, ins Leben rufen würden, halten wir für die einzig wünschenswerthe Erledigung der militärärztlichen Reformfrage. Dieselbe kann in unserer Armee leicht durchgeführt werden, da die allgemeine Wehrpflicht eine militärische Ausbildung der Aerzte mit Rücksicht auf ihren Beruf sehr wohl gestattet. Mit einer solchen wäre aber die wesentlichste Vorbedingung, an welche in Preußen die Erlangung der Offiziersrechte geknüpft ist, erfüllt. Einen inneren Gegengrund gegen diese Reform, welcher vom Begriff des Combattanten ausginge, giebt es jetzt factisch nicht mehr, seitdem die Train-Offiziere der Lazarethe durch die weiße Binde mit dem rothen Kreuz, welche sie in Consequenz der Genfer Convention unverletzlich macht, keine Einbuße ihrer militärischen Ehrenrechte erlitten haben. Die Thatsachen aber, daß im vorigen Feldzuge wie in früheren Aerzte in ihrem Dienst auf dem Schlachtfelde verwundet und daß durch die hohe Anerkennung Sr. Majestät des Königs in den Feldzügen 1864 und 1866 259 Decorationen mit Schwertern und Militärehrenzeichen an Aerzte verliehen worden sind, scheinen uns die Parallele derselben mit den anderen Militär-Beamten nicht mehr zuzulassen.

Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß wahrscheinlich noch ein weiter Weg bis zur Erfüllung dieser Wünsche führt. Aber gerade der Umstand, daß dieselbe nur im eigenen Interesse der Armee liegt, giebt uns die Ueberzeugung, daß auch das Sanitätswesen hinter der hohen Entwickelung aller übrigen Zweige der Armee nicht zurückbleiben wird. Je kräftiger aber ein im engen Anschluß an die Armee bestehender Sanitätsdienst organisirt ist, je vollkommener derselbe für den gesunden und kranken Soldaten sorgt, um so mehr, um so williger werden sich alle Bestrebungen auf diesem Gebiet ihm unterordnen, um mit vereinten Kräften die Linderung des Elends, dieser Kehrseite des Ruhmes, erreichen zu helfen.

Zur Geschichte des Johannisfestes.

Das Fest Johannis des Täufers am 24. Juni wird schon von Augustinus Maximus von Turin und Leo dem Großen erwähnt und muß also bereits im vierten Jahrhundert nach Christo gefeiert worden sein. Von der Synode zu Agde (im Jahre 506) wurde es neben Ostern, Weihnachten, Epiphanias, Himmelfahrt und Pfingsten als eines der Hauptfeste der Christenheit bezeichnet. Demgemäß wurde es in der römischen Kirche lange Zeit als ein ganzer Feiertag begangen, an welchem oft drei Messen gelesen wurden. Von dieser strengen Feier ließ man aber später mit päpstlicher Erlaubniß ab, und gestattete, wie an den kleinen Festtagen, nach angehörter Messe zu arbeiten. Auch in der evangelischen Kirche wird der Johannistag feierlich begangen, obgleich man in der neuesten Zeit wohl überall diese Feier auf den vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntag verlegt hat.

Wie mit andern Festen verbanden sich auch mit der Feier des Johannistages schon sehr früh abergläubische Vorstellungen und Gebräuche, welche zum Theil aus dem Heidenthum herübergekommen waren. Schon Augustinus erklärt die Gewohnheit seiner Zeitgenossen, sich am Johannistage in Bächen und Flüssen oder auch im Meere zu baden, für einen höchst verdammlichen, heidnischen Gebrauch. Nichts destoweniger erhielt diese Sitte sich in mehreren Ländern Europas das ganze Mittelalter hindurch. Petrarka sah zu Köln am Ufer des Rheins am Johannisabende Tausende von Frauen mit Blumen bekränzt und mit zurückgestreiften Aermeln nach dem Flusse eilen, um Arme und Hände zu waschen, und man sagte ihm, daß sie sich dadurch für das nächste Jahr von allerlei Unglück zu befreien glaubten. In Italien badet man an mehreren Orten ebenfalls am Johannisabende im Meere und glaubte dadurch Vergebung der Sünden zu erwerben. Anderwärts meinte man, der Thau der Johannisnacht heile den Ausschlag, und der erste Eimer, der aus einem Ziehbrunnen geschöpft werde in derselben Minute, mit welcher der Johannistag beginne, vertreibe das Fieber. Im südlichen Frankreich giebt es mehrere Quellen, welche wegen ihrer in der Johannisnacht sich bewährenden Heilkraft berühmt sind, namentlich eine im Departement des Arriege in den Pyrenäen. Den Eifer, mit welchem diese Quelle in der Johannisnacht aufgesucht wird, beschreibt ein Reisender also: Eine wasserarme Quelle fällt von dem Gebirge herab und wird am Fuße desselben in einer Vertiefung des Bodens aufgefangen. Um dieses Loch herum, dessen Wasser durch die sich zu seinem Gebrauche drängende Menge alsbald in dicken Schlamm verwandelt ist, ringen schreiend, bittend, drohend Hunderte von Menschen um den Vorrang; denn Keiner will die entscheidende Stunde von Mitternacht bis 1 Uhr und mit ihr sein Heil auf Erden, seine Gesundheit, sein Leben verscherzen. Der Kränkere und Schwächere erliegt dem gesünderen und kräftigern Nebenbuhler, die

Niedergefallenen suchen sich kriechend einen Weg zwischen den Beinen der zum Ziel Gelangten und vor ihnen Stehenden zu bahnen. Bis weithin von der Quelle ab sieht man auf der bloßen Erde, oder auf Karren oder Tragbahren Männer oder Frauen ausgestreckt, die durch ihre Leiden oder durch ihr Alter zu jeder selbstständigen Bewegung unfähig, von der Freundschaft oder Liebe ihrer Angehörigen nach dem ersehnten Quell gebracht zu werden erwarten; hier und da liegen Kranke, welche bereits zur Quelle gelangt waren, oder aber bei dem allgemeinen Sturme jede Hoffnung aufgegeben haben, den Zweck ihrer Reise zu erreichen, von der Müdigkeit überwältigt und auf dem feuchten, kalten Boden in tiefen Schlaf versunken.

Aber nicht allein dem Wasser, sondern auch Blumen und Kräutern sollte der Johannistag Wunderkräfte verleihen. Man sammelte daher an vielen Orten an diesem Tage Kräuter, namentlich Johanniskraut, und hing sie an den Häusern auf oder stellte sie in die Fenster als kräftiges Heilmittel gegen Zauberei und mancherlei Krankheiten. Ein Oel, welches man aus diesen Kräutern bereitete, sollte namentlich Schußwunden heilen. Auch das Bestreichen des Leibes mit Eichenholz am Morgen des Johannistages vor Sonnenaufgang hielt man für ein gutes Mittel gegen offene Schäden. In der Mittagsstunde des Johannistages von 11 bis 12 Uhr pflückten an manchen Orten junge Mädchen neunerlei Blumen, unter denen Storchschnabel und Feldraute nicht fehlen durften, wanden sie mit Hilfe eines in derselben Stunde gesponnenen Fadens zu einem Kranze und warfen diesen sodann rückwärts auf einen Baum. So oft er wieder herabfiel, so viel Jahre mußte das Mädchen noch auf seine Hochzeit warten. Bei dieser Handlung durfte aber kein Wort gesprochen werden. — Noch jetzt sucht man an manchen Orten am Johannistage die mit jungen Blättersprossen bedeckten Wurzeln einiger Arten von Farrenkraut auf, und verleiht ihnen durch Beschneiden die Form einer kleinen Hand. Solche Johannishändchen hängt man gern den Kindern um, als ein Mittel gegen Zauberei. Allgemeiner verbreitet aber als alle diese Gebräuche sind noch jetzt die sogenannten Johannisfeuer. Sie finden sich fast überall im südlichen und westlichen Europa, in Deutschland namentlich am Rhein, in Franken, Thüringen, Schwaben, Bayern, Oesterreich und Schlesien. Auch in Schweden und Norwegen sind sie nicht ganz unbekannt. In frühern Zeiten nahmen Personen aller Stände, selbst Fürsten an dem Volksfest der Johannisfeuer Theil, und diese wurden nicht nur im freien Felde, sondern auch auf den Marktplätzen der Städte angezündet. Im Jahre 1401 tanzten der Herzog Stephan von Bayern und seine Gemahlin mit Bürgern und Bauern um ein Johannisfeuer, welches auf dem Münchner Markte brannte. Im Jahre 1489 führten vornehme Herren auf dem Markte zu Frankfurt a. M. in Gegenwart des Kaisers Friedrich III. einen Reigen um ein Johannisfeuer auf. Im Jahre 1497 zündete die schöne Susanne Neidhart zu Augsburg in Gegenwart des Kaisers Maximilian das Johannisfeuer mit einer Fackel an, und tanzte dann mit dem Prinzen Philipp um die Flammen. Im Jahre 1578 wurde auf dem Kynast in Schlesien ein Johannisfeuer abgebrannt, wobei mehrere benachbarte Fürsten zugegen waren.

Neben dem Tanz um das Feuer veranstaltet man hie und da auch Processionen mit Fackeln und Bändern durch die Felder oder springt durch das Feuer oder wenigstens über glühende Kohlen hinweg. In Griechenland hofft man durch dieses Springen Vergebung der Sünden zu erlangen, anderwärts erwartet man von demselben Befreiung von allerlei leiblichem Ungemach. Auch die ausgeglühten Kohlen der Johannisfeuer werden an manchen Orten gesammelt und als Heilmittel aufbewahrt. In Schwaben kochte man früher an diesen Feuern Erbsen und benutzte diese sodann als Heilmittel gegen Wunden und Quetschungen. An vielen Orten sammelt man außerdem Kräuter, windet sie zu Kränzen, die man Johanneskrone nennt, wirft sie in das Feuer und ruft dabei aus: „Es geh hinweg und werd verbrannt mit diesem Kraut all mein Unglück."

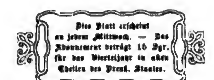
In dem lothringischen Dorfe Konz an der Mosel lieferte noch vor einigen Jahren jedes Haus ein Gebund Stroh auf den Gipfel eines benachbarten Berges, wo sich am Johannisabende Männer und Knaben versammelten, ein riesiges Rad mit Stroh umwanden, es anzündeten und brennend in das Thal herabrollen ließen. Kam es ohne zu verlöschen, unten am Flusse an, so galt dies für ein Zeichen, daß die Weinernte in diesem Jahre ergiebig ausfallen werde. Die im Thale versammelten Weiber und Mädchen des Dorfes begrüßten das an ihnen vorüberrollende Rad mit Jubelgeschrei, welches von den auf dem Berge zurückgebliebenen Männern erwidert wurde. —

Mit besonderem Eifer betreibt man in den Pyrenäen die Lustbarkeiten des Johannisfestes. „Der täglich mehr zunehmende Holzmangel, erzählt ein Reisender, wird in der Nacht des heiligen Johannis vergessen und einige Tage nach dem Feste schon sieht man in allen Pyrenäendörfern den Baum wieder erstehen, welcher verheißungsvoll der nächsten Festlichkeit entgegenharrt, und um welchen sich demnächst ein großer Scheiterhaufen aufthürmen soll. Dieser Baum ist gewissermaßen die Parteifahne des Ortes, der Ausdruck der allgemeinen Sympathie; um ihn reihen sich von Allen getheilte Wünsche und Hoffnungen für das nächste Jahr, an ihn schließt sich die Verschiedenheit der Formen an, welche die Sitte der Oertlichkeit seit Jahrhunderten für das Fest geheiligt hat. Hier ziehen Jung und Alt in Processionen mit frommen Gesängen der Brandstätte zu, welcher der Segen des Priesters und die Gebete der Anwesenden eine höhere Weihe geben, und die vom Feuer nur halb verzehrten Reste des Holzes werden als wunderthätige Reliquien gesammelt und am häuslichen Heerde aufbewahrt; dort wieder vereinigt sich, weniger devot und der ungebundenen Fröhlichkeit ergeben, die Bevölkerung in ungeregelten Fluthen um das heilige Feuer; Männer und Frauen wirbeln in bunter Reihe und indem sie sich im Kreise die Hände geben, jubelnd um die prasselnden Flammen; hier werfen sich junge Burschen und Mädchen Kränze und ins Kreuz gebundene Blumensträuße zu, und sagen sich ohne Worte eine bis dahin verschwiegene Zuneigung; dort springen die Gewandtesten über die hochaufschlagenden Flammen, die weniger Kühnen über die bereits der Asche verfallene Kohlengluth und glauben, daß der Sprung sie während des Jahres vor mancherlei Krankheiten schütze; dort wieder wird die noch glühende Asche in alle Winde gestreut, damit gleich ihr das lauernde Unglück zerstreut sei." — (J. v. M.)

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Potsdamer-Straße Nr. 27 b, machen zu wollen.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 26. Juni 1867. **Nr. 26.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Potsdamer-Straße Nr. 27 b, machen zu wollen.

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Vierter Artikel.

Welchen Antheil haben an der Entstehung epidemischer Krankheiten die Erde, das Wasser und die atmosphärische Luft?

Erde, Wasser und Luft sind keine Elemente, wie man seit Aristoteles bis beinahe zum Anfange des neunzehnten Jahrhunderts angenommen, aber sie haben nach wie vor die Bedeutung physikalischer Grundstoffe, weil sie die feste, die tropfbar-flüssige und die luftförmige Materie oder die drei Aggregat-Zustände aller erdplanetarischen Körper darstellen. Erde, Wasser und Luft mit ihren physischen und chemischen Bestandtheilen sind niemals die erzeugenden Eltern, nirgend die unmittelbaren Producenten der Epidemie; sie stehen zu ihr nur im Verhältniß vermittelnder Faktoren. Der Unterzeichnete nimmt an, daß die primitive oder Erst-Ursache epidemischer Krankheiten ein selbstständig sich entwickelndes, durch besondere Einflüsse zur massenhaften Existenz gelangendes organisches Wesen ist. Erde, Wasser und Luft leisten gemeinschaftlich bei der Genesis der Epidemie eine ihr unentbehrliche Beihilfe. Als gemeinschaftlich charakterisirt sich ihr die Seuchen-Bildung beförderndes Zusammenwirken, wenn man die Epidemie in ihrer Totalität und insbesondere die wandernden Krankheiten in Betracht nimmt. Für diese ist die Luft beim Geburts-Act die Wiege und bei jeder weiteren Verbreitung epidemischer Krankheiten der Träger (véhicule) ihres krankmachenden Agens. Vorzugsweise aus den Wanderzügen der Krankheit wird die Epidemie in abstracto (s. Artikel I.) erkennbar.

Den Boden bezeichnet Moleschott als den ersten der großen irdischen Einflüsse, nach denen sich Menschen, Thiere und Pflanzen richten. Auch bei den epidemischen Krankheiten bestätigt sich dies. Wir werden dem sie leitenden Naturgesetze näher treten durch Betrachtnahme des Bodens, über welchem die Epidemie in der Regel sich entfaltet und weiter verbreitet, und beim Hinblick auf das Terrain, über welchem sie gewöhnlich nicht zur Existenz gelangt oder doch keine allgemeine Verbreitung zu gewinnen vermag. In beiden Beziehungen interessirt der Erdboden hinsichtlich seiner mineralogischen (geognostischen und oryktognostischen) Zusammensetzung und hinsichtlich seiner physikalischen Beschaffenheit.

Die Literatur aller Völker weiset nach und es ist eine unantastbare Wahrheit: Volkskrankheiten erzeugen sich vorzugsweise über dem **durchfeuchteten** Boden des Alluvial- und Diluvial-Landes. Sie entwickeln sich überall in den größeren Delta-Districten und mesopotamischen Landflächen, welche einer periodischen Strom-Ueberflutung ausgesetzt sind. Sie entstehen und verbreiten sich meist über flachen, der Ebbe und Flut leicht zugänglichen Meeresküsten der Continente und Inseln. Im Innern der Länder folgt die Epidemie mit Vorliebe dem flachen Ufer der Ströme und Flüsse, insbesondere wenn dieselben ein geringes Gefälle (chute de l'eau) haben und in größeren Krümmungen oder Kurven fließen. Sie zieht mitunter entlang am Rande von Bächen, Gräben, und Canälen mit stagnirendem Wasser. In den von der Epidemie befallenen Orten bilden sich gern die Nester der Krankheit (Infections-Centra) in Stadttheilen und Häusern, welche auf tiefgelegenem feuchten Terrain erbaut sind. Heimgesucht sind also die jüngsten Erdgebilde, deren Schöpfungs-Akt seit der Noachischen Sind-Flut[25]) begonnen hat und bis zur Schwelle der Gegenwart reicht.

Die mineralischen Bestandtheile des Schwemmlandes (alluvium) und des Flutlandes (diluvium), welches

25) Das Bibelwort „Sündflut“ stammt aus dem Sanskritischen „Sind“ oder „Sund“ her. Dieses Wort bedeutet „Strom, Strömung.“ Der älteste Namen von Ostindien ist „Sindhu“ (Stromland), die Perser nannten es „Thindhu“, die Hellenen „Hindos, indos, india.“ Das Sanskritwort findet sich wieder im Namen des Stromes Indus, des Staates Sinde, des Bengalischen Sunderbund (Strom-Damm), der Sunda-Inseln. Die Verbreitung des Wortes Sund über alle Welttheile ist bekannt (Stralsund) Im 11. Jahrhundert brachten es die Araber auch in's innere Afrika. Im Niger (14° N. Br.) liegen die Stadt und die Insel Ssinder. In Barth's Reisen, Bd. 5, S. 272, 275 wird Letzteres erwähnt.

sich hauptsächlich durch das höhere Alter vom Alluvium unterscheidet, sind im Allgemeinen Schichten von Schlamm, Lehm, Mergel, Thon, Sand, mit welchem vermischt oder auf denen — als oberstes Gebilde — ein Product der Vegetation, z. B. Damm-Erde (humus), Acker-Erde, Torf ruht. Das erwähnte Boden-Substrat ist an sich völlig unschädlich und bietet mit seinen Bestandtheilen nicht den mindesten Aufschluß darüber dar, warum über ihm die Epidemie vorzugsweise entsteht und fortwandert. Sind und bleiben die Bestandtheile ihres Mutterbodens völlig trocken, dann vermag sich über ihm, in der Regel, keine epidemische Krankheit zu entwickeln[26]). Dr. A. Mühry in seinen wissenschaftlich bemerkenswerthen Werken (allg. geogr. Meteorologie, klimatolog. Untersuchungen u. s. w.) liefert vielseitig den Nachweis für seinen Ausspruch: „Trockenheit des Bodens ist für die Gesundheit gewiß die erste Bedingung." Es ist bekannt, daß durch Trockenlegung der Sümpfe, Moräste, Maremmen, Marschen[27]), worin Foissac für jede Regierung eine Haupt-Aufgabe im Gesundheits-Interesse findet, die als Geburtsstätten der Epidemie gefährlichsten Gegenden völlig saluber werden, indem durch Exsiccation der, aus solchen feuchten Terrains perennirend sich entwickelnde Ausdünstungs-Prozeß auf ein quantum minimum beschränkt und damit den in feuchter Erd-Ausdünstung sich erzeugenden Agentien der Epidemie — gewöhnlich Miasmen genannt — die Entwickelungs-Sphäre entzogen wird. (Pruner a. a. O. S. 359). Viel Interessantes in Betreff des pontinischen Terrains in Italien bringt Foissac in seiner Meteorologie S. 584—588. Roßmäßler in seiner bedeutenden Schrift (das Wasser, Leipzig 1858, S. 460) bemerkt: „sumpfige Gegenden werden mit Eintritt des Frostes gewöhnlich gesund." Die Afrika-Reisenden berichten, daß an der südlichen Grenze der Sahara in der trockenen Jahreszeit die Sudan-Fieber nicht herrschen.

Beim Hinzutritt von atmosphärischer Wärme bewirkt durchfeuchtetes Erdreich ergiebig seine Ausdunstung. Diese muß nachhaltig oder fortdauernd sein, wenn sie schädlich werden soll. In den Geburtsstätten der Epidemie erweiset sich der Rückstand von Strom-Ueberflutungen nicht nachtheilig, wenn durch bald nachfolgende glühende Sonnenhitze oder durch anhaltend heftige Winde der feuchte Boden schnell austrocknet. (Pruner a. a. S. 419.)

Eine fortdauernde Verdunstung gestattet poröser Boden nicht allein beim Vorhandensein von Grundwasser, welches aus Quellen und unterirdischem Einfluß aus Flüssen, Bächen, Canälen sich bildet. Ganz dieselbe Bedeutung und Wirkung wie subterranes Wasser, hat bei durchlässigen oder hygroskopischem Boden auch die Zufuhr von superterranem Wasser, welches vom Erdreich aus den sichtbaren Wasserrinnen am Ufer der Flüsse, Bäche, Canäle u. s. w. aufgenommen wird und welches außerdem jedem Feuchtigkeit anziehenden Terrain durch den Rückstand von Strom-Ueberflutung, sowie durch ergiebig atmosphärische Niederschläge — anhaltendes Regenwetter, nasse Nebel, starke Thaubildung u. s. w. — zugeführt wird. Entscheidend ist hiernach nicht das Grundwasser; noch weniger bietet dasselbe für die Aetiologie der Epidemie einen ausreichenden Beweisgrund dar. Ein Naturgesetz ist nur im regelmäßigen Vorkommen übereinstimmender Vorgänge unter übereinstimmenden Bedingungen erkennbar. Damit harmonirt nicht die bekannte Thatsache, daß in den Landen längs der rechten Küste des rothen Meeres — wo das Grundwasser fehlt — alle epidemischen Krankheiten häufig herrschen und daß an der gegenüberliegenden linken Küste desselben Meeres — wo das Grundwasser im Ueberfluß vorhanden — die Epidemie, mit Ausnahme von Fieberfällen, nicht auftritt.

Bedarf die Epidemie für ihre Genesis, Forterxistenz und weitere Verbreitung einer feuchten — mit Wasser-Verdunstung ausgestatteten — Wirkungssphäre, dann ist auch das wunderbare Natur-Geheimniß erklärbar, daß das epidemische Agens die Züge zahlreicher Menschen (z. B. Karavanen, Kriegsheere auf Landstraßen und in Schiffen), auch sogar den Transport von Thieren (z. B. die Rinderpest, Löserdürre, pestis boum) auf langen Wanderungen begleitet, die Individuen während der Wanderung in freier Luft entweder nicht oder nur sporadisch erkranken, dagegen aber durch gesundbleibende Geschöpfe auf ihrer Reiselinie die Krankheit verbreiten läßt. Die intime Beziehung der epidemischen Agentien zum Menschen, namentlich zu den im eingeschlossenen Raume lebenden Menschen und Hausthieren, findet in der bekannten Thatsache den natürlichen Aufschluß, daß alle Animalien über die ganze Hautfläche aus Millionen Poren feucht ausdunsten. Nach Funke's Versuchen schwankt die Menge des vom ganzen Körper ausgeschiedenen Schweißes für eine Stunde zwischen 53 und 815 Gramm[28]). (Moleschott, Physiologie, Gießen 1859, S. 146.) In der den Menschen unmittelbar umgebenden Sphäre seiner gasförmigen Wasser-Ausdünstung finden die epidemischen Agentien ebenso eine Aufenthalts- und Verbreitungs-Sphäre, wie im Dunstkreise über dem feuchten Erdboden.

Die aus durchfeuchtetem Boden bei erhöhter Temperatur exhalirende Verdunstung vermag eben so wenig, wie die aus Senkgruben, Kloaken u. s. w. sich entwickelnden Effluvien, eine Epidemie zu erzeugen; was würden sonst jedes Jahr die Cholera und andere epidemische Krankheiten überall sich entwickeln. Zu deren Genesis erachtet die Epidemiologie noch das Vorhandensein einer epidemischen Luft-Constitution — constitutio epidemica, auch genius epidemicus genannt — für nothwendig. Diese bis jetzt von der Wissenschaft noch völlig unaufgeklärt gebliebene Constitution ist unzweifelhaft eine Wahrheit und beruht — nach Ansicht des Referenten — auf demselben

26) Pettenkofer's Untersuchungen, betreffend die Cholera-Epidemie in Baiern; A. Hirsch, Handbuch der histor. geogr. Pathologie, Bd. 1, S. 141—145; Drasche, d. epidem. Cholera S. 146—148; Radius, allg. Chol.-Ztg. Bd. 1, S. 153; Barchewitz, üb. d. Cholera, S. 34; Riecke, d. asiat. Cholera, Nordhausen 1859, S. 33, 34; Dr. R. Finckenstein, die Volkskrankheiten, Oppeln 1857, S. 109.

27) Der in Deutschland, namentlich in Holstein verbreitete Name „Marschen" stammt aus der Slaven-Sprache, in welcher „morze" (lies: Morsche) das „Meer" heißt. Nordwestlich hatten die Slaven bekanntlich ihren fernsten Wohnsitz an der Westküste von Holstein. Das Wort „Pommern", polnisch: Pomorze, bedeutet etymologisch: „am Meere."

28) Ein Gramm beträgt 16½ Gran oder reichlich ¼ Quentchen. (Stöckhardt, Schule d. Chemie, 1855, S. 15.)

Prinzip, wie die bisher für jede Forschung verhüllt gebliebene constitutio stationaria und constitutio annua. Darüber künftig das Nähere.

Der jede Seuchenbildung so auffallend begünstigende feuchte Dunst besteht aus gasförmigem Wasser, welches an sich völlig unschädlich ist, aber für das unmittelbar über dem Erdboden sich erzeugende epidemische Agens dadurch ein mächtig befördernder Factor wird, weil alles verdunstende und verdampfende Wasser als negativ-elektrisch sich darstellt. Diese physikalische Thatsache ist durch die Experimentalphysik längst ermittelt. Schon der im vorigen Jahrhundert wirkende und allgemein anerkannte Naturforscher Michael Hube macht darauf aufmerksam, daß die positive Elektricität der Luft durch warme Dünste in eine negative verwandelt wird[29]). Dies bestätigt der gelehrte Gavarett[30]). Auch Foissac in seiner mehrerwähnten Meteorologie (S. 95.) führt dasselbe mit Berufung auf Peltier an. Viel Interessantes bietet hierüber der bedeutende Naturforscher Hermann Horn in seinem bereits gedachten Werke „das Wirken der Elektricität" dar[31]).

Zur Unterstützung vorstehender Darstellung tritt die Beweiskraft negativer Thatsachen hinzu. Nirgend auf der Erde hat man vollkommen trockene Luft gefunden; sie ist niemals ohne alle Feuchtigkeit. Auch in der trockensten Luft ist Wasserdampf ein beständiger Bestandtheil der Atmosphäre. Trockenheit der Luft gewährt bei feuchtem Erdreich keine Immunität gegen epidemische Krankheiten, dagegen ist jeder Seuchenbildungsprozeß unmöglich, wenn trockene Luft über trockenem Boden schwebt. Die Epidemie ist daher völlig absent in allen Wüsten; daran glaubte man früher nicht, als ausgedehnte Sandflächen und Wüsten für den Ausgangspunkt großer (welthistorischer) Krankheiten gehalten wurden. (R. Wagner, Naturgesch. d. Menschen, Thl. 2, S. 271). Der zuverlässige Beobachter Pruner-Bey berichtet in seinem Werke „die Krankheiten des Orients"[32]): „Die ätherisch-trockene Luft der Wüsten besitzt eine ihr innewohnende entgiftende Macht." Er führt als Beweis an: „junge Neger, mit allen Zeichen der ausbrechenden Blattern behaftet, auf Kameelen durch die Wüste von Beihuda geführt, genasen auf dem Wege, ohne daß der Ausschlag zur Entwickelung gelangte. Wasser- und pflanzenlose Wüsten schließen die Fieber aus. Die Cholera verschonte die am Rande der Wüste lagernden Beduinen nicht. In den Wüsten entsteht keine Pest, wohl aber manchmal in den Oasen, wohin Wasser durch Regen oder Kanäle gelangt. Die Augenübel sind über alle Länder des Orients, die Wüste ausgenommen, mehr oder weniger verbreitet." Damit stimmen die Berichte überein von Richard Burton (Reisen nach Medina ꝛc., Leipzig 1861, S. 107, 219), von Pugnet (Hirsch, Handbuch, Bd. 1, S. 203), von Rußegger. Auch in der Polarzone soll die Epidemie absent sein. Dort ist die Verdunstung über dem Erdreich sehr gering. Die Schiffe mit ihren schwimmenden Krankenstuben, in denen sich der Scorbut ꝛc. zeigt, berühren die vorliegenden Thema nicht. Die Salubrität der Hochgebirge ist bekannt. Auf hohen Bergen ist die Luft verhältnißmäßig sehr trocken. Je höher die Elevation ist, desto größer wird der Mangel an Dünsten und, bei dem mangelnden Stoff zu atmosphärischen Niederschlägen, fehlt dann auch das Wasser zur Befeuchtung des Bodens. Zu dieser Kategorie gehören nicht die Hoch-Ebenen, welche Wasser-Rinnen und Wasser-Becken bei höherer Temperatur besitzen. Dazu gehören die 7104 Fuß über der Meeresfläche liegende Stadt Mexiko, beinahe rings von Wasser umgeben, in welcher die Cholera wiederholt aufgetreten ist, sowie das mit zahlreichen Salz-Seen bedeckte Plateau von Iran, mit einer mittleren Erhebung von 4000 Fuß, auf welchem die Pest und Cholera epidemisch geherrscht haben. In der Wüste, auf dem wasserlosen Hochgebirge und über der Polar-Flur ist stets nur eine und zwar positiv-elektrische Luft vorhanden; es fehlen daher auch die Gewitter gänzlich in den Wüsten, sie kommen selten auf Hochgebirgen, und noch seltener in Polargegenden vor. Bisher sind von der Epidemie regelmäßig solche Landschaften und Orte verschont geblieben, in welchen die Kohlensäure (acidum carbonicum) in gasförmiger Gestalt oder, verbunden mit Mineralquellen, in tropfbar-flüssigem Zustande dem Erdboden entweicht. Es ist kein Zufall, daß in der Auvergne, auf den Bergen und Thälern der Eifel, sowie in sämmtlichen Mineralbad-Orten am Rheinischen Taunus weder Pest noch Cholera sich gezeigt haben. Von Volkskrankheiten blieben auch verschont die zahlreichen Orte Westphalens, Schlesiens und der Grafschaft Glatz, welche auf dem Terrain der kohlensauren Mineralquellen liegen; eben so Pyrmont und Baden. Ueberraschen muß die Thatsache, daß die im Königreiche Böhmen oft und heftig aufgetretene Cholera seither die Badeorte Karlsbad, Marienbad, Franzensbad bei Eger, Teplitz u. s. w. stets verschont hat, obwohl die Epidemie in der Nähe dieser Orte sich zeigte und Flüchtlinge, aus den von der Cholera verheerten Districten sich dort in großer Zahl anhäuften. Die Kohlensäure ist positiv-elektrisch; auch beim Verbrennen von Kohle wird ein stets positiv-elektrischer Strom von Kohlensäure erregt (Foissac, Meteorologie S. 91). Vielleicht giebt dies darüber Aufschluß, warum die furchtbaren Wander-Epidemien im Mittelalter (der schwarze Tod, das Englische Schweißfieber, die orientalische Pest), sowie die Seuchen der Neuzeit (Kriegspest im Jahre 1813, die asiatische Cholera), auf ihrer Reiselinie sich von den erwähnten Landschaften und Orten fern gehalten haben. Wir erlauben uns das (in den Artikeln II. und III. angedeutete) Naturgesetz in Erinnerung zu bringen.

Den wesentlichsten Antheil von Wasser und atmosphärischer Luft bei der Genesis und Propagation der epidemischen Krankheiten hat Referent bereits erörtert. Auf ihre Entstehung und Verbreitung übt stagnirendes Wasser mit seiner gasförmigen Verdunstung einen sie begünstigenden Einfluß aus, während fließendes Wasser eine unmittelbar-causale Einwirkung nicht wahrnehmen läßt. Das Wasser des Meeres, der Flüsse

---

29) M. Hube, über die Ausdünstung. Leipzig 1790. S. 165.

30) J. Gavarett, Lehrb. d. Elektr., deutsch v. Arendt, Leipzig 1860, Thl. II. S. 496

31) H. Horn a. a. O. Heft 1, S. 23; Heft 3, S. 15, 17, 20, 22; Heft 4 S. 9.

32) Prunner a. a. O. S. 128, 359, 37., 419, 42., 432, 458.

und Seen, ist völlig unschädlich; über diesen permanenten Bedeckungen des Erdballs erzeugt sich und schwebt niemals das epidemische Agens. Fluß- und Seefahrten werden in Ostindien und Westindien während der Seuchen-Herrschaft vorgenommen, um sich der miasmatischen Atmosphäre zu entziehen. In den Zeiträumen der periodisch wiederkehrenden Ueberflutung der tropischen Ströme in China (Hoangho, Yang-tse-kiang), in Ostindien, (Ganges, Indus, Irawadi), in Klein-Asien (Euphrat, Tigris), in Afrika (Nil, Senegal), und sämmtlicher Ströme in Nord- und Süd-Amerika, so wie in den unregelmäßigen Uebertritts-Epochen der Europäischen Ströme, pflegt sich — während der Ueberschwemmung und so lange das Hochwasser nicht zurückgetreten — die Epidemie nicht zu entwickeln[33]). Mühry bemerkt: „ungünstig für die Entwickelung des Miasma ist fließendes bewegtes Wasser." Dr. Annesley in Ostindien behauptet: die Malaria würde durch die Flüsse absorbirt und Dr. John M'Culloch sagt: völlig mit Wasser bedeckte Stellen erzeugen keine Malaria[34]). Dr. Pruner-Bey schreibt (S. 359 a. a. O.): „Tiefe stehende Gewässer scheinen das Fieber-Agens zu binden." Pruner und Andere berichten Aehnliches über die sonstigen Zweige der Epidemie. Als die Epidemie begünstigend bezeichnet man das Brakwasser, welches — eine Vermischung von Süßwasser und Seesalz-Wasser — vorzugsweise in der Nähe des Strom-Ausflusses in's Meer sich bildet. Die wesentlichsten unorganischen Bestandtheile des Meerwassers sind Kochsalz, Glaubersalz, Kalksalze und salzsaure Magnesia. Das betreffende Wasser an sich ist indifferent und seine Schädlichkeit wird in der verdunstenden Salzsäure aufzusuchen sein, welche wahrscheinlich auch die Ursache ist, daß in den Salinestädten (z. B. Halle) und im Terrain der verdunstenden Salzseen auf dem Plateau von Iran epidemische Krankheiten häufig vorkommen. Beim Verdunsten erscheint die Salzsäure negativ-elektrisch. Die Analyse des Nilwassers und des epidemisch gefürchteten Nilschlammes hat in beiden keinen Bestandtheil auffinden lassen, der irgendwie als schädlich und als Causal-Moment der Epidemie in Betracht kommen kann. Dies erweisen die Untersuchungen von Denon und Regnault. Eine Analyse des Nilschlammes giebt Foissac a. a. O. S. 255. Der Dr. von Reider (d. epid. Sumpffieber, S. 406, 407) und außer ihm mehre bedeutende Autoritäten führen aus, daß die Exhalationen aus Kloaken, Senkgruben u. s. w. zwar für das individuelle Befinden nachtheilig, dagegen aber nicht die veranlassende Ursache epidemischer Krankheiten sind. Die verschiedenartigsten Krankheitsformen der Epidemie haben in allen Jahrhunderten — wie man sich beim Studium der Chroniken größerer Städte überzeugen kann — in bestimmten und immer in denselben Revieren vorzugsweise gewüthet. Sie liegen hauptsächlich auf Alluvialboden, dessen Bestandtheile Wasserstoff, aber keine schädlichen Gase erhaliren. In Lissabon liegen an beiden Ufern des Tajo, auf ehemaligem Schwemmland, die beiden Kirchspiele Magdalena und Fé. In beiden Stadttheilen entwickelte sich 1723 und 1857 das Gelbfieber und wiederholt der Typhus, sowie die Cholera. Diese Seuchen wütheten dort mitunter pandemisch, während sie in den übrigen Revieren mehr sporadisch sich zeigten. Im Süden von London liegt, am rechten Ufer der Themse, eine von ihr gebildete und von drei Seiten umflossene Alluvialfläche mit fünf Stadtbezirken, in denen die Cholera am heftigsten gewüthet[35]). Dort haben früher eben so geherrscht der schwarze Tod, die orientalische Pest, das englische Schweißfieber, der Typhus u. a. m.

Frankfurt a. O., den 2. Juni 1867.

Robert Küttner.

33) Dove, über das Klima von Cayenne; Pruner a. a. O. S. 21, 359, 419; Dr. v. Reider, d. epid. Sumpffieber, S. 49, 50 63—67.

34) Siemerling, d. Cholera, Hamburg 1831. S. 2, 10.

35) Report of the General Board of Health on the Epidemic Cholera of 1848 & 1849, London 1850, Appendix B., Cholera Map of the Metropolis 1849.

Ein Hephata in Baiern.*)

Wenn man früher auf der breiten Heerstraße geradesten Wegs von München nach Wien wanderte, traf man da, wo die Straße den stattlichen Innstrom erreicht, auf eine einsame Wallfahrtskirche, die bei einem Treffen im französischen Kriege starkem Geschützfeuer ausgesetzt, in Folge davon arg beschädigt war und seitdem öde und verlassen stand. Einen noch peinlicheren, unheimlicheren Eindruck machte das daneben liegende Beneficiatenhaus; das Dach zum Theil zerstört, zum Theil von Moos überwachsen, die Fenster zertrümmert, die Mauern den Einsturz drohend. Trotzdem blieb man an der einsamen Stelle, an der ebenso die Landstraße oben, wie der Fluß unten am Berge eine Ecke macht, fast unwillkürlich stehen. Die Aussicht von Ecksberg — so heißt der Ort — gehört zu den schönsten in Oberbaiern. Zu den Füßen der wild dahinrauschende grüne Strom, der gerade hier, einst von dem Thauwetter des Frühlings angeschwollen, eine blühende Stadt in seinen Fluten begraben haben soll. Gerade vor das weite Schlachtfeld von Ampfing, jetzt ein blühender Garten, durch dessen grüne Felder und Wälder die Bauernhöfe, so stattlich und schmuck, wie kleine Villen, hervorschauen. Zur Linken liegt die alte Stadt Mühldorf, kaum eine Stunde entfernt, ein uralter Ort, dessen sonderbare, orientalisch aussehende Häuser mit platten Dächern noch heute von ihren Erbauern, Colonisten aus Italien, erzählen. Noch weiter links erheben sich die zwei spitzen Thürme der berühmten Kirche von Altötting, dem besuchtesten der bairischen Wallfahrtsorte, dem Sitz der „schwarzen Maria", in deren Capelle seit drei Jahrhunderten die Herzen der bairischen Könige beigesetzt werden. Und hinter der weiten lachenden Ebene mit ihren Flecken und Städten schließt die Alpenkette die wunderschöne Aussicht ab. Eine schneebedeckte Spitze ragt neben der andern hervor, von der Zugspitze an bis zu dem gewaltigen Watzmann bei Berchtesgaden und den grünen Bergen des Salzkammerguts.

Die einsame Wallfahrtskirche mit der wunderschönen Aussicht und das verfallene Haus dabei war vor dreißig und mehr Jahren das Ziel, zu dem ein armer Knabe aus

*) Aus „Daheim." Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen. Für den Preis von vierteljährlich 18 Sgr. durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Mühldorf fast täglich seines Vaters Kuh und Ziegen auf die Weide trieb. Er hatte seine Thiere wohl lieb und freute sich ihrer, aber sie blieben doch immer so blöde und so stumm, wie die Kirche oben verlassen und öde. Da regte sich in dem Knaben je länger je mehr ein Sehnen, etwas anderes zu werden, als ein Hirt, und mit Kindern umzugehen, denen er sagen könne, wie lieb sie Gott habe, die er lehren könne, Gott wieder lieb zu haben. Von dieser Sehnsucht getrieben, machte er sich eines Tages auf den Weg nach München und klopfte an ein Kloster mit der dringenden Bitte an, man solle ihn doch um Gotteswillen unterrichten und ihm helfen, daß er ein Lehrer oder ein Pfarrer werden könne. Der Knabe scheute keine Arbeit und keine Entbehrung, wurde Gymnasiast und Student und trat darauf in einem Dorfe am Fuße der bairischen Alpen sein erstes Vicariat an. Eine der ersten Aufgaben, die ihm hier von seinem Pfarrer übertragen wurde, war die, ein armes blödsinniges Mädchen von elf Jahren, das mit den anderen Kindern in der Schule nicht fortkam und unempfänglich für jeden geistigen Eindruck schien, zu unterrichten. Da hatte der Mann nun erreicht, was der Knabe sich ersehnt hatte. Er ging mit wahrer Wonne daran, dem blöden Kinde die Liebe Gottes aufzuschließen. „Das armselige Kind", so erzählt er selbst, „erweckte durch auffallend schnelle Entwickelung seiner tiefschlummernden Geisteskräfte in mir die Ueberzeugung, daß eine planmäßige Pflege und Unterweisung an solchen Kindern nicht vergeblich sei, und gab die Veranlassung, daß mir bald ein derartiges Kind nach dem andern anvertraut ward." Da ward die kleine Wohnung bald zu enge, und es fragte sich, welches von den beiden Aemtern dem andern zu lieb aufgegeben werden solle, das Seelsorgeramt in der Gemeinde, oder das Erzieheramt an den armen Kindern? Die Liebe zu den blöden Kindern aber hat den Sieg davongetragen.

Als nun Pfarrer Probst — das ist der Name jenes armen Knaben von Mühldorf — darüber nachsann, welchen Weg er wohl einschlagen solle, um ganz seinen Kindern leben zu können, fiel ihm die alte verfallene Kirche und das öde Haus zu Ecksberg wieder ein. Der Erzbischof, an den er sich wandte, gab seine Zustimmung, daß der ehemalige Wallfahrtsort ein Daheim für blödsinnige Kinder werde. So zog im April 1852 Probst in das verfallene Ecksberg ein. Ein Paar blödsinnige Kinder begleiteten ihn. Einige Freunde in Mühldorf verschafften ihm das Nöthigste. Auch nicht einen Gulden Geld hatte er in der Tasche, aber desto mehr Liebe zu seinen Kindern und die fröhliche Zuversicht im Herzen, daß Gott den Blöden hold ist und alle seine Verheißungen hält. Und siehe da: täglich brachten ihm gute Leute gerade so viel, als er brauchte. Das Haus ward wieder hergestellt, ganz allmählich, ein Stück nach dem andern, und bot am Ende des ersten Halbjahres schon sechszehn cretinösen Kindern eine Zufluchtsstätte. Und seitdem sind 15 Jahre verflossen. Die Aussicht ist noch gerade so schön, wie früher, ja noch schöner geworden, da der ganze Berg bis herab zum Innstrom von einem blühenden Garten überkleidet ist. Die Kirche aber und das Haus daneben sehen ganz anders aus. Das Haus ist zu einem mächtigen, drei Stock hohen Anstaltsquadrat mit großem Hofraum und freier Einfahrt geworden. In seinen beinahe 70 Zimmern wohnten im vergangenen Jahre 97 Blödsinnige mit ihren Pflegern und Pflegerinnen. Stattliche Wasch- und Oeconomie-Gebäude schließen sich an das Haupthaus an. Und in der Mitte, von Gärten und Anstaltsfeldern umgeben, liegt die Kirche, in der nun täglich wieder Gottes Ehre gesungen und gefeiert wird. Dem ganzen Leben in diesem Hause der Barmherzigkeit, jedem einzelnen der Kinder, ihren Spielen, ihrer Arbeit, ihrem Unterricht, den freundlichen Lehrern und Pflegerinnen, und vor allen dem Manne, dessen Glaube und Liebe so von Gott gesegnet ist, merkt man auf den ersten Blick an, daß Gott seine Kinder alle lieb und die elendesten am liebsten hat, und daß nichts auf Erden glücklicher macht, als ihn wieder zu lieben.

Die Personen, die Pfarrer Probst in der Pflege der Kinder unterstützen, gehören keinem Orden an, melden sich vielmehr alle freiwillig. Sie haben eine, wie leicht einzusehen, sehr schwere Arbeit und erhalten einen sehr geringen Lohn. 1863 wurden für 27 Angestellte nur 800 Gulden Lohn verausgabt. Und dennoch waren damals schon fünf seit zehn Jahren, acht über fünf und vier über drei Jahre in der Anstalt. Der treueste Freund und Gehilfe des Pfarrers ist der Anstaltsarzt Dr. Medicus, der von Anfang an in demselben Geiste und mit derselben Liebe mit ihm gearbeitet hat. Alle zwei bis drei Jahre kommen andere Freunde der Anstalt, die zu einem jetzt sehr zahlreich gewordenen Hilfsverein verbunden sind, zu einer Generalversammlung zusammen. Dann ist früh ein Gottesdienst in der Kirche, an dem die ganze Kinderschaar Theil nimmt. Danach beginnt eine Prüfung im Religions-Unterricht, im Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und im Anschauungsunterricht. Dann geht es an die Arbeitsprüfung. In dem dazu bestimmten Saale liegen die Handarbeiten der Mädchen und ein Verzeichniß der vielen Gegenstände, die seit der letzten Prüfung gefertigt und dem Gebrauch übergeben sind. Man sieht dabei auch, wie die Kinder arbeiten. Die einen stricken, die andern nähen, noch andere spinnen. Die ungeschicktesten zwirnen am Zwirnrade. Die Knaben dagegen fertigen Stanitzen aus altem Papier und führen dann die Gäste hinaus in's Freie, um ihnen zu zeigen, wie sie mit Säge und Hacke umzugehen wissen, und wie sie, in eine lange Reihe gestellt, im Umdrehen das gespaltene Holz in einem geregelten Holzstoße aufrichten können. Dazwischen trägt ein Zögling ein Stück auf der Violine vor, sieben oder acht singen zusammen unter Violinbegleitung das schöne Lied: „Jesus der Kinderfreund", und zum Schluß fehlt auch das von allen gesungene Lied: „Heil unserem König, Heil" gewiß nicht.

Es geht daraus schon hervor, wie viel die armen blödsinnigen Kinder noch lernen und leisten können, wie die schlummernden Geisteskräfte sich bei vielen wecken lassen, und wie viele der vorher so verächtlich in der Schule angesehenen Kleinen denn noch alle die anderen Kinder nicht bloß durch Fleiß und Folgsamkeit, sondern auch durch ihre Erkenntniß der Liebe Gottes, für die auch der Blödeste empfänglich ist, durch ihr gutes Gedächtniß in der biblischen Geschichte, ihre schöne Handschrift, ihre sauberen Handarbeiten zu beschämen vermögen. Bei allen gelingt das freilich nicht in gleichem Grade. Während manche vollständig geheilt und für das Leben brauchbar entlassen

werden können, werden andere bei gehöriger Anleitung und Arbeitsanweisung wohl zu der oder jener Thätigkeit geschickt, erlangen aber doch nicht die geistige Freiheit, um sich selbstständig im Leben bewegen zu können. Noch andere endlich sind nicht einmal fähig, irgend welche Arbeit zu lernen. Sie müssen gewartet werden, wie die kleinen Kinder, obwohl unter ihnen manche über 20 Jahre alt sind. Sie erschweren die Aufgabe der Anstalt am meisten, aber Pfarrer Probst sagt mit Recht von ihnen: „Auch sie sind unsere Mitmenschen, können am wenigsten in der Heimath gepflegt werden und verursachen einen immer von neuem wehmüthigen Anblick; aber sie erinnern auch am meisten an den liebevollen Ausspruch des Herrn: was ihr einem unter diesen Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan."

So haben sich in Ecksberg drei Abtheilungen in der Anstalt gebildet. Die erste, die Heilabtheilung, zählte voriges Jahr 34 Pfleglinge, meist die jüngeren und neueren. In der zweiten, der Beschäftigungsabtheilung, waren damals 27. Für sie giebt es nicht blos in Ecksberg selbst Aecker, Wiesen, Gärten zur Arbeit und allerlei Handwerksstätten, sondern für die besten unter ihnen ist in einem Nachbarort eine Art Filial eröffnet, in dem sie gemeinsam ein kleines Landgut bebauen. Fünfzehn unter ihnen konnten sich damit ihren ganzen Unterhalt erarbeiten, und sechs erhielten noch dazu einen kleinen Tagelohn, der für sie aufgespart wird. In der Pflegeabtheilung endlich waren damals 31 der elendesten Blöden, die meisten unter ihnen zugleich mehr oder weniger an Epilepsie leidend. Um zu zeigen, wie groß die Fülle und Mannigfaltigkeit des Elends, aber auch die Freude am Erfolge ist, nur noch ein Wort über ein Paar der Blöden, die in Ecksberg ihre Heimath gefunden haben. Da ist ein Mädchen von zehn Jahren, Knabenkopf, rothe Augen, immer springende Bewegungen mit wildem Geschrei, immer unrein, ißt Bänder, Koth, Steine, eine wahre Schreckensgestalt. Nach sieben Jahren ist es ein schlankes, sehr ordentliches Mädchen ohne alle jene widerlichen Manieren, fleißig an der Arbeit, still in der Kirche, keinem mehr lästig. — Und da ein Knabe, contract, roh, zornig, Speichelfluß, kann kein Geschäft selbst verrichten. Nach fünf Jahren ist er frisch und, wenn auch noch steif in seinen Gliedern, doch fähig zur Wiesenarbeit und Zimmerthätigkeit, von ungemeiner Ausdauer und Arbeitsliebe, zuverlässig und treu, zwar nicht zum Lesen und Schreiben, aber doch so weit gebracht, daß er confirmirt werden konnte. — Ein Mädchen, fast sprachlos, blöde, kann sich nicht bewegen und nicht allein essen, die Hände verkrüppelt. Sie hat in sieben Jahren vollständig lesen und schreiben gelernt, ist confirmirt und wäre völlig geheilt, wenn die Hände brauchbar wären. — Und dann ein junger Mensch von 27 Jahren, wird von der Polizei als gemeingefährlich eingeliefert, blödsinnig, taubstumm, ohne Füße und äußerst bösartig. Er ist ein so stiller, treuer, fleißiger Mensch geworden, daß ihn Jedermann lieb hat. Er arbeitet im Garten, mit den Stumpfen seiner Füße in einem Loche stehend, bis er um sich her die Arbeit vollendet hat und ein anderer Pflegling ihm dann weiter hilft.

Das ist das Daheim der Blöden in Ecksberg. Wunderbar: wie viel Elend und wie viel Glück in dem Hause! Pfarrer Probst mit seinem leuchtenden Auge, allen wie ein Vater lieb, hat Recht gehabt. Es ist nichts auf der Welt seliger, als von der Liebe Gottes anderen zu sagen und sie zu lehren, Gott lieb zu haben.

Johannes Hesekiel.

Sterblichkeit der Kinder.

Dr. Lombard in Genf, der unermüdliche Sammler auf dem Gebiete ärztlicher Statistik, hat bei Anlaß der Denkschrift des Dr. Farr: „Ueber die Sterblichkeit der Kinder in den Hauptstaaten von Europa" eine Betrachtung über die körperliche Erziehung der Kinder in der Schweiz und über die Nützlichkeit statistischer Sterbelisten im Druck herausgegeben, welche viel Belehrendes und Wissenswerthes enthalten. Wir zählen hierher seine Angaben über die Sterblichkeit der neugeborenen Kinder im ersten Lebensjahre im Kanton Genf.

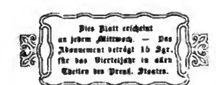
Während diese nämlich in den Kantonen Thurgau und Zürich 29%, in Solothurn 26, in Bern 25, in Aargau 22% beträgt, so beläuft sich dieselbe im Kanton Genf blos auf 12,11%. Das war aber in letzerem nicht immer der Fall. Im 16. Jahrhundert starben daselbst mehr als ein Viertheil der neugeborenen Kinder innerhalb des ersten Lebensjahres. Im 17. Jahrhundert ging das Verhältniß auf 23,72% zurück; endlich in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts auf 16,57%; vom Jahre 1814 bis 1833 auf 13,85% und endlich seit 1838 bis 1855 auf 12,11%, eine geringe Sterblichkeitszahl, wie wir sie in keinem andern Lande so finden. Dabei zeigt sich das merkwürdige Ergebniß, daß am ersten Tage je ein Kind auf 51 stirbt; am zweiten Tage ist die Sterblichkeit schon um das dreifache vermindert; der dritte Tag ist zweimal weniger gefährlich, als der zweite. An den folgenden Tagen nimmt sodann die Sterblichkeit weniger rasch, aber dennoch immer noch ziemlich regelmäßig ab, so daß der Rest des ersten Monats noch sehr gefährlich ist, weil die Hälfte der Kinder, welche im ersten Jahre stirbt, im ersten Monat dem Tode zur Beute wird. Derselbe zeigt sich somit elfmal so gefährlich wie die andern. Auf 1000 Sterbefälle, auf den ganzen menschlichen Lebenslauf vertheilt, gehören daher im Kanton Genf 56 dem ersten Monat an.

Vorzugsweise sind es die epidemischen Kinderkrankheiten Blattern, Scharlach, Rötheln, Keuchhusten und Croup oder Bräune, denen die Mehrzahl der Kinder zum Opfer fallen.

Dr. Marc d'Esprine in Genf hat durch seine Berechnungen herausgefunden, daß an denselben von 1000 Kindern im ersten Jahr 47 starben; 143 zwischen dem 1. und 3. Jahr; 132 zwischen dem 3. und 17. Jahr.

Die Liste der gestern in Sonnenburg durch Ritterschlag in die Zahl der Rechtsritter aufgenommenen Ehrenritter können wir erst in der nächsten Nummer bringen. Die Redaction.

Expedition: Potsdamer Straße 27b Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten
des In- u. Auslandes nehmen
Bestellungen an, für Berlin das
Büreau des Johanniter-Ordens,
Potsdamer Straße 27 b.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 27. **Berlin, den 3. Juli 1867.** **Nr. 27.**

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, hat den Rechtsritter: regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode, auf Vorschlag der Sächsischen Provinzial-Genossenschaft und nach erfolgter Zustimmung des Ordens-Kapitels, zum Commendator des Johanniter-Ordens für die Provinz Sachsen ernannt.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat den nachgenannten Ehrenrittern dieses Ordens:

Dem Kammerherrn Ernst Freiherrn von Senden, zu Berlin,
- " Generallieutenant a. D. Carl Emil von Webern, zu Berlin,
- " Kammerherrn Friedrich Wilhelm Carl Philipp Grafen von und zu Egloffstein, zu Berlin,
- " Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn und Hofmarschall Hans Otto Friedrich Freiherrn von Brandenstein, zu Ludwigslust,
- " Standesherrn, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Alfred Grafen zu Solms-Sonnewalde, auf Sonnewalde, Kreis Luckau,
- " Kreisdeputirten Werner Grafen von Blumenthal-Suckow, auf Jannewitz bei Schlawe in Pommern,
- " Ceremonienmeister, Kammerherrn und Landrath Carl Erdmann Alexander Ludwig Grafen von Pückler, auf Ober-Weistritz, Kreis Schweidnitz in Schlesien,
- " Hauptmann a. D. und Landschafts-Director Joachim Heinrich Alexander von Prittwitz und Gaffron, auf Kasimir bei Ober-Glogau,
- " Freiherrn Adolph Carl von der Reck, auf Schloß Mansfeld bei Mansfeld,
- " Ober-Erbkämmerer im Herzogthum Schlesien und Standesherrn, erbliches Mitglied des Herrenhauses, August Joachim Mortimer Grafen von Maltzan, auf Militsch,

Dem Kammerherrn und Landrath a. D., Mitglied des Herrenhauses, Friedrich Ernst Abraham Heinrich Carl Oscar von Arnim, auf Kröchelndorf bei Boitzenburg,
- " Generallieutenant, General-Gouverneur von Hannover und commandirenden General des X. Armee-Corps Constantin Bernhard von Voigts-Rheetz,
- " Kreisdeputirten Hermann Heinrich August von Schierstädt, auf Dahlen bei Goerzke,
- " Ober-Präsidenten der Provinz Pommern, Domherrn des Hochstiftes Merseburg Ferdinand Carl Wilhelm August Freiherrn von Münchhausen, zu Stettin,
- " Regierungs-Rath Carl Friedrich Anton Hermann Freiherrn Spiegel von und zu Pickelsheim, zu Magdeburg,
- " Kammerherrn Albert Emil Otto von Parpart, auf Schloß Hünegg bei Thun in der Schweiz,
- " Kammerherrn Willy Freiherrn von Bissing, auf Klein-Ellguth, Kreis Nimptsch,
- " Rittergutsbesitzer Friedrich Joachim Sigismund von Thielau, auf Lampersdorf bei Frankenstein in Schlesien,
- " Generalmajor und Commandeur der 11. Infanterie-Brigade Emil Alexander von Berger,
- " Generalmajor und Commandeur der 18. Cavallerie-Brigade Thilo von Trotha,
- " Kammerherrn, Rittmeister, Landesältesten und Kreisdeputirten Ernst Edwin Grafen von Rothkirch-Trach, auf Panthenau bei Siegendorf, Kreis Goldberg-Haynau,
- " Kreisdeputirten Friedrich Hermann Carl Adolph Grafen zu Solms-Baruth, auf Golßen, Kreis Luckau,
- " Kammerherrn, Landrath, Rittmeister und Landesältesten Maximilian Hermann Theodor Freiherrn von Gaffron-Kunern, auf Haltauf bei Schreibendorf, Kreis Strehlen,
- " Majoratsbesitzer Conrad Carl Friedrich Theodosius Grafen Finck von Finckenstein, auf Schönberg bei Deutsch-Eylau,
- " Ober-Präsidenten z. D., Mitglied des Herrenhauses

Hans Hugo von Kleist-Retzow, auf Kieckow bei Groß-Tychow in Pommern,

Dem Kammerherrn, Hauptmann a. D. und Landesbestallten Carl August Ernst Christian Wilhelm von Gersdorff, auf Ostrichen bei Seidenberg,

" Oberstlieutenant à la suite der Armee Hugo Prinzen von Schönburg-Waldenburg, zu Droyßig, Kreis Weißenfels,

" Major a. D. und Kreisdeputirten Wilhelm von Rauchhaupt, auf Queis, Kreis Delitzsch,

" Rittergutsbesitzer Carl Alexander Grafen von Schwerin, auf Wolfshagen bei Prenzlau,

" Kammerherrn, Hauptmann a. D., Mitglied des Herrenhauses, Richard Joachim Ferdinand Constantin von Elsner, auf Pilgramsdorf, Kreis Goldberg-Haynau,

" Geheimen Regierungs-Rath und Landrath a. D. Bernhard Otto von Beneckendorff und von Hindenburg, auf Neudeck bei Freystadt in Westpreußen,

" Kammerherrn und Kreisdeputirten Albert von Beneckendorff und von Hindenburg, auf Langenau bei Freystadt in Westpreußen,

" Forstmeister a. D. Bruno von Werder, auf Sagisdorf bei Halle a. d. Saale,

" Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Justiz-Kanzlei-Director Hermann von Scheve, zu Schwerin,

" Erb-Kämmerer im Fürstenthum Rügen und der Lande Barth und Vorsitzenden des Communal-Landtags für Neu-Vorpommern Julius Freiherrn von Bohlen, auf Bohlendorf bei Wieck, Kreis Rügen,

" Kammerherrn und Kreisdeputirten Dr. jur. Adolph Freiherrn von Bissing, auf Beerberg bei Marklissa in Schlesien,

" Generalmajor z. D. George Carl Constantin Freiherrn von Puttkamer, zu Brandenburg a. d. Havel,

" Rittergutsbesitzer Gustav von Arnim, auf Criewen bei Angermünde,

" Rittergutsbesitzer Ferdinand Ernst Adolph von Stülpnagel, auf Rollwitz bei Pasewalk,

" Erb-Kämmerer im Herzogthum Magdeburg Carl Freiherrn von Plotho, auf Parey bei Genthin,

" Kammerherrn, Rittmeister a. D., Standesherrn und Kreisdeputirten, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Emil von Gutzmerow, auf Groß-Leuthen bei Birkenhainchen,

" Generalmajor z. D. Carl Heinrich von Natzmer, zu Potsdam,

" Major a. D. Botho Friedrich Nicolaus Freiherrn von Korff, auf Schönbruch bei Domnau in Ostpreußen,

" Kammerherrn Friedrich Felix von Behr, auf Bargatz, Kreis Greifswald,

" Kammerherrn Wilhelm Stanislaus Hermann Grafen von Schwerin, auf Göhren bei Woldeck in Mecklenburg-Strelitz,

" Kammerherrn und Landrath, Erb-Küchenmeister im Fürstenthum Rügen und der Lande Barth Ulrich Carl August Wilhelm Hermann Axel Grafen von Behr-Negendank, auf Semlow bei Damgarten, Kreis Franzburg,

Dem Kammerherrn und Erb-Truchseß im Herzogthum Magdeburg Vollrath von Krosigk, auf Poplitz bei Alsleben an der Saale,

" Rittergutsbesitzer Herrmann Engelhard von Nathusius, auf Hundisburg, Kreis Neuhaldensleben,

" Erb-Schenk im Fürstenthum Halberstadt Julius Grote Freiherrn zu Schauen, auf Schauen bei Osterwieck, Kreis Halberstadt,

" Kammerherrn, Kreis- und Landschafts-Deputirten Carl von Heyden, auf Groß-Below bei Clempenow in Pommern,

" Hofkammer-Präsidenten und Hofjägermeister Werner Freiherrn von Schele, zu Berlin,

" Landrath Rudolph Levin von Marschall, zu Schloß Alten-Gottern bei Langensalza,

" Rittergutsbesitzer Otto Carl Friedrich Wilhelm Casimir von Zastrow, auf Wusterhanse, Kreis Neustettin,

" Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Wirklichen Geheimen Rath und Ober-Hofmarschall Eduard Leopold Hans Freiherrn von Gruben, zu Gotha,

" General der Cavallerie z. D. Carl Friedrich Wilhelm Freiherrn von der Goltz, zu Berlin,

" Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischen Vice-Ober-Stallmeister und Königlich Sächsischen Rittmeister a. D. Robert Ludwig Freiherrn von Uckermann, zu Dresden,

" Generalmajor, General-Adjutanten Sr. Majestät des Königs und Chef der Abtheilung für die persönlichen Angelegenheiten im Kriegsministerium Hermann von Treskow,

" Major a. D. Hugo von Gräve, auf Kopcziowitz bei Neuberun in Oberschlesien,

" Hauptmann und Landrath a. D. Hermann von Berg, auf Perscheln bei Pr. Eylau,

" Major a. D. Theodor Grafen zu Stolberg-Wernigerode, auf Luetz, Reg.-Bez. Marienwerder,

" Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn, Erbschenk der gefürsteten Grafschaft Henneberg Eduard Freiherrn von Ketelhodt, auf Herrmannsgrün bei Greiz im Fürstenthum Reuß,

" Rittmeister a. D. Hans von Katte, auf Roskow bei Brandenburg a. d. Havel,

" Kammerherrn Hans Erdmann von Hohberg-Buchwald, auf Goglau, Kreis Schweidnitz in Schlesien,

" Fürstlich Schwarzburg-Sondershausenschen Staatsminister z. D. und Wirklichen Geheimen Rath Oscar Benno Ferdinand Joachim von Elsner, auf Nieder-Adelsdorf bei Haynau in Schlesien,

" Major im 4. Landwehr-Dragoner-Regiment Siegfried Grafen von Kospoth, auf Burau, Kreis Sagan,

Dem Appellations-Gerichts-Vice-Präsidenten Wilhelm von Brandenstein, zu Naumburg a. d. Saale,
- regierenden Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode,
- Steuer-Rath Wilhelm Adolph Grafen von Ross, zu Dresden,
- Majoratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses Hans Friedrich Grafen von Carmer, auf Pantzkau bei Groß-Baudiß in Schlesien,
- Kammerherrn Ewald von Kleist, auf Wendisch-Tychow bei Schlawe in Pommern,
- Erb-Ober-Landes-Bau-Director im Herzogthum Schlesien Heinrich Friedrich Ernst Otto Alfred Grafen von Schlabrendorf und Seppau, auf Seppau bei Quaritz, Kreis Glogau,
- Herzoglich Braunschweigischen Hofjägermeister Carl Hilmar Friedrich Freiherrn von Veltheim, zu Blankenburg am Harz,
- Rittergutsbesitzer Friedrich Alexander von Herford, auf Tauchel bei Sommerfeld,
- Regierungs-Rath Eugen Wilhelm George August von Kunow, zu Liegnitz,
- Landrath a. D. und Majoratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, Rodrigo Burggrafen und Grafen zu Dohna, auf Finckenstein bei Alt-Christburg in Ostpreußen,
- Erb-Kämmerer in der Kurmark Brandenburg Otto Gottfried Ludwig Emanuel Grafen von Schwerin, auf Wildenhof bei Landsberg in Ostpreußen,
- Oberst-Truchseß, Erb-Land-Marschall im Fürstenthum Rügen und der Lande Barth, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Wilhelm Carl Gustav Malte Fürsten und Herrn zu Putbus, zu Putbus,
- Rittergutsbesitzer Hans Leopold von Globig, auf Guhden bei Mohrin i. d. Neumark,
- Herzoglich Anhaltischen Kammerherrn Christoph Wilhelm Gustav von Kemnitz, zu Gernrode am Harz,
- Rittergutsbesitzer Reinhold Carl Heinrich Gotthard Freiherrn von Kottwitz, auf Langheinersdorf, Kreis Sprottau,
- Ritterschafts-Rath Gustav Felix Bertram von Pfuel, auf Wilkendorf bei Straußberg, Kreis Ober-Barnim,
- Rittergutsbesitzer Friedrich Wilhelm Grafen von der Recke-Volmerstein, zu Breslau,
- Major a. D. Otto Grafen zu Solms-Rödelheim, auf Altenhagen bei Loebnitz in Pommern,
- Major im 2. Schlesischen Husaren-Regiment Nr. 6, Adolph von Grüter,
- Major a. D. Robert von Beneckendorff und von Hindenburg, zu Neudeck bei Freistadt in Westpreußen,
- Rittmeister Albrecht Freiherrn von Ledebur, auf Crollage bei Pr. Oldendorf,
- Großherzoglich Sächsischen Kammerherrn und Hauptmann a. D. Constantin von Hopffgarten, zu Eisenach,
- Königlich Sächsischen Friedensrichter Carl Christian Arthur Freiherrn von Burgk, auf Roßthal bei Dresden,

Dem Kammerherrn und Rittmeister in der Garde-Landwehr Louis Gustav Ernst Nicolaus Friedrich Grafen von Perponcher-Sedlnitzky, auf Döbbernitz, Kreis Sternberg,
- Geheimen-Regierungs-Rath Arthur Paul Ferdinand von Wolff, zu Berlin,
- Major a. D. und Bezirkskommandeur Paul Rudolph Waterloo Bonaventura von der Groeben, zu Polnisch-Lissa,
- Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn Georg von Oertzen, zu Heidelberg,
- Landesältesten und Kreisdeputirten Emil Otto von Lieres und Wilkau, auf Gallowitz bei Breslau,
- Ritterschafts-Rath und Stiftsvorsteher Otto August Alexander von Rohr, genannt von Wahlen-Jürgaß, auf Meyenburg i. d. Priegnitz,
- Staats- und Justiz-Minister, Mitglied des Herrenhauses und Kronsyndicus Leopold Grafen und Edlen Herrn zur Lippe-Biesterfeld-Weißenfeld, zu Berlin,
- Grafen Alexander Hermann Gustav von Wartensleben, zu Berlin,
- Rittmeister a. D. Heinrich Bernhard von Mellenthin, auf Schloß Falkenburg bei Falkenburg in Pommern,
- Major in der Garde-Landwehr-Kavallerie und Kammerherrn Bernhard Burggrafen und Grafen zu Dohna, auf Betsche,
- Hauptmann a. D. Fedor Hermann Carl Gustav von Kriegsheim, auf Barsikow bei Neustadt a. d. Dosse,
- Rittergutsbesitzer Eugen Gans Edlen Herrn zu Putlitz, auf Laaske bei Putlitz i. d. Priegnitz,
- Lieutenant und Landesältesten a. D. Carl Heinrich Emil Grafen von Roedern Freiherrn von Krappitz und Herrn zu Perg, zu Gnadenfrei in Schlesien,
- Geheimen Regierungs-Rath und Landrath a. D., Landesältesten Ubaldo von Gellhorn, auf Jacobsdorf bei Schweidnitz in Schlesien,
- Generalmajor und Kommandeur der 32. Infanterie-Brigade Adolph von Glümer,
- Kreisdeputirten Arthur Otto Rudolph von Salisch, auf Kratzkau bei Ingramsdorf in Schlesien,
- Ober-Tribunals-Rath, und Hauptmann a. D. Gustav Leopold von Ohlen und Adlerskron, zu Berlin,
- Rittmeister in der Garde-Landwehr-Kavallerie Carl Heinrich Ferdinand August von Helldorff, auf St. Ulrich bei Mücheln,
- Rittmeister a. D., Mitglied des Herrenhauses, Hans von Rochow, auf Plessow bei Werder,
- Rittergutsbesitzer Carl Wilhelm Julius von Waldaw, auf Fürstenau bei Neuwedell in der Neumark,
- Rittergutsbesitzer August Ferdinand Freiherrn von Leesen, zu Gotha,

Dem Großherzoglich Sächsischen Kammerherrn Georg Siegmund Carl Ludwig Julius Friedrich Hermann Freiherrn von Rotenhan, auf Neuenhof bei Eisenach,

= Generallieutenant z. D. Just Rudolph Ferdinand von Seelhorst, zu Naumburg a. d. Saale,

= Landrath Alfred Wilhelm Adolph von Klützow, auf Krausendorf bei Landeshut in Schlesien,

= Regierungsrath a. D. und Kreisdeputirten Georg von Knebel-Doeberitz, auf Zülshagen bei Dramburg,

= Landrath Moritz von Prittwitz, zu Ohlau,

= Stiftspropst des Freiherrlich von Zedlitz'schen adligen Fräulein-Stiftes zu Kapsdorf Gustav Ferdinand Sigismund Freiherrn von Zedlitz-Leipe, auf Käntchen bei Schweidnitz in Schlesien,

= Regierungs-Rath und Stiftshauptmann a. D. Friedrich Wilhelm von Kalckreuth, auf Hohenwalde bei Tühringshof i. d. Neumark,

= Rittergutsbesitzer Wilhelm Grafen von Kleist-Zuchow, auf Zuchow bei Pielburg in Pommern,

= Rittmeister a. D. Hermann von Luck, zu Berlin,

= Rittmeister a. D. Louis von Seydlitz, auf Petersdorf, Kreis Nimptsch in Schlesien,

= Rittergutsbesitzer Ernst von Hymmen, auf Endenich bei Bonn,

= Major a. D. Rudolph von Knebel-Doeberitz, auf Friedrichsdorf bei Falkenburg in Pommern,

= Major und Kammerherrn Friedrich Wilhelm von Prittwitz, auf Wiesegrade bei Oels,

= Major a. D. Wilhelm von Jena, zu Cöthen bei Falkenberg in der Mark,

= Rittergutsbesitzer Hermann Carl Ludwig von Tresckow, auf Petersdorf bei Briesen in der Mark,

= Rittmeister und Erb-Schatzmeister in der Kurmark Brandenburg Georg Friedrich Grafen von Arnim-Zichow, auf Schloß Zichow, Kreis Angermünde,

= Rittergutsbesitzer Lothar Oskar Carl Freiherrn von Richthofen, auf Karlowitz bei Breslau,

= Hauptmann a. D. und Kammerherrn Victor von Brauchitsch, zu Düsseldorf,

= Rittmeister a. D. Kuno von Gregory, auf Ober-Tworsimirke bei Freihan in Schlesien,

= Oberstlieutenant a. D. und Landstallmeister Fritz von Kotze, zu Zirke,

= Rittergutsbesitzer Georg Friedrich Otto von Perbandt, auf Adl. Langendorf bei Tapiau in Ostpreußen,

= Grafen Albert Julius von Zieten-Schwerin, auf Wustrau bei Neu-Ruppin,

= Rittergutsbesitzer Ulrich von Barner, auf Trebbow bei Schwerin in Mecklenburg,

= Rittergutsbesitzer Eduard von Ruediger, auf Groß-Schmöllen bei Züllichau,

= Rittergutsbesitzer Adalbert von Hackewitz, auf Wahlendow bei Anclam in Neu-Vorpommern,

= Rittmeister und Kreisdeputirten Conrad Friedrich Otto Erdmann Max Ferdinand Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, auf Kynau, Kreis Waldenburg,

Dem Rittergutsbesitzer Felix Freiherrn von Behr, auf Bandelin bei Gützkow in Pommern,

= Rittmeister a. D. Georg von Koeckritz, auf Thiergarten bei Wohlau,

am 25. Juni d. J. den Ritterschlag und die Investitur ertheilt.

Sonnenburg, 26. Juni 1867.

Die Aufnahme von Ehrenrittern des Johanniter-Ordens in die Zahl der Rechtsritter desselben durch Ritterschlag und Investitur, die in der Regel alle zwei Jahre stattfindet, im Jahre 1866 jedoch der Zeitverhältnisse wegen ausgefallen war, hat gestern in der hiesigen Ordens-Kirche stattgefunden.

Die Zahl der dazu erschienenen Ehrenritter war die größte, welche, so lange der evangelische Zweig des Johanniter-Ordens — die Balley Brandenburg — besteht, gleichzeitig als Rechtsritter aufgenommen worden sind; sie betrug: 137, da außer den bereits im Jahre 1866 dazu Designirten, auch diejenigen Ehrenritter geladen waren, die sich während des glorreichen Krieges im vorigen Jahre auf den Schlachtfeldern, sowie in den Kriegslazarethen und im Vaterlande an der Fürsorge für verwundete und kranke Krieger betheiligt haben.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister Prinz Carl, ebenso Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Carl von Preußen, Ehren-Commendator des Ordens, trafen am 24. Abends $^1/_2$7 Uhr hier ein und wurden von den Vertretern der Stadt, die im festlichsten Schmucke prangte, empfangen. Den Schloßplatz, von der Lenzebrücke ab, hatte die hiesige Fischergemeinde in sinniger Weise mit Masten, Guirlanden und Netzen geschmückt. Die Glieder derselben hatten sich, wie ihre Vorfahren es schon vor Jahrhunderten gethan, mit geschmückten Rudern an der Lenzebrücke aufgestellt und begrüßten dort Ihre Königlichen Hoheiten.

Auch an poetischen Inschriften in Kränzen rc. fehlte es nicht, da bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten ein wackerer, schlichter Schuhmachermeister stets gern seine Mußestunden zur Anfertigung derselben verwendet. Obgleich diese vielleicht in der Form nicht ganz correct sein mögen, so geben sie doch vollgültiges Zeugniß von seiner poetischen Begabung, Frömmigkeit und seinem Patriotismus, und können wir es uns nicht versagen, eine Probe davon einem uns vorliegenden Gedichte zu entnehmen, das derselbe zur Friedensfeier am 11. November v. J. gefertigt hat; sie lautet wie folgt:

„Gott segnete auch uns're Waffen,
Weil Preußens Sache war gerecht,
Er half im Riesenkampf uns schaffen,
Daß wir stets siegten im Gefecht.
Nur denen, die zu ihm sich wenden,
Wie unser König stets gethan,
Die segnet Er mit Vaterhänden
Und nimmt sich ihrer gnädig an."

Seine Königliche Hoheit der Prinz Albrecht (Sohn) von Preußen, Rechtsritter des Johanniter-Ordens, traf in der Nacht vom 24. zum 25. hier ein und stieg gleichfalls im Schlosse ab.

Als geselliger Vereinigungspunkt der Ritter diente die Halle des Schlosses und der Schloßgarten, in dem

Concert stattfand. Am Abende des 25. bereitete der eifrige Förderer des Gesanges hiesiger Stadt, Cantor Feldt, durch den Gesang sieben junger Damen und eines Männer-Chors den im Garten anwesenden Herrschaften eine angenehme Ueberraschung.

Am Morgen des 25. besichtigte der Durchlauchtigste Herrenmeister das Ordens-Krankenhaus.

Um 11 Uhr fand der Ritterschlag in der Ordens-Kirche nach dem dafür bestehenden Ceremoniel statt, um 4 Uhr war großes Diner von circa 190 Couverts im Rittersaale und ward nach demselben von den anwesenden Königlichen Hoheiten die hiesige Königliche Strafanstalt, deren musterhafte Verwaltung und Einrichtung allbekannt ist, besichtigt. Damit auch die unfreiwilligen Bewohner derselben an diesem Festtage nicht leer ausgingen, dafür war, durch die Munificenz des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ermöglicht, Sorge getragen worden.

Abends um 8 Uhr sprach der Ober-Präsident von Kleist-Retzow im Rittersaale über die Aufgaben der Rechtsritter. Wir hoffen diesen Vortrag in einer spätern Nummer dieses Blattes mittheilen zu können.

Am 26. Vormittags 10 Uhr hielt Se. Königliche Hoheit ein Kapitel des Ordens ab; nach demselben war Dejeuner.

Um ³/₄3 Uhr verließ Se. Königl. Hoheit Sonnenburg, um über Küstrin nach Schloß Glienecke zurückzureisen, während Ihre Königl. Hoheiten Prinz Friedrich Carl und Prinz Albrecht die Stadt schon am Morgen verlassen hatten.

Sonnenburg ist wieder die ruhige, stille Stadt, wie vor der Ankunft seiner Gäste, nur die — inzwischen schon verwelkten — Kränze zeigen, daß hier unter Betheiligung der ganzen Bevölkerung eine außergewöhnliche Feierlichkeit stattgefunden, die Bewohner erzählen sich von der Freundlichkeit der abgereisten, stets so gern gesehenen Ritter, die in den ihnen zur Verfügung gestellten Privatquartieren herzlich aufgenommen, sich wohl gefühlt haben, wenngleich diesmal bei der großen Zahl der unterzubringenden Herren manche Mängel, die nicht zu ändern waren, vorgekommen sein mögen, und Alles, Jung und Alt, freut sich schon jetzt wieder auf den nächsten Ritterschlag, der ihnen nicht nur die Johanniter, sondern oft auch aus der Ferne liebe Angehörige als Gäste zuführt.

H.

Die Rother-Stiftung.

Wittwen und Waisen versorgen, sie in ihrer Trübsal besuchen, ist eine der schönsten Aufgaben für das edle Gemüth und gereicht zum bleibenden Segen.

Auch die Stadt Berlin liefert davon viele erfreuliche Beweise.

Der im Jahre 1849 verstorbene Minister Rother, ein in mehreren Zweigen der Preußischen Staatsverwaltung rühmlichst bekannter Mann, dessen Berufstreue, Vaterlandsliebe und Bestrebsamkeit ihn von unterer Stellung zu bedeutungsvollen hohen Aemtern gebracht und dadurch das Ende seines Lebens nach 60 Dienstjahren besonders geschmückt hat, der durch viel Kampf, Unruhe und Ausdauer seine irdische Laufbahn beschloß, stellte sich die edle Aufgabe, vorzugsweise den vermögenslosen und verwaisten Töchtern des Landes, welchen das Geschick des ehelosen Lebens zugefallen, freies und schickliches Obdach, wie auch unentgeldliche Feuerung — als eine Erleichterung ihrer sorgenvollen Tage zu verschaffen. —

Daß letztere in der Mehrzahl den Töchtern solcher Väter zufallen solle, die lange und besonders treu in einem amtlichen Berufe oder auch in der Armee als Offiziere gestanden und ihren Kindern nur nach Maßgabe der baaren Mittel eine ihrer Stellung angemessene Erziehung hatten angedeihen, aber kein Vermögen hinterlassen können, lag dem Staats-Minister Rother um so mehr nahe, als er die Lage vieler treuer Diener des Königs und des Vaterlandes aus eigener Anschauung kannte, welchen es nach ihrem Einkommen bei einer oft zahlreichen Familie nicht möglich war, deren Zukunft vor Sorgen und Bekümmernissen um des Leibes Nahrung und Nothdurft sicher zu stellen.

Es kam nun wesentlich darauf an, durch Errichtung eines dem Zwecke entsprechenden Gebäudes dazu Gelegenheit zu bieten.

Die zur Durchführung und Aufrechthaltung der Sache nöthigen Grundsätze, sowie das Fortbestehen der Einnahmequellen und deren etwaige Zuflüsse fanden ihre Regelung durch ein Statut, welches von dem verewigten König Friedrich Wilhelm IV. unterm 19. Juli 1840 gern und in anerkennender Weise genehmigt wurde.

Auch Seines in Gott ruhenden Vaters Majestät, der schon früher von den edlen Intentionen des Minister Rother unterrichtet war und denselben freudig Beifall, wie auch Unterstützung in Ausführung des Vorhabens landesväterlich zugesagt, lag die Sache am Herzen. — Auf Grund der nun genehmigten Statuten erhielt die Stiftung die Rechte einer Corporation und nach dem Begründer die Benennung: „Rother-Stiftung".

Die sonach zu gründende Anstalt soll dem äußeren Leben derer, die ihr angehören, eine andere, ruhigere und mildere Gestalt geben, soll eine Freistätte sein gegen den Andrang drückender Sorgen und ein neues Vaterhaus für verwaisete Töchter.

Nach den Statuten ist die Vertretung der Stiftung einer Behörde (Curatorium) in Berlin übertragen, welche sämmtliche Angelegenheiten derselben instructionsmäßig leitet, hierbei nur Sr. Majestät dem Könige unmittelbar verantwortlich und von keinem andern Zweige der Staatsverwaltung abhängig ist.

Dieses Curatorium besteht aus 4 Mitgliedern, und zwar:

1. Dem jedesmaligen Chef des Seehandlungs-Instituts;
2. Dem jedesmaligen Propst von St. Petri;
3. Dem jedesmaligen Ober-Bürgermeister von Berlin und
4. Dem jedesmaligen Vorstand des Königlichen Leihamts.

Das ad 1 bezeichnete Mitglied führt den Vorsitz.

Der statutenmäßige Zweck der Stiftung ist — wie schon erwähnt — die Unterstützung armer, unverheirathet gebliebener, mindestens 40 Jahr alter, unbescholtener Töchter solcher bereits verstorbener Väter, welche:

a) als besoldete Beamte im Königlichen resp. im Dienste des Berliner Communalwesens,

b) als Offiziere in der Preußischen Armee vorwurfsfrei gedient haben.

Die Art der Unterstützung ist eine zweifache; der eine Theil der Beneficiatinnen wird in das Stiftshaus aufgenommen, dem anderen wird durch jährliche Geldbewilligung zu Hilfe gekommen. Letztere haben ihren beliebigen Wohnsitz innerhalb des Preußischen Staates. Die Verleihung einer Stiftsstelle ist für beide Klassen von der Zahlung eines Antrittsgeldes von 100 Thlr. abhängig, von welcher das Curatorium nach Befinden der Umstände dispensiren kann.

Durch die Aufnahme in das Stiftshaus hat jede Inhaberin einer „Stelle" die Pflicht, ihren Mitschwestern in demselben in Krankheitsfällen freundliche Unterstützung angedeihen zu lassen. Das Stiftshaus ist zur Aufnahme von 40 Personen eingerichtet, von welchen jede ein besonderes Zimmer mit dem nothwendigen Zubehör, jedoch ohne Meublement, erhält. Von diesen 40 Stiftsstellen sind 5 mit 72 Thlr., 10 mit 60 Thlr. und 25 mit 48 Thlr. dotirt, die in monatlichen Raten postnumerando erhoben werden.

Außerdem erhält jede Beneficiatin im Stiftshause jährlich 1 Klafter hartes und 1 Klafter weiches Brennholz, welches klein gehauen, an den zur Aufbewahrung bestimmten Ort auf Kosten der Stiftskasse geliefert wird.

Auch freie ärztliche Behandlung und Medizin wird in Krankheitsfällen gewährt.

Die unmittelbare Beaufsichtigung des Stiftshauses und seiner Bewohner ist die Pflicht der Vorsteherin. Dieselbe wird aus der Zahl der Beneficiaten vom Curatorium widerruflich auf unbestimmte Zeit erwählt. Ihre Obliegenheiten sind im Allgemeinen die einer Hausmutter. Die Vorsteherin hat darauf zu achten, daß in Bezug auf Reinlichkeit, Sicherheit und Wohlanständigkeit die Hausordnung gehörig befolgt wird. Der angestellte Hauswart, welcher der Vorsteherin unmittelbar untergeordnet ist, hat die vorkommenden Hausarbeiten mit der ihm zur Hilfe gegebenen Bedienung zu verrichten. Durch letztere werden auch den Beneficiaten die nothdürftigen Handdienste geleistet. Für die Reinigung ihrer Zimmer haben sie jedoch selbst zu sorgen. Der Aufenthalt in dem zum Stifte gehörigen Garten ist den Hausbewohnern für die Dauer des ganzen Tages gestattet. — Wenn die Inhaberin einer Stiftsstelle im Hause stirbt, so wird sie bei etwaigem Mangel eigener Mittel auf Kosten der Stiftung anständig beerdigt.

Die Jahrgelder für auswärtige Beneficiatinnen werden in jedem einzelnen Falle nach deren Lebensalter bemessen und steigen mit diesem bis zum vollendeten 50. Lebensjahre auf 36 Thlr., von da ab bis zum vollendeten 60. Jahre auf 42 Thlr. und über das 60. Jahr hinaus auf 48 Thlr.

Das Curatorium hat die Befugniß, hochbejahrten oder sehr kränklichen Beneficiatinnen ausnahmsweise Unterstützungen ein für alle Mal, oder fortlaufende persönliche Zulagen zu bewilligen, auch für den Fall, wenn sich die Fonds der Anstalt bedeutend vermehren oder sich die Preise der Lebensbedürfnisse erheblich steigern sollten, das Stiftshaus zu vergrößern oder die Zahl der Jahresrenten zu vermehren, auch die Einkünfte der Stiftsstellen zu erhöhen.

Die Besorgung der Kassen und Kanzleigeschäfte geschieht durch das Königliche Leihamt unentgeltlich.

Was das Vermögen und die Fundation des Instituts anbelangt, so wurden bei Gründung desselben auf Vorschlag des Staats-Ministers Rother:

a) die bei Verwaltung verschiedener Fonds im Ressort der Seehandlung gemachten Zins-Ersparnisse durch die Gnade Sr. Majestät des Königs im Betrage von	Thlr. 32,270.	2.	11.
b) aus den 4 ersten Ziehungen des damaligen Prämiengeschäfts incl. Zinsen überwiesen,	„ 25,650.	29.	8.
c) an Eintrittsgelder für Stiftsstellen	„ 1,935.	—	—
d) verschiedene kleine baare Bezüge	„ 243.	—	—
zusammen	Thlr. 60,099.	2.	7.

vereinnahmt.

Nachdem vor dem Halleschen Thore der zur Erbauung eines Stiftshauses nöthige Grund und Boden erworben worden, schritt man mit dem Bau desselben vor, welcher einen Kostenaufwand von 44,497 Thlr. 6 Sgr. 2 Pf. verursachte. Der sonach verbleibende Bestand von 1560 Thlr. 26 Sgr. 2 Pf. wurde für die weiteren Zwecke des Instituts verzinslich angelegt.

Zur Unterhaltung und Dotirung der Stiftsstellen wurden Kraft Allerhöchster Ermächtigung die Ueberschüsse des Königlichen Leihamts bestimmt. — Vermächtnisse von Belang, mit Ausnahme eines vom verstorbenen Geheimen Oberfinanzrath Ludolff der Stiftung zugewendeten Kapitals von 3000 Thlr., sind nicht bekannt geworden.

In wie weit sich im Laufe der Zeit die Vermögenslage des Instituts entwickelt, resp. günstig gestaltet hat, darüber hat der Schreiber dieses nichts ermitteln können.

Der Bau des Stiftshauses wurde im Jahre 1841 vollendet und dasselbe am 5. Januar 1842 feierlich eingeweiht.

Von den in das Stift aus allen Provinzen des Staats aufgenommenen Beneficiaten waren 34 bei dieser Feier bereits anwesend.

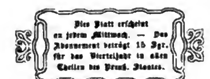
Am 5. Januar d. J. beging das Stift die Feier seines 25jährigen Bestehens, unter dankbarster Erinnerung an die inzwischen aus dieser Zeit Abberufenen, welche das edle Werk schaffen, fördern und stützen halfen.

In der Nähe von Charlottenburg geht jetzt die Gründung eines ähnlichen Asyls, wie solches der Staats-Minister Rother in Berlin gestiftet hat, in erfreulicher Weise vor sich.

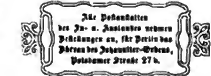
Wir wünschen diesem Werke baldige Vollendung und das beste Gedeihen. Wohl dem, welchem Gott ein offenes Auge und ein empfängliches Herz für die Sorgen und Bedrängnisse des Nächsten gegeben, und glücklich der, in dessen Hände er auch die Mittel gelegt hat, seine Leiden zu mildern!

Die dankbaren Herzen der Mit- und Nachwelt werden ihnen ein dauerndes Andenken bewahren. St.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.


Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt


Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.

der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 28. Berlin, den 10. Juli 1867. **Nr. 28.**

1. **Ferdinand von Kleist**, General der Infanterie z. D. und General-Adjutant Sr. Majestät des Königs, Rechtsritter seit 1856, † zu Berlin 28. Juni 1867.
2. **Alexander Friedrich Carl Ludwig von Wangenheim**, General-Lieutenant a. D., Ehrenritter seit 1844, † zu Erfurt 15. Juni 1867.
3. **Hans Carl Wilhelm von Görtzke**, Major a. D., auf Groß-Beuthen bei Trebbin, Ehrenritter seit 1813, † zu Groß-Beuthen 16. Juni 1867.
4. **Georg von Arenstorff**, Major a. D., Ehrenritter seit 1865, † zu Berlin 26. Juni 1867.
5. **Carl Gustav Adolph Graf Krockow von Wickerode**, Erb-Schenk in Hinterpommern, Mitglied des Herrenhauses, auf Krockow bei Putzig, Ehrenritter seit 1851, † zu Ems 30. Juni 1867.

Zur Kenntnißnahme

für die am 25. Juni c. neu aufgenommenen Herren Rechtsritter, theilen wir die nachstehende Mittheilung des Herrn Ordens-Canzlers aus Nr. 48 dieses Blattes vom Jahre 1864, hier wieder mit:

Bis zur Auflösung der Balley Brandenburg im Jahre 1811 wurden die Wappen und Namen der sämmtlichen Commendatoren und Rechtsritter in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg aufgestellt.

Diesem früheren Gebrauche gemäß, haben seit der Wiederaufrichtung der Balley einige Rechtsritter ihre Wappen gleichfalls dort aufhängen lassen; da jedoch die Pfeiler wie die Wände der Kirche mit den ältern Wappen vollständig bedeckt sind und deshalb dort ein ferneres Anbringen von solchen an geeigneten Stellen nicht mehr möglich ist, so hat der Durchlauchtigste Herrenmeister bei Höchstseiner Anwesenheit zum Ritterschlage in Sonnenburg am 24. Juni c. genehmigt, daß die Wappen der Commendatoren und Rechtsritter hinfort im Rittersaale des Ordensschlosses daselbst aufgestellt und solche, der früher dieserhalb bestandenen Observanz gemäß, mit dem Johanniter-Kreuz derart verbunden werden können, daß bei den Commendatoren und Ehren-Commendatoren das Wappen auf dem Kreuze liegt, während es in den Wappen der Rechtsritter, je nach der Beschaffenheit desselben, entweder als Eck- oder Mittelschild aufgenommen werden kann.

Indem ich dies zur Kenntniß der Herren Commendatoren, Ehren-Commendatoren und Rechtsritter bringe, stelle ich ganz ergebenst anheim, Sich wegen der etwanigen Anfertigung ihrer Wappen zu dem in Rede stehenden Zwecke mit dem Maler **Jonas** in Sonnenburg in direkte Verbindung zu setzen, der sich bereit erklärt hat, ein complicirtes Wappen für 12 Thlr., ein minder complicirtes für 8 Thlr. und ein ganz einfaches für 6 Thlr. herzustellen.

Demselben würde zu diesem Behufe eine genaue Zeichnung des Wappens und folgende Notizen zu übersenden sein: Vor- und Zuname, Chargen und Amtsverhältnisse, Angabe des Datums der Geburt, Jahr der Ernennung zum Ehrenritter und Datum der Aufnahme als Rechtsritter, resp. Ernennung zum Commendator und Ehren-Commendator.

Berlin, den 29. November 1864.

Graf zu Stolberg-Wernigerode,
Canzler des Johanniter-Ordens.

Rede

bei der Feier des Ritterschlags der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg am 25. Juni 1867, gehalten durch den Superintendenten und Oberpfarrer Heydenreich.

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesu Christo!

Psalm 100.

Es sind nun drei Jahre vergangen, seitdem der Ritterliche Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem sein letztes Weihefest an dieser heiligen Stätte gefeiert hat. Unwillkürlich wird diese Erinnerung heute wieder wach, trotz der überlegenen Gegenwart, die uns umgiebt; ja, vielmehr von ihr veranlaßt, wendet sich Herz und Sinn noch einmal auf jene Vergangenheit zurück.

Es war eben die Zeit einer kurzen Waffenruhe, aber einer köstlichen, siegesfrohen und siegesgewissen Ruhe, die dem Feinde Frist gab, zu erwägen, ob er es noch auf einen letzten Schlag wolle ankommen lassen, einen Schlag, der schon vorbereitet war, ja, der schon siegreich

ausgeführt war, ehe vielleicht alle Festgenossen von hier aus ihre Heimath oder das Kampfesfeld dort im Norden wieder erreicht haben mochten.

Das war seit einem halben Jahrhundert der erste Kampf und Sieg wieder für Deutschlands Recht, Ehre, Macht und Sicherheit gegen einen auswärtigen Feind. Es war aber auch der Kampf, bei welchem der Johanniter-Orden Veranlassung finden sollte, die erste Probe zu bestehen in seinem Berufe, der ihm, wie auf dem Friedensfelde, so auch auf dem Schlachtfelde verordnet ist. Der Anfang war schwer, aber der Herr hat gnädiglich geholfen; der Anfang war schwer, aber der Herr hat ihn nach Seiner Barmherzigkeit verkürzt. Darum ließ sich auch eben vor drei Jahren an dieser Stelle das Wort vernehmen:

„Wenn es uns nun beschieden sein wird, wieder eine Friedrichs-Schlacht zu schlagen, wie vor einem Jahrhundert, oder eine Völker-Bundes-Schlacht, wie vor einem halben Jahrhundert, wo das Blut in Strömen fließen, wo man die Wunden nach Tausenden zählen wird, dann, Ordens-Brüderschaft von St. Johann, dann sollst auch Du gewachsen sein zur That und Hilfe, nicht nur auswendig, sondern auch an dem inwendigen Menschen, stark und mächtig im Geiste und im Glauben."

Und siehe, das ist Alles, Alles schon erfüllet seit Jahresfrist! In dem heiligen, gnadenreichen Rath Gottes war es befohlen, und Er hat es Alles zur That gemacht.

So ruhet denn die Weihe einer doppelten Erinnerung auf diesen Tagen. Ehegestern im vorigen Jahre, da geschah es, da war es schon geschehen, da war von beiden Flügeln her des kampfbereiten Heeres dem Feinde die Meldung gemacht, daß nun seine Grenzen überschritten werden sollten zur Entscheidung durch die Waffen. Uebermorgen aber kehrt zum ersten Male der Tag wieder, an welchem der König mit seinem Volke auf den Knieen lag vor dem Herrn Zebaoth, um Sieg zu erflehen für seine Waffen, ja, ihn jetzt schon zu erringen in einem Kampfe nach Israels Weise, wenn auch noch unbewußt. Und was für einen Sieg! Einen Sieg, Schlag auf Schlag errungen, vor dem selbst die siegeshaften Heerschaaren, noch mit dem Schweiße und Staube der Schlacht bedeckt und von dem Blute ihrer Wunden übergossen, staunend und bewundernd standen; einen Sieg, vor dessen Größe das Herz aller Getreuen im Volke im heiligen Schauer erbebte: „Das hat Gott gethan!" Wie sollten wir nicht diesen heutigen Tag dreimal willkommen heißen, der uns neben seinem eigentlichen Zwecke Gelegenheit bietet, hier im engen Kreise vor lauter auserwählten Zeugen die erste Jahresfeier jener wundervollen Siege, jener Thaten aus Gottes Gnaden zu begehen! Stehet diese Erinnerungsfeier nicht in unmittelbarer Beziehung zum Johanniter-Orden und jedem einzelnen Gliede desselben? War mit jenen Tagen für ihn nicht die Zeit gekommen zur Beweisung und Bewährung des Geistes und der Kraft, in der er sollte vorbereitet und gestärket sein? Hatte er nicht Vollmacht erhalten, seinen Kreuzträger-Beruf, seinen Dienst in der Liebe an Todten, Verwundeten und Kranken als thatsächliches Zeugniß zur Ehre des dreieinigen Gottes offenbar werden zu lassen? Gewiß! Gewiß!

Nun hat der Orden wieder eine Geschichte. Obgleich seit seiner Neugestaltung und Neubelebung erst ein halbes Menschenalter vergangen ist: eine Geschichte hat er, die ohne alle Vergleichung reicher ist an Inhalt, als die zwei vorausgegangenen Jahrhunderte seines Fortbestehens. Soll man noch sagen, welches Fundament die so geschichtlichen Thatsachen bilden werden für einen gedeihlichen Weiterbau? Oder wer möchte berechnen, welche segensreichen Folgen im Laufe der Zeiten noch hervorgehen werden aus diesen vollendeten Thatsachen? Hat der Orden in dieser seiner, wenngleich noch jungen Geschichte nicht sich selbst zu erkennen, zu prüfen, zu richten? Wird der Orden diese seine Geschichte als ein Bruchstück wieder aufgeben können, das mit unbeschriebenen Blättern endet? Nimmermehr! Schon sind die Augen einer christlichen Welt auf ihn gerichtet; was sage ich? — Das Auge Gottes ruht auf ihm. Seine Geschichte ist es, die Geschichte Seiner Gnade, Seiner Weisheit, Seiner Macht und Stärke.

Auf dem ersten Blatte dieser Geschichte aber bleibt stehen der unvergeßliche Name des verklärten Königs, dem Gott diese Ordens-Gedanken in das Herz gab; dem nicht an einem Bethanien-Baue genügte, sondern der vielmehr diesen Bau als einen geistigen Bau ausgebreitet sehen wollte über das ganze Vaterland und weit über die Grenzen desselben hinaus.

Der unmittelbare Träger dieses Baues sollte sein Johanniter-Orden sein, der wiedererweckte, geistig erfüllte Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem.

Der allmächtige Gott aber hat jener königlichen Urkunde, ausgestellt vor nunmehr fünfzehn Jahren, selbst die Bestätigung verliehen, indem Er Geist und Kraft verliehen und Mittel und Raum und Zeit zur Erfüllung der übernommenen Dienste, wie in den friedlichen Lazarus-Häusern, so auf den wilden, blutigen Feldern der Schlachten.

Mehr als ein hundert und fünfzig Augen- und Thatzeugen sind hier versammelt, vor denen nicht wiederholt zu werden braucht, was in jenem Kriege vor Jahresfrist gelitten und geleistet, errungen oder unerreicht geblieben ist; aber ausbrechen müssen wir in die Worte des Psalmisten: Jauchzet dem Herrn alle Welt! Dienet dem Herrn mit Freuden; kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken. Erkennet, daß der Herr Gott ist. Er hat uns gemacht und nicht wir selbst, zu Seinem Volke und zu Schafen Seiner Weide. Gehet zu Seinen Thoren ein mit Danken und zu Seinen Vorhöfen mit Loben; danket Ihm, lobet Seinen Namen. Denn der Herr ist freundlich und Seine Güte währet ewig und seine Wahrheit für und für.

Beachte es wohl, meine Seele; um ein Zwiefaches handelt es sich hier, um Dienen und Danken; aber Dienen ist Danken und Danken ist Dienen. Das Leben des Gläubigen ist ein Gottesdienst, ist ein unausgesetzter Dank gegen Gott. „Gott dienen" — heißt: Ihm danken durch den Glauben an Jesum Christum, seinen eingeborenen Sohn, unsern Herrn. Und wenn der Johanniter-Orden auch in seinem engeren Berufe keinen anderen Auftrag erkennt, als den: „Ich diene" — so hat auch dieser Dienst den Glauben zu seiner Voraussetzung und ist eins mit dem Dank gegen Gott und den Vater unseres Herrn Jesu Christi.

Freilich, was bleibt einer armen Christen-Seele oft übrig, wenn sie die Gnade Gottes an sich erfahren hat, wenn sie von ihren Strömen übergossen ist, als ein Stammeln der Lippen, ein stilles, verborgenes Jauchzen, ein brünstiges Bekennen: „Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und aller Treue, die Du an Deinem Knechte gethan hast." Bitte und Dank kommen ja unmittelbar von denselben Lippen und aus demselben Herzen; oder sie sollen doch daher kommen. Ist's nun auch so bei uns? Ist's so gewesen? Wird's also sein? Ritterlicher Orden von St. Johann, Dein Haus ist eine Stadt, die auf einem Berge liegt. Wie es selbst nicht im Verborgenen bleiben kann, so läßt es Dir, giebt Dir einen weiten, offenen Blick auf das — ganze Volk. Je mehr Du bußfertig an die eigene Brust schlagend und theilnehmend auf das Volk siehst, um so weniger kann Dir dessen große Dürftigkeit verborgen bleiben. Nicht der Mangel an Geld und Gut ist hiermit gemeint, sondern seine geistliche Armuth. Ist diese Armuth eine im Glauben erkannte? Ist das Volk durch den Glauben geistlich arm, also daß ihm das Himmelreich gewiß ist?

Wer erinnert sich nicht, daß, als wir im vergangenen Jahre vor jenen wunderbaren Siegen wie erschrocken standen, weil uns über Bitten und Verstehen und wider all' unser Verdienst gegeben war, wer erinnert sich nicht, daß damals die bange Frage laut wurde: Wird unser Volk auch dankbar sein für solche Gnaden Gottes? Es blieb nicht unbemerkt, daß an jenem großen Dank- und Siegesfeste die Gotteshäuser schon weniger gefüllt waren von Dankenden, als sie an dem kurz vorher gegangenen Buß- und Bettage angefüllt gewesen von Bittenden, also daß für die Beter nicht Raum genug war.

Wird unser Volk auch dankbar sein? — Siehe, das ist nur eine vereinzelte Frage, an welcher unsere große geistige Bedürftigkeit offenbar werden mag. Es giebt aber keine Dankbarkeit ohne Glauben, wie es keinen Glauben giebt ohne Buße. Der Unglaube ist immer auch Undankbarkeit gegen Gott.

Haben wir denn aber nicht Thatbeweise solcher Dankbarkeit? Ja, wer könnte es vergessen? Stromweise sind ja im vorigen Jahre die Gaben zusammengekommen und der Johanniter-Orden ist selbst der Verwalter gewesen über diese Liebes- und Dankes-Opfer, die zum Besten des vaterländischen Heeres dargebracht wurden. Fern sei es, daß wir die Sünde auf uns laden sollten, in richtender Weise den Werth jener Gaben herabzusetzen. Aber das bleibt stehen: Ihr Werth hängt nicht von ihrem äußerlichen Gewichte ab, sondern eben von dem Geiste, von dem Glaubens- und Dankes-Geiste, in welchem sie dargebracht worden.

Da war ein Weib, eine arme Wittwe, die hatte einen einzigen Sohn, und als der König rief, da entließ sie ihn zu der Fahne, zu welcher er gehörte. Ihren letzten Mutterpfennig gab sie ihm mit und noch außerdem ihren mütterlichen Segen. Geh, mein Sohn, sprach sie, aber geh mit deinem Heilande, so geht das Heil mit dir; lebe oder stirb, aber nicht ohne Ihn! Und nun ist der Sohn heimgekehrt, unversehrt und sieggeschmückt, aber die Mutter liegt auf ihren Knieen vor dem Herrn, ihrem Gott, und hat Thränen und nur Thränen zum Opfer ihres Dankes: sie hat kein Wort, um demselben Ausdruck zu geben, nur ein seliges Schluchzen vor dem Herrn.

Jedermann soll wissen, daß diese Thränen vor Gottes Thron eine Million und mehr aufwiegen können.

Nun bleibt es aber dennoch wahr: Danken ist Dienen, dienen mit der That und in der Wahrheit, Gott dienen mit Leib und Leben, mit Herz und Seele, Jeglicher an seiner Stelle, Jeglicher nach seiner Kraft; Gott dienen an dem Könige auf seinem Throne, an der Obrigkeit an seiner Statt, Gott dienen an dem Nächsten und an sich selbst.

Von diesem allgemeinen Dienstgebiete christlichen Lebens wenden wir uns noch einmal auf ein besonderes zurück, auf die Schlachtfelder des vorigen Jahres, besonders auf das böhmische Schlachtfeld. Die Schlacht ist geschlagen und gewonnen. Welch ein Anblick! Ein solches Schlachtfeld, welch' ein Dienstfeld ist es im schwersten Sinne des Worts, ein Feld des Dienstes auf Leben und Tod! Dürfte man's dem Auge verbieten, daß es sich schließe oder abwende, um von dem Anblicke nicht überwältigt zu werden? Man blicke nur hin, nur auf den nächsten Streiter, der auf den Tod getroffen, hier auf der Siegesbahn liegt. Es ist, als wenn sein stummer Mund noch spräche: Ich bin im Dienste meines Königs gefallen. Und dort, an jenem Baum gelehnt, sitzt ein Verwundeter. Seine gepreßten Lippen öffnen sich nicht zum Wort, aber die offen stehende Wunde spricht für sie: Ich bin im Dienste meines Königs verwundet. Dort aber stehen in lichten Schaaren die unverletzten, oder ihre Wunden nicht achtenden Sieger. Sie halten das heiße Gewehr noch im Arme, und jede Miene in den bestäubten aber siegbeglänzten Angesichtern spricht: Wir stehen in des Königs Dienst. Schlachtfeld, welch ein Dienstfeld bist du! Aber siehe, da wird noch anderer Dienst geübt: nicht um Wunden zu schlagen, sondern zu verbinden und zu heilen; nicht um zu drohen und zu schrecken, sondern um zu trösten und zu erquicken. Siehe, das rothe Kreuz auf weißer Flagge dort an jenem Hause, und dort dasselbe Kreuz auf weißer Armbinde an Männern, die dort ihre Arbeit haben, und wieder ein anderes, wohl bekanntes Kreuz auf der von Ernst und Sorge beschwerten Brust eines Mannes, der da Obhut führt! Was bedeuten alle diese Zeichen? Sie bedeuten jenen Liebes- und Friedens-Dienst an Verwundeten und Sterbenden, ohne Unterschied, ob Freund, ob Feind.

Heiliger, barmherziger Gott! Wird Dein Dienst auch auf diesem Felde des Todes, der Schrecken und der Schmerzen geübet? Wehet der Odem Deines Geistes auch auf diesem Gefilde? —

Wer wäre fähig, die Stimme der Hoffnung und der Zuversicht in seinem eigenen Herzen zu ersticken, die auf diese Frage, wenn auch nur mit einem leisen „Ja" die Antwort geben will. Aber — — möge uns die Erinnerung noch eine Strecke weiter führen. Dort steht das siegreiche Heer aufgestellt, um seinen König zu erwarten, der Heerschau halten will; steht dienstbereit zu neuen Kämpfen und zu neuen Siegen. Der König kommt; er schaut jedem einzelnen Regimente in's Angesicht, er bringt ihm seinen Gruß und seinen Königs-Dank. Aber er hat noch etwas auf dem Herzen, groß und schwer. Wem soll

er es sagen? Alle können es doch nicht hören. Da fällt sein Blick noch auf die Diener des geistlichen Amtes, die in der Nähe halten. Sie sollen seine Beauftragten sein; sie sollen sein Wort an das Herz jedes einzelnen Regimentes bringen. Er spricht, zu jenen gewendet:

Dieser glorreiche, glückliche Feldzug ist nicht unser Verdienst, sondern Gottes gnädiger Beistand. Ich weiß, es ist viel gebetet worden daheim und im Felde. Wir ernten jetzt die Frucht dieser Gebete. Auf den Knieen haben wir Gott zu danken dafür. Darum aber auch keine Ueberhebung! Jetzt nicht Uebermuth, sondern Demuth! Das predigen Sie!

Das war eine Königs-Predigt, so recht aus dem Stegreife gehalten, kurz aber inhaltschwer.

Möge Gott dem theuren Könige es in Ewigkeit vergelten, daß er also gesprochen, daß er solches Zeugniß gegeben hat! Nun hat es nicht nur seine Armee, sein ganzes Volk hat es gehört. Möge das Volk seines Königs Wort zu Herzen nehmen!

Wird aber durch dieses Königs-Wort nicht bestätiget, daß es nicht blos darauf ankomme, daß man diene, sondern auch darauf, in welchem Sinne und Geiste man diene, damit dieser Dienst auch ein Dank sei, ein vor Gottes Throne gültiger, annehmbarer Dank. —

Rufe Mich an in der Noth, spricht der Herr, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen. Und die gläubige Seele bekennet vor Ihm: Du giebst mir den Schild Deines Heils und Deine Rechte stärket mich; und wenn Du mich demüthigest, so machest Du mich groß. Wir haben Ihn angerufen und Er hat uns errettet, ja, Er hat uns groß gemacht. Hat Er uns aber zuvor auch gedemüthigt und gezüchtigt? Ach, wir müssen beschämt vor Seinem Gnaden-Antlitze stehen! Er hat uns verschont, wie ein Vater vergißt, seinen Sohn zu strafen, damit dieser in der Erkenntniß solcher Vaterliebe und Vatertreue sich selber richte und strafe.

Hat uns der Herr nicht gedemüthiget und heimgesuchet durch Seine Gerichte, wie zu unserer Väter Zeiten, so müssen wir uns um so mehr von Seinem Geiste strafen lassen, um so mehr selber uns demüthigen. Die rechte Demuth giebt den rechten Muth, rechter Muth hilft zu rechtem Dienst in treuer That. Durch die enge, niedrige Pforte der Demuth und Buße müssen wir eingehen in die heilsvolle Gemeinschaft mit Gott in Christo Jesu, unserm Herrn, eingehen in das Himmelreich Seiner Gnade und Wahrheit, Seiner Gerechtigkeit, Seines Lebens, Seines Friedens. Wo Demuth und Buße ist, da ist auch Gnadenzuversicht, wo Gnadenzuversicht ist, da ist auch die Liebe, die dankbare Liebe, nicht im Dienste der Lippen und der todten Werke, nicht im Dienste der Eitelkeit und des Selbstruhmes, sondern im Dienste der Wahrheit; und wo diese Liebe ist, da ist auch die Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt.

Ach, daß unser ganzes Volk solches wüßte und erkennte vom ersten bis zum letzten Mann, in den Werkstätten der Wissenschaft und der Kunst und des Handwerkes; der Edle, der Bürger, der Soldat, der Bauer, der Tagelöhner! Ach, daß unser Volk so mächtig wäre, diese geistlichen Waffen zu führen, wie die Waffen von Eisen und Stahl! Ohne das kann uns nicht geholfen werden; ohne das giebt es keinen Kampf zum wahren Siege, keine Krone des Lebens! Ach, daß wir alle das erkenneten und geheilet seien! Wir sehen's und erfahren's ja, daß auch ein anderer Geist, der Geist von unten her, der Geist der Verneinung und Verleugnung, der Geist des Widerchrist's Zugang sucht und findet zu dem Ohr und Herzen des Volkes und ihm den Besitz dieser Welt verspricht, damit er niederfalle und ihn anbete. Das Volk soll es wissen und erfahren, dem Volke soll geholfen sein.

In der Epistel am Tage St. Johannis des Täufers und weiter lautet es:

Bereitet dem Herrn den Weg und machet auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott. „Predige", spricht eine Stimme. „Zion, Du Predigerin, steige auf einen hohen Berg, Jerusalem, Du Predigerin, hebe Deine Stimme mit Macht! Predige: Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güter ist wie eine Blume auf dem Felde. Predige Demuth und Buße. Die Bußfertigen kommen von selber zu dem Herrn, ihrem Gott. Sprich zu dem Volke: Siehe, da ist euer Gott."

Ritterlicher Orden von St. Johann, predige auch du! Bei dem Zeichen des Kreuzes auf deiner Brust hilf bekennen und bezeugen den Gekreuzigten, der durch seinen Tod der Welt das Leben giebt!

Die Predigt ist aber eine doppelte, durch das Wort und durch die That, durch den Dienst, auch an den Mühseligen und Beladenen, an den Kranken und Sterbenden. Aber jene Predigt wie diese ist ungültig und vergeblich, wenn sie nicht aus dem Geiste des Glaubens geht.

„Was ist euer Begehr?" — Diese Frage ist heute von neuem ergangen, auch an diese Versammlung, und die Antwort ist, wie aus einem Munde gegeben:

„Aufgenommen zu sein als Rechtsritter in den Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem."

Nun ist das Begehren erfüllt, das Recht ist den Bittenden verliehen, und mit dem Rechte auch die Pflicht, die heilige Pflicht, in johanneischer Weise Zeugen und Wegbereiter zu sein für den Herrn, auf daß das Reich Gottes herbeikomme.

Möge der barmherzige Gott Segen verleihen zu reichlicher Erfüllung!

Ehe wir nun das „Amen" sprechen, fühlen wir uns gedrungen, noch einen Blick zu werfen auf die Blätter der neuen Ordensgeschichte, und zwar nur auf einzelne Gedenkblätter, welche die Namen derjenigen Ritter enthalten, die in dem letzten schweren Jahre durch den Tod aus ihrem Dienste geschieden sind:

Hauptmann von Witzleben bei der Garde, fiel bei Trautenau;

Hauptmann von Grävenitz vom 12. Regiment, erlag der Erschöpfung im Kampfe bei Gitschin;

Generallieutenant Hiller von Gärtringen bei der Garde, fiel bei Königgrätz;

Rittmeister von Bodelschwingh von der Garde, fiel bei Königgrätz.

Ebenfalls erlagen der erschöpfenden Kriegs-Arbeit, zum Theil noch unter dem Hinzudringen der Seuche:

Der kommandirende General des 6. Armee-Corps von Mutius in Austerlitz;

der Major von Esebeck von der Garde, in Brünn;
der Oberstlieutenant Misitscheck von Wischkau von der Artillerie, in Prag;
der Rittergutsbesitzer Bernhard von Buggenhagen, der Friedensdiener, fiel rückkehrend von der schweren Arbeit, auf der Schwelle seiner Heimath nieder.

Außerdem schieden zwei Commendatoren aus dem Leben:
Hiller von Gärtringen, gestorben in Berlin, und von Haeften, gestorben zu Castel.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.

Möge der Kampf und der Dienst dieser Abgeschiedenen, die nun ruhen von ihrer Arbeit, ihnen nachfolgen als das Werk, das sie ausgerichtet im Danke gegen Gott und den Vater unseres Herrn Jesu Christi! Amen!

Bene fate fratelli!

„Dem wohl geschieht, soll's im Gedächtniß han;
Der wohlthut, soll nicht denken dran!"

Dies altdeutsche Sprüchlein fällt uns unwillkürlich ein, wenn wir heut, am 1. Juli 1867, das Folgende niederschreibend, zurückblicken auf die während der vorjährigen Kriegszeit vielfältiglich preußischerseits den verwundeten, kranken und gefangenen Feinden erwiesenen Wohlthaten. Wir beklagten vor Ausbruch des Krieges (Joh.-Wochenblatt Nr. 24), daß Oesterreich der Genfer Convention nicht beigetreten, und deuteten durch historische Beläge an*), daß diese Unterlassung an mittelalterliche Grausamkeit grenze. Es erscheint uns jetzt daher, unter Hinweis auf obiges Sprüchlein, um so angemessener, dankbar einzelner Züge feindlicher Großherzigkeit eingedenk zu sein. Vielleicht dürfte das eine oder andere der Armee angehörige Mitglied unserer Ordensgenossenschaft die schätzenswerthe Gefälligkeit haben, sich die kleine Mühe zu geben, für die vorliegenden Blätter desfallsige Mittheilungen einzusenden.

Der Krieg von 1866 bietet mannigfachen Anlaß und Stoff zu comparativen Reminiscenzen an den 1756 in Deutschland ausgebrochenen Krieg. Wir begegnen in Letzterem einzelnen Bestrebungen und Thaten der Menschenliebe, die theils in das Specialbereich der Tendenzen der Genfer Vereinbarung fallen, theils dieselben überragen.

Unvergessen sei es, was der Oberst des K. K. Dragoner-Regiments „Löwenstein" Baron Voit von Salzburg gethan an dem verwundeten preußischen General von Fouqué den 23. Juni 1760, eine Ordenspflicht übend als Ritter des deutschen Ordens. Unvergessen sei es, was ein anderer kaiserlicher Officier den preußischen Blessirten zu Prag im Juni 1757 geleistet; nicht minder ein Zug deutscher Gemüthstiefe und edelmännischer Denkweise.

Bekanntlich vollbrachte die Armee des großen Königs am 6. Mai 1757 Wunder der Tapferkeit. Sie erkämpfte sich sehr blutige Lorbeeren. Es blieb ein Feldmarschall und ein General; sechs Generale wurden verwundet. Die Zahl der Todten betrug 2959, die der Verwundeten 7993. Das auf der Kleinseite von Prag belegene Kloster St. Margareth und die umliegenden Dörfer wurden in Lazarethe umgewandelt. Kaum hatten sich die anfangs sehr unzureichenden Lazaretheinrichtungen, königlichem Befehl zufolge, verbessert, da brachte das Unglück von Kollin den Blessirten neue Entbehrungen und Leiden.

*) ibid. u. in Nr. 52.

Einige Tausend dieser Verwundeten wurden auf Proviant-, Fourage-, und Compagnie-Wagen 6 Meilen zurück nach Leitmeritz gebracht. Von hier aus gelangten sie zu Schiff nach Dresden. 12 bis 15 Hundert, die Schwerstblessirten, transportunfähig, überließ man in St. Margareth der Großmuth des Feindes. Der König sandte ein hierauf bezügliches Schreiben an den Feldmarschall Grafen Brown. Diese königliche Fürsprache fand williges Gehör.

Als die Preußen die Belagerung von Prag aufgehoben hatten, befahl Brown, der menschenfreundliche Gouverneur dieser Festung, sofort, man solle den preußischen Verwundeten mit Güte begegnen. Demnächst sorgte er dafür, daß den nachtheiligen Folgen der Ueberfüllung der Krankenräume im Kloster St. Margareth vorgebeugt werde. Man schaffte Wagen mit Strohunterlagen herbei und bestimmte vorerst einige der nahegelegenen Paläste auf der Kleinseite zur Aufnahme preußischer Blessirter. Vor einem dieser Paläste hatte man so viel Verwundete abgeladen, als man nach äußerem Anschein dort füglich unterbringen konnte. Die Aerzte aber geriethen in nicht geringe Verlegenheit, als sie nur einige wenige Zimmer geräumt fanden, und weder sie noch die kaiserlichen Commissarien, Unterofficiere und Wachmannschaften den Palastbesitzer bewegen konnten, mehr Zimmer zu öffnen. Man bat ihn vergebens, sich der auf den kalten Steinen, auf der Straße, im Hofe und Treppenflur liegenden Unglücklichen anzunehmen. Endlich riß einem alten kaiserlichen Corporal die Geduld. Er eilte zur Hauptwache und veranlaßte, daß man dem Commandanten die Hartherzigkeit jenes Magnaten anzeige. Alsogleich erschien der Adjutant des Commandanten; von Löben ist sein Name. Er ließ den Palastherrn rufen. Dieser erschien in einem grünen damastenen Hauskleide, eine seidene Mütze auf dem Kopf. In sehr ruhig gesprochenen kurzen Worten schilderte Löben das Elend der Verwundeten und bat, aus Menschlichkeit gutwillig noch mehr Zimmer zu öffnen, weil dies andernfalls, befehlgemäß, gewaltsam geschehen müsse. „Sie behalten die untere Etage und die Seitengebäude; im zweiten Stock aber müssen Sie mehr Zimmer räumen. Ich will Ihnen dabei behilflich sein." — Stolz und gefühllos antwortete der böhmische Magnat, er habe die Schlüssel nicht zu den übrigen Zimmern, und würde dieselben auch nicht öffnen lassen. Nun ergriff gerechter Unwille den Adjutanten. Er nahm dem Hausherrn seine Mütze vom Kopf, warf sie zur Erde, und sagte: „Herr, wenn Ihnen ein kaiserlicher Officier Befehle vom Commandanten bringt, so müssen Sie wenigstens die Mütze abnehmen; Sie sehen ja, daß ich mit dem Hut in der Hand zu Ihnen spreche." — „Herr", antwortete der Magnat mit drohender Miene, „mäßigen Sie sich. Ich bin auch Cavalier und Herr des Hauses." — Der Adjutant erwiederte: „Die Sache wegen des Ehrenpunkts wollen wir künftig abmachen. Jetzt öffnen Sie mir die Zimmer für die armen Blessirten, sonst muß ich zeigen, daß ich auf einige Zeit barmherziger Herr Ihres Hauses bin. Es gereicht der Menschheit und dem kaiserlichen Ruhm zur Schande, wenn man nicht für feindliche Blessirte eben so gut wie für die eigenen besorgt ist." — Der Hausbesitzer, bei seiner Verstocktheit beharrend, nahm seine Mütze wieder auf, und verschwand mit der Versicherung, er könne kein Zimmer mehr öffnen lassen. Nun sah von Löben durch das Schlüsselloch eines ungeöffneten Zimmers einen Vorrath von Bettstellen. „O das ist schön", sagte er zu den Chirurgen, „hier könnt Ihr gleich einige arme Blessirte

lagern. Stroh und Bettzeug werden angefahren werden. Weil die Schlosser nicht gleich kommen möchten und wir keine Zeit zu verlieren haben, werde ich die Thür erbrechen." Gesagt, gethan. Löben sprengte mehrere Thüren mit seinem Rücken. Er ließ in jedes neu geöffnete Zimmer 25 Mann legen. Ein kaiserlicher Oberchirurg fand sich ein, Namens Loor, bekannt als geschickter und menschenfreundlicher Arzt. Und bald sah man unter dem Dach des Hartherzigen eine musterhafte Samariterherberge.

Heute noch, nach mehr als 100 Jahren, widmen wir diesen Junibegebnissen in den Jahren 1757 und 1760 ein dankbares Andenken, und nennen die Namen Voit, Löben und Loor mit inniger Verehrung.

(Ernst Graf Lippe.)

Eine neue Wohlthätigkeits-Anstalt Jerusalems.

Die neue Wohlthätigkeitsanstalt, deren ich in diesen Blättern mit einigen Worten Erwähnung thun möchte, ist das jüdische Armen- und Pilgerhaus, welches von Seiten der deutsch-holländischen Gemeinde in Jerusalem vor wenigen Jahren gegründet worden ist und das nun eben jetzt eine ansehnliche Erweiterung erhalten soll. Man wird von demselben sagen dürfen, daß es, namentlich wenn es den projectirten vollständigen Ausbau mit 25 Zimmern erlangt haben wird, unter den verschiedenen religiösen Liebeswerken der Juden zu Jerusalem — wie der Lämel'schen Erziehungsanstalt, dem Rothschild'schen Hospitale, den Stiftungen Montefiore's — mit nichten die geringste Stelle einnehme. Das innerhalb der Stadt schön und gesund gelegene Gebäude — einige Hundert Schritte vom sogenannten Mistthor, mit der Aussicht auf den alten Tempelplatz, den Oelberg, die Thäler Josaphat und Hinnom, sowie das Dorf Siloah und den diesseitigen Ophel — hat die Bestimmung, einem der fühlbarsten Bedürfnisse unter den hiesigen Juden, dem reinlicher und gesunder Wohnungen, entgegen zu kommen, und es ist der neuen wohlthätigen Anstalt um so mehr alle Anerkennung zu zollen, als dieselbe fern von allen illiberalen Beschränkungen ist, da Juden jeder Nation und jeglicher Synagoge darin Aufnahme finden können. Die Vertheilung ist so bestimmt, daß ein Drittel auf die deutsch-holländische Genossenschaft, ein Drittel auf die österreichische und ein Drittel auf die andern Genossenschaften zusammen kommt.

Der erste Aufruf zur Gründung dieses allgemeinen jüdischen Armen- und Pilgerhauses ist, soviel ich weiß, bereits im Jahre 1859 von dem Rabbiner Dr. Israel Hildesheimer zu Eisenstadt (in Ungarn) ausgegangen. An der Spitze des Centralcomité's für diese Anstalt steht der Rabbiner Dr. Hersch in Halberstadt. Einer der ersten, welcher ansehnliche Spenden dazu leistete, war der nun dahingegangene Oberrabbiner Ullmann in Paris. Dem Localcomité in Jerusalem steht mit regstem Eifer der Rabbiner Selig Hausdorf vor. Derselbe beabsichtigt nun die Weltausstellungsstadt zu besuchen, indem er der Hoffnung ist, dort manche vermögliche Religionsgenossen zu treffen, die geneigt sein möchten, ihm milde Beisteuern für das Jerusalemer Asyl einzuhändigen.

Es sei nun noch mir, als einem der geladenen Festtheilnehmer, gestattet, Einiges über die Feier der Grundsteinlegung zu dem neuen Anbau der in Rede stehenden Anstalt beizufügen, welche bis jetzt blos für 24 Personen Wohnungen umfaßte.

Diese Grundsteinlegung hat am 5. Nisan des Jahres 5627 (= 9. April 1867), Nachmittags um die Zeit des Abendopfers im Tempel, stattgefunden. Es war dabei eine außerordentlich große Menge Menschen versammelt. Da dieselben Männer und Frauen, Kinder und Greise aus allen möglichen Ländern repräsentirten, so ward bei der Verschiedenheit der Nationaltrachten ein Bild von hohem Interesse geboten, ein wahrhaft malerischer Anblick. Die besonders geladenen Gäste, unter welchen sich der preußische Consul Dr. Rosen sammt Gemahlin, der Stellvertreter des österreichischen Generalconsulats Herr Pascal, der französische Postmeister, der neue Arzt im Rothschild'schen Spital Dr. London befanden, versammelten sich in dem Pilgerzimmer des alten Gebäudes, wo sie von dem Localcomité begrüßt wurden. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen waren, zogen die Versammelten unter Vorschreiten des Präsidenten des Comité's auf die Baustelle zu der Hauptfundamentgrube, neben welcher ein mit verschiedenen Documenten (in hebräischer und deutscher Sprache) belegter Tisch aufgestellt war, sowie Stühle zum Sitzen sich vorfanden. Nachdem Platz genommen war, begann eine von Gesang begleitete Musik überraschender oder vielmehr ächt orientalischer Art. Ein Mann mit langem grauen Bart strich die Violine, ein jüngerer neben ihm blies das Clarinet, ein Jüngling schlug das Tambourin, ein Knabe gab dazu mit metallenen Deckeln den Tact. Der Gesang wurde von den oberhalb der Fundamentgrube aufgestellten Schülern und Lehrern sämmtlicher israelitischer Schulanstalten, die Lämel'sche mit eingeschlossen, ausgeführt. Es wurde der 87. Psalm aus voller Kehle abgesungen. Es folgte hierauf die Verlesung des Hauptdocuments, das dann zuerst von dem Oberrabbiner sämmtlicher europäischer Juden, dem Aschkenasim, einem Herrn Mayer-Auerbach, dann von den anwesenden Consulatsvertretern, sowie dem Dr. London, hierauf von dem Oberrabiner für Algier und Marokko, ferner dem Oberhaupt der Sephardim oder der sogenannten spanischen Juden und andern angesehenen Rabbinern, weiter von dem Architekten des Bauwesens, endlich von dem aus drei Personen bestehenden Localcomité unterzeichnet wurde. Durch den preußischen Consul wurden die ordentlich zusammengefalteten Schriftsachen in die ausgehöhlte Grube des Grundsteins gelegt, der Deckel darauf gethan und mit Mörtel zugestrichen. Die üblichen Hammerschläge wurden auch von einigen andern Herren gethan. Alles das geschah unter Absingung von Psalm 90, 91 und 127 mit Musikbegleitung. Zum Schlusse richtete Herr Hausdorf einige Worte des Dankes an die Theilnehmer der Feier. Beim Abzuge wurde von der geschilderten Musikbande die preußische Nationalhymne aufgespielt.

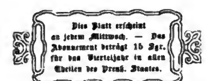
Nachträglich bemerke ich, daß in drei weitern Fundamentgruben ähnliche Schriftstücke wie in die Hauptgrube gelegt wurden, und zwar in die zweite zum ewigen Andenken an den in Paris verstorbenen Orientalisten Salomo Munk, während bei der ersten der dahingegangene Ullmann genannt wurde.

In Betreff des Bauplatzes füge ich noch bei, daß sich hier sehr viel Schutt vorfindet, so daß die Stadtmauer innerhalb nur mannshoch hervorragt, während dieselbe außerhalb 25—30 Fuß hoch ist. Bis jetzt hat sich der Felsen in einer Tiefe von 30—33 Fuß gefunden; auch hat sich viel altes Mauerwerk gezeigt, mit Resten sogar von Säulen, ein kleines festes Gemach, ein alter Canal und eine ansehnliche Cisterne, welche nun wieder zur Benutzung hergestellt werden wird. Da, wo der Hauptgrundstein gelegt wurde, haben sich Reste einer alten, sehr dicken, aus sehr großen Steinen bestehenden Mauer vorgefunden.

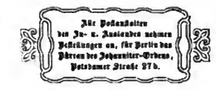
C. Sch.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

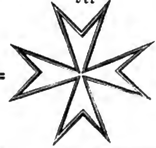
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herelich Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt



der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 29. Berlin, den 17. Juli 1867. **Nr. 29.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Lauenburg:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	44			
	Zugang pro Juni	17			
		61			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	54	54	1437	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	42			
	Zugang pro Juni	38			
		80			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	64	64	1616	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	22			
	Zugang pro Juni	13			
		35			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	23	23	698	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	39			
	Zugang pro Juni	30			
		69			
	Abgang . .	32			
	Bleibt Bestand	37	37	1247	40
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	26			
	Zugang pro Juni	21			
		47			
	Abgang . .	30			
	Bleibt Bestand	17	17	743	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	13			
	Zugang pro Juni	9			
		22			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	18	18	481	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	44			
	Zugang pro Juni	16			
		60			
	Abgang . .	25			
	Bleibt Bestand	35	35	1068	60
	zu übertragen		248	7290	299
	Uebertrag		248	7290	299
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	26			
	Zugang pro Juni	13			
		39			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	25	25	733	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	13			
	Zugang pro Juni	12			
		25			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	20	20	454	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	60			
	Zugang pro Juni	27			
		87			
	Abgang . .	25			
	Bleibt Bestand	62	62	1747	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	15			
	Zugang pro Juni	18			
		33			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	21	21	547	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	15			
	Zugang pro Juni	9			
		24			
	Abgang . .	21			
	Bleibt Bestand	3	3	265	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	16			
	Zugang pro Juni	14			
		30			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	16	16	427	41
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	—			
	Zugang pro Juni	5			
		5			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	66	8
	zu übertragen		397	11,529	595

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Juli 1867 vorh. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juni 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		397	11,529	595
51	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	4			
	Zugang pro Juni	3			
		7			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	5	5	171	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	2			
	Zugang pro Juni	3			
		5			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	82	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	6			
	Zugang pro Juni	8			
		14			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	6	6	188	10
18	**Pakosc**				
	Bestand am 1. Juni 1867	9			
	Zugang pro Juni	4			
		13			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	6	6	215	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Juni 1867	16			
	Zugang pro Juni	—			
		16			
	Abgang . .	1			
	Bleibt Bestand	15	15	457	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juni 1867	10			
	Zugang pro Juni	8			
		18			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	13	13	370	38
21.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. Juni 1867	4			
	Zugang pro Juni	2			
		6			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	2	2	103	14
22.	**Ludwigslust** (Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Juni 1867	17			
	Zugang pro Juni	19			
		36			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	24	24	584	26
	Zusammen		470	13,699	737

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juni 1867 beträgt 262, davon sind:

a) gestorben . . . 30
b) geheilt 212
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 20
wie vor 262.

23) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Mai 1867 . . . . 22 Kranke.
Zugang pro Mai . . . . 26 „
48 Kranke.

Davon sind: geheilt 14
gebessert 5
fortgegangen 2
21 — 21 „

Bleibt Bestand am 1. Juni 1867: 27 Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 3 Europäer, 2 Mohamedaner und 21 orientalische Christen.

Die Zahl der Verpflegungstage pro Mai betrug 664.

Poliklinisch wurden behandelt 78 Personen.

1. Heinrich LXVII. regierender Fürst Reuß zu Schleiz und Gera, Durchlaucht, Ehrenritter seit 1824, † zu Gera 11. Juli 1867.

2. Ferdinand Ludwig Gustav Adolph von Tiedemann, Kreisdeputirter und Rittergutsbesitzer, auf Russocin, Kreis Danzig, Ehrenritter seit 1851, † zu Russocin 5. Juli 1867.

Unter den zum Empfang des Ritterschlags und der Investitur zum 25. Juni c. nach Sonnenburg eingeladenen Ehrenrittern des Johanniter-Ordens befand sich auch der Freiherr Bolko von Zedlitz-Neukirch, auf Eckersdorf, der leider am Abend vorher in Sonnenburg erkrankte und deshalb an der Feierlichkeit nicht Theil nehmen konnte.

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Fünfter Artikel.

Honigberger's Quassin-inoculation. Schlangensteine. Cholera-Furcht.

Die Heil-Methode des Dr. Honigberger bei der Cholera-Erkrankung scheint authentisch nicht überall bekannt zu sein. Denn es haben im Jahre 1866 die Deutschen Zeitungen berichtet: die Impf-Flüssigkeit ist zusammengesetzt aus einer Unze concentrirter Quassia-Tinctur, aus einer halben Drachme pulverisirter Nelken und aus fünfzehn Gran krystallisirtem Eisen-Vitriol. Eine solche Composition hat Johann Martin Honigberger für sein Heilverfahren nicht bekannt gemacht. Er veröffentlichte dasselbe zu Calcutta — 1857 und 1858 bei R. C. Lepage u. Comp. — in zwei Heften mit der Ueberschrift: „Cholera its cause and infallible cure by J. M. Honigberger, late Physician to the Court of Lahore.“ (Die Cholera, ihre Ursache und untrügliche Heilung von J. M. Honigberger, vormaligem Arzte am Hofe zu Lahore.) Eine vortreffliche Uebersetzung der englischen Schrift ist mit dem Titel: „Heilung der Indischen Brechruhr durch Einimpfung des Quassins von J. M. Honigberger, gewesenem Leibarzte der Könige von Lahor und Kaschmir“ zu Wien, bei Zamarski u. Dittmarsch, 1859 erschienen. Honigberger soll sein Werk selbst übersetzt haben. Am Ende des deutschen Buches (S. 96) befinden sich als Unterschrift auch die Buchstaben: „J. M. H.“ Die Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung ergiebt deren Uebereinstimmung. Wir folgen hier dem deutschen Text.

Das deutsche Buch beginnt (nach der Vorrede) S. 12 wie folgt: „die Einimpfung des Quassins zerstört durch Neutralisirung das Cholera-virus in den Blutgefäßen.“ „In diesen paar Wörtern haben wir die Ursache der

Brechruhr, ihr Heilmittel, und die Art seiner Wirkung." Im ätiologischen Interesse lassen wir den Original-Text (pag. 5) nachfolgen: „Quassin-inoculation destroys the Cholera-Flies inthe bloodvessels; in the few words we have the cause of cholera, and the remedy, together with its modus operandi." Es differiren nur das Wort „Flies" (Fliegen) und der Translatur-Ausdruck „virus" (Gift). Honigberger giebt die Erläuterung: „das Cholera-virus, Cholera-Gift oder Cholera-Fliegen, ist ein lebendes, mikroskopisches organisches Wesen (im englischen Text S. 5 steht „infusoria"), das, wenn es in der Luft vertheilt ist, als ein unsichtbares Wesen in unser Blutsystem gelangt." Das gewählte Wort „Fliegen" soll also nichts weiter bedeuten, als fliegende oder geflügelte Infusorien, deren Existenz nicht zu bestreiten ist.

Hiernach spricht sich Honigberger für die sogenannte Animalcular-Theorie aus, der schon vor Jahrtausenden die Indischen Brahmanen und die Hebräer des Orients huldigten. Mikroskopische Infusorien, als erzeugende Ursache der epidemischen Krankheiten, nahmen auch Anaxagoras, Lucretius, Varro, Columella, Linné, Hufeland (atmosphärische Krankheiten, Berlin 1823, S. 23, 24), so wie viele deutsche, französische, englische Naturforscher und Aerzte an.

Honigberger empfiehlt das Quassin, d. h. den bitteren Stoff des Holzes der Quassia amara, ohne die oben erwähnte medikamentöse Beimischung als Präservativ (prophylacticum) zur Vorbeugung gegen die Erkrankung an der asiatischen Cholera, sowie zur Heilung der Cholera-Erkrankten. Ueber die Zubereitung des Quassin als Heilmittel spricht sich Honigberger Heft 1, S. 22, 23, 25—28 und Heft 2, S. 70, 71 aus. (Beide Hefte haben fortlaufende Seitenzahl). Das therapeutische Verfahren wird Heft 1, S. 19, 30, 31 und Heft 2, S. 64—67, 71—77 dargestellt. Honigberger lehrt: „was die Applicirung dieses wundervollen Arzneimittels, des Quassins betrifft, so ist nichts leichter als das und kann an jeder wunden Stelle des Körpers vollzogen werden. In leichten Fällen mache ich gewöhnlich nur einen leichten Einschnitt durch die Haut mit der Seite der Lanzette, in welchen ich einen Tropfen der Tinktur applicire, manchmal impfe ich zugleich an beiden Armen oder an den Schenkeln oder an den Waden; in den heftigen Fällen aber meistens auf dem Rückgrat, oder an die muskulösen d. h. fleischigen Theile der Schultern. Die Operation wiederhole ich je nach den Umständen und der Heftigkeit der Krankheit. Der Einschnitt muß von einem halben Zoll bis 2 oder 3 Zoll lang sein; die Tiefe desselben regulirt man je nach der Heftigkeit des Falles (S. 19)". Dies ist das Verfahren bei eingetretener Erkrankung.

Wie oben erwähnt, wird von Honigberger für gesunde Individuen die Einimpfung des Quassin's als Schutzmittel (Präservativ) gegen die Erkrankung an der Cholera ebenfalls empfohlen. Ueber das dabei zu beobachtende Verfahren spricht der Autor S. 29, 30, 33, 34, 68, 69 sich aus.

Es ist dem Unterzeichneten nicht bekannt geworden, ob man in Deutschland bei Cholera-Erkrankung die Honigberger'sche Heilmethode angewendet hat und welche Resultate durch das Quasi-Honigbergersche Verfahren (Quasin nebst Nelken und Eisen-Vitriol), als Präservativ für Gesunde gewonnen sind. Abgesehen von dem Quassin enthält das Buch, ad vocem: Cholera, auch sonst noch wissenswerthe Mittheilungen.

Was sind Schlangensteine?

Diese Frage wurde oft vernommen, nachdem vor ungefähr fünfzehn Jahren ein süddeutsches Blatt die Mittheilung gemacht, daß ein schlesischer Gutsbesitzer sich im Besitz eines Schlangensteins befinde, der, bei Vergiftung durch Vipernbiß, das Gift aus der Wunde des Verletzten auszusaugen vermöge. Von Vielen wird die Sache noch heut als eine Fabel betrachtet und dennoch ist die Existenz der sogenannten Schlangensteine eine Thatsache. Auf einem Irrthum beruht der aus Südafrika nach Europa emigrirte — jetzt wohl erloschene — Glaube, daß jene vermeintlichen Fabelwesen im Kopfe einiger Schlangen-Gattungen gefunden werden; irrthümlich wurden sie außerdem für ein Erzeugniß des Mineralreiches, für Steine gehalten. Die therapeutisch-wichtigen Schlangensteine — in der Kapstadt und deren Bereich „Slange-Steen" genannt — sind aus dem Horn des Rhinoceros gefertigte Kunst-Produkte.

Ueber sie schweigt fast gänzlich die Literatur des vorigen Jahrhunderts. Unerwähnt lassen die Schlangensteine z. B. Fontana in seinem Werke über das „Viperngift" (Berlin 1787) und Prof. Halle in seiner früher viel citirten „Gift-Historie" (Berlin 1787). In den 1783 zu Paris erschienenen „Essais philosophiques etc." (pag. 15, 21) wird mitgetheilt, daß der Schlangenstein aus weißgebrannten Knochen und darunter gekneteter Kalkerde besteht. Dasselbe erwähnt Gmelin in seiner „Geschichte der thierischen Gifte" (Erfurt 1811, S. 31). Auch in Buchner's Toxikologie (Nürnberg 1827) hat Referent über Schlangensteine nichts auffinden können; selbst der berühmte Orfila erwähnt sie nicht in seinem Buche „Rettungsmittel bei Vergiftung" (deutsch von Roschet, Basel 1818).

Im gegenwärtigen Jahrhunderte haben mehrere Reisende in Afrika und Asien den Schlangensteinen ihre spezielle Aufmerksamkeit zugewendet und durch ihre Ermittelung ist Aufklärung gewonnen. Aus den Berichten von Reisenden, welche in der Literatur bekannt geworden, ist Nachstehendes entnommen. Wie bekannt lebt das Nashorn (Rhinoceros) in Afrika — in dessen südlichen Ländern heerdenweise —, in Südasien (Bengalen, Ceylon, Siam, China u. s. w.), auf den größeren Inseln des austral.-asiatischen Pelagus (Java, Sumatra u. s. w.). Man unterscheidet mehrere Species, z. B. das Rhinoceros mit einem Horn und mit zwei Hörnern (bicornis), sodann das schwarze und das weiße Nashorn u. s. w.

Als Kolbe und Barrow, im ersten Decennium des 19. Jahrhunderts ihre Nachforschungen im südlichsten Afrika anstellten, wurden die Schlangensteine noch aus Ostindien nach der Kapstadt importirt. Unter den Bewohnern des Kaplandes herrschten zwei Ansichten vor. Ein Theil behauptete, daß die Steine im Kopfe der Haarschlange (cobra di capello) sich fertig vorfinden; Kolbe konnte sie in den Köpfen von Schlangen nicht entdecken.

Andere behaupteten, daß jene Steine ein künstliches Fabrikat der Brahmanen darstellen, die das Geheimniß ihrer Zusammensetzung besitzen sollten. Bei näherer Untersuchung fanden Kolbe, Barrow, Thunberg, Tams, von Barfus und Andere, daß die Schlangensteine ohne jede medizinische Beimischung aus dem Innern des Hornes bestehen, welches über der Nase des Rhinoceros sitzt. Das Herz dieses Hornes besteht aus einer grünlich schwarzen Masse, die sich an der Luft **steinartig** verhärtet. Dies und nichts weiter ist die Substanz der Schlangensteine. Zur Verschleierung der Sache wird, vor der Verhärtung jener Masse, derselben mitunter noch irgend eine indifferente Farbe — gewöhnlich eine rothe — in Ostindien beigemischt. In der Türkei wird den Steinen mit röthlichem Anstrich der Vorzug gegeben. Vom jungen Rhinoceros soll man das beste und zuverlässigste Horn gewinnen. Am Kap ist das Horn des Rhinoceros jetzt ein bedeutender Handels-Artikel; es steht im halben Preise des Elfenbeins. Man fertigt daraus Becher, Trinkschalen, Stock- und Degen-Knöpfe, und andere kleine Geräthschaften in verschiedenförmig einfacher Gestalt.

Aus den verschiedensten Ländern berichten jene Männer, als Augenzeugen, in allen Beziehungen übereinstimmend, über die wunderbare Eigenschaft der Schlangensteine. Deren Bedeutung, Wirksamkeit und Kraft ist — wie Referent aus den Berichten entnimmt — nach drei Richtungen hin zu specificiren.

1. Tams und Thunberg theilen im Detail mit: das Rhinoceroshorn verkündet die Anwesenheit von Gift, wenn solches in ein Getränk gemischt worden ist.

Tams zu San Paolo de Loanda (Afrika) sagt: wie in Ostindien und Angola tauchen die Europäer den aus Rhinoceros-Horn gefertigten Stab (Knopf des Stockes) aus Vorsicht in den Becher, bevor sie trinken. Ein darin befindlicher Gift-Trank verräth sich, sobald die helleren Theile sich dunkeln. Thunberg erwähnt: man glaubt allgemein, daß aus Rhinoceros-Horn gedrechselte Becher sogleich verrathen, wenn Gift in einem Getränk sich befindet, indem dann — in Folge der eigenthümlichen Eigenschaft des Hornes — die Flüssigkeit zu gähren beginnt. Dieserhalb sind auch die Becher in der Türkei sehr geschätzt [36]).

2. Die oben erwähnten Afrika-Reisenden äußern sich über die aus Wunden das Gift aussaugende Wirksamkeit der Schlangensteine ebenso, wie der neueste Berichterstatter E. von Barfus in seinen interessanten „Skizzen aus Java." Wir lassen seine Worte nachfolgen:

„Das Herz des Rhinoceros-Horns wird bei Verletzungen durch giftige Thiere mit stets günstigem Erfolge angewendet.

Es wird ein kleiner Einschnitt in die verletzte Stelle gemacht, so daß einige Tropfen Blut hervorquellen, und dann das Stückchen Horn — gewöhnlich „Schlangenstein" genannt — auf die Wunde gelegt, auf welcher er sich augenblicklich so festsaugt, daß man nicht im Stande ist es von derselben los zu machen, bis sich der sogenannte Schlangenstein vollgesogen hat. Ist dieses geschehen, so fällt er von selbst ab und wird nun in ein Glas Milch gethan, die sich sofort grün färbt und so oft erneuert werden muß, bis sie weiß bleibt. Dies ist ein Zeichen, daß das Horn das eingesogene Gift wieder von sich gegeben hat.

Der Stein wird dann wieder auf die Wunde gelegt und dieses Verfahren so lange fortgesetzt, bis er sich nicht mehr ansaugt, was ein Beweis für die vollständige Entfernung des Giftes aus dem gebissenen Gliede ist [37])."

Kolbe erzählt: „ich sah am Kap einen Knaben, der einen giftigen Biß in den Arm bekam. Als der Stein aufgelegt wurde, war der Arm fürchterlich geschwollen und entzündet." Kolbe beschreibt nun ebenso wie von Barfus, das weitere Verfahren und schließt mit den Worten: „dies wurde wiederholt bis der Stein alles Gift ausgesaugt hatte, worauf der Arm wieder ganz gesund war [38])."

3. Auch für die Lehre von den innern Heilmitteln (materia medica) interessirt das Rhinoceros-Horn. Thunberg erwähnt: Viele bewahren das Rhinoceros-Horn, als nützliches Heilmittel in Krankheiten, auf; es wird dann das Horn fein zerspalten. Man giebt dasselbe Kindern gegen Convulsionen und Krämpfe ein. (Andersson a. a. O. S. 139.) Werner Munzinger berichtet aus Keren im Lande der Bogos (Afrika) im April 1859: „die Leute von Massua und die Abessinier benutzen das Horn des Rhinoceros. Sein Abschabsel (raclure, ratissure) wird als ein gewaltiges Gegengift angesehen [39])."

Aus vorstehender Darstellung darf man entnehmen, daß das — via London ohne Schwierigkeit zu beziehende — Rhinoceros-Horn durch seine giftverkündende, seine entgiftende und seine therapeutische Wirksamkeit von hoher Bedeutung ist.

Wenn in Europa auch Gift-Schlangen (serpentes venenosi) nicht in der freien Natur existiren und wahrscheinlich nur die gemeine Viper oder Kreuz-Otter (vipera berus) durch ihren vergiftenden Biß als gefährlich sich darstellt, so ist doch mehr als wahrscheinlich, daß die Schlangensteine — ebenso wie gegen Schlangenbiß — sich als wirksam und heilsam erweisen werden auch gegen giftigen Insektenstich (wir erinnern an die vielen Unglücksfälle des Jahres 1858, herbeigeführt durch Fliegen, welche aus kranken und todten Thieren das Milzbrand-Gift eingesogen hatten) und gegen Bißwunden durch tollgewordene und wüthende Thiere. Selbst der Biß eines zornigen Thieres kann schädlich und gefährlich werden. Gegen Wuthkrankheit der Hunde (rabies canina), gegen ihren Biß und deren Folgen bieten vielleicht das Rhinoceros-Horn und die aus ihm bereiteten Schlangensteine, bei innerer und äußerer Anwendung, das Gegenmittel dar. Die künftige Erprobung des Innern

36) Ch. J. Andersson Reisen (s. Nr. 38) Bd. 2, S. 138, 139. Tam's Beschreibung der Portugiesischen Besitzungen in Westafrika, Hamburg 1845, S. 157; Karl Andree geograph. Wanderungen, Kölnische Zeitung Nr. 167 vom 18. Juni 1858.

37) E. v. Barfus, Skizzen aus Java, Hausblätter von Hackländer und Höfer, Bd. 4 (1857) S. 152, 153.

38) Charles J. Andersson, Reisen in Südwest-Afrika, deutsch von Lotze, Leipzig 1858, Bd. 2., S. 40, 41.

39) K. Neumann, Zeitschr. f. allg. Erdkunde, Neue Folge. Bd. 8. (1860) S. 146.

und der Schale des Rhinoceros-Horn, innerlich angewendet bei Krampf mit Convulsionen (spasmus clonicus) und bei Krampf mit Contraction der Muskeln (spasmus tonicus), wird darüber Auskunft geben können, ob die wilden Völker in Afrika für diese beiden das geeignete Heilmittel aufgefunden haben.

Cholera-Furcht.

Die beste Literatur über Pest, Gelbfieber, Cholera berichtet und schon aus den während der Choleraherrschaft gemachten Wahrnehmungen ist bekannt geworden, daß die am Orte der Epidemie sich aufhaltenden Menschen, mehr oder weniger, den atmosphärischen Krankheitsstoff in sich aufnehmen. Beinahe ein Jeder ist von der krankmachenden Luft unbehaglich angehaucht. Man nimmt an, daß Pest, Gelbfieber und Cholera in höherem oder geringerem Grade mit ihrem epidemischen Agens das Blut vergiften, und bringt damit die häufig wahrnehmbaren Symptome des Kopfschmerzes, der Beunruhigung, des fortwährenden Durstes, der Uebelkeit und der Neigung zur Diarrhoe in causalen Zusammenhang. Anlangend die Cholera-Furcht sind zu unterscheiden:

a) das in der Pathologie als „angor circa pectus" oder „heftiges Angstgefühl über der Brust" beschriebene Krankheits-Symptom, welches körperlichen Ursprungs ist und — bei ungeschwächter Fortdauer, in Begleitung mit anderen Symptomen — der ärztlichen Mitwirkung bedarf, und

b) die geistige Beängstigung, welche als psychische Furcht sehr Vielen lästig wird und auf welche das Wort „Cholera-Furcht" zu beschränken ist.

Diese psychische Belästigung allein wird bei diätetisch vorsichtiger Lebensweise und einem sonst geregelten Verhalten — wir verweisen auf den Aufsatz über die Schutzmittel gegen die Cholera-Erkrankung im Wochenbl. d. Joh.-Ord. Nr. 37, d. d. 12. Sept. 1866, S. 230 seq. — Niemand zur Erkrankung führen, vielmehr zur möglichsten Vorsicht anspornen und damit mehr nützlich als nachtheilig sich erweisen. Dr. C. J. Heidler (Marienbad) hat seinem Werke „über die Schutzmittel gegen die Cholera" als Anhang eine lesenswerthe Abhandlung: „die Furcht schadet nicht!" beigefügt. Der bedeutendste Arzt in Nordamerika Dr. Konstantin Hering schreibt: „Fürchtet euch! Wer sich fürchtet und vernünftig lebt, bekommt die Cholera gar nicht oder sehr leicht."[40]). Ein Jeder — auch der Arzt, Seelsorger, Testamentsrichter, Heilgehilfe, Krankenwärter — wenn er sich körperlich und zugleich geistig übermüdet und angegriffen fühlt, pausire bei seinen Besuchen am Cholera-Krankenbett. Mens sana in corpore sano.

Das Temperament der Menschen hat auch während der Herrschaft epidemischer Krankheiten seine Bedeutung, aber nicht in dem hohen Grade als man allgemein glaubt. Die geistige Empfänglichkeit für die Cholera-Erkrankung hat ihre Grade, aber sie sind — wie die Erfahrung bestätigt — nicht entscheidend. Für die psychische Prädisposition geben wir die Reihenfolge dahin an: 1. Choleriker, 2. Melancholische, 3. Phlegmatiker, 4. Sanguiniker. Der bekannte Adam Chenot nimmt für die Pest folgende Scala an: die Cholerischen, Vollblütigen, Melancholischen, Phlegmatischen, Wassersüchtigen, Podagrischen. (Chenot, die Pest, S. 57, 58).

Es giebt Personen, die mit Muth und sogar Kühnheit ausgestattet, aber während der Cholera-Herrschaft — in Folge des epidemischen Einflusses — unbesiegbaren Gemüthsbewegungen unterworfen sind. Diesen ist von jedem Besuch der Kranken-Lokale dringend abzurathen. Die Redensart: „er fürchtet sich vor der Cholera" verdient wenig Beachtung.

Man findet es natürlich, daß der Mensch sich heftig bewegt fühlt, wenn ihm die Natur mit den sichtbaren Werkzeugen der Zerstörung naht. Die belebte Schöpfung zittert und empfindet des Todes Ahnung, wenn die donnernde Lawine auf friedliche Hütten sich stürzt, wenn ein Schneesturm auf der Steppenflur sein kaltes Leichentuch entfaltet, wenn über den glühenden Lavastrom kein Nachen fährt, wenn der Samum den heißen Wüstensand entfesselt, wenn im brennenden Urwald ein Flammen-Meer wogt, wenn der vom Orkan zerwühlte Ocean seine Gräber öffnet und wenn die Erde bebt.

Mehr noch wird der Mensch des memento mori eingedenk, wenn die Natur mit den unsichtbaren Todeswaffen der Epidemie vor seinem Blick ein unbegrenztes Schlachtfeld und Leichenlager entfaltet.

Frankfurt a. O., den 9. Juni 1867.

Robert Küttner.

40) Heidler, d. Schutzmittel gegen die Cholera, Prag 1854, S. 165—173; Konstantin Herings homöop. Hausarzt, Rubrik: „Cholera."

Statistisches.

Dem Protokoll über den Rittertag der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens vom 25. Mai c. entnehmen wir die folgenden Angaben:

I. Krankenhaus zu Jüterbogk.

Die vom Convent der Märkischen Johanniterritter am 24. Mai c. dechargirte Rechnung des elften Verwaltungsjahres vom 1. Oktober 1865 bis zum letzten September 1866 weist nach,

an Einnahmen:		
Verpflegungsgelder . . .	Thlr.	278. 13. 6.
Hausbüchse und Geschenke .	„	31. 3. 7.
Aus der Ordenskasse . .	„	2200. — —
Summa	Thlr.	2509. 17. 1.
an Ausgaben:		
Gehalt und Löhne . . .	Thlr.	294. 25. —
Verpflegung	„	1175. 22. 5.
Medizinalkosten	„	238. 10. 6.
Baukosten, Garten, Ersatz des Inventariums . . .	„	243. 18. —
Reinigung der Wäsche . .	„	41. 20. 3.
Bekleidung und Wäsche .	„	205. 21. 9.
Feuerung	„	127. 1. 9.
Beleuchtung	„	18. 4. —
Sonstige Auslagen . . .	„	164. 13. 5.
Summa	Thlr.	2509. 17. 1.

Am 1. October 1865 waren im Krankenhause in der

Behandlung . . . . 15 Kranke.
1865/66 wurden aufgenommen . . . 134 „
Summa 149 Kranke.

Davon sind: geheilt entlassen 100
gebessert und ungeheilt . . . 17
gestorben 12
in Behandlung geblieben am 30. September 1866 20
Summa 149

Verpflegungstage pro 1865/66:
zu $7^1/_2$ Sgr. . . 493
„ 3 „ . . 1336
„ $2^1/_2$ „ . . 285
unentgeldlich . . 6892
9006

Durchschnittlich täglich $24^2/_3$. Jeder Tag hat 8 Sgr. $4^1/_8$ Pf. gekostet.

Die aufgenommenen Kranken waren:
Blessirte und kranke Soldaten . . 77
andere Kranke 72
149

Unter den Soldaten:
Preußen, wobei 2 Offiziere . . . 66
Oesterreicher, wobei 3 Offiziere und 2 Kadetten 11
77

in der Behandlung geblieben:
preußische Soldaten 7
Oesterreicher, wobei 1 Kadett . . 4
Andere Kranke 9
20

Gegen das Vorjahr sind:
Verpflegungstage 2104 mehr;
Kosten jeden Tages $6^1/_4$ Pf. weniger;
Aus der Ordenskasse 578 Thlr. 23 Sgr. 4 Pf. mehr.

Unter den Gestorbenen sind 10 Soldaten, 8 Preußen und 2 Oesterreicher, meist Amputirte. Die Mehrzahl der blessirten und kranken Soldaten wurden nach der Schlacht von Königgrätz aufgenommen, in einem Zustande großer Erschöpfung, unter ihnen mehrere schwer Verwundete. Zwei aus Privatmitteln zweier Ritter des Vereins erbaute Baraken haben sich vortrefflich bewährt. Rühmend hervorzuheben ist die freiwillige krankenpflegerische Thätigkeit des Fräulein von Erdmannsdorff zu Jüterbogk, Enkelin eines Veteranen vom Jahre 1806. Die Annahme, daß freiwillige ungeschulte Krankenpflege mehr hemmend als fördernd im Krankenhause wirke, hat sich in dem Krankenhause zu Jüterbogk nicht bestätigt.

II. Krankenhaus zu Stendal.

In demselben sind ebenfalls, jedoch nur leicht verwundete Soldaten behandelt worden, von denen einer gestorben ist. Eine auf dem Hofe des Krankenhauses erbaute Barake, errichtet durch Anbringung eines Daches an einer bestehenden Mauer und Abschließen mit Vorhängen, hat sich auch hier bewährt.

An Kranken waren vorhanden:
Bestand am 1. Januar 1866 . . . 15
Zugang 245
260

Abgang:
geheilt entlassen 203
ungeheilt und gebessert . . . 28
gestorben 9
240

Bleibt Bestand am 31. Dezbr. 1866 20 Kr.

Verpflegungstage pro 1866 waren:
zu 15 Sgr. . 155
„ 5 „ . 4638
Freibett . . 170
Soldaten . . 3707
Summa 8670

Ein Verpflegungstag kostete 8 Sgr. 9 Pf.
Die Durchschnittszahl der täglichen Kranken ist $23^5/_7$.

III. Krankenhaus zu Neu-Ruppin.

Das neue Haus ist schön und gut gebaut, hat eine sehr gesunde Lage und ist seit November v. J. vollständig und vortrefflich eingerichtet. Das Comité für die Erbauung und Einrichtung desselben, bestehend aus dem Landrath v. Bülow, den Rittern v. d. Knesebeck-Carwe und von Quast-Wichel, sowie dem Kreisschulzen Haase, sieht seine eifrige unermüdete Thätigkeit vom besten Erfolge gekrönt. Verwundete Soldaten sind in das Haus nicht aufgenommen worden.

An Kranken sind behandelt worden:
Bestand am 1. Januar 1866 . . . 31
Zugang 130
161

Davon sind:
geheilt entlassen 109
gebessert und ungeheilt . . . 9
gestorben 13
131

Bleibt Bestand ultimo 1866: . . . 30 Kr.

Verpflegungstage waren: 9823.
Jeder Tag kostete 7 Sgr. $9^{21}/_{44}$ Pf.

IV. Krankenhaus zu Pritzwalk.

Das Curatorium, an dessen Spitze Herr von Rohr steht, hofft das Haus zu Michaelis d. J. einweihen zu können. Es befindet sich bereits unter Dach, ist auf 50 bis 60 Betten berechnet, ähnlich dem in Neu-Ruppin erbaut, und erhält gleich diesem Wasserleitung.

Für Rechnung der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen wurden im Jahre 1866 in der Diakonissen-Anstalt zu Dresden 67 Verwundete und Kranke zusammen 2884 Tage verpflegt, nämlich 20 verwundete Soldaten 1405 Tage und 47 Civilpersonen 1479 Tage. Unter den Verwundeten befanden sich 7 Offiziere.

Ferner wurden auf Kosten der Genossenschaft vom December 1866 bis ultimo April 1867 in den Bädern von Teplitz 64 Königlich Sächsische Soldaten verpflegt.

Der Jahresbericht des Schreiberhau-Diesdorfer-Rettungshauses vom Jahre 1866 weist erfreuliche Fortschritte dieser schon lange in Segen wirkenden Anstalt nach. Zwar sind die milden Gaben nicht so reichlich geflossen, wie in anderen Jahren, weil für die wohlthuende

Liebe sich noch viel größere Kreise ihres Wirkens auf dem Kriegsschauplatz und in den Lazarethen öffneten; um so mehr ist es hervorzuheben, daß die Anstalt selbst sich von den nahe gelegenen Schlachtfeldern schwer verwundete Preußen holte, sie verpflegte und mit ihnen theilte, was sie selbst von Gaben der Liebe empfing. Es ist solches nach dem Bericht für die Anstalt nicht ohne innern Segen gewesen und hat das Schreiberhauer Rettungshaus seinen patriotischen Sinn, den es im Revolutionsjahre durch manches kräftige Zeugniß an den Tag gelegt, auf's neue bethätigt. Es befindet sich neben dem Rettungshause für verwahrloste Kinder auch eine Pflege- und Erziehungsanstalt blödsinniger Kinder in den neuen und zweckmäßig gebauten Anstaltsgebäuden in Schreiberhau. Blödsinnige auch aus den höhern Ständen finden hier ein sehr freundliches Asyl, und werden, außer der besten diätetischen Pflege, sorgfältig und mit viel Umsicht unterrichtet, so daß hier wirklich noch bildungsfähige Blöde für das Leben brauchbar erzogen werden, wie man solche Zöglinge in der Diesdorfer Druckerei in nützlicher Arbeit sehen kann. Am Schlusse des Jahres waren 55 Kinder in der Anstalt. Die Einnahme des Schreiberhauer Hauses beträgt 4573 Thlr. 29 Sgr., darunter 1361 Thlr. 5 Sgr. 10 Pf. Liebesgaben. Das Diesdorfer Haus hatte Einnahme 5119 Thlr. 18 Sgr. 4 Pf. und Ausgabe 5107 Thlr. 9 Sgr. In jüngster Zeit sind der Anstalt von Freunden, die sie genauer kannten, auch zwei Legate zugefallen, das eine von 3000 Thlr. in Staatsschuldscheinen, wodurch sie in den Stand gesetzt werden wird, ihre noch bevorstehenden Baulichkeiten auszuführen. Während der kriegsbewegten Zeit hat die Anstalt eine gar herrliche Mission gehabt, indem sie das Kriegsbüchlein „die tapferen Preußen", aus den besten und zuverlässigsten Nachrichten geschöpft, druckte, was bald in alle Lazarethe ging und dem Volke eine so liebe Gabe wurde, daß es in 13 nach einander folgenden Auflagen in 180,000 Exemplaren verbreitet wurde und auch jetzt noch vielfach, namentlich auch für die Schulen, begehrt wird. Den Vorstand der Anstalt bildet ein Directorium von Geistlichen; in Schreiberhau befindet sich eine Verwaltungs-Commission, an deren Spitze der Inspector des Hauses steht. (Kirchl. Anz.)

Am 1. v. Mts. hat hierselbst die feierliche Grundsteinlegung des neuen Frauen-Siechenhauses Bethesda stattgefunden. Die Baustelle liegt ¼ Stunde von der Stadt, neben dem neuen Magdalenenstift, zwischen dem Spandauer Schiffsahrts-Kanal und der Hamburger Eisenbahn.

Vor kaum 13 Jahren aus kleinen Anfängen erwachsen, werden im jetzigen Hause zur Zeit 70 Sieche verpflegt, dasselbe hat sich jedoch als unzureichend erwiesen. Das neue Haus wird gegen 100 sieche Frauen aufnehmen können.

Bad Landeck, 8. Juli 1867.

Der hiesige liebliche Badeort, im Juni vorigen Jahres in banger Sorge vor einer österreichischen Invasion, aber, Dank unserm theuern Könige und unserer herrlichen Armee, davor bewahrt, fühlte am Jahrestage von Königgrätz das dringende Bedürfniß, seinen Gefühlen einen lebendigen Ausdruck zu geben, um so mehr, als die Tochter des Durchlauchtigsten Herrenmeisters des Johanniter-Ordens (nach dessen Pflanzschule sich jetzt hier ein imposanter und würdiger Bau im Sinne der Ordenszwecke erhebt) und zugleich die Schwester des heldenmüthigen Prinzen Friedrich Karl, Ihre K. H. die Prinzessin Luise von Preußen hier im Bade weilt. Nächst einem Zapfenstreich am Vorabend des 2. Juli Seitens des Veteranen-Vereins, ward am Morgen des Festtages das hiesige neue Militärkurhaus durch eine Ehrenwache desselben besetzt. Um 12 Uhr Festbewirthung der 47 Patienten in dem Militärhospital; um 1 Uhr Anmarsch des Veteranen-Vereins vor dasselbe, Abholung der activen Krieger und donnerndes Hoch! auf Se. M. den König und die Armee; Paradeaufstellung vor dem Steinbade, dem Absteigequartier Ihrer Königl. Hoheit, Höchstwelche in ergreifenden und zündenden Worten die Veteranen und jüngeren Krieger ansprach und Sr. M. und der Armee mit ihren Führern nochmals ein Hoch brachte, das bis in die fernen Promenaden jubelnd wiederhallte. Dann fröhlicher Abmarsch nach dem sogen. Tannenhain (ein Vergnügungsort im Walde), wo bis zum Abend Bewirthung und Unterhaltung aller Krieger stattfand. Um 3 Uhr großes Diner im Kursaal, nach dessen Schluß eine musikalisch-dramatische Abendfeier zum Besten des Militärkurhauses durch den Johanniter-Ritter Herrn von Sanden, unter gütiger Mitwirkung vieler Badegäste arrangirt war, welche Ihre K. H. die Frau Prinzessin mit Gefolge beehrte. Eingeleitet wurde die Feier durch einen vom genannten Ritter verfaßten und gesprochenen Prolog.

Nach der Abendfeier fand Illumination des Kurgartens statt, die besonders in einem zierlich dekorirten Pavillon mit den Büsten unsers geliebten Königspaares gipfelte, welches mit donnernden Hurrahs, untermischt vom „Heil Dir im Siegerkranz", begrüßt wurde, als bengalische Flammen in den verschiedensten Farben gewissermaßen die Liebesflammen des treuen Volkes zu seinem theuren Regentenhause versinnlichten. — So endete hier dieser preußische Jubeltag, dessen Wiederkehr — wie der Tag von Leipzig — in unserm Volke gewiß stets mit gleich warmem Dankgefühl gegen Gott und unsere Hohenzollern begangen werden wird. —

Dem fast vollendeten Militärkurhause, das auf ca. 100 Mann (incl. Offiziere) berechnet ist, und schon mit 47 theils verwundeten, theils kranken Kriegern belegt war, flossen durch die Einnahme aus dieser Abendfeier 105 Thlr. zu, von denen 100 Thlr. zum Fundationskapital geschlagen, und 5 Thlr. einem Comitémitgliede zu angemessener Verwendung übergeben wurden. Hoffentlich wird die nun eigentlich erst beginnende volle Saison im Laufe des Sommers noch ähnliche Arrangements mit sich bringen, um das Stammkapital, welches nunmehr etwas über 8500 Thlr. beträgt, noch höher anwachsen zu machen. —

Das Wilhelmstift für blödsinnige Kinder der Provinz Brandenburg.

Sollen wir vorwärts, oder müssen wir die Hoffnungen, welche das schnelle Gelingen des Anfangs in den Herzen

vieler unglücklichen Eltern geweckt hat, auf die ungewisse Zukunft verweisen? Innerlich gedeiht die junge Anstalt, die Saat sprießt, und wir dürfen behaupten, daß für unsere Pfleglinge leiblich und geistig gut gesorgt ist. Aber — unser Baufonds beträgt erst 4000 Thlr. und wir bedürfen 20,000. Wir können kaum die vorhandenen 17 Pfleglinge mit dem Hauspersonal in den engen und niedrigen Räumen des alten Hauses unterbringen. Der nächste Winter wird die Ueberfüllung uns noch schwerer empfinden lassen. Wir hatten gehofft, das neue Haus in diesem Sommer wenigstens unter Dach bringen und einige für den Winterhaushalt nothwendige Locale in demselben herstellen zu können, hatten gehofft, im nächsten Frühjahr die seit zwei Jahren harrenden armen Mädchen und etwa 20 Knaben, die wir mit schwerem Herzen jetzt zurückweisen müssen, aufnehmen zu können. Wir hoffen es noch. Doch stocken schon jetzt die Gaben aus der Provinz. Die hiesige Königliche Regierung hat die Annahme von Gaben der Schulkinder seitens der Lehrer für unstatthaft erklärt und uns angewiesen, die darauf gerichtete Bitte an die Schulen zurückzunehmen, was hiermit geschieht. Damit ist uns eine wichtige Einnahmequelle verschlossen. Dürfen wir noch 6000 in 2 Monaten erwarten?

Innigen Dank für die Gaben der verflossenen Monate und namentlich für die vielen uns zugesicherten festen Beiträge! Aber zugleich die Bitte an die Tausende von Christenherzen in der Provinz, welche gern den armen Blöden helfen wollen: Sendet bald, was ihr in euren Gedanken schon lange für das Wilhelmstift bestimmt habt, und bittet in eurem Kreise für den guten Zweck! Eine monatliche Groschensammlung für den Neubau ist seit 2 Monaten im Gange. Möchten doch in den verschiedenen Orten noch mehr Freunde und Freundinnen als bisher sich Sammelkarten von dem Unterzeichneten (portofrei) zuschicken lassen und dadurch eine fortlaufende Einnahme für den Bau erzielen helfen! — Die Kinder und die Unbemittelten haben bisher reichlich gegeben und fahren damit unermüdlich fort. Etliche hochgestellte und vermögende Freunde der Elenden sind mit bedeutenden Opfern vorangegangen. Sollte nicht unter denjenigen, welchen Gott zu dem Herzen voll Liebe auch irdisches Gut bescheert hat, gerade jetzt, wo es die feste Begründung des Werkes gilt, noch einer und der andre Freudigkeit gewinnen, eine einmalige größere Summe für den Neubau zu schenken? — Wer das Elend, dem wir steuern wollen, und die Freude an dem Erwachen eines ohne diese Hilfe in Finsterniß verkommenden Menschengeistes versteht, der weiß, daß unser Zweck hinter keinem andern, für welchen in dieser Zeit Tausende freudig gespendet werden, zurücksteht. — Zur Annahme der Gaben sind der Rendant der Anstalt, Herr Rechnungsrath Wegener hierselbst (Französische Straße Nr. 10), der Vorsitzende Superintendent Schultze, und sämmtliche Potsdamer Buchhändler, in Berlin Herr Buchhändler M. Matthies, Wilhelmsstraße Nr. 50, so wie alle Herren Landräthe und Geistliche der Provinz bereit.

Potsdam, den 5. Juli 1867.

Der Vorstand des Wilhelmstiftes.

Schultze, Superintendent. Wallach, Vice-Präsident der Kgl. Ober-Rechnungskammer.
Coulon, Prediger. Wegener, Rechnungsrath a. D.
Kullmann, Professor u. Stadtrath. Posse, Stadtrath u. Zimmermstr.
R. v. Krosigk, Königl. Oberst. Dr. Puhlmann, Oberstabsarzt.
Dr. Adelung, Anstaltsarzt. Großmann, Anstaltsvorsteher.

Literatur.

Im Verlage von Adolph Enslin, Friedrichsstraße Nr. 70 hierselbst, erschien so eben:

„Die freiwillige Krankenpflege im Kriege, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Leistungen im Jahre 1866. Nach amtlichen Quellen und im offiziellen Auftrage bearbeitet von Dr. Wilh. Brinkmann." Mit 3 Tafeln Abbildungen. gr. 8. geheftet 20 Sgr.

Diese Schrift, auf Befehl Ihrer Majestät der Königin verfaßt, schildert die Leistungen der einzelnen Vereine zur Pflege verwundeter Krieger, die Thätigkeit der Johanniter-Ritter, der Feld-Diakonen und Diakonissen, sowie der andern Helfer auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen. Die Hauptaufgabe war es aber, die Erfahrungen des letzten Jahres für die Zukunft zu verwerthen und Normen zu gewinnen für die Organisation der Privathilfe.

Hierdurch erhält das in Rede stehende Werk eine erhöhte Bedeutung, und wünschen wir demselben deshalb eine recht große Verbreitung.

„Erlebnisse eines Johanniter-Ritters auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen. Von B. v. Werder. Halle, bei Richard Mühlmann. 1867.

Die vom Verfasser geschilderten Erlebnisse waren, zunächst nur für einen engeren Kreis bestimmt, als Manuscript aufgezeichnet. Vielseitig an ihn gerichtete Wünsche haben ihn veranlaßt, dieselben dem Druck zu übergeben.

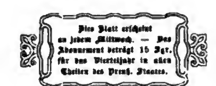
Herr von Werder gehörte zu denjenigen Johannitern, welche Gelegenheit hatten, während der Schlacht bei Königgrätz in Sadowa, dem Mittelpunkte des großen Entscheidungskampfes, werkthätig sein zu können. Später fungirte er in den großen Lazarethen zu Gitschin und Umgegend, und bieten deshalb die von ihm sehr gut geschilderten Erlebnisse eine Fülle des Interessanten aus jenen so denkwürdigen Tagen dar.

„Die Wappen aller regierenden Fürsten und Staaten, von Ed. von Schmidt." Frankfurt a/M. 1867. F. Boselli'sche Buchhandlung (W. Rommel). (Preis 1 Thlr.)

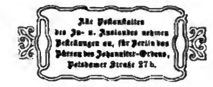
Für Freunde der Heraldik, Zeichner u. A. bietet dies Werkchen, das zugleich als beschreibender Text zu der in gleichem Verlage erschienenen Wappentafel der hauptsächlichsten Länder der Erde dient, interessante und willkommene Anhaltspunkte auch in seinen genauen historischen Notizen.

Die vielen nicht wohl verständlichen technischen Ausdrücke der Heraldik sind meist durch passende deutsche Worte ersetzt worden.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt



der

Johanniter-Ordens- Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 30. Berlin, den 24. Juli 1867. **Nr. 30.**

1. **Carl Dettlof von Winterfeld**, Ritterschafts-Director und Landrath a. D., Mitglied des Herrenhauses, auf Kutzerow bei Prenzlau, Rechtsritter seit 1855, † zu Kutzerow 15. Juli 1867.

2. **Georg Friedrich Alexander Graf von Blankensee**, Kammerherr, auf Wugarten bei Friedeberg i. d. Neumark, Ehrenritter seit 1827, † zu Schloß Teschenowo, Kreis Cosel, 14. Juli 1867.

Vortrag,

gehalten am 25. Juni im Saale des Schlosses zu Sonnenburg, vor den daselbst versammelten Johanniter-Rittern.

Die neugeschlagenen Ritter haben so eben, die andern hohen Anwesenden früher vor dem Altare Gottes gelobt: „sich zum evangelischen Glauben mit Wort und That zu bekennen, einen guten und ritterlichen Kampf gegen die Feinde der Kirche Christi, gegen die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnung zu kämpfen, christliche Krankenpflege zu fördern."

Ein Gelübde, das ernster keines gedacht werden kann, eine Erneuerung und Specialisirung des Taufbundes in reifem Mannesalter, bei dem vollen Bewußtsein der damit übernommenen Pflichten, — nach langer, selbsteigener Erfahrung der menschlichen Schwäche. Es ist unmöglich zu erfüllen im Vertrauen auf die eigene Kraft, wenn das Herz angefüllt ist von dem Weihrauch des eigenen Werthes. Das Erkenntnißvermögen wird dann verdunkelt, die Kraft des Willens gelähmt. Es bedarf eines Herzens, welches sich entleert von aller Eigenliebe und Selbstsucht, um die ganze Kraft der Liebe Gottes in dasselbe aufzunehmen, um die selbstlose treue Hingabe an die übernommene Pflicht: der Liebe zu den Ordnungen Gottes in Kirche und Staat, der Liebe zu den Brüdern, — zu ermöglichen, ohne welche das damit von uns geforderte Opfer nicht gebracht werden kann.

Der Orden leistete zur Zeit seiner früheren Blüthe die Gelübde der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams. Er will und kann sich nicht lossagen von seiner Geschichte. Auch jetzt noch sind jene Gelübde im Geist, in der Wahrheit aufgefaßt, die Vorbedingungen seiner Wirksamkeit, der Erfüllung unseres heutigen Gelübdes. Sie sind die Entsagung alles selbstsüchtigen Habens, Genießens, Wollens. Der Orden tritt damit drei Hauptkrankheiten der Zeit, weil Hauptsünden des menschlichen Herzens aller Zeit, dem Materialismus, der Fleischesfreiheit, der Vergötterung der eigenen Persönlichkeit, entgegen. Bevor er den Kampf beginnen kann, welchen ihm unser heutiges Gelübde vorschreibt, muß er völlig im Reinen sein über die zu diesen Dingen zu nehmende Stellung und müssen seine Glieder die desfallsige Position im eigenen Herzen fortschreitend siegreich zu behaupten wissen.

Armuth, — der Herr preist selig, die arm sind nach dem Geist, die wissen, daß sie arm sind. Nicht der Besitz der Dinge macht unselig oder selig, auf die Stellung des Herzens zu dem Besitz kommt es an, und die Gefahr liegt nahe, daß wir uns in dem Besitze groß dünken, statt uns durch die Gute Gottes demüthigen zu lassen, welche ihn uns Unwürdigen verlieh, uns antreiben zu lassen zur Erfüllung der Pflichten, um welcher willen er uns verliehen wurde. „Ich dien'" ist unser Ziel, nicht „ich habe, ich genieße". Nicht daß ich mit meinem Gut machen kann, wozu das Herz ein Gelüst hat, es ist ein meiner Treue anvertrautes Gut, ein fundum, ein Lehen. Wir haben damit Gott zu dienen, unmittelbar an seinem heiligen Leibe, welcher ist die Kirche, oder an seinen Armen und Elenden, von denen er ausdrücklich erklärt, daß, was ihnen geschehe, er ansehen wolle, als sei es ihm gethan. Unser ganzes Leben soll zur Ehre Gottes gereichen, dann ist auch, was wir zu dessen Erhaltung nach unserem Stande, nach den Verhältnissen, in welche Gott selbst uns setzte, gebrauchen, nach seinem Willen, in seinem Dienst verwendet. Der Zehnte des alten Testamentes war vorbildlich, jede Quotisirung unseres Einkommens zu derartigen Zwecken hat etwas Willkürliches, das Ganze gehört Gott, soll der Gebrauch ihm geheiligt sein, wir können uns durch keinen Theil loskaufen. Allein vergleichen wir am Schlusse des Jahres bei Durchsicht unserer Rechnungen, ob denn mindestens ein Zehntel unseres Einkommens für den Herrn unmittelbar, für kirchliche und Wohlthätigkeitszwecke verwendet wird, es wird nicht immer zutreffen. Fragen wir uns, ob wir an der Krankheit der Zeit mitleiden, daß für mehr humanistische Zwecke, namentlich wenn ein gewisser Eclat damit verbunden ist, z. B. für

die Verwundeten, die Mittel reichlich fließen, zu bestimmt kirchlichen Zwecken, ach, wie kärglich und trägen Herzens. Das Hazardspiel muß nach jenem Gelübde von allen Gliedern des Ordens, wie vom Breslauer Rittertage, verurtheilt werden. Es regt die niedrigsten Leidenschaften des menschlichen Herzens an, ist ein Reichwerdenwollen ohne den Segen der Arbeit, schlimmer wie Diebstahl, weil es den Verlierenden verleitet, das seiner Treue anvertraute Gut selbst zu vergeuden. Und wer es ohne solche Befleckung zu treiben vermöchte, den soll die Liebe dringen, nicht mit brennbaren Stoffen zu spielen, in deren hellauflodernden Flammen so viele seiner Brüder einen grauenvollen Tod gefunden haben, und die so leicht die eigenen Kinder ergreifen können.

Keuschheit, nach evangelischer Auffassung: Reinheit im Wandel, in Worten, in Gedanken, — nicht Ehelosigkeit. Gott stellt sein Verhältniß zu den Menschen unter dem Bilde der Ehe dar. Abfall von ihm ist Ehebruch, umgekehrt sind die Sünden gegen das 6. Gebot im tiefsten Grade Abgötterei, Anbetung des Geschöpfes, statt des Schöpfers. Sie waren und sind im Heidenthum auf's tiefste verwoben mit dem Götzendienste, dem Dienste der Creatur, sie sind die engste Verstrickung mit der Welt, die schamloseste Selbstsucht, welche die schmachvollste Erniedrigung des Nebenmenschen, ja der eigenen Persönlichkeit — zu ihrer Befriedigung für nichts achtet. — Die Familie aber soll sein das rechte Heiligthum des Adels. Sie macht das ganze Geschlecht zu einer einheitlichen Persönlichkeit, sie läßt den Segen der Voreltern herabströmen auf die Nachkommen, so anders diese ihn annehmen wollen, sie giebt dem Geschlechte den Namen, als Träger seiner Eigenart, als Ausdruck seines Wesens. Die Familie ist die Grundlage der Ordnungen Gottes in der Kirche und dem Staate, sie ist der Anfang beider, selbst eine solche, selbst die erste Gottes-Ordnung, und daher in ihrer Reinhaltung, in ihrem Schutze gegen die Verstörer aller göttlichen und menschlichen Ordnungen ganz besonders dem treuesten und hingebensten Dienste unseres Ordens nach seinem heutigen Gelübde anvertraut, dem täglichen Opfer seiner selbst von Seiten jedes einzelnen Gliedes, wenn er nicht schon in diesen Anfängen, in diesen Grundbedingungen der Erfüllung seiner Ritterschaft auf's schmählichste zu Schanden werden will.

Gehorsam — nicht des Knechtes gegen den Herrn, des erwachsenen Sohnes gegen den Vater. Wie der Herr dem Vater gehorsam war, indem er aus freier eigener Bewegung dessen Liebesrath zu unserer Erlösung durch sein Selbstopfer ausführte. Unterordnen aus freiem eigenen Willen unter das Wort Gottes, einordnen an der angewiesenen Stelle — und wenn es die des Thürhüters ist — in die vorhandenen Ordnungen, als deren lebendiges Glied. Achtung jeder Persönlichkeit als eines Ebenbildes Gottes, aber auch Achtung den Ordnungen Gottes als erweiterten Persönlichkeiten in ihren Gliederungen, ihren Ueber- und Unter-Ordnungen. — Umgekehrt ist Auflehnen gegen jede Unterordnung unter die Obrigkeit, unter Gott selbst, souveraines Herrschen der Mehrheit, der gleichberechtigten Einzeln-Persönlichkeiten in Staat und Kirche, Seinwollen wie Gott, das rechte Kennzeichen, die immer weiter Raum gewinnende Richtung der Zeit. Sie hat einen Bundesgenossen in unserer aller Herzen, und das Rechte zu treffen kann um so schwerer werden, als es Fälle giebt, in denen wir nach unserer Antheilnahme an obrigkeitlicher Stellung, oder vermöge der unmittelbaren höchsten Pflichten jedes Menschen gegen Gott, durch unser Gewissen genöthigt sind, der uns gesetzten Obrigkeit entgegen zu treten. Doch wird dem Adel nach seiner Geschichte, seinen Traditionen, seiner Stellung in jenen Ordnungen der deßfallsige Kampf erleichtert. Um so genauer sollten es alle seine Glieder nehmen, der damit eng zusammenhängenden und unter ihm auch recht verbreiteten Verhätschelung der eigenen Persönlichkeit, Pflege des Eigenwillens, mit aller Energie entgegen zu treten, um so heißer und unerbittlicher müßte der Kampf sein, uns unbedingt unter das Wort Gottes zu stellen, auch da, wo es uns schwer wird, wo es Opfer von uns fordert, wo die ersten Spuren sich im Herzen geltend machen, sich ihm zu entziehen. Das ist und bleibt schließlich die einzige Capitulation unsererseits für unsere Stellung, in jenen Ordnungen Anerkennung zu fordern, das einzige Mittel, den durch unser Gelübde übernommenen Kampf siegreich durchzuführen.

Wir sind ein Orden, von ordo abgeleitet, eine Ordnung, eine gegliederte Gemeinschaft, selbst eine erweiterte und doch einheitliche Persönlichkeit, unter einem Haupte mit mannigfachen Gliedern. Die Bedingung einer Wirksamkeit, welche nicht etwa nur die Thätigkeit der einzelnen Ritter ist, wie eine solche auch ohne das Vorhandensein des Ordens von ihnen geübt werden würde, sondern eine Wirkung der Gemeinschaft als solcher, beruht darauf, daß sich der Orden dieser Einheit immer mehr bewußt wird, daß sie in ihm schließlich in der Weise zum Ausdruck kommt, daß die Glieder rücksichtlich des Gelübdes und den seine Erfüllung bedingenden Grundprincipien, rücksichtlich ihres ganzen darauf gegründeten Lebens eine Einheit darstellen, nach einer Regel handeln. Wer das weiße Kreuz an unserem Halse und auf unserer Brust sieht, muß sich nicht täuschen können über die Denk- und Handlungsweise seines Trägers. Die Glieder des Ordens selbst müssen nicht nöthig haben, von ihrer subjectiven Auffassung zu reden, das objective, den Einzelnen stärkende, die Gegner überwindende „Wir", „so denken wir, so handeln wir" muß ohne Unwahrheit an die Stelle des subjectiven „Ich" treten können. Wir müssen die Thaten der Einzelnen im guten und schlechten Sinne nicht als ihnen allein angehörend, wir müssen sie als ein Gemeingut unserer aller ansehen. Das bewahrt den Einzelnen wie den Orden vor Ueberhebung, das macht den Einzelnen, sofern er irgend ein Gewissen und eine Rücksicht gegen den Orden hat, streng gegen sich selbst, zwingt den Orden unerbittlich zu heilsamer Zucht gegen unwürdige, gegen sein Gelübde lebende Mitglieder, wenn er nicht mit Recht dafür verantwortlich gemacht werden will.

Gott hat es dem Orden geschenkt, daß er bald nach seiner Neubildung sich in hervorragender Weise der Erfüllung des II. Theils seines Gelübdes, der Krankenpflege hingeben durfte. Die beiden schnell auf einander folgenden Feldzüge haben dazu wesentlich beigetragen. Er hat dafür eine Anerkennung gefunden, welche ihm leicht gefährlich werden könnte, wenn er nicht um so strenger mit sich selbst zu

Gerichte ginge und um so ernstlicher die Kraft auch dazu immer wieder aus dem unerschöpflichen Born der Liebe Gottes sich holte. Dieser Theil der Erfüllung unseres Gelübdes findet darum so leicht Anerkennung, weil er in der äußeren Erscheinung mit der humanistischen Zeitrichtung zusammenfällt, bei ihm kann eine Zeit lang der Mangel der auch dazu erforderlichen inneren Eigenschaften leicht übersehen werden. Auch die Krankenpflege des Ordens, wie die christliche Krankenpflege überhaupt hat einen dauernden Werth nur, soweit sie hervorgeht aus der Gesinnung dankbarer Gegenliebe, aus dem Verlangen des Herzens: „Das thatest Du für mich, was thue ich für Dich?" welches freilich auch treibt, das Schwert des Geistes zur Vertheidigung unseres Herrn und seiner Gnaden-Ordnungen ritterlich zu führen.

Und welche Uebelstände haben sich selbst noch bei dieser Thätigkeit unseres Ordens herausgestellt! Wir dürfen und wollen sie hier unter uns nicht verschweigen.

Es waren nicht zuviel Johanniter-Ritter, auch nicht Rechtsritter, welche das Bestehen der Ordenshäuser oder auch sonstiger christlichen Krankenhäuser benutzt hatten, um sich mit den Bedingungen einer christlichen Krankenpflege, mit den Verhältnissen geistlicher Genossenschaften, zu deren Schutz wir berufen waren, näher vertraut zu machen. Und doch sollte uns das hohe Vertrauen unseres Königs und Herrn, welches uns im Kriege jene Stellung verlieh, sollte uns das Vertrauen der Genossenschaften, welche sich unserm Schutze hingaben, ernstlich dazu drängen. Wir können die uns in dieser Beziehung eingeräumte großartige Stellung nur behaupten, geschweige denn erweitern, wenn wir in ihr in der That Großes leisten. Wie viel Ungeschick war von uns selbst bei gutem Willen in der Rücksicht noch zu überwinden.

Aber selbst dieser Wille war nicht überall der Größe der Aufgabe und der Heiligkeit der Pflicht entsprechend. Die Freude, die Schlacht zu sehen und an dem schwereren aber auch genußreicheren Dienste unmittelbar im Gewühle des Kampfes theilzunehmen, — auch wohl der Wunsch, Freunde, Verwandte aufzusuchen, von ihrem Ergehen sich zu überzeugen, ihnen etwa Liebesdienste zu erweisen, hinderte manchen Ritter an der stillen, treuen Ausübung der Pflicht, im Gehorsam gegen die Weisung, welche ihm direct oder indirect seinen Platz anwies. Die sog. „fahrenden Ritter" waren keine gute Zugabe unserer Ordensthätigkeit. —

Von Verdienst kann im Orden nicht die Rede sein. Eine desfallsige, unsere Thätigkeit betreffende Bemerkung in der uns zu dem heutigen Ritterschlage zugegangenen Einladung, könnte unser Gewissen ernstlich beschweren, wenn wir nicht die Gelegenheit erhalten hätten, uns darüber hier auszusprechen, und uns bittend dagegen zu verwahren. Das Thun der Ordensglieder muß unter das Wort des Herrn fallen: „und wenn ihr alles gethan habt, so sprecht: wir sind unnütze Knechte, die nichts gethan haben, als was wir zu thun schuldig waren." Wer von uns hat auch nur entfernt alles gethan, was er hätte thun sollen und können? Im bürgerlichen und staatlichen Leben mag von „Verdienst" die Rede sein, nicht in der Kirche und in christlichen Orden.

In großartiger Auffassung seiner Pflichten, muß das Ziel des Ordens eine Regeneration des deutschen Adels sein. Das gestattet immerhin, bei der ersten Aufnahme nicht zu peinlich zu verfahren, solche Glieder zuzulassen, welche — „guten Willens" sind. Die Aufnahme giebt nur eine Expectanz zur Vollberechtigung im Orden, der Rechtsritterschaft. Die soll der Sauerteig, die soll das Salz sein für den ganzen Orden. Gewiß ist darum richtig, daß das hohe Kapitel dazu Ritter in Vorschlag bringt, welche sich bisher bewährten, von welchen es auch für die Erfüllung der weiteren Aufgaben guter Zuversicht ist. Aber dazu befähigt nicht der Blick nach rückwärts, sondern nach vorwärts und aufwärts. Nicht die vermögen es, welche sich in ihrem bisherigen Thun gefallen, sondern allein die, welche für den Orden zu neuen schweren Pflichten vor Gott entschlossen sind. Das beugt tief und macht darum innerlich stark, die Erinnerung an angeblich schon errungenes Verdienst macht hoffärtig und darum untüchtig.

Es ist schon schwer für den Orden, daß seine Glieder für geleistete Ordenspflichten ein Zeichen staatlicher Anerkennung empfangen. Wir freuen uns als Preußen; wir freuen uns doppelt als Glieder des Ordens der auf dem Orden ruhenden Königlichen Huld und Gnade. Aber die Gnade will uns ja wohl thun. Nun ist „das Dienen" selbst unser Ziel, unsere Freude, unser Lohn. Sie werden uns getrübt durch jede anderweite Belohnung. Was bleibt uns denn, welche Anerkennung hat denn der Orden für seine Thätigkeit noch in Anspruch zu nehmen, wenn seine Glieder für dieselbe die menschlich höchste Anerkennung in Verleihung von Orden aus der Hand ihres Königs empfangen? In Hoffnung der Erfüllung der damit verknüpften Ordenspflichten verleiht Allerhöchstderselbe uns durch den Orden beim Eintritt in denselben das Ordenskreuz, so können wir, wenn diese Hoffnung sich nun auch wirklich erfüllt, dafür nicht doch noch erneute Ordenszeichen empfangen. Das Kapitel hat beschlossen, seinerseits niemand mehr zum Eintritt in den Orden aufzufordern. Nachdem das Streben desselben klar vor aller Augen liege, könne er abwarten, wer in seinem Herzen ein Verlangen trüge, den gleichen Dienst mit uns zu theilen. Der Grundgedanke dieses Beschlusses ist völlig richtig, wenn die Verhältnisse des Ordens überall die richtigen sind. Ein an erhabenem Orte brennendes Licht fällt von selbst in die Augen und lockt die für dasselbe Empfänglichen an. Was lockt nun bei uns an, das brennende Feuer oder der leuchtende Schimmer. Von letzterem wird angelockt das Geschmeiß der Mücken und Fliegen und verbrennt sich dann an dem Lichte. Was lockt an: Die treue Uebung schwerer Pflicht, christlicher Ritterschaft, oder der Glanz äußerer Ehre? Wie viele sonst ehrenwerthe Leute drängen sich nach dem Ehrenzeichen und rennen und wirthschaften, um es zu erlangen. Aber solche Ordensjäger sind der Ruin des Ordens. Solche äußere Auszeichnung hält die Edelsten und Besten zurück, sich selbst zu melden, welche begierig kommen würden, wenn es sich nur um Uebernahme von Pflichten handelte. Unser Kreuz hat 8 Spitzen, sie sollen andeuten, daß alle Zweige und Glieder, alle früheren Priorate zu dem Kreuze heran-, emporgezogen werden, dem unkundigen, auf äußere Ehre gerichteten Auge kann es aber den Eindruck machen, als ob die scharfen Ecken

der Kreuzbalken in ihm zersplittert sind, nach verschiedenen Seiten in die Welt hineinreichen, als ob das Zeichen, welches wir tragen, mehr ein Stern als ein Kreuz sei. Diesen Auffassungen hat der Orden mit aller Entschiedenheit zu wehren, alles, was darin bestärken könnte, weit von sich fern zu halten. Es ist kein Zweifel, daß von den christlichen Ritter-Orden aus der Gebrauch mehr und mehr Platz gegriffen hat, Kreuze und Sterne, welche nur die Zeichen der von einer Genossenschaft übernommenen Pflicht sein sollten, als bloße Ehrenzeichen zu verleihen und zu tragen. Daraus allein erklärt sich der Name „Orden" für letztere. So ist es eine besondere Pflicht dieser regenerirten Genossenschaften, auf die ursprüngliche Bedeutung derselben zurückzuweisen und alles, was an ihnen ist, aufzubieten, sich von dieser Uebung zunächst selbst loszulösen. Ihr letztes Ziel wäre: kein anderes derartiges Ordenszeichen als ihr Ordenskreuz zu tragen, weil es dem Träger den Inbegriff aller Pflichten gegen den Nächsten wie gegen die staatliche Ordnung auferlegt. Mindestens aber sollten solche Ehrenzeichen nicht an Ordensmitglieder für die einfache Ausübung ihrer nächsten Ordenspflichten verliehen werden. Wohl weiß ich, daß es noch schwer halten wird, dies sobald zu erreichen. Eingewurzelte Gewohnheiten stehen entgegen; der höchste, der beste, der gnädige Wille unserer Könige und Herren erschwert es. So lange hat der Orden solche Zeichen in Demuth als eine ihm auferlegte Last zu tragen. Allein seine Aufgabe ist es: es in ihm selbst zum vollem Bewußtsein und zur Anerkennung zu bringen, daß es anders sein sollte und anders werden muß, und die Aufgabe seiner Obern ist es, durch ehrerbietige, immer wiederholte, immer nachdrücklichere Vorstellungen auch an der Allerhöchsten Stelle dem gnädige Anerkennung zu verschaffen. Nimmt der Orden solche Auszeichnungen stillschweigend, wohl gar mit innerlicher Betheiligung hin, so gilt auch ihm das Wort:

„Du hast Deinen Lohn dahin."

Das möchte genügen, der hohen Versammlung für heute als Grundlage zur weiteren Besprechung über die Aufgaben des Ordens zu dienen. Specieller formulirte derartige Aufgaben, wie sie sich aus dem ersten Theile unseres Gelübdes ergeben, könnten, so es beliebt wird, bei späteren Versammlungen erörtert werden.

Diesen Vortrag aber lassen Sie mich mit der Wiederholung des Satzes schließen: erfaßt der Orden seine ganze Bedeutung, so soll er der Umfang, die Grundlage sein einer Reorganisation zunächst des deutsch-evangelischen Adels. Welch' eine Aufgabe! Soll solch' großes Werk auch nur annähernd gelingen, so muß die Erneuerung des Ordens und der einzelnen Glieder in der Tiefe beginnen. Aller blos äußere Schein ist weit ab zu weisen, auf das Wesen kommt es an, ja auch das äußere Werk hat nur einen Werth, wenn es hervorgeht aus einem Herzen, welches Gott liebt, Gott ehren und dienen möchte. Das Wort des Herrn selbst: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird Euch solches alles zufallen" hat seine eigene Wahrheit, wie für den einzelnen Menschen, so für Staaten, so gewiß auch für unseren Orden.

John Henderson.

Die Nachricht von dem Heimgang des edlen John Henderson zu Park bei Glasgow hat überall, wo Herzen für das Reich Gottes schlagen, eine gerechte Theilnahme erweckt. Wir geben im Folgenden einige biographische Notizen über den Verstorbenen, die wir einem Aufsatze des Revd. Andrew Thompson im Juniheft des „Evangelical Christendom" entnommen haben.

John Henderson wurde 1782 zu Borrowstonnees, einer kleinen Stadt an den Ufern des Forth, geboren, und hatte, als er am 1. Mai d. J. starb, das hohe Alter von 85 Jahren erreicht. Er war der Sohn eines Kaufmanns und kam noch als Jüngling nach Glasgow, um einen ältern Bruder, Robert Henderson, in seinem Geschäft zu unterstützen. Der Fleiß, die Rechtschaffenheit und Sparsamkeit der beiden Brüder erwarben ihnen unter Gottes Segen bald ein bedeutendes Vermögen. Schon vor 40 Jahren war ihre Firma eine der angesehensten in Glasgow.

John Henderson hatte sich an den Ufern des Clyde, bei Renfrew, das Gut Park gekauft und pflegte dort die Sommermonate zu verleben. Als er eines Tages mit seinem Bruder in einem kleinen Boote vom Dampfschiff ans Land setzte, schlug das Boot um, und Robert Henderson wurde todt ans Ufer gezogen. John Henderson erbte somit das ganze Vermögen seines Bruders, und die Leitung des weitverzweigten Geschäfts fiel allein auf ihn. Noch weit wichtiger jedoch war die Wirkung dieses Ereignisses auf sein Inneres, indem von diesem Tage an mit der Verdoppelung seines Reichthums ein lebendiges Bewußtsein seiner Haushalterschaft und der Realität und Nähe der unsichtbaren Welt in ihm wach wurde. Er war jetzt der Chef eines der größten Handlungshäuser Groß-Britanniens, und war sein Name schon vor dem eben erwähnten Ereigniß von Vielen gesegnet, so nahm von jetzt ab seine Wohlthätigkeit einen wahrhaft fürstlichen Character an. Das Gerücht, das seine jährlichen Liebesgaben auf 30—40,000 Pfd. St. (etwa 210,000 Thlr.) erhob, war nicht übertrieben.

Vor allem wandte John Henderson sein energisches Interesse der Sonntagsheiligung zu. Als thätiger Geschäftsmann wußte er den Werth des Sonntags für sich selbst zu schätzen und wollte die Wohlthat der Sonntagsruhe auch Anderen zu Theil werden lassen. Als im Jahre 1846 der Evangelische Bund gegründet wurde, war Henderson unter seinen eifrigsten und wärmsten Anhängern; den von ihm gesammelten und veröffentlichten Aufsätzen einer Anzahl bedeutender Theologen über „Union" verdankt der Bund zum großen Theil seinen raschen Erfolg. Er schloß dauernde Freundschaften mit einer großen Zahl hervorragender Männer aus allen evangelischen Kirchen. Eine der segensreichen Folgen des Evangelischen Bundes war der gesteigerte Verkehr zwischen den britischen Christen und denen der verschiedenen protestantischen Kirchen auf dem Continent. Henderson besuchte wiederholt den Continent und vertheilte bisweilen im Laufe weniger Wochen unter die Kirchen, Schulen und Waisenhäuser viele tausend Pfund. So manches Deficit der Anstalten für das Reich Gottes ist von ihm mit einem

Federstrich getilgt worden. Talentvolle junge Männer, mochten sie der französischen, belgischen, Genfer oder den italienischen Kirchen angehören, wurden auf seine Kosten in dem theologischen Institut zu Genf oder auf einer der schottischen Universitäten für den Dienst der Kirche ausgebildet.

In besonderem Grade unterstützte Henderson die ehrwürdige Kirche der Waldenser, sie war ihm theuer wegen ihrer durch so viele Jahrhunderte hindurch bewährten Treue gegen das Evangelium und — weil er in ihr das bedeutendste Werkzeug zur Evangelisation Italiens erblickte. Das Waldensische Colleg in Florenz ist ein Denkmal seiner Freigebigkeit, und das großartige Vermächtniß von 5000 Pfd. St. bildet den Schluß aller seiner früheren beträchtlichen Gaben. — In Schottland selbst wurde kein Betsaal gebaut ohne seine bereitwillige Hilfe. Wie vielen bejahrten Predigern hat er die Mittel zur ersehnten Ruhe von Arbeit und Mühe verschafft, wie viele trauernde Wittwen getröstet! — In gleicher Weise hat er das Werk der äußern Mission unterstützt; seine Anwesenheit bei den Mai-Versammlungen in London und die reichen Gaben, die er in den Händen der Schatzmeister zurückließ, beweisen hinlänglich, wie weit sein Interesse über den engen Kreis seiner eignen Kirche hinausreichte. Es gab vielleicht kein Haus in Großbritannien, in welchem die Wirksamkeit der verschiedenen Missionsgesellschaften, ja selbst die Namen der Missionare und der einzelnen Stationen so genau bekannt waren, wie in Park.

Dabei folgte John Henderson in seiner Freigebigkeit nie einem augenblicklichen Impuls, er nahm sich stets die Zeit, den vor ihn gebrachten Fall gründlich zu untersuchen. Er befolgte dabei Fuller's Grundsätze, daß „die Freigebigkeit so gut ihre Grenzen haben müsse, wie ein Fluß," und „daß die christliche Liebe nicht nur ihre Hand, so auch ihre Augen offen halten muß." Auch war Henderson nicht etwa deshalb so freigebig, weil er den Werth dessen, was er gab, nicht erkannt hätte; alle Verschwendung, selbst in den kleinsten Dingen, war ihm zuwider. Derselbe Mann, der 1000 Pfund mit Freuden hingab, ließ sich doch um keinen Sixpence betrügen. Hatte er aber nach sorgfältiger Prüfung einmal einem Gegenstande sein Interesse zugewandt, so ließ er nicht wieder von ihm ab, auch wenn der Reiz der Neuheit längst entschwunden war, und oft nützte er den Unternehmungen für das Reich Gottes noch in höherem Grade durch sein practisches Urtheil und seine gereifte Erfahrung, als durch sein Geld.

Bei dieser großartigen Freigebigkeit bewahrte Henderson eine seltene Anspruchslosigkeit, nie suchte er das Lob der Menschen, und allezeit war er bestrebt, im Verborgenen Gutes zu thun. Es war seine lautere Frömmigkeit, die ihn zu dem machte, was er war. Lange vor Tagesanbruch war er auf und suchte das Angesicht Gottes. Seinen näheren Freunden ward hier und da etwas kund von der Quelle, aus der seine seltene und dabei doch so still geübte Freigebigkeit entsprang. Der Name John Henderson's wird unter den edelsten schottischen Philanthropen glänzen und sein Gedächtniß in Segen bleiben.

(Neue Ev. Kirch.-Ztg.)

Beispiele arabischen Edelsinns.

Wie schon in den vormuhamedanischen Zeiten, so hat bis auf den heutigen Tag unter dem Volke der Araber viel Edelsinn geleuchtet. Manchen besonders interessanten Beispielen hiervon hat Fr. Rückert in seinen „sieben Büchern morgenländischer Sagen und Geschichten" und anderswo seine große poetische Kunst zugewendet. Die ältesten Beispiele arabischen Edelsinns finden sich in den sieben Preisgedichten der Araber, welche den Namen Muallakât tragen (in's Deutsche übertragen von Dr. Ph. Wolff, Rottweil 1857). Hier mögen einige verschiedenartige Beispiele aus drei neueren Reisewerken, nämlich aus den Reisen im Orient von H. Petermann (Leipzig 1860), dem Reisebericht über Hauran und die Trachonen von J. G. Wetzstein (Berlin 1860) und den Wanderungen durch Palästina von K. Furrer (Zürich 1865) mitgetheilt werden.

1. Vor etwa 30 bis 35 Jahren hausten in Damaskus die Arnauten (Albaneser), wie die Janitscharen in Konstantinopel. Ein Deli Baschi, Anführer derselben, wollte einst eine vorübergehende Frau mit Gewalt in das Serai schleppen. In ihrer Todesangst rief sie: „O Volk Muhammeds, o ihr Leute des Edelmuths!" und sogleich (denn Jeder hält sich verpflichtet, auf diesen Ruf zu Hilfe zu eilen) trat ein Kleiderhändler hervor und bat den Anführer der Baschi Bozuks flehendlich um Entlassung dieser Frau, indem er ihm zugleich versprach, hundert andere Frauen oder Mädchen ihm dafür zu verschaffen. Mit Verachtung und Hohn zurückgewiesen, warf er seinen Mantel zurück, zog sein Schwert und spaltete dem Arnauten, der zu Pferde saß, den Kopf, nahm dann die Frau und eilte mit ihr davon, ohne von den nachgesandten Kugeln getroffen zu werden. Er brachte die Frau nach ihrer Wohnung; viele Andere, nicht weniger empört über die Frechheit und Zügellosigkeit der Arnauten, schlossen sich ihm an und bald war er ein Schrecken für diese räuberischen Truppen.

2. Einst rief ein zum Richtplatz geführter Verbrecher aus: „Wo ist ein edler Mann, der für mich einsteht, daß ich meine Frau und Kinder nochmals sehen und von ihnen Abschied nehmen kann?" Ein vornehmer Mann trat aus der Menge hervor und übergab sich dem Scharfrichter, welcher dem Delinquenten eine Stunde Frist gestattete. Dieser ging zu den Seinigen, kam aber auf dem Rückwege auf den Gedanken, zu entfliehen, und eilte nach Salahije (einem der benachbarten Dörfer von Damaskus). Unterwegs aber ging er in sich und kehrte, indem er bedachte, daß er dem, der ihm Muruwwe (so heißt die Tugend des Edelmuths auf Arabisch) bewiesen, dem gewissen Tode nicht aussetzen dürfe, eiligst zurück. Er kam gerade in dem Moment auf dem Richtplatze an, als der Andere den Tod für ihn erleiden sollte, durchbrach die Menge und stellte sich dem Nachrichter zur Verfügung. Dieser, der seine Rückkehr nicht mehr erwartet hatte, konnte sich nicht entschließen, die Hinrichtung sogleich vorzunehmen, sondern ging mit beiden vor den Pascha, welcher den Delinquenten fragte, warum er die schöne Gelegenheit nicht lieber benutzt habe, um zu entkommen? Als derselbe darauf gestand, daß er allerdings die Absicht gehabt habe, aber bald in

sich gekehrt sei, um den Edelmuth des Andern nicht mit solch schändlichem Undank zu belohnen, sagte der Pascha, welcher damals noch Recht über Leben und Tod hatte: „Nun, so will auch ich Muruwwe zeigen und dich freilassen.“

3. In der Mitte der Saatfelder in der Ruhbe (in Ostsyrien) steht von Fähnchen umflattert das Grab des Lokalheiligen Scheich Serâk, des unsichtbaren Handhabers von Recht und Ordnung unter diesen Raubvölkern, der Menschen und Thiere ihrem Glauben nach augenblicklich mit dem Tode bestraft, die sich an fremder Saat vergreifen sollten. Man hat eine unbeschreibliche Furcht vor ihm, und der Zufall wollte mir einen Beweis davon liefern. Wie die Araber, ritt ich in jener Gegend mein Pferd ohne Zaum, damit es, so oft ich anhielt oder abstieg, um etwas zu sehen, weiden konnte. Als wir über die Saatfelder zu den Zelten der Ghejât ritten und die Beduinen in den durch die letzten Regengüsse überfüllten Wässerungsgräben nach einer Furth suchten, benutzte mein Pferd den entstandenen Verzug und fing an von der Saat zu fressen, ohne daß ich darauf Acht hatte. Da stürzte eine Frau herbei, riß mein Pferd in die Höhe und schrie mit lauter Stimme: „Glaube es nicht, Scheich Serâk, ich schwöre dir beim großen Gott, das Pferd hat nicht gefressen!“ Alle übrigen stimmten bezeugend bei, belogen den Scheich und retteten so mein Pferd von der Todesstrafe.

4. Ich labte mich mit köstlicher warmer Kuhmilch. Ein junges Weib machte die Melkerin. Wir hatten auch Brod bestellt, allein das Backen ging uns zu langsam, so daß wir mit leeren Händen aufbrachen, obwohl wir unsere Bestellung bezahlt hatten. Das Wetter war schön und am frühen Morgen schon heiß (am 18. März). Gaza lag noch etwa 3 Stunden von uns entfernt. Je näher wir der Stadt rückten, desto mehr wurde die Straße belebt. Wie wir 1½ Stunden Wegs zurückgelegt hatten, kamen wir zu einer von Nord nach Süd gestreckten Hügelkette. Durch eine ziemlich tief eingesenkte Bergfalte stiegen wir an derselben hinauf. Oben führte die Straße über einen breiten Sattel. Als wir harmlos dahinpilgerten, kam auf einmal ein Reiter hinter uns hergesprengt. Wer war es, der solch schnellen Ritt machte? Niemand anders, als der junge Bursch, dem wir um einen Piaster Brod abgekauft hatten und von dem wir dann weggegangen waren, bevor er das Brod fertig bereitet hatte. Nun war er mehr als eine Stunde uns nachgeeilt, um uns die drei Brodkuchen einzuhändigen.

Dem 30. Jahresberichte über die Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth a. Rh. von 1866 entnehmen wir nachstehende Mittheilungen: Die Schwesterschaft zählt jetzt 311 Diakonissinnen (6 mehr als 1865) und 180 Probeschwestern (20 mehr als 1865), in Summa 491 Schwestern, unter ihnen 59 Lehr-Diakonissinnen und 29 Probelehrschwestern. Das Diakonissen-Mutterhaus in Kaiserswerth übernahm im Jahre 1866 14 neue Stationen dauernd, leistete in 70 Familien längere oder kürzere Zeit, zum Theil Monate lang, einzelne Kranken-Hilfe und entsandte 90 Schwestern theils in bereits bestehende Hospitäler, theils in Kriegs- und Reserve-Lazarethe als Pflegerinnen, so wie 36 Schwestern in die von der Cholera heimgesuchten Städte der Rheinprovinz und Westphalens. Es hatte im Ganzen 139 Stationen, die mit 385 Schwestern besetzt waren und Hilfsbedürftigen aller Art Handreichung thaten. Von diesen 139 Stationen kommen: 6 auf die in Kaiserswerth selbst befindlichen Anstalten mit 35 Schwestern, 54 Stationen mit 117 Schw. auf die verschiedenen Städte der Rheinprovinz, 35 mit 82 Schw. auf Westphalen, 10 mit 42 Schw. auf die Prov. Brandenburg, 2 mit 7 Schw. auf Schlesien, 1 mit 1 Schw. auf die Prov. Preußen, 2 mit 5 Schw. auf Pommern, 5 mit 12 Schw. auf die Prov. Sachsen, 4 mit 12 Schw. auf Nassau und Frankfurt a. M., 4 mit 12 Schw. auf das übrige Deutschland (Worms, Speier, Detmold, Arolsen), 6 mit 19 Schw. auf das übrige Europa (Konstantinopel, Bukarest, Pesth, Florenz), 6 mit 33 Schw. auf Asien (Jerusalem, Smyrna, Beirut), 1 mit 6 Schw. auf Afrika (Alexandria), 2 mit 2 Schw. auf Amerika (Rochester und Pittsburg). Doch sind unter diesen angeführten Stationen, außer den unter 1—7 genannten, nur noch das Diakonissen-Lehrhaus in Hilden, die Mägdeherbergen und Mägdebildungsschulen zu Berlin und Derendorf bei Düsseldorf, die Waisenhäuser zu Altorf bei Pleß und in Smyrna, die Diakonissen-Lehrhäuser in Smyrna und Florenz, das Diakonissenhaus in Jerusalem, das Hospital in Alexandria, das Waisenhaus und Pensionat in Beirut, eigentliche Filiale und Eigenthum des Kaiserswerther Mutterhauses; die übrigen Stationen dagegen gehören andern Corporationen, Vereinen u. s. w. Die von Kaiserswerther Diakonissen im Jahre 1866 bedienten Anstalten enthielten im Ganzen 37,991 Pfleglinge, und zwar: in Krankenhäusern 18,755 Personen, in Kriegs-Lazarethen 2882 P., in Armen- und Versorgungshäusern 673, in Gemeinden an einzelnen Kranken 1208 und in Familien 7500 P., in Waisen- und Erziehungshäusern 782, in Pensionaten und Seminaren 448, in Elementarschulen 352, in Kleinkinderschulen 1801, in Handarbeits-, Näh- und Flickschulen und Sonntagsschulen 2018, in Mägde-Anstalten 1196, in Gefängnissen und Asylen 304, in Privatpflege 72. — Schließlich wollen wir hinsichtlich der Geldverhältnisse des Mutterhauses in Kaiserswerth noch erwähnen, daß sich im letzten Jahre die Einnahmen auf 83,696 Thlr. und die Ausgaben auf 78419 Thlr. in runder Summe beliefen, so daß ein Kassenbestand von 5277 Thlr. rund verblieb. Da sich aber unter den Einnahmen Anlehen, welche zur Abtragung gekündigter Hypotheken erforderlich waren, im Betrage von 10,959 Thlr. befinden, so ergiebt sich ein Defizit von beinahe 5682 Thlr. Die Einnahmen bestehen in Geschenken, jährlichen Beiträgen, Haus- und Kirchen-Kollecten, den Ergebnissen der Pfennig-Vereine, Erziehungsgeldern für die Waisen, Pflegegeldern von den Seminaristinnen und Pensionairinnen, Zinsen u. s. w.

In London hielt am 1. Mai c. die seit 53 Jahren bestehende Englische Bibelgesellschaft ihre Jahresversammlung. Laut Rechenschafts-Bericht wurden im vergangenen Jahre 1866

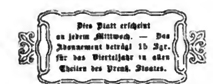
2,383,880 Bibeln

— nämlich 1,393,976 vom Depot in London und 989,904 von Niederlagen im Auslande aus — vertheilt. Die Ausgaben der Gesellschaft im Jahre 1866 betrugen: 216,445 Pfd. Sterling (mithin 1,461,003 Thlr. 25 Sgr.).

(Kirchl. Anz.)

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Wehr'schen Buchhandlung (E. Bock). Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

Alle Postanstalten
des In- u. Auslandes nehmen
Bestellungen an, für Berlin das
Bureau des Johanniter-Ordens,
Potsdamer Straße 27 b.

der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 31. Berlin, den 31. Juli 1867. **Nr. 31.**

Otto Freiherr von Rodde, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Kammerherr, Ehrenritter seit 1856, † zu Ludwigslust 16. Juli 1867.

Elisabeth Fry.

Elisabeth Fry, geb. den 21. Mai 1780, war die dritte Tochter des John Gurney Esq. von Earlham in der Grafschaft Norfolk, der sowohl wie seine Frau, geb. Catharina Bell, zur Gesellschaft der Quäker gehörte. Was die Glaubensansichten des Vaters betrifft, so waren dieselben im Geist der damaligen Zeit bedeutend frei und indifferent, während seine Frau von um so aufrichtigerer Frömmigkeit erfüllt war und diese sorgfältig auch den zarten Seelen ihrer Kinder einzupflanzen suchte, um nach Kräften der herrschenden Lauheit und Zweifelsucht entgegen zu arbeiten. Die bedeutendsten Geistesgaben, seltene wissenschaftliche Ausbildung und hohe persönliche Vorzüge stützten eine Glaubensfestigkeit, die Erziehung und Grundlage einer solchen Mutter um so segensreicher gestalten mußte, als das Vertrauen des Gatten ihr in derselben freie Hand ließ. Von eilf Kindern, die alle später einen ehrenvollen Platz im Leben behaupteten, war Elisabeth scheinbar nicht das begabteste, aber vorzugsweise Liebling der Mutter. Um so schmerzlicher war es für das junge Kind, die treue Freundin und Leiterin ihrer Kindheit schon mit dem 12. Lebensjahre zu verlieren, und fast spricht sich eine Vorahnung in der unbegrenzten Angst der Kleinen aus, die um dies scheinbar durchaus nicht naheliegende Ereigniß im Stillen viele Thränen vergoß. Aber alle Neigungen und Gefühle des Kindes zeugten von einem starken und tiefen Character, der zu einer Zeit, wo ihr christliches Bewußtsein noch nicht durch Gottes Wort gereift war, sich häufig in Widerspruchsgeist und großer Selbstständigkeit des Urtheils äußerte. Deßungeachtet war keine Regung von Eitelkeit oder wirklicher Ueberhebung in ihrer Seele, zumal ihre physisch zarte Beschaffenheit ihr nicht nur alles Lernen erschwerte, so daß sie vielfach für dumm gehalten ward, sondern weil eine aus gleicher Ursache hervorgehende Furchtsamkeit sie ihre Abhängigkeit von andern Menschen klar empfinden ließ. Ein gewisser Ehrgeiz lehrte sie, diese Schwäche niemandem zu verrathen, unter der sie doch beispiellos litt, und es liegt allen diesen Momenten offenbar eine große Entschiedenheit und Ausschließlichkeit des Characters zu Grunde, die in jeder Lebensrichtung etwas Tüchtiges und Bedeutendes zu leisten versprach.

Ihre äußere Erscheinung zeigte nicht nur eine Lieblichkeit, die sie sich bis ans Ende ihres Lebens bewahrte, sondern sie war in ihrer Jugend sogar eine schöne Erscheinung. Das nordische blonde Haar umrahmte ein feines blühendes Antlitz, welches von Milde und Frohsinn strahlte. Sie liebte Gesang, Musik, Tanz, und war eine gewandte Reiterin. Die Beweglichkeit ihres Geistes, verbunden mit der natürlichen Anmuth ihres Wesens, machte sie zum Liebling Aller, und die geselligen Kreise ihrer Vaterstadt Norwich, gleich sehr durch hohe Bildung wie durch Kunstliebe ausgezeichnet, verfehlten in ihrer frühen Jugend nicht, einen hohen Reiz auf sie auszuüben. Aber schon in ihrem siebzehnten Jahr empfand sie häufig ein Gefühl des Unbefriedigtseins, und eine Sehnsucht nach etwas Besserem und Bleibendem wachte in ihr auf. Sie schrieb in ihr Tagebuch: ich bin wie ein Schiff auf dem Meer ohne Steuermann; ich bedarf jemandes, auf den ich mich stützen kann; ich sehe Alles im Dunkeln, alles erscheint mir wie Thorheit — ich zweifle an Allem! — Mehr und mehr erwachte sie zum Bewußtsein der sündlichen Natur im Menschen; der innere Kampf mit derselben und die Unmöglichkeit, sich alleine zu erheben, raubte ihr die Achtung vor ihr selber. Der Schrei des sehnenden Herzens nach Erlösung ward in ihr laut. Es fehlte ihr nicht an geistlichen Anregungen von außen, namentlich von Seiten ihres Onkels Gurney Bevan, der strenger als sein Bruder auf sein Bekenntniß hielt; aber zum rechten Bewußtsein des Herrn, der schon lange mit leiser Stimme zur ihr geredet, kam sie erst in Folge einer Predigt des Wilhelm Savery 1798, eines Abgeordneten der Gesellschaft der Freunde aus Amerika, der in ebenso anregender wie eindringlicher Weise zu ihrem Herzen zu reden wußte. Von diesem Tage an, noch vor vollendetem achtzehnten Jahre, war die Welt vor ihrem innern Blicke in Schatten gestellt, die Freuden derselben reizten sie nicht mehr, und ein tiefer Ernst machte sich in ihrem ganzen Sein und Wesen geltend. Das Bewußtsein, daß ihr Leben dem Dienst des Herrn geweiht sei, ward in ihr mächtig, und täglich sann sie darüber nach, wie sie ihren

Beruf als Christin am besten zu erfüllen vermöchte. Dabei ist bemerkenswerth, daß sie trotz ihrer Jugend und Lebhaftigkeit nie in schwärmerische Exaltation verfiel, sondern ihre Liebe zum Herrn in besonnener ruhiger Weise an den Tag legte. Dennoch konnte ihre Umwandlung ihrem weltlich gesinnten Vater nicht entgehen, und dieser bemühte sich nun, derselben durch Vergnügungen aller Art und namentlich durch die Veränderung und Neuheit einer Reise nach Kräften entgegen zu arbeiten. Aber Alles, was für Andere ein Moment der größten Versuchung geworden wäre, schien bei Elisabeth nur dazu zu dienen, ihren neuen Beruf in ihr fester zu machen; denn inmitten des Gewühls der Welt, ja inmitten der exclusivsten Kreise, denen sie selber ihrer Persönlichkeit und Lebensstellung nach zur Zierde gereichte, wendete sich ihr Herz von den Freuden der Welt ab, und ihre Freude war groß, als sie dem Getriebe der englischen Hauptstadt entflohn, sich wieder von der wohlthuenden Stille ihrer Heimath umgeben sah. Ja sie begann jetzt in den mannichfachsten Liebeswerken derselben Ausdruck zu geben, und ihr Anschluß an die Quäkergemeinde wurde bald darauf durch Verwandte väterlicherseits vermittelt, die sich nach Kräften bemühten, die Glaubensstärke und Freudigkeit in ihrem Herzen zu erhalten und zu nähren. Wahrscheinlich ist dieser Entschluß auch deren Ueberredung zuzuschreiben, da Elisabeth selber beengende und beschränkende Einflüsse keineswegs liebte und selbst als Quäkerin sich über manche äußere Form hinweg zu setzen wußte. Jedoch konnte sie weder die Abzeichen noch allgemeinsten Gebräuche derselben zurückweisen, und in ihrem 19. Jahre vertauschte sie die hellen heitern Farben der Jugend mit dem schieferfarbenen hochgehenden Gewand und dem schwarzen an beiden Seiten herabhängenden Schleier der Sekte, welcher letzterer ihr schönes blondes Haar doch nicht zu verbergen vermochte. Das Aufgeben von Gesang und Tanz, die sie beide sehr liebte, verursachte ihr anfangs manchen Kampf, aber da sie sich dadurch zerstreut und vom Gebet und dem Umgang mit Gott abgezogen fühlte, opferte sie beides willig dem Herrn, dem sie gehören wollte mit allen Kräften und Gaben ihres Lebens.

Schwerer noch wurde ihr das bei den Quäkern gebräuchliche „Du“ in der Anrede, welches in manchen Fällen gerade ihrer gesellschaftlichen Stellung wegen an ihrer persönlichen Schüchternheit zu scheitern drohte, und es kam vor, daß sie davonlief, um dasselbe Leuten gegenüber zu vermeiden, die sie als besonders weltlich gesinnt kannte. Aber indem Elisabeth selbst alle diese äußern Abzeichen an sich nahm und völlig mit der Welt brach, bewahrte sie sich ein sehr natürliches, frisches inneres Leben und blieb frei von jeder Ausartung eines stabilen Bekenntnisses. Wahrscheinlich war es überhaupt ihr Alleinstehen auf christlichem Boden, welches sie in diese strenge Gemeinschaft drängte, denn nirgends in ihrem Leben spricht sich eine besondere Vorliebe dafür aus. Elisabeth Fry's Geist war zu groß angelegt und ihr Drang nach Wahrheit zu mächtig, um sich durch die fast kleinlichen Formeln einer Sekte ein inneres Joch auflegen zu lassen; dieselben wurden ihr nur Mittel zum Zweck, stützten auch im spätern Leben ihr äußeres Auftreten, aber ihr inneres Leben und ihre äußere Liebesthätigkeit ging weit darüber hinaus. Man konnte sich weit eher berechtigt fühlen, in Elisabeth Fry einen weiblichen Apostel des neunzehnten Jahrhunderts zu sehen, als von der Großartigkeit ihres Glaubens und Lebens einen Rückschluß auf die Gemeinde zu thun, der sie von früh auf angehörte. Dennoch wohnte sie, so oft sie konnte, den Versammlungen derselben bei und war stets bereit, in treuem Gehorsam den Aufträgen derselben nachzukommen. Der erste wurde ihr in demselben Jahr ihrer Aufnahme, wo man dem jungen Mädchen die Prüfung einer Schule in London übertrug. Da sie bereits im Elternhaus eine bedeutend große Sonntagsschule angelegt hatte, fühlte sie sich dieser Aufgabe völlig gewachsen, und entledigte sich derselben mit aller erforderlichen Besonnenheit und Demuth. Schon bei diesem Akt ward die Aufmerksamkeit der Gesellschaft der Freunde auf Elisabeth hingelenkt, und man begann nicht nur in ihr ein lebendiges Glied der Kirche Christi zu erkennen, sondern schon damals wurden weissagende Stimmen laut, daß sie ein besonders zum Dienst des Herrn berufenes Werkzeug sein werde.

Das folgende Jahr diente dazu, sie in ihren Beschlüssen zu befestigen und ihren Character zu reifen. Sie war jetzt 20 Jahr alt, und stand bereits als feste Säule ihres tief empfundenen Glaubens da. Es erging jetzt der Antrag ihres spätern Gatten Joseph Fry an sie, der ebenfalls ihrer religiösen Gemeinschaft angehörte und sowohl nach Charakter wie Stellung als berechtigter Bewerber ihrer Hand auftreten durfte. Elisabeth glaubte mit Recht in diesem Antrag den Willen Gottes zu erkennen, und legte vertrauensvoll ihr Schicksal in die Hand eines Mannes, der ihr nicht nur eine Stütze auf ihrem äußern Lebensweg, sondern auch eine Hilfe zur Seligkeit werden konnte.

Die Trauung fand am 19. August 1800 in einer öffentlichen Versammlung statt. Wir wollen nicht bei dem Schmerz der scheidenden Jungfrau von Allem, was ihr lieb und theuer gewesen, verweilen; nicht bei der Lücke, die sie im Familienkreis zurückließ, wohl aber muß ein Blick auf die große Wirksamkeit, in der sie schmerzlich vermißt ward, mit Bewunderung erfüllen, und die Hoffnungen rechtfertigen, mit welchen ihr Eintritt in einen noch umfassenderen Wirkungskreis allgemein begleitet wurde.

Wie groß dieser werden werde, davon hatte derzeit ja noch kein Mensch eine Ahnung, denn eine Thätigkeit von dem Umfang, wie sie Elisabeth Fry geübt, ist schwerlich jemals von einer Frau erreicht worden, und selbst viele Glaubenshelden der frühern oder spätern Vergangenheit bleiben hinter derselben zurück.

Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß sowohl ihre imposante Persönlichkeit wie ihre liebliche Erscheinung, die Lebhaftigkeit und Regsamkeit ihres Geistes, der rasche Ueberblick, die große Consequenz ihres Charakters, daß dies Alles treffliche Gaben zur Erfüllung der Aufgaben waren, für welche der Herr sie ausersehen, ja daß die ihr zu Gebote stehenden Mittel diese alle auf's kräftigste stützten, so bleibt doch der leitende Gedanke, das warme Interesse ihres Herzens für das Leid ihrer Mitmenschen, die Selbstverleugnung, mit welcher sie ihr eignes Behagen diesem hintenansetzte und ihren Willen und alle Vorzüge ihres Lebens in den Dienst der Menschheit stellte, als lebendiges Moment ihres selbsteigenen Strebens, wie solches

von Menschen vielleicht nie vollkommen gewürdigt und in allen seinen Consequenzen gar nicht verfolgt werden kann.

Wunderbar genug, daß auch ein Charakter, wie der ihrige, den Verfolgungen als auch Mißverständnissen Anderer ausgesetzt sein konnte, aber während Elisabeth im Elternhaus zu streng gegolten, mußte sie im Kreise ihrer neuen Verwandten die Erfahrung machen, daß man sie nicht streng genug halte. Aber eben diesem gegenüber bewährte sich die Unabhängigkeit ihres Geistes, die sich über kleine Dinge kein Gewissen machte, und so sehr sie wünschte, mit denjenigen, die ihr durch Verwandtschaft und Glaubenseinheit nahe standen, im besten Einvernehmen zu bleiben, so wich sie doch in keinem Punkt von der Richtschnur ihres Verhaltens ab, die sie nach reiflicher Ueberlegung mit Gott sich selber gezogen hatte.

Ihre erste Sorge als Hausfrau erstreckte sich auf das geistliche und leibliche Bedürfniß ihrer täglichen Umgebung und somit zu großen Theilen ihrer Dienerschaft, die sie an ihrem damals in England noch selten vorkommenden Hausgottesdienst Theil nehmen ließ, und denselben um Fremder willen nicht unterbrach, dann fand sie als Mutter einer zahlreichen Kinderschaar ein so weites umfassendes Feld ihrer bleibenden Sorge und Treue, daß es kaum zu fassen ist, wie sie, ohne jemals ihre Pflichten als Gattin und Mutter hintenanzusetzen, noch die Zeit für alle die ihr ferne Stehenden zu erübrigen vermochte; nur eine Musterordnung ihres Hauswesens und eine Zeiteintheilung, wie sie solche durchzuführen vermochte, konnten sie in den Stand setzen, dem Drange ihres Herzens Folge zu leisten, das sie unaufhörlich zur Abhilfe fremder Noth antrieb. Ja es würde mehr als ein Buch anfüllen, wollten wir ihr auf allen diesen Wegen folgen. Sie sind im Buch der Ewigkeit verzeichnet, und nicht nur unzählige dem Elend entrissene Unglückliche, sondern mehr noch dem ewigen Verderben entrissene Seelen bezeichnen diese Zeit ihres Lebens als die Vorschule der großen Mission, die durch sie zum unaussprechlichen Segen der Menschheit angebahnt wurde. Auch sie hatte das große Wort gesprochen und ausgeführt: „ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen."

Ihr Leben war von schweren Prüfungen nicht verschont; eins ihrer ersten Kinder ward ihr durch den Tod entrissen, und an vielen Sterbebetten ihr Nahestehender brachte ihr Wort den Frieden, nachdem ihr Leben und Beispiel den Kampf angeregt, der Niemanden gereut. Ja ihr eigener Vater sprach es auf dem Sterbelager aus, daß eben das Vorbild seiner Kinder ihm ein Sporn und eine Hilfe zur Seligkeit geworden. An seinem Grabe sprach Elisabeth die ersten öffentlichen Worte, indem sie in ein lautes Gebet ausbrach. Sie hatte gewartet, bis der Impuls hierzu an sie herangetreten, und kurz zuvor in ihr Tagebuch die Worte verzeichnet: „Sei nicht vorschnell mit deinem Munde und laß dein Herz nicht zu jäh sein, etwas vor Gott zu bringen."

Diesem innern Rufe folgte auch der äußere, und sie wurde bald von der Gemeinde als „Zeuge des Worts" anerkannt, und später mit verschiedenen Sendungen und Aufträgen an andere Gemeinden betraut.

Gleich nach ihrer Uebersiedelung nach Plashet, ihrem lieblichen Wohnort, war es ihr Bemühen, einige Entwürfe zum Wohl der armen Bewohner ins Werk zu setzen. Sie richtete eine Mädchenschule ein und machte bald darauf die Bekanntschaft des J. Lancaster, für dessen Methode sie sich interessirte und dieselbe in ihre Schule einführte. Dieselbe bestand sehr bald aus siebenzig Schülerinnen und überdauerte lange den Tod ihrer Gründerin. Denn in allem, was Elisabeth unternahm, zeigte sich ein wunderbarer Erfolg, den sie selber allein ihrem Gebete zuschrieb, während andere auch die selbstlose Opferwilligkeit darin erkennen wollten, die keinen Weg, keine noch so unangenehme Berührung scheute, um selber Alles in Allem zu sein.

Sie lernte das Impfen der Kuhpocken, um ihren Nebenmenschen hilfreich zu sein; sie legte selber Hand mit an, wo in einem Hause die Unsauberkeit allen bessern Einflüssen hindernd in den Weg trat, und selbst die herumziehenden Zigeuner entgingen ihrer aufmerksamen Sorge nicht, und während so ihr äußerer Wandel von ihrem Christenthum Zeugniß gab, stellte sie die sittlichen Forderungen an sich selber stets höher und suchte nicht in ihren Werken, sondern einzig und allein in der Gnade den Frieden ihres Herzens.

Im Jahre 1811 wurde die erste Versammlung der Bibelgesellschaft in Norwich gehalten und zahlreich besucht. Mr. Haghes, der Secretair derselben schildert, den Eindruck, den Elisabeths Vortrag auf die Versammlung gemacht, mit den Worten: „es war ihre Weise so eindringlich, ihre Weise so angemessen, daß keiner der Anwesenden den Eindruck vergessen oder ohne innere Herzensbewegung daran zurückdenken wird. Wenn das erste Gefühl Befremdung war, so war das zweite ein heiliger Schauer und das dritte die Inbrunst der Andacht."

Als wunderbarer Zeuge ihrer Geistesfreiheit steht die Unpartheilichkeit ihres Urtheils da, namentlich auf religiösem Gebiet, und dieselbe wuchs mit ihren zunehmenden Erfahrungen, sowie im Umgang mit erleuchteten Gliedern anderer Bekenntnisse. Sie sorgte nicht ängstlich um die verschiedenen Strömungen, die doch alle aus einem Borne ewiger Weisheit hervorgingen, und die Liebe, die in Jesum Christum wurzelt, schloß Niemanden aus, sondern sah in Jedem einen Gefährten, der gleich ihr sich das höchste Ziel gesteckt, nach der Krone des ewigen Lebens zu ringen. Eine ziemlich schwere Prüfung ihrer Liberalität war für sie der Uebertritt ihres Lieblingsbruders Joseph zur bischöflichen Kirche. Sie trauerte wirklich um denselben, doch that es ihrer zärtlichen Sorge um ihn keinen Abbruch. Ueberhaupt hatte sich Elisabeth in ihrem Sein und Wirken kein bestimmtes Ziel gesteckt; sie ließ sich führen von dem Herrn und hatte offene Augen für alle Situationen, wo Hilfe Noth that. In gleicher Weise, wie man es nach täglichem Sprachgebrauch „zufällig" nennen würde, führte ihr Weg sie denn auch eines Tages nach Newgate; allerdings von dem Wunsch beseelt, den Bedürfnissen der dortigen weiblichen Gefangenen abzuhelfen, aber eben so wenig mit der wirklichen Noth derselben eingehend bekannt, wie von Plänen für ihre Zukunft erfüllt. Ja der erste Grund ihres später so tiefgehenden Interesses für diese Unglücklichen muß nach ihrer eigenen Aussage in einem Gebet gesucht werden, welches ihre Begleiterin Anna Barton bei dieser Veranlassung betete, und welches

wider Erwarten mit der größten Theilnahme und Andacht aufgenommen ward. Sie gewann daraus die Ueberzeugung, daß hier Hilfe möglich sei, und trug den Gedanken in ihrer Seele herum, bis die rechte Stunde der Ausführung gekommen war.

Das Local in Newgate für weibliche Gefangene bestand derzeit aus zwei Sälen und zwei Zellen von 190 □Ellen Flächenraum, in welchem 300 Weiber zusammengepfercht saßen, und zwar z. Th. solche, die noch ihrem Urtheil entgegenharrten. Sie waren ohne Rücksicht auf Schuld und Nichtschuld zusammengeworfen und unter der Aufsicht eines Mannes sammt seinem Sohne vereinigt. Sie kochten, wuschen, schliefen dort, 120 in einem Raum, ohne selbst nur eine Matte als Lager zu besitzen, ja z. Th. ohne hinreichende Bekleidung. Ihre jüngeren Kinder waren ihnen gelassen und wurden so von früh auf Zeugen der Roheit und Unsittlichkeit, die durch den erlaubten Verkauf von Branntwein im Saale selber auf's höchste gesteigert ward. Es waren diese Räume, in die sich Elisabeth allein wagte, trotz des Abrathens des Directors, der dieselben nur unter dem Schutz eines Aufsehers besuchte; ja sie wagte sogar Uhr und Börse mit hinein zu nehmen, und als man sie warnte, sprach sie mit Ueberzeugung: „ich bin gewiß, daß ich nichts einbüßen werde.“ Und — wunderbar erschien der magische Einfluß, den ihre Gestalt, ihre Ruhe, Würde und Reinheit ihrer Züge ausübte. Niemand nahte ihr in zudringlicher Weise, aber allgemein lauschte man mit stiller Aufmerksamkeit ihren Worten:

Ihr scheint sehr unglücklich, sprach sie zu ihnen, würde es Euch lieb sein, wenn jemand käme, Eurem Mangel abzuhelfen? —

Gewiß, antworteten sie, aber Niemand kümmert sich um uns; wo sollen wir hoffen, einen solchen Freund zu finden. —

Sie erklärte ihnen nun, daß sie gekommen sei, ihnen nützlich zu sein, wenn sie selber ihr Bestreben unterstützen würden, und indem sie vermied auf ihr Vergehen hinzudeuten, hatte sie nur Worte des Friedens für sie.

Bei ihrem Weggang drängte man sich, um sie zurück zu halten, und es mochte ihnen wohl scheinen, als wäre ein Engel vom Himmel in ihr Gefängniß hernieder gestiegen. „Ich komme wieder,“ sprach sie und hielt Wort. Und mit diesem Besuch war der Grund zu der eigenthümlichen Wirksamkeit dieser Frau gelegt, die von so unberechenbaren Folgen wurde, wie vielleicht nie eine aus christlicher Liebe hervorgegangene Thätigkeit gehabt hat.

Vor 50 Jahren war der Zustand der Gefängnisse überall schrecklich, sowohl in England wie auf dem Festlande. Die Sicherheit war das einzige Moment, was man im Auge hatte, und nur in den vereinigten Staaten hatte man versucht, durch Klassenabtheilung, Beschäftigung und Unterricht eine Besserung der Gefangenen anzubahnen. Diese Bestrebungen waren nicht ganz ohne Rückwirkung auf das Mutterland geblieben. Im Jahre 1815 ward eine Deputation des Gefängniß-Ausschusses der städtischen Behörden Londons abgeordnet, den Zustand der englischen Gefängnisse zu untersuchen, und wurden in Folge hiervon einige Verbesserungen eingeführt. Es wurde den Weibern mehr Raum eingeräumt, sie erhielten Schlafmatten, und Sprachgitter wurden angebracht, um die Verbindung mit den sie besuchenden Männern zu verhindern; aber trotzdem blieb das Gefängniß in Folge von Müssiggang und Laster ein Aufenthalt des Schreckens. Es bildete sich jetzt auch eine Gesellschaft zur Verbesserung der Gefängnißzucht, und die Untersuchung der Gefängnisse ergab, daß von 815 nur 23 wirklich in Klassen waren abgetheilt worden, und daß in 100 Gefängnissen, die auf 8546 Gefangene berechnet waren, deren in Wahrheit 13,750 Gefangene saßen. —

Eine zweite Gesellschaft bildete sich zur Besserung jugendlicher Verbrecher, welche in ganzen Banden die Straßen Londons belästigten. An der Spitze beider Gesellschaften standen Schwäger der Elisabeth Fry und selbstverständlich mußte der hiervon ausgehende Einfluß dazu beitragen, Elisabeth in ihrem gefaßten Interesse für die weiblichen Gefangenen ihrerseits noch zu bestärken, bei denen sie allmälig ganz regelmäßige Besuche eingeführt hatte. Dies war im Jahre 1816. Sie ging zu den Weibern in's Gefängniß, und blieb mehrere Stunden mit ihnen allein. Sie las ihnen aus der Bibel vor und bemühte sich, der oft entsetzenvollen Unwissenheit auf jede Weise zu begegnen. Und eben diese Unwissenheit in den einfachsten Glaubenswahrheiten war es, die in Elisabeth den Gedanken anregte, im Gefängniß selber eine Schule zu errichten, welcher Plan mit der unsäglichsten Freude ergriffen ward. — Es war selbst den verworfensten Müttern schrecklich, ihre jungen Kinder so früh dem Elend und der Verworfenheit geweiht zu sehen, und die Mutterliebe, das heiligste und unentweihteste Gefühl in dieser Welt voll Sünde, arbeitete mächtig der edlen Retterin in die Hände. Mit Thränen des Danks ging man auf ihr Anerbieten ein. Es fand sich unter den Weibern eine, die wegen eines Uhrdiebstahls verurtheilt war, aber dennoch ihren Kenntnissen und ihrer Gesinnung nach sich zur Lehrerin eignete, ja sich in der Folge treu in ihrer übernommenen Pflicht erwies und niemals selber eine Regel übertrat. Die Schule ward in einer Zelle mit 30 Kindern und einigen Erwachsenen eröffnet. Die Kinder waren größtentheils unter sieben Jahren.

Es bedarf wenigstens einer oberflächlichen Schilderung des damaligen Zustandes der Gefängnisse, um völlig den Muth und den Einfluß der Fry daraus kennen zu lernen. Wenn ein Fremder dieselben betrat, so stürzten halbnackte, in Benehmen und Gesinnung fast verthierte Weiber demselben entgegen, die ein haarsträubendes Bild menschlicher Verworfenheit boten. Ja selbst Elisabeth erklärte, daß sie nicht selten ein Schauder ergriffen habe, wenn sie sich mit diesen Wesen allein eingeschlossen gewußt.

Aber der Unterricht sowie verschiedene getroffene Anordnungen übten in kurzer Zeit einen merkwürdigen Umschwung der Dinge aus. Der Zudrang zu dem Unterricht ward so groß, daß mehr Lehrerinnen angestellt werden mußten und die Weiber sich förmlich um den Zutritt zankten. Sie erkannten bald das Segensreiche dieser Schulen für ihren Zustand, und die anfänglichen Zweifel der Behörden zeigten sich dieser Thatsache gegenüber als unbegründet. Obschon man mit dem Abschaum der Menschheit in einer Weltstadt zu thun hatte, so stieß man dennoch auf Elemente, die weder das rein menschliche, noch die tiefinnere Verbindung der Seele mit ihrem Schöpfer verleugneten.

So bildete sich denn unter Anleitung der Fry ein Frauenverein, der es sich zur Aufgabe stellte, für Kleidung, Unterricht und Beschäftigung der Weiber zu sorgen, sie zum Lesen und Verstehen der heiligen Schrift anzuleiten, sie an Ordnung, Nüchternheit und Fleiß zu gewöhnen, um sie nach der Freilassung für einen ehrbaren Wandel gewonnen zu haben. Um dies Alles indeß zu erreichen, war die eigene Mitwirkung der Weiber nothwendig, und man stellte an einem Sonntag Nachmittag eine Versammlung an, wo der Direktor und die obrigkeitlichen Personen die Frage an dieselben richteten, ob sie willig seien, sich den Regeln zu unterwerfen, welche zur Erreichung dieser in Aussicht gestellten Zwecke nothwendig erschienen? — Alle Anwesenden erklärten sich hierzu bereit, und Elisabeth Fry machte es ihnen noch besonders bemerklich, wie es nicht die Absicht des Vereins sei, sie zum Gehorsam zu zwingen, sondern daß sie alle gemeinschaftlich handeln und der Verein stets ihre Zustimmung zu der einzuführenden Ordnung suchen werde. Es wurden dann zwölf vom Verein berathene Gesetze vorgelesen und zur Bestätigung den Gefangenen vorgelegt, die denn auch von diesen durch Handaufheben gegeben wurde. —

(Fortsetzung folgt.)

Das gräflich Reventlow'sche Stift zu Altona.

Dieses Stift, das mit seinen niedrigen, in einen rechten Winkel zusammenstoßenden Häuserreihen und seiner freundlichen, von einem eignen Friedhofe umgebenen Kirche in einem der elegantesten Viertel Altonas liegt, mag ursprünglich in einer entlegenen Gegend der Stadt erbaut worden sein; jetzt sind aber zu allen Seiten lebhaft frequentirte Straßen mit stattlichen Häusern um dasselbe emporgewachsen, und gar seltsam nehmen sich neben diesen die langen, niedrigen, an der Königs- und Palmaillestraße gelegenen Häuserreihen aus, durch deren in der Tiefe derselben angebrachten Thorwege man auf den geräumigen Friedhof und seine kleine Kirche blickt.

Im Jahre 1718 errichtet, steht dies Stift da als ein mahnendes Andenken an jene Schreckenszeit, die Altona im Laufe eines einzigen unseligen Tages in einen Aschenhaufen verwandelte. Es war bekanntlich zur Zeit des dänisch-schwedischen Krieges, als jenes eben so furchtbare wie grausame Strafgericht über die vollkommen wehrlose Stadt hereinbrach. Als Sühnopfer für das durch die dänische Occupation der Herzogthümer Bremen und Verden in Flammen aufgegangene Stade sollte Altona von den Schweden einem gleichen Schicksal geweiht werden; dies Gerücht ging schreckenverbreitend vor dem gefürchteten General Steenbock und seinen Truppen her, bei deren Annäherung die Spitzen der Behörden feige genug die Flucht ergriffen, die rathlosen Bürger ihrem Schicksal überlassend.

Als der feindliche General in der Stadt eintraf und weder zu seinem Empfang noch zur Verpflegung seiner Soldaten die mindeste Anstalt getroffen war, zeigte er sich höchst gereizt und ließ gegen seine Umgebung die Drohung des Schicksals laut werden, das er, wie das Gerücht besagte, über die Stadt verhängt haben sollte. Es soll ihm hiermit jedoch nicht Ernst gewesen sein, zumal mehrere wohldenkende Officiere seiner Begleitung das Ihre thaten, um ihn von der Ausführung eines so grausamen Planes abzubringen; allein die erbitterten Einflüsterungen des nach Hamburg geflüchteten Gouverneurs von Bremen und Verden, dem Steenbock am andern Tage in jener Stadt einen Besuch abstattete, sollen ihn schließlich zur Vollführung des unmenschlichen Vorhabens angespornt haben.

Es war an einem Sonntag des Januar 1713, als das furchtbare Gericht über die schuldlose Stadt hereinbrach; mit Entsetzen mußten die unglücklichen Einwohner sehen, wie die feindlichen Soldaten, das Schwert in der einen Hand, die Brandfackel in der andern schwingend, von Straße zu Straße eilten, um ihre Häuser sammt ihrer Habe den lodernden Flammen zu opfern. Die Sage erzählt, daß die Soldaten sich geweigert hätten, dies Mordbrenneramt zu vollziehen; allein sie mußten dem Befehle Gehorsam leisten. Erst als die Flammen lichterloh aus den enggebauten Straßen gen Himmel schlugen, ward das Zeichen zum Abmarsch gegeben. —

Die Regierung suchte freilich nach eingetretenem Frieden den unglücklichen, zum Theil gänzlich verarmten Bewohnern durch vielfache Vergünstigungen wieder emporzuhelfen; unentgeltlich ward das Material zum Wiederaufbau der Häuser geliefert und die Stadt mit besonderen Privilegien ausgestattet, unter denen namentlich das der freien Religionsübung derselben sehr zu Gute kam; indem hierdurch die Bekenner verschiedener Secten, die in ihrer Heimath nicht geduldet wurden, sich in Altona niederließen, wo sie durch ihre Geschicklichkeit und ihren Gewerbefleiß zum Emporblühen der Stadt vieles beitrugen. Allein es bedurfte vieler Jahrzehnte, ehe die verheerenden Spuren jener Einäscherung überwunden waren, und fast unmöglich war es, der großen Verarmung, in welche so viele Familien unverschuldet gerathen waren, auch nur einigermaßen genügend abzuhelfen.

Unter denen aber, welche dies allgemeine Elend vorzugsweise zu thätiger Hilfsleistung anspornte, und dessen Name daher unvergessen aus jener Zeit bis in die Gegenwart herüberklingt, gehört der edle Gründer des obengenannten Stiftes, der dänische Graf Reventlow, der nach jener Katastrophe zum Oberpräsidenten der Stadt ernannt worden war. Er beschloß, aus eigenen Mitteln ein Stift zu gründen, wo wenigstens diejenigen der verarmten Bewohner ein Asyl finden könnten, die zu alt, um sich von Neuem einen Lebenserwerb zu gründen, in ihrem Alter vorzugsweise der größten Noth Preis gegeben waren. Die Stadt gab bereitwillig den Platz her, auf welchem dies Asyl erbaut werden sollte, und unweit davon räumte sie einen zweiten Bauplatz ein zu dem gleichfalls von dem edlen Grafen beabsichtigten Bau eines Waisenhauses.

Im Jahre 1718 — 5 Jahre nach dem Brande der Stadt — fand indeß erst die feierliche Einweihung der kleinen zum Stifte gehörigen Kirche statt, nachdem die Regierung die von dem Stifter entworfenen Statuten genehmigt hatte. Sie sollte mit der Gerichtsbarkeit der Stadt in keinerlei Verbindung stehen, sondern blos unter dem Protectorat des Stifters und seiner Erben, denen auch die Berufung des Predigers sowohl wie des Küsters zustand.

Allein im Jahre 1739 ward die Anstalt von den Erben auf Anordnung des Königs der Stadt überlassen;

doch verblieb ihnen das Patronatsrecht in Ansehung der erwähnten Aemter, sowie die Befugniß, eine gewisse Anzahl von Armen in das Stift aufzunehmen. Dies Recht übt von den Nachkommen des Stifters der jedesmalige Majoratsherr der Grafschaft Christiansfäde auf Laaland und Sandberg in Schleswig noch zur Stunde aus.

Der Kirche ertheilte der König den Namen: „zum heiligen Geiste", und es hat sich um diese, obwohl dem Prediger keine Befugniß zu Amtshandlungen außerhalb des Stiftes zustehen, nach und nach eine freiwillige Gemeinde gebildet, da die Stadt außer der Kirche zu Ottensen, in welche schon von Alters her ein Theil von Altona eingepfarrt gewesen, bei einer Volkszahl von circa 60,000 Einwohnern nur eine einzige evangelisch-lutherische Hauptkirche besitzt; alle übrigen Kirchen der Stadt gehören nämlich besonderen Kirchengemeinschaften an.*)

Um die kleine Kirche herum ist nach altherkömmlicher Weise der Gottesacker der Stiftsbewohner angelegt, die in zwei Reihen kleiner einstöckiger Häuschen um den Kirchhof herum wohnen. Neben der Kirche steht das Wohnhaus des Stiftsgeistlichen.

Abgesondert von dem lauten Treiben der Stadt, von welcher es jetzt unmittelbar umgeben ist, macht dies Asyl in seiner schlichten Einfachheit einen höchst eigenthümlichen Eindruck; ist es doch, als habe der Stifter den Alten, die hier ihre letzten Lebenstage beschließen sollen, ein stetes memento mori vor Augen stellen wollen. Während draußen vor den Mauern das laute Treiben der Welt ertönte, ging der Wind hier leise über die stillen grasbewachsenen Gräber und ahnungsvoll rauschte es in den hohen Laubkronen der Bäume, die in breiten Alleen den Friedhof durchschneiden. Dann und wann verirrt sich übrigens der Fuß eines Wanderers in die so schattigen Gänge, da die hereinführenden Thorwege bis 6 Uhr Abends geöffnet sind und der Weg über den Kirchhof von einer Straße in eine andere führt. —

Ursprünglich nur für 70 Bewohner bestimmt, ist die Zahl derselben gegenwärtig zu 90 herangewachsen und zwar infolge eines beträchtlichen Legates von 33,000 Thalern, das im Jahre 1863 nach dem Tode der verwittweten Etatsräthin Bauer dem Stifte zufiel.

Von diesen 90 Präbenden besetzt der Patron durch den von ihm bestellten Geistlichen 12 Plätze; die beiden gerichtlich bestellten Provisoren besetzen 34, das städtische Armenwesen 24 derselben.

Die Alten, die erst mit dem sechszigsten Jahre hier aufgenommen werden, bewohnen je zwei eine Stube mit Feuerstelle; außerdem erhalten sie Torf für ihren Bedarf, im Erkrankungsfalle freie ärztliche Behandlung, sowie die erforderlichen Medicamente, und außer einigen Legaten, welche um Weihnacht und im Laufe des Jahres bei gewissen Gelegenheiten zur Vertheilung kommen, im Sommer 9, im Winter 12 Groschen wöchentlich.

Für ihren Mittagstisch wird bei denen, die zur Arbeit unfähig sind, größtentheils durch Privatwohlthätigkeit gesorgt, denn fast die meisten haben im Laufe ihres Lebens in irgend einer Beziehung zu einem wohlhabenden Hause gestanden, dessen Mitglieder es sich angelegen sein lassen, nach Kräften für die übrigen Bedürfnisse dieser alten Leute Sorge zu tragen.

Der Eingang zu ihren Wohnungen liegt auf dem Kirchhof, dessen äußerster Rand an den Häusern entlang mit Steinen gepflastert ist. Hier sieht man in Sommerabenden die Frauen vergnüglich mit ihrer Handarbeit beschäftigt vor den Thüren sitzen, während die Männer gemüthlich ein Pfeifchen rauchen oder im Schatten der hohen Linden einen Spaziergang machen. Denn der Kirchhof ist für sie nicht nur die gemeinschaftliche letzte Ruhestätte, sondern auch zugleich ihr Hof und Garten, ihr Trocken- und Bleichplatz, und trotz seiner zahlreichen Kreuze und Todesembleme hat er dadurch vollkommen das unheimliche, verödete Gepräge verloren, das Kirchhöfen sonst eigen zu sein pflegt. Ein schönes Eisengitter grenzt ihn nach der dritten Straßenseite von dieser ab, welche Zierde derselbe dem schon erwähnten Bauerschen Legate verdankt.

Ein Theil der besten Wohnungen ist bisher zum Besten des Stiftes vermiethet worden; doch ist man jetzt darauf bedacht, dieselben gleichfalls für Arme einzurichten. Die Verwaltung der Gelder, sowie die Aufsicht über die Kirche, die Wohnungen und deren Bewohner ist zweien gerichtlich bestellten Provisoren übertragen, die auf unbestimmte Zeit dies Amt verwalten und jährlich den Kirchenvisitatoren sowie dem Patron des städtischen Armenwesens Rechenschaft ablegen. — D. Christiani.

König Friedrich der Große als haushälterischer Anwalt der Armen.

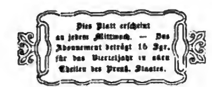
Das geistliche Departement berichtete dem König am 18. Februar 1744, daß das Almosen-Collegium in Magdeburg daselbst ein Armenhaus zu Stande gebracht habe und nun um Erlaubniß bitte, als Patron einen Prediger bei demselben anstellen zu dürfen; dadurch werde Niemand beschwert, denn das Armen-Collegium sorge für den Unterhalt dieses Predigers, und die Königliche Behörde zu Magdeburg finde dies billig und löblich. Der König sah aber — im Interesse der Armen — diese Sache anders an. Er decretirte: „Das Almosenwesen ist nicht, um einen Priester zu salariren, sondern den Armen Gutes zu thun. Es soll nach der Tour von einer jeden Kirche in Magdeburg, bei der mehr als zwei Prediger sind, einer dort predigen gehen und die Woche über die Kranken besuchen."

Da nun in Magdeburg nur die Johanniskirche 3 Prediger hatte, und bei jedem der übrigen Kirchen nur 2 Geistliche angestellt waren, so ordnete das geistliche Departement an — um den Königlichen Intentionen gerecht zu werden —, daß von allen Predigern der 6 Stadtkirchen halbjährlich zwei zum Almosen-Collegium deputirt werden und zugleich die Seelsorge in dem neuen Arbeitshaus unentgeldlich versehen sollten. (E. G. L.)

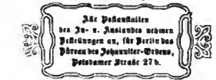
*) Erst jetzt wird das Project eines neuen Kirchenbaues zur Ausführung kommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

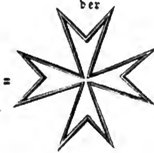


Wochenblatt



der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 32. Berlin, den 7. August 1867. **Nr. 32.**

Elisabeth Fry.

(Fortsetzung.)

Die nächste Aufgabe mußte nun sein, für Arbeit zu sorgen, und Elisabeth Fry verfiel auf die Auskunft, für Botany Bai Kleidungsstücke und Strümpfe anfertigen zu lassen, zu welchem Ende sie mit einem Londoner Handlungshaus in Verbindung trat. Alsdann wurde für anständige z. Th. gleichmäßige Kleidung gesorgt, und die Arbeitenden um einen langen Tisch versammelt, welcher gleichfalls bei ihren Andachtsübungen benutzt wurde. Die Damen versahen wechselweis das Amt der Vorleserinnen und der Auslegung der heiligen Schrift, und die Stille der dabei Anwesenden, sowie überhaupt der gute Einfluß, den dies thätige Eingreifen in die Verhältnisse der Unglücklichen äußerte, übertraf die Erwartung Aller. Die Behörden wurden aufgefordert, sich von der stattgefundenen Umwandlung persönlich zu überzeugen, der Lord-Mayor, die Sherifs sowie einige Altermänner, die zu dieser Prüfung sich eingefunden, waren von Staunen und Bewunderung ergriffen. Sie erklärten sogleich, daß die Schule künftig einen Theil des Gefängnißwesens von Newgate ausmachen solle, und belehnten die Damen mit der Gewalt, etwanige Widerspenstige durch kurze Einsperrung zu bestrafen. Ja die Herren waren so betroffen wie gerührt, selbst einen Zustand äußeren Anstandes unter den Gefangenen zu finden, und es schien, daß die Art und Weise der Elisabeth Fry, mit denselben umzugehen, eine ganz neue Gedankenreihe in jenen Männern angeregt und eine Ahnung von dem Werth jedes Einzelnen in ihnen erweckt hatte. Sie waren demnach zu allen vorgeschlagenen Verbesserungen und Abhilfen bereit, und es wurde dem Frauenverein ein öffentliches Zeugniß der Anerkennung und Befriedigung ausgesprochen.

Zur Deckung der nothwendig gewordenen Ausgaben ward eine Sammlung eröffnet, zu welcher Elisabeth Fry einen beträchtlichen Theil beisteuerte, da ihre Mittel ihr eine thätige Mitwirkung auf diesem Gebiet gestatteten, und im Spätsommer des Jahres wurde der in Newgate stattgefundenen Veränderungen zuerst in den Tagesblättern durch Robert Owe Erwähnung gethan. Die Kunde davon verbreitete sich unglaublich schnell überall hin, und die Folge davon war, daß Mistriß Fry eine Anzahl von Briefen aus allen Gegenden des Landes mit Fragen und Bitten um Auskunft erhielt. Damen wünschten ähnliche Vereine zu gründen; obrigkeitliche Personen den Zustand der ihnen untergebenen Gefängnisse zu verbessern. Die bedeutendsten Leute im Königreich wünschten selbst den neuen Stand der Dinge in Augenschein zu nehmen, und kaum verfloß mehr ein Morgen, an dem nicht eine solche Gesellschaft sich eingestellt hätte. — Der erste öffentliche Bericht nach Jahresfrist war im höchsten Grade zufriedenstellend, denn obschon allerdings Abirrungen und Fehler von der eingeführten Ordnung stattgefunden, so war die Anzahl derselben doch verhältnißmäßig gering. Nur einmal hatte eine Dame einen Fluch gehört, und circa ein halb Dutzend Fälle der Trunkenheit waren vorgekommen. Manche, die das Gefängniß später verließen, füllten ihren Platz im Leben ehrbar und anständig aus, und nur eine war wieder den Gesetzen anheim gefallen. Unbeschreiblich groß war das persönliche Zutrauen und die Achtung für diejenige, die so viel Liebe und Zeit auf die armen Ausgestoßenen verwandt hatte. Freiwillig brachte man ihr alte beschmutzte Kartenspiele, die ohne ihr Wissen zur Unterhaltung gedient hatten, und als sie einst ein junges Mädchen mit einem seidenen Tuch zum Putz beschenken wollte, erklärte dieses mit thränenden Augen, daß eine Bibel ihr unendlich viel lieber gewesen wäre.

Mistriß Fry hatte sich bald die entschiedene Ueberzeugung aufgedrängt, daß ein Gefängniß ausschließlich für Weiber das nächste Erforderniß sei, sowie daß auch nur weibliche Bediente bei demselben anzustellen seien. Was indeß das Bekenntniß anlangte, so meinte sie an keine besondere Glaubensansicht sich anschließen zu dürfen, sondern baute nur auf die Grundwahrheiten der heiligen Schrift in Lehre und Verheißung; und das Resultat dieser streng durchgeführten Ansicht zeigte die wohlthätigsten Folgen. Aeußere Belohnungen machten einen Theil des Erziehungssystems aus, und außer dem Verdienst für ihre Arbeit wurde den Frauen täglich von der Aufseherin ein Zeichen etwaniger Zufriedenheit zuertheilt. Eine gewisse Anzahl dieser Zeichen wurden später durch eine Prämie eingelöst, die entweder aus einer Bibel oder einem Kleidungsstück bestand. Die drei wichtigsten Faktoren, die dem ganzen Unternehmen zu Grunde lagen, waren: Religionsunter-

richt, Klassenabtheilung und Beschäftigung; auch möglichste Abgeschlossenheit von ihren Angehörigen und Freunden.

Nicht lange darauf brachte der Lord Landsdowne im Oberhause in einer Adresse an den Prinz-Regenten die Gefängnißverbesserung ernstlich zur Sprache, und nachdem er die ungeheure Zunahme der Verbrechen seit dem letzten Jahrzehend außer andern einwirkenden Ursachen vornehmlich auf den traurigen Zustand der Gefängnisse zurückgeführt, sprach er sich über die verdienstlichen Bestrebungen der Mistriß Fry aus, die gleich einem guten Genius in die Höhlen des Lasters hinabgestiegen und durch ihren wunderbaren Einfluß und ihre unablässigen Bemühungen in kurzer Frist eine außerordentliche Besserung unter den versunkensten Gefangenen bewirkt habe, so daß man in Folge davon die Besserung derselben nicht mehr für eine Unmöglichkeit ansehen dürfe! — In Folge dieser Erwähnung war des Andrangs in Newgate kein Ende. — Briefe, die von Verurtheilten im letzten Augenblick vor ihrem Ende geschrieben waren, zeugten noch klarer als Alles von dem tiefen Ernst, mit welchem die Worte der heiligen Schrift waren aufgenommen worden, sowie von der gänzlichen Umwandlung, die in der Seele der Verurtheilten vorgegangen.

Die fernere Thätigkeit der Damen richtete sich nun ebenfalls auf den Export derjenigen, die nach Neu-Süd-Wallis deportirt werden sollten; sie bemühten sich, dieselben auf der Reise mit ausreichender Beschäftigung zu versehen, und behielten so bis zum letzten Augenblick die Sorge für die ihrer Pflege Befohlenen im Auge.

Im Jahre 1819—20 errichtete die Fry einen Zufluchtsort für die Obdachlosen, um während des strengen Winters möglichen Verbrechen vorzubeugen. Es bot Jemand sein großes Lagerhaus an; die Männer bekamen Stroh, die Weiber etwas Betten und Morgens und Abends eine nahrhafte Suppe mit Brod. Die Anzahl der Beherbergten stieg manchmal auf 800. Auch diese Räume besuchte Elisabeth, um in denselben Gottesdienst zu halten.

Einige der Gefangenen, die einstmals, als sie sich unbemerkt glaubten, ihre Bemerkungen austauschten, kamen durch die Beweisführung zum Glauben an das Dasein Gottes, daß sie sonst nicht begreifen könnten, warum solche Damen ohne jegliches eigne Interesse sich in solcher Weise ihrer annehmen sollten. Im Jahre 1818 besuchte E. Fry in Gesellschaft ihres Bruders Joseph den Norden Englands und Schottlands. Wohin sie kamen, fanden sie herzliches Entgegenkommen und aufrichtiges Eingehen auf ihre Vorschläge. Im Allgemeinen hatte man die Verkehrtheiten des alten Systems bereits erkannt und war den Verbesserungen geneigt; ja man baute bereits Gefängnisse nach völlig verändertem Plan. Schauerlich und für ihr Gemüth tief ergreifend waren die Scenen, die sie zuweilen erlebte. Sie sah Sträflinge in ihrem Kerker an eine Stange geschmiedet, andere an ihre Bettstelle oder die Mauern der Zelle gefesselt, aber schrecklicher als Alles trat ihr der Zustand der Irren entgegen, deren richtige Behandlung ihr liebender Sinn bereits erkannte, obschon dieselbe noch bis diesen Augenblick als ein Problem der Menschheit dasteht. Ihr persönlicher Einfluß machte sich geltend, wohin sie kam. Unbesorgt trat sie allen Befürchtungen und Zweifeln gegenüber, und der Erfolg zeigte jedesmal, daß ihr edles Vertrauen sich nicht irrte, wenn sie an den göttlichen Funken in der Menschenseele appellirte. Ueberall gründete sie Frauenvereine, und die Spuren des Segens folgten ihrem Wege.

Bald erstreckte sich ihre Thätigkeit nun auch über England hinaus. Sie trat in Briefwechsel mit der Fürstin Sophia Metschersky in Petersburg, welche an der Spitze einiger vornehmen Damen einen Ausschuß zum Besuch der weiblichen Sträflinge der Hauptstadt gebildet hatte. Der Kaiser und die Kaiserin nahmen daran lebhaften Antheil, und die von E. F. ausgehende Anregung übte auch auf die Irren in Rußland ihren wohlthätigen Einfluß aus. Es wurde ein eigenes Gebäude für sie hergestellt, mit allen nöthigen Vorkehrungen ausgestattet. Auf E.'s Rath wurde angeordnet, daß die Irren in möglichster Geselligkeit leben und namentlich gemeinschaftlich an einer gut geordneten Tafel speisen mußten. Der Oberaufseher stand an dem einen Ende und sprach vor Eröffnung derselben den Segen, und im selben Augenblick erhob sich die ganze Gesellschaft gleichfalls, darauf ward die Suppe und klein geschnittenes Fleisch vertheilt, und als das Mahl am ersten Tage vorüber war, erhoben sich alle aus freiem Antrieb, um der anwesenden Kaiserin ihren Dank für deren liebevolle Fürsorge auszusprechen. Die edle Fürstin war tief bewegt und sich zu ihrem Begleiter wendend sprach sie: dies ist der glücklichste Tag meines Lebens! —

Auf den Vorschlag der Fry hatte man die Irren auch mit Bibeln versehen, und nicht selten fand man sie in Gruppen versammelt, in welchen aus einer Bibel vorgelesen wurde. Die Kaiserin schenkte der Anstalt eine Orgel und ein Piano und äußerte öfter den Wunsch, der E. Fry einmal in ihrem Leben zu begegnen. Sie besuchte täglich die unter ihrer Pflege erblühten Anstalten und als der Kaiser einmal in den Gefängnissen anwesend war, freute er sich, nicht nur in jeder Zelle eine Bibel zu finden, sondern sprach auch den Wunsch aus, daß doch die Juden ebenfalls eine bekommen möchten. Vielleicht, sprach er, werden sie dadurch zum Christenthum geführt; sie dauern mich so sehr! Im Jahre 1822 trat E. F. mit dem damaligen Kronprinzen und der Kronprinzessin von Dänemark, dem spätern König Christian VIII., in Verbindung und erfreute sich der größten Aufmerksamkeit und Freundschaft dieser so edlen wie hochbegabten Dame. Ein fortgesetzter Briefwechsel hatte die Förderung wohlthätiger Zwecke und Einrichtungen in Dänemark zum Zweck, bis nach einer Reihe von Jahren eine Einladung an den Hof sie selber auf den Schauplatz brachte, auf den sie aus der Ferne ihre Saat gesäet.

Elisabeth blieb nun bei der Sorge für die Gefangenen nicht stehen, sondern errichtete Rettungshäuser zu den verschiedensten Zwecken; namentlich ward in Chelsea ein Rettungshaus für sittlich verwahrloste Dirnen eröffnet, wo dieselben, ihren Gefährten entrückt, zur Ordnung, Arbeitsamkeit und Frömmigkeit angeleitet wurden, und auch diese Einrichtung bewährte sich auf's Beste. Der Sommer 1824 sah Elisabeth in Brighton, um ihre angegriffene Gesundheit zu stärken. Ihr Aufenthalt daselbst wurde durch zwei neue wohlthätige Einrichtungen bezeichnet, deren erste sich auf die große Zahl dortiger

Armen erstreckte. Sie gründete einen Verein, der die Pflicht übernahm, den Armen mehr mit Arbeit und Ueberwachung ihrer häuslichen Einrichtung, als mit Geld und Unterstützung zu Hilfe zu kommen. — Die zweite sollte dem sittlichen und geistigen Wohl der Strandwächter dienen, deren Leben durch ihre Abgeschlossenheit von allem Verkehr, durch Nachtwachen, rauhe Witterung und Ueberfälle der Schleichhändler ein Leben voll Mühsal und Gefahr war. Ihre erste Bemühung war, Bibeln unter dieselben zu vertheilen. Dann entwarf sie den Plan, alle diese Posten auch an den entlegensten und unwirthbarsten Küsten mit nützlichen Schriften zu versehen, und nachdem sie durch Privatvereine und Sammlungen einen rechtschaffenen Fond erworben, erlangte sie durch Robert Peel einen Zuschuß von 500 Lst. aus Staatsmitteln. Auf 488 Stationen lebten 20,320 Personen, unter denen 7680 Kinder über 5 Jahr durch ihre vereinsamte Lage von allem Kirchen- und Schulbesuch fast gänzlich ausgeschlossen waren. Es wurde jetzt an jeder Station und in jedem Bezirk eine Bibliothek errichtet und durch geeignete Personen beaufsichtigt. Aus einem im Jahre 1836 erstatteten Bericht geht hervor, daß im Ganzen 620 solcher Büchersammlungen gebildet wurden, die incl. 6500 Schulbücher und etwa 5000 kleiner Schriften, eine Anzahl von 52,464 Bänden ausmachten, welche ungefähr 21,000 ohne diese Fürsorge völlig vernachlässigten Personen in bedeutender Weise zu Hilfe kamen. Ja der Segen, der dadurch gestiftet ward, läßt sich gar nicht ermessen, und erstreckte sich ihre liebevolle Fürsorge später auch auf die Kreuz- und Kriegsschiffe der britischen Seemacht, deren jedes unter Beihilfe der Regierung mit diesen Mitteln zu geistlicher und intellektueller Belehrung ausgerüstet ward. — Später wurde eine ähnliche Sammlung für die Schaafhirten und Fischer errichtet.

Der Winter 1825 ist durch die Gründung eines Vereins zum Wohl der dienenden Klassen bezeichnet, deren hartes Loos ihr schon lange auf dem Herzen gelegen. Die Fry hob in öffentlicher Rede die Nichtbeachtung des Sonntags hervor; die späten Gesellschaftsstunden, die Hast, mit der Schneiderinnen und Putzmacherinnen zur Ablieferung ihrer Arbeit für bevorstehende Feste getrieben werden, gegenüber dem Leichtsinn und der Fahrlässigkeit in Berichtigung der Rechnungen;*) kurzum die ganze Geringachtung des innern Wohls der arbeitenden Klassen, welches sie den Reichen und Arbeitgebenden dringend an's Herz legte.

Im Jahr 1827 trat E. eine Reise nach Irland an, wo sie namentlich die Schuldgefängnisse im jämmerlichsten Zustand fand. Der Andrang zu ihren Ansprachen war so groß, daß dieselben oft in beschränkten Räumlichkeiten mit Lebensgefahr verbunden waren. Sie machte im Ganzen drei Reisen nach Irland und im Jahr 1836 gelang es ihr, ein Weibergefängniß ganz nach ihrem Plan eingerichtet zu sehen; im Jahr 1848 stand die von ihr ausgestreute Saat in voller Blüthe. Die Behörden erklärten den Versuch vollkommen gelungen, und die ausgezeichnete Ordnung, die in diesem Gefängniß herrschte, erregte jedermanns Erstaunen. Die Folge war, daß in Schottland und Australien Gefängnisse nach demselben Plane in Aussicht standen.

Dr. Julius aus Hamburg war im Jahr 1825 nach England gekommen, um die dortigen Wohlthätigkeitsanstalten und Gefängnisse in Augenschein zu nehmen. Er trug im Jahr 1827 die Ergebnisse seiner Reise in einer Reihe von Vorlesungen in Berlin vor, und wurde durch Herausgabe dieser Vorträge der Begründer einer neuen Wissenschaft, „der Gefängnißkunde". Von Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, wurde durch seine Bemühungen die völlige Umbildung des Gefängnißwesens in Preußen eingeleitet. Und von hier wie aus allen Ländern gingen Berichte an Elisabeth Fry ein über die Resultate der durch sie angeregten Verbesserungen.

Während so allerorts die Saat aufging, die sie mit liebendem Herzen gestreut, während man ihren Namen mit Bewunderung nannte, und von Tausenden und aber Tausenden Dankgebete für sie zum Himmel emporstiegen, kam im Privatleben der edlen Frau eine schwere Prüfung über sie, die ihr am schmerzlichsten in der Voraussicht wurde, nicht mehr in gewohnter Weise mit eignen Mitteln ihre Unternehmungen fördern zu können. Der Bruch eines Hauses, an dem ihr Gatte Theilhaber war, beraubte sie des größten Theils ihrer Glücksgüter, und die Einschränkungen und Entbehrungen, die diesem Sturz folgten, waren recht schmerzlicher Art. Die Entlassung treuer langjähriger Dienstboten, das Aufgeben ihres schönen Landguts Plashets, wo fast alle ihre Kinder geboren waren und ihre Jugend verlebt hatten, sind unter diese zu zählen. — Von allen Seiten liefen Briefe ein, die von Theilnahme und Liebe erfüllt waren, und diese Theilnahme der Freunde aus allen Kreisen und allen Klassen der Gesellschaft wurden eine Quelle reichen Trostes für sie. Elisabeth selber blieb das Bild des unerschütterten Friedens. Vielleicht erklang nur ihre sanfte wohltönende Stimme gedämpfter und weicher, war ihr Lächeln nur noch milder, und jetzt machte sich ihre Fähigkeit besonders geltend, mit Leichtigkeit und Sicherheit alle vorliegenden Verhältnisse zu überschauen. Ja inmitten aller eignen Leiden und Bekümmernisse bewahrte sie doch den Nachrichten die regste Theilnahme, die von dem Fortgang der guten Sache aus der Ferne einliefen. In Berlin war ein Frauenverein zum Besuch weiblicher Gefangenen gegründet, und im folgenden Jahr konnte die an der Spitze stehende Gräfin v. d. Gröben schon viele anziehende Einzelheiten berichten. Aus Potsdam, aus Paris, aus Turin kam ihr noch die Anregung, ein Asyl für Reuerinnen auch in protestantischen Ländern zu gründen, welche Idee sie indeß in Kaiserswerth bereits in's Leben gerufen fand.

Neben ihren vielfachen Beschäftigungen fand sie noch Zeit, ein Spruchbüchlein, eine Auswahl von Bibelsprüchen für jeden Tag des Jahres herzustellen, die größtentheils zu freiwilliger Vertheilung dienten.

Einen nicht geringen Antheil hatte die Fry an der Milderung der strengen Bluturtheile, durch die England früher sich principiell seiner Verbrecher entledigen zu wollen schien, anstatt auf deren Besserung hinzuarbeiten; und lange Zeit war sie mit Lord Symouth wegen dieses Punktes auf gespanntem Fuß. Mit gleichfalls hohem regen Interesse

*) Wir erinnern hierbei an die vor wenig Jahren in England vorgekommene Begebenheit, wo eine Putzmacherin, die ihre hohen ausstehenden Rechnungen nicht einbekommen konnte, selber zur Diebin ward, um nur ihr Leben zu fristen.

erfaßte sie die Bemühungen des edlen Wilberforce zur Abschaffung der Sclaverei, und richtete selbst den Blick noch weiter hinaus auf den Opiumhandel in China; ja der Ruf ihrer Menschenwohl fördernden Thätigkeit war so weit in alle Welt gedrungen, daß der König der Sandwichsinseln Kamehameha III. sie in einem Schreiben um die Verwendung ihres Einflusses zum Verbot der Einfuhr geistiger Getränke in sein Land gebeten hatte, deren entsittlichende Wirkungen er schmerzlich beklagte.

Im Jahre 1832 finden wir Elisabeth Fry vor einem Ausschuß des Unterhauses, welches ihre Rathschläge in Betreff der Reform des Gefängnißwesens entgegen zu nehmen wünschte, und sie empfahl hier wie überall: Arbeit, Unterricht, Beaufsichtigung durch weibliche Beamte und den Besuch edler Frauen.“ Im Jahre 1837 ward sie der Königin Adelheid vorgestellt, die sie mit der größten Rücksicht behandelte. Sie erwähnte in ihrem Tagebuch, „daß es ihr gelungen sei, völlig ihre einfache Sprache beizubehalten“, und wer sie genau kannte, mußte die Besiegung ihrer ursprünglichen Blödigkeit als aus hohem Pflichtgefühl hervorgehend anerkennen. Früher schon erwähnte sie eines Besuchs bei der Herzogin von Kent, wo sie die derzeit jugendliche Prinzeß Victoria kennen lernte, welcher sie als eines liebenswürdigen und hoffnungsvollen Kindes gedenkt.

Keine Auszeichnung noch Ehrenbezeugung vermochte eine Aufregung in ihrem Benehmen hervor zu rufen, und als sie, wiederholt vor den Ausschuß gerufen, vor den höchsten Männern des Landes ihre Ansichten darlegte, bemerkte doch niemand, daß ein höheres Selbstbewußtsein sich in ihrer Weise ausgesprochen.

Es möchte von Interesse sein, die Ansichten dieser Frau über die beiden neuern Strafsysteme, dem System vollkommenen Stillschweigens, sowie dem getrennter Haft zu erfahren. Während sie dem ersten keine Zustimmung giebt, theilweise um der Unmöglichkeit, theilweise um der großen Härte willen, die den Aufseher bei jeder lauten Aeußerung zu einer Züchtigung berechtigt, erkennt sie die Vortheile des Zellen-, nicht Isolir-Systems in einem an Herrn Béranger in Paris gerichteten Briefe, wie folgt an:

„1) Verhindert dasselbe mit großer Sicherheit jede „Befleckung des Einzelnen durch seine Mitgefangenen; 2) „die Bekanntschaft der Sträflinge unter einander und ihre „Vertraulichkeit mit Personen, die nach ihrer Entlassung „ihrer Sittlichkeit, wie ihrem äußern Fortkommen verderb„lich werden können; 3) Beut dasselbe mehr Gelegenheit „zu ernstem Nachdenken und öffnet religiösen Einflüssen „leichter Eingang. Von den Menschen abgesondert, richtet „das Gemüth sich ausschließlich auf Gott und wendet sich „zum Gebet; 4) die Verborgenheit der Haft nimmt ihr „ihren befleckenden Charakter in den Augen der Welt, der „sonst als Folge nie ausbleibt.“ — Ihre Einwürfe betreffen den Kostenpunkt, der aber durch die kürzere Dauer der Haft, sowie die geringere Festigkeit des Baues ausgeglichen wird. Schwieriger ist es, die Anzahl geeigneter Aufseher zu finden, die einer eignen Heranbildung bedürfen. — Die Einsamkeit der Gefangenen wird bekanntlich durch Beschäftigung wie durch Unterricht mannigfacher Art ausgefüllt; sie wird unterbrochen durch den Besuch des Werkmeisters, des Lehrers, des Arztes, des Direktors und wohlwollender Besucher; wird fruchtbar gemacht durch Lesen nützlicher Bücher, besonders der Bibel, und geheiligt durch sonntäglichen Gottesdienst. — Da sie nachhaltig wirkt, kann eben die Haftzeit bedeutend abgekürzt werden. Sie macht indeß den Vorschlag, der bekanntlich später sich mannigfach bewährt hat, die Sträflinge bei nächtlicher Trennung Tags in Schaaren von 10 bis 20 zu gemeinsamer Arbeit unter Beaufsichtigung zu vereinigen. (Schluß folgt.)

Das Staatsgefängniß zu Waupun in Wisconsin.

Es ist ein wahres Vergnügen, statistische Berichte der Amerikaner über ihre öffentlichen Verhältnisse zu lesen. Während man bei uns in Deutschland sich durch ganze Berge unnützen statistischen Materials hindurcharbeiten muß, um zum Kerne der Sache zu gelangen, nimmt der Amerikaner in seiner practischen Weise nur das wirklich Wissenswerthe und Brauchbare auf, ohne doch im Geringsten den Vorwurf der Flüchtigkeit zu verdienen. — Vor uns liegt der Bericht des „State Prison Commissioner“, des Directors des Staatsgefängnisses von Wisconsin, welcher das Jahr 1866 umfaßt. Das Staatsgefängniß entspricht unserm Zuchthause, das Gefängniß eines jeden einzelnen County ungefähr unsern Gerichtsgefängnissen.

Das Staatsgefängniß besteht seit etwa 15 Jahren, und detinirte während dieser ganzen Zeit 1099 Sträflinge, welche bei Nacht völlig isolirt sind, bei Tage jedoch in gemeinsamen Sälen arbeiten. Während des letzten Jahres hat die Zahl derselben um 75 Prozent (!) zugenommen, woran wohl nur theilweise der entsittlichende Einfluß des Krieges schuld ist. Die Mehrzahl der im letzten Jahre eingelieferten Sträflinge hat zwar am Kriege theilgenommen, ist jedoch früher nur zu diesem Zwecke begnadigt und aus dem Gefängnisse entlassen worden. Nach Beendigung des Krieges kehrten sie in die Heimath zurück und gaben sich dem alten Leben wieder hin. Das Gefängniß kostete dem Staate während des letzten Jahres, wenn man die von den Sträflingen erbauten Gebäude zu dem von einem Architecten gemachten Kostenanschlage berechnet, etwa 1200 Dollars: dabei sind jedoch die Arbeitskräfte der Gefangenen nach einem so niedrigen Satze veranschlagt, daß kein freier Arbeiter in Amerika damit konkurriren könnte.

Eigenthümlich ist, daß dem Gefangenen, welcher sich gut führt und seine Arbeit regelmäßig liefert, gesetzlich etwa 5 Tage monatlich von seiner Strafe erlassen werden. Von seinem Arbeitsverdienste erhält er nichts und nach Beendigung seiner Strafe wird er entlassen, mit einem Anzuge und einer Summe Geldes versehen, welche nicht 5 Dollar übersteigen darf. Der Bericht bemerkt sehr richtig, daß dies eine Ungerechtigkeit ist und den Entlassenen in den meisten Fällen durch Armuth zum Rückfalle oder wenigstens zum Betteln nöthigt.

Der Bericht des Geistlichen an dem Gefängnisse ist sehr kurz, da er erst seit einigen Wochen in sein neues Amt eingeführt war. Er bittet die christliche Liebe um Vermehrung der Anstalts-Bibliothek, welche zu der Anzahl der Gefangenen in gar keinem Verhältniß stehe.

Am 1. Oktober 1865 betrug die Zahl der Sträflinge 97.

Vom 1. Oktober 1865 bis 1. Oktober 1866 wurden aufgenommen 145, darunter 20 in Deutschland geboren.

Entlassen wurden während des Jahres 1866 73.

Es befinden sich in dem Gefängnisse 169, davon Männliche 159, Weibliche 10.

27 waren lebenslänglich verurtheilt, 2 zu 12 Jahren, 4 zu 10 Jahren, 4 zu 8 Jahren.

Englisch lesen und schreiben konnten	99
deutsch " " " "	12
deutsch und engl. lesen und schreiben konnten	3
schwedisch " " " "	1
lesen, aber nicht schreiben konnten	18
weder lesen noch schreiben konnten	36
	169

Der Religion nach waren:

Katholiken	57
Methodisten	27
Baptisten	18
Protestanten(?)	12
Lutheraner	11
Presbyterianer	10
Bischöfliche	9
Congregationalisten	5
Andern Secten Angehörige	9
Keinen religiösen Unterricht hatten gehabt	11
	169

Verheirathete	51
Ledige	99
Wittwer	17
Wittwen	2
	169

Weiße	166
Schwarze	2
Indianer	1
	169

Von den seit dem Bestehen der Anstalt, also in den letzten 15 Jahren eingelieferten 1099 Sträflingen wurden 930 entlassen und zwar:

nach Ablauf ihrer Strafe	342
durch Begnadigung	261(!)
von Seiten des Gerichtes	15
durch Uebersiedelung in eine Irrenanstalt	2
durch den Tod	12
durch Selbstmord	2
auf Befehl des Kriegsministeriums	1
durch Flucht	7
durch Milderung ihrer Strafe	288
	930.

Die große Zahl derjenigen, welche theils ganz begnadigt, oder deren Strafe wenigstens gemildert wurde, erklärt sich dadurch, daß es in Amerika mehr Faktoren der Begnadigung giebt, als bei uns. Die Gesetzgebung oder der Gouverneur haben in jedem einzelnen Staate, der Congreß, der Präsident und das Kriegsministerium in den gesammten Vereinigten Staaten das Recht der Begnadigung. Welcher Mißbrauch oft damit getrieben wird, bedarf nicht der Erwähnung.

Von den 1099 Sträflingen waren geboren:

in New-York	253(!)
" Wisconsin nur	24
" einem der übrigen Staaten der Union	265
" Deutschland	211
" Irland	178
" irgend einem anderen Theile von Großbritannien	119
" Frankreich	6
" irgend einem andern Theile der Welt	43
	1099.

Die verhältnißmäßig ganz enorme Anzahl von Verbrechern, welche New-York dem Staate Wisconsin liefert, beweist nur die Richtigkeit des Satzes, daß die sittliche Fäulniß, welche von den Hauptstädten sich über das Land ergießt, selbst in den entferntesten Gegenden sich fühlbar macht.

Hinsichtlich der Verbrechen, welche die Strafe herbeiführten, ist beachtenswerth, daß verurtheilt wurden:

wegen Diebstahl verschiedenen Grades	560
" Einbruchs	132
" Mord oder Todtschlags	102(!)
" Fälschung	35
" Banknotenfälschung	2
" Polygamie	10(!)
" Bigamie	2
" Hehlerei	4
" Unterschlagung	17

u. s. w. u. s. w.

Bei ihrer Einlieferung waren Sträflinge:

unter 12 Jahren	3
von 12 zu 20 Jahren	205
" 20 " 30 "	468
" 30 " 40 "	241
" 40 " 50 "	112
" 50 " 60 "	54
" 60 " 70 "	13
" 70 " 80 "	3
	1099.

(„Der Ansiedler im Westen.")

Aus Jerusalem.

Am Himmelfahrtsfest, den 30. Mai, Nachmittags, fand in Jerusalem die Einweihung des für die Aussätzigen bestimmten Asyls statt. Der Feier wohnte die ganze deutsche Gemeinde, die sämmtlichen Schulkinder des Diakonissenhauses und des Schneller'schen Waisenhauses mit eingeschlossen, bei. Diese neue Wohlthätigkeitsanstalt ist ja deutschen Ursprungs! Es haben sich übrigens auch Engländer daran betheiligt. Die Feier ward mit Gesang in deutscher und englischer Sprache eröffnet und geschlossen. Zwischen hinein wurde eine deutsche und eine englische Ansprache gehalten. Die arabische Ansprache für die Aussätzigen, welche Herr Klein zu halten übernommen hatte, fiel wegen Mangels an betreffender Zuhörerschaft weg. Es waren nämlich nur vier jener armen Kranken erschienen. Die Mehrzahl hatte sich darum nicht eingestellt, weil ihnen von Seiten böswilliger Leute allerlei Uebels vorgeredet, ja ihnen die Meinung beigebracht worden war, in dem neuen Asyl werde ihnen etwas gereicht werden, was eher

ihr Lebensende als ihre Heilung herbeizuführen geeignet sei. Von den vier erschienenen Männern zeigte sich einer, bei dem die Krankheit noch nicht so weit vorgeschritten war, wie bei den andern, mit Freuden bereit, in die neue Heilanstalt einzutreten; die übrigen machten allerlei Bemerkungen und Einwendungen. Ein Mann aus Bêt Safâfa z. B. frug, seine beiden Armstumpen hinstreckend: was könnte mit mir auch noch angefangen werden? Da den Vieren ein zubereitetes Schaf, das zu einer Mahlzeit für alle Aussätzigen bestimmt gewesen war, überlassen ward, um es in ihren elenden Hütten am Zionsthor mit ihren Leidensgenossen zu theilen, zogen sie jubelnd mit ihrer Beute von dannen, indem sie insonderheit den preußischen Konsul Dr. Rosen (der die erste Anregung zur Errichtung dieses Asyls gegeben hatte) hoch leben ließen. Das neu erbaute Haus, welches am Tage der Einweihung schön geschmückt war, und auf welchem da zum erstenmal die preußische Flagge wehte, hat acht Zimmer und zwei Liwane oder offene Hallen. Es wird dazu nun noch ein Anbau kommen für eine Küche und Waschküche, für eine Backstube mit Backofen, für ein Badezimmer und einen Holzplatz. Der Hausvater, ein Norddeutscher, Herr Trappe, der eine Reihe von Jahren als Missionar in Grönland gelebt hat, ist Mitglied der Brüdergemeinde, seine Ehefrau ist eine Süddeutsche aus Königsfeld. — Ich füge noch folgende kürzere Notizen bei: An dem Bau des neuen Schwesternhauses auf der Gottfriedshöhe (einem von den Deutschen gewählten Namen) wird mit allem Eifer fortgearbeitet. Es giebt das ein imposantes Gebäude. Wenn man zum Jaffathor hinaustritt, fällt es sofort in die Augen. Es ist zu einer Erziehungsanstalt für 100 Töchter bestimmt. — Mit Ernst wird auch der Kuppelbau an der heiligen Grabkirche, der vor etlichen Monaten begonnen hat, fortgesetzt. Es werden dazu lauter neue Steine, von denen das Stück roh auf 10 Franken kommt, verwendet. Die Behauung und Zurechtmachung dieser Steine wird auf dem freien Platze vor den russischen Gebäuden, welche die neue Vorstadt Jerusalems bilden, ausgeführt. Auf demselben Platze wird auch aller Mörtel bereitet; der dann von Eseln in hölzernen Kisten nach dem Bauplatze in der Stadt getragen wird. Die alten Steine der abgebrochenen Kuppel werden von den Griechen zu verschiedenen Bauten, die sie vor dem Jaffathor ausführen, verwendet. Die Vorstadt vor diesem Thore gewinnt eine immer größere Ausdehnung. — Der neue Gouverneur der Stadt, Zarif Pascha, geht strenge auf Förderung der Reinlichkeit aus. Auch hat er bereits für eine bessere Beleuchtung Sorge getragen. Ueberall, wo ein Bogen die Gasse überspannt, muß der betreffende Hausbesitzer eine Laterne aufhängen. — Der englische Genieoffizier Warren, welcher hierher gekommen ist, um die vor ein paar Jahren von seinem Fachgenossen, Kapitän Wilson, im Auftrag einer englischen Gesellschaft begonnenen Nachgrabungen fortzusetzen, hat in den letzten Wochen in Nablus und im Jordanthal Untersuchungen angestellt. Er erzählt, daß er in diesem Thale nur wenig Ruinen gefunden habe. Die Hügel bei Jericho hat er durchgraben lassen. — Die amerikanische Kolonie in Jaffa ist in der Auflösung begriffen. Herr Metzler hat zwei ihrer hölzernen, aus Amerika mitgebrachten Häuser gekauft. — Ueberall im Lande sind die schönen Saaten gnädig bewahrt geblieben. In Folge der reichlichen, fast überall bereits beendigten Ernte sieht man nun, Gott sei Dank, billigern Fruchtpreisen entgegen. S.-W.

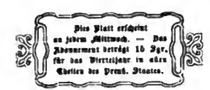
Die Bibel in Gasthöfen.

Bei einer neulichen Reise in die Schweiz wurde ich, so lesen wir in den „Blättern für das Armenwesen," durch eine recht liebliche Wahrnehmnng überrascht. Nach meinem Absteigen in einem der elegauten Gasthöfe Zürichs und nach Besitzergreifung des mir angewiesenen, mit allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten luxuriös ausgestatteten Zimmers fielen hier meine Blicke bald auf ein schon durch sein anständiges solides Aeußere sich bemerklich machendes Buch, das sich sofort als ein neues Testament zu erkennen gab. Mit Freude nahm ich nähere Einsicht von dem hübschen Bande, worin der biblische Text in parallel neben einander stehenden Spalten deutsch und französisch abgedruckt war und wobei auch die Schönheit des Papiers sowie des Druckes nichts zu wünschen übrig ließ. Eine vorn angebrachte Etiquette bezeichnete den Band als eine Stiftung der Zürichschen Bibelgesellschaft, und aus einer nachherigen Mittheilung des Wirths hatte ich zu entnehmen, daß in allen Zimmern des geräumigen Hotels solche Exemplare sich befinden, überhaupt daß in sämmtlichen Gasthöfen Zürichs dieselbe Einrichtung bestehe, welche freundliche Fürsorge des Züricher Bibelvereins sicher nicht verfehlt, je und je ein heilsames Saatkorn auszustreuen. Aehnliches fand ich später auch in Bern, wo dieselbe Bibelausgabe auch ganz mit eben derselben Ausstattung, wie in Zürich in den Zimmern der Gasthöfe den Reisenden zur Verfügung gestellt ist. Dank und Anerkennung diesen wackeren Vereinen! Mag die Maßregel bei der großen und eigenthümlichen Strömung von Reisenden ihre ganz besondere Bedeutung für die Schweiz haben, so drängte sich doch die Frage auf, ob Aehnliches nicht auch anderswo geschehen könnte, wenigstens in den Hotels der Hauptstädte und den großen Gasthöfen der bedeutenderen Kurorte. Möchte wenigstens ein Versuch gemacht werden, der, gegenüber den obigen ermunternden Vorgängen, immerhin wagenswerth sein dürfte. — Aehnliches ist, so fügen wir hinzu, unter Mitwirkung des Central-Ausschusses für innere Mission schon vor Jahren angeregt und auch in Norddeutschland, wenngleich nur sehr sporadisch, begonnen worden.

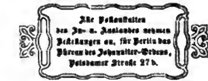
Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

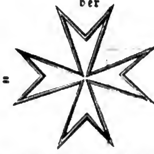


Wochenblatt



der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 33. Berlin, den 14. August 1867. **Nr. 33.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Aug. 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	54			
	Zugang pro Juli	17			
		71			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	55	55	1706	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	64			
	Zugang pro Juli	36			
		100			
	Abgang . .	38			
	Bleibt Bestand	62	62	1897	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	23			
	Zugang pro Juli	10			
		33			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	21	21	674	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	36			
	Zugang pro Juli	25			
		61			
	Abgang . .	31			
	Bleibt Bestand	30	30	1115	42
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	17			
	Zugang pro Juli	12			
		29			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	13	13	495	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	18			
	Zugang pro Juli	7			
		25			
	Abgang . .	8			
	Bleibt Bestand	17	17	529	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	35			
	Zugang pro Juli	19			
		54			
	Abgang . .	16			
	Bleibt Bestand	38	38	1152	60
	zu übertragen		236	7568	301
	Uebertrag		236	7568	301
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	25			
	Zugang pro Juli	12			
		37			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	22	22	732	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	20			
	Zugang pro Juli	16			
		36			
	Abgang . .	17			
	Bleibt Bestand	19	19	596	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	63			
	Zugang pro Juli	25			
		88			
	Abgang . .	29			
	Bleibt Bestand	59	59	1853	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	21			
	Zugang pro Juli	9			
		30			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	16	16	529	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	3			
	Zugang pro Juli	19			
		22			
	Abgang . .	9			
	Bleibt Bestand	13	13	239	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	16			
	Zugang pro Juli	12			
		28			
	Abgang . .	15			
	Bleibt Bestand	13	13	402	41
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	2			
	Zugang pro Juli	3			
		5			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	76	6
	zu übertragen		380	12,026	597

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Aug. 1867 verb. Kranken u. Siechen	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro Juli 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		380	12,025	597
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	5			
	Zugang pro Juli	4			
		9			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	6	6	139	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	2			
	Zugang pro Juli	—			
		2			
	Abgang	2			
	Bleibt Bestand	—	—	26	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	6			
	Zugang pro Juli	9			
		15			
	Abgang	8			
	Bleibt Bestand	7	7	218	10
18.	**Pakosc:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	6			
	Zugang pro Juli	4			
		10			
	Abgang	3			
	Bleibt Bestand	7	7	183	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. Juli 1867	15			
	Zugang pro Juli	1			
		16			
	Abgang	—			
	Bleibt Bestand	16	16	477	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. Juli 1867	13			
	Zugang pro Juli	21			
		34			
	Abgang	18			
	Bleibt Bestand	16	16	474	38
21.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. Juli 1867	2			
	Zugang pro Juli	8			
		10			
	Abgang	7			
	Bleibt Bestand	3	3	98	14
22.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. Juli 1867	23			
	Zugang pro Juli	9			
		32			
	Abgang	9			
	Bleibt Bestand	23	23	691	28
	Zusammen		458	14,331	739

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1867 beträgt 278, davon sind:

a) gestorben . . . 13
b) geheilt 248
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 27
wie vor 278.

23) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten.**

Bestand am 1. Juni 1867 . . . . 27 Kranke.
Zugang pro Juni . . . . 16 „
43 Kranke.

Davon sind: geheilt 19
gebessert 14
ungeheilt 6
in das französische Hospital überführt . . . 4
43 — 43 „

Bleibt Bestand am 1. Juli 1867: — Kranke.

Unter den Aufgenommenen befanden sich 1 Mohamedaner, 3 Europäer und 12 orientalische Christen.

Die Zahl der Verpflegungstage pro Juni betrug 726.

Poliklinisch wurden behandelt 124 Personen.

Das bisher von Brüdern des Rauhen Hauses versehene Ordens-Krankenhaus in Beirut ist, da dieselben in die Heimath zurückgekehrt sind, vorläufig geschlossen und wird erst im Herbste d. J. wieder eröffnet werden, nachdem die Verwaltung und Pflege in demselben von Schwestern aus der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth übernommen worden ist.

Die poliklinische Behandlung von Kranken durch den Arzt des Hauses Dr. Lorange wird in der bisherigen Weise auch in der Zwischenzeit fortgesetzt.

---

1. **Carl Friedrich von Below**, Kaiserlich Russischer wirklicher Staatsrath und Präsident des Ehstländischen Cameral-Hofes zu Reval, Ehrenritter seit 1854, † zu Reval 26. Juli 1867.

2. **Friedrich von Wenckstern**, Großherzoglich Mecklenburg-Strelitz'scher Oberst z. D., zu Neustrelitz, Ehrenritter seit 1843, † zu Neustrelitz 27. Juli 1867.

Elisabeth Fry.

(Schluß.)

Ihre thätigen Bestrebungen für die Gefängnisse des vereinigten Königreichs im Allgemeinen neigten sich jetzt ihrem Ende zu. Sie war das Werkzeug gewesen, die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, und die Gefängnißinspektoren widmeten sich mit Eifer und Erfolg dem großen Werk ihrer Umgestaltung. Sie konnte jetzt daran denken, den mannigfachen Aufforderungen und Bitten vom Auslande her zu folgen und ihre Thätigkeit in eigner Person diesem zu widmen. — Sie ging zuerst nach Frankreich, wo ihr durch Vermittelung des britischen Gesandten alle öffentlichen Anstalten gezeigt wurden, und legte das Ergebniß ihrer Beobachtungen in einem Schreiben an den Polizeipräfekten von Paris nieder, während sie sich mit einer Denkschrift an den König wandte, in welcher sie vor Allem auf Verbreitung der heiligen Schrift und ihrem freien Gebrauch in den verschiedenen Anstalten drang. Später hatte sie eine Audienz beim König und der Königin, in welcher sie vorzugsweise auf bessere Sonntagsheiligung hinarbeitete. Von Paris ging sie über Savoyen nach der Schweiz, und überall, wohin sie kam, hatte ihr vorangeeilter Ruf ihr den Empfang bereitet und ihr Freunde und Vertrauen erworben, wo sie es am wenigsten erwartete. Im Jahre 1840 machte sie eine Reise nach Belgien, Holland, Hannover, wo überall sie an die Höfe zur Audienz geladen wurde. Mit gewohntem Freimuth sprach sie den königlichen Häuptern ihre gemachten Erfahrungen aus und verwendete sich mit Erfolg zur Abstellung der vorgefundenen Mängel.

Im April kam sie nach Berlin, wo ihr gleichfalls der herzlichste Empfang von Personen aller Stände und

namentlich der königlichen Familie wurde. Namentlich war es die Prinzessin Marianne von Preußen, in deren hervorragend christlichem Sinn sie eine kräftige Stütze für ihr Wirken fand. Im Hotel de Russie hatte eine Versammlung von mehr als 200 Personen statt, deren größere Hälfte aus Personen der höchsten Stände bestand. Professor Tholuk war als Dolmetscher zugegen. Sie redete vor der Versammlung von den früher vorgefundenen Zuständen der Gefängnisse, von den Verwandlungen, die damit vorgegangen, und schloß mit dem Aufruf an Alle, zu dem Werke ihre Hilfe darzubieten! — Prinzessin Wilhelm hatte dem Frauenausschuß zum Besuch der Gefängnisse das ganze Gewicht ihrer Unterstützung zu verleihen gewünscht, und um ihre volle Zustimmung auszudrücken, dieselben zu sich in ihren Palast eingeladen. Um halb ein Uhr sah man ungefähr zwanzig Damen im schönsten Anzug versammelt, um nach dem Schloß zu fahren. Außerdem hatte die Prinzessin eben so viele ihr befreundete Damen geladen und Graf Gröben befand sich als Dolmetscher unter denselben. Die Fürstin empfing Elisabeth Fry selber und führte sie ans oberste Ende des Zimmers, wo eine lebhafte Unterhaltung in Gang kam. Darauf erschien die Kronprinzessin sammt ihrem Gemahl und schließlich auch die Prinzessin Carl. E. Fry saß in der Mitte des Sophas, der Kronprinz und seine Gemahlin zu ihrer Rechten, links Prinzeß Wilhelm, und Fürstin Czartoryska. Jetzt wurden die Statuten vorgelesen, wie solche in England herrschend waren, und ins Deutsche übersetzt, und als dieser geschäftliche Theil vorüber war, bat E. um die Erlaubniß, einige Bibelstellen lesen zu dürfen, wobei sie mit Gebet schloß. Sie betete, daß ein Segen weilen möge auf dem ganzen Lande, vom König auf dem Thron bis zum armen Gefangenen in seinem Kerker; besonders betete sie für das königliche Haus, sowie für die Damen, denen das unternommene Werk gedeihen möge! — Allmälig zogen sich alle Damen zurück, bis nur die königliche Familie zurück blieb. Sie lud E. Fry ein, sie zu besuchen, bevor sie Berlin verließ, und nahm den herzlichsten Abschied von ihr und ihren Begleitern.

Es war für E. von Interesse, zu erfahren, daß die Verfolgungen, welche einst die altlutherische Kirche getroffen, zu großen Theilen gemildert seien, während immerhin noch Vermögensentziehung und Gefangenschaft als Mittel zur Unterwerfung angewandt wurden. E. wünschte mit einer Vorstellung dagegen bis zum König durch zu dringen, und obschon ihre Freunde Lord Russel und Humboldt es entschieden abriethen, fand sie doch in der Prinzessin Marianne das lebhafteste Interesse und genügende Unterstützung für ihr Unternehmen. Eine schöne Bittschrift gelangte an den König, und den folgenden Tag brachte man ihr die fröhliche Kunde, daß die Bittschrift huldreich aufgenommen sei und der König selber gesagt habe: „der Geist Gottes müsse ihr beigestanden haben, daß sie so trefflich sich über diesen Gegenstand auszusprechen vermocht.“ — Sie sagte zu dem Geistlichen, der ihr diese Nachricht brachte, wie innig sie zu Gott gefleht, daß er seinen Segen darauf lege, und dieser erwiederte ihr, daß ihr gleich Daniel ihre Bitte gewährt worden, ehe sie zu beten aufgehört. Die großen geistigen Aufregungen in Berlin hatten E.'s Kräfte doch so sehr erschöpft, daß sie, nachdem sie noch in Wittenberg Dr. Luthers Wohnung in Augenschein genommen, sich in Leipzig auf einige Zeit zur Ruhe begeben mußte. Auf der Rückreise traf sie in Düsseldorf mit Pastor Fliedner zusammen, besuchte seine Anstalt in Kaiserswerth und fand einen warmen Freund an ihm, mit dem sie fortan stets im brieflichen Verkehr blieb. Zum Schluß der Reise schrieb sie auf den Rath des Ministers Bunsen ihre treffliche Ansprache an die Frauen und Jungfrauen Deutschlands, welche viel Segen stiftend in die Welt hinausging. Die Königin von Dänemark freute sich diesmal vergeblich der Hoffnung, E. F. bei sich zu sehen; sie durfte ihrer Gesundheit nicht mehr zumuthen.

In dieser Zeit empfing sie einen Brief von dem Kronprinzen von Preußen, der ihr nochmals aussprach, wie sehr ihr Besuch hier zum Segen gewesen; auch sie einlud, das Land wieder zu besuchen.

In jenen Tagen sah sie auch die Herzoginnen von Beaufort und Sutherland und letztere wohnte auf die von E. an sie ergangene Einladung einer großen Versammlung der Freunde der Sclavenbefreiung bei, die in Exeterhall gehalten wurde. Auch aus den vereinigten Staaten hatten sich Abgeordnete eingefunden, die diesen Gegenstand zu berathen wünschten, und bald darauf kehrte ihr Bruder Joseph nach dreijähriger Abwesenheit aus Amerika zurück, während die Sache der Sclavenbefreiung durch den großen Eifer seines Schwagers Burton in England zu vollem Sieg geführt worden war.

Der Schluß des Jahres wurde durch die Errichtung einer Anstalt protestantischer barmherziger Schwestern bezeichnet, die sie nach dem Plan der Kaiserswerther errichtete. E. durfte auf das scheidende Jahr als ein Jahr gesegneter Wirksamkeit und gehaltvoller Ereignisse zurückblicken, und that es mit dankbarem Aufblick zu dem, der sie so treu geleitet und beschirmt.

Im folgenden Jahr besuchte sie nun diejenigen Länder des Continents, die sie auf der vorjährigen Reise nicht berührt hatte, Holland und Dänemark. Mit Empfehlungen vom Prinzen Albert versehen, fand sie am Hofe des Königs der Niederlande die freundlichste Aufnahme. Es war ihr vorherrschender Wunsch, dem König die Freilassung der Sclaven in seinen Besitzungen ans Herz zu legen, was sie mit großem Muth und eindringlicher Bitte that, daß der König warm ihre Hand drückte und einen Segenswunsch über sie aussprach.

Sie ging jetzt nach Bremen und dann nach Hamburg, wo sie von Frl. Sieveking empfangen wurde und ebenfalls mehrere Versammlungen hielt.

Sie schiffte sich dann nach Kopenhagen ein. Bei der Landung kam ihr bereits der englische Legationssecretair entgegen, um ihr zu melden, daß die Königin für sie Zimmer im Hotel Royal bestellt habe. Am andern Morgen kam sie selber, um die Fry zu besuchen und sie in ihrem eigenen Wagen herum zu führen. Sie besuchten die Warteschulen und Gefängnisse, in denen letzteren sich sehr traurige Scenen darboten. Sie fand Hunderte von Menschen an den elendesten Orten auf Lebenszeit. Was sie aber mehr als Alles Andere aufregte, war das Schicksal der verfolgten Christen. Sie fand Geistliche der

Wiedertäufer, die trefflichsten Menschen, im Gefängniß vor, und das Gewicht dieser Wahrnehmung ruhte so ernst auf ihr, daß sie kaum Blicke für die herrliche sie umgebende Gegend hatte. Von dem königlichen Paar nach Sorgenfrei zur Tafel eingeladen, freute sie sich der Gelegenheit, dem Könige Vorstellungen zu machen, und redete mit demselben über das Sclaventhum in Westindien; über die Lage der hiesigen verfolgten Brüder, sowie den elenden Zustand der dänischen Gefängnisse. Der König hatte eine lange geheime Unterredung mit ihrem Bruder Joseph, und nahm im Ganzen die Fürsprache für die Wiedertäufer freundlich auf. Abends fand eine glänzende Versammlung statt und wurde auch hier ein Verein zur Aufsicht der Gefangenen gegründet. Nach warmem und ernstem Abschied begab sie sich nach Lübeck und von da nach Minden, Pyrmont und Hameln, in welchem letztern Ort sie die Freude hatte, die Gefangenen ohne Ketten vorzufinden, was der Königin, auf E.'s Fürbitte, gelungen war. Von Hannover ging's nach Magdeburg, von wo aus sie zum zweiten Mal Wittenberg und Berlin besuchte. Sie war von der königlichen Familie nach Schlesien eingeladen, und wohnte in einem kleinen Gasthof ganz in der Nähe von Fischbach. Sie hebt es in ihren Schilderungen jener Zeit sehr hervor, wie wohlthuend es sie berührt habe, daß sie, obschon unter Fürsten, doch vorzugsweise unter Christen weile, unter denen mehrere dem Herrn völlig ergeben seien. Das edle Haupt des Hauses, schreibt sie, erwies sich als eine Persönlichkeit, die einen hohen sittlichen Muth in Ausführung alles dessen offenbarte, was zur zeitlichen und sittlichen Wohlfahrt seiner Unterthanen dienen kann. Sie fand überhaupt in der schönen Ruhestatt am Riesengebirge das Königthum entkleidet des lästigen Prunks und geschmückt mit all der anmuthreichen Huld und tactvollen Würde einer wahrhaft königlichen Natur. Sie selber fühlte sich bei jeder Gelegenheit mit Hochachtung und Zuneigung behandelt. Sie machte auch von dort aus einen Besuch bei den Zillerthalern, jenen Tyrolern, denen der hochselige König eine Zuflucht in Schlesien gewährt und ihnen reizende Schweizerwohnungen hatte erbauen lassen. Die Glieder des königl. Hauses wohnten ihren Versammlungen bei, und schöner hatte E. nie geredet als hier, wo alle Stände vom König bis zum Bauer vertreten waren.

Bei einem Diner der Prinzeß Wilhelm machte ihr die Königin die frohe Mittheilung, daß der König jede Verfolgung gegen die Altlutheraner hatte einstellen lassen, sowie auch vielfache Verbesserungen in den Gefängnissen eingeführt habe. Sehr bald darauf traf ebenfalls die frohe Kunde aus Kopenhagen ein, daß die armen Baptisten ihrer Haft entlassen wären. Gleich günstige Nachrichten gingen aus allen Orten ein, die sie besucht hatte.

Indeß hatte ihre Gesundheit auch auf dieser Reise bedeutend gelitten, und sie eilte nach Hause, getragen von der Fürsorge ihrer Brüder, die sie mit aller erdenklichen Bequemlichkeit umgaben. Indeß kaum zu Hause angelangt, sah sie sich von der Gemahlin des Lord Mayors von London, der Lady Pirie, aufgefordert, einem amtlichen Mahl im Stadthause beizuwohnen, bei welchem der Prinz Albert, der Herzog von Wellington und alle Minister zugegen sein würden. Sie gab den dringenden Bitten nach und hatte bei dieser Veranlassung Gelegenheit, mit Prinz Albert über christliche Kindererziehung, mit Lord Stanley über den Zustand der Strafniederlassungen und mit Robert Peel über die Gefängnisse Europas, mit James Graham über die Schutzvereine für die Entlassenen zu reden, und mehr und mehr befestigte sich ihr Ansehen und wurden ihre Ansichten als unzweifelhafte Wahrheiten betrachtet.

Zu dieser Zeit war der König von Preußen nach England gekommen, um bei der Taufe des Prinzen von Wales Pathe zu stehen. Es verlangte E. in ihrem Herzen, Se. Majestät wieder zu sehen, doch konnte sie den ersten Schritt zum Wiedersehen nicht thun. Indeß scheint der König von demselben Wunsch beseelt gewesen zu sein, denn von neun in Windsor zugebrachten Tagen widmete er einen ganzen der Besichtigung der Gefängnisse und äußerte dabei ebenfalls sein Verlangen, E. F. wieder zu sehen. Sie traf auf dem Stadthause mit dem König zusammen, und sobald derselbe sie erblickte, ging er mit den Worten auf sie zu: „meine theure Freundin, ich freue mich, Sie wieder zu sehen." Bei Tafel saß sie an der Seite des Königs. Am folgenden Tage besuchte derselbe Newgate und wohnte dem Gottesdienst der Fry daselbst bei. Während des Gebets knieete der König gemeinschaftlich mit allen Anwesenden nieder, und in der That war es ein erhebender Anblick, hier den König eines großen Reiches, die Höchsten und Edelsten des Landes, den Reichthum und die Gewalthaber im Gebet mit denen vereinigt zu sehen, die Laster und Verbrechen zu Bewohnern von Kerkern gemacht! Sicher mag die Erhebung eines solchen Augenblicks einen unauslöschlichen Eindruck in den Seelen der Unglücklichen hinterlassen und das Beispiel des Königs dem Wort Gottes eben so viele Herzen gewonnen haben, wie die Predigt und das eigne Gebet. Wie der König die Fry am Arm hineingeleitet, so führte er sie nach dem Gottesdienst in derselben Weise aus dem Saal heraus, wobei er ihr seine höchste Zufriedenheit mit den vorgefundenen Zuständen aussprach und den Wunsch hinzufügte, ihr einen Besuch in ihrer eigenen Häuslichkeit in Upton zu machen.

Elisabeth, auf's höchste erfreut über diesen Beweis der Theilnahme Sr. Majestät, empfing denselben später wirklich, von ihrem Gatten, sieben Söhnen und Schwiegersöhnen umgeben. Im Besuchszimmer stellte sie acht Töchter und Schwiegertöchter, sowie andere Anverwandte und später noch 25 Enkelkinder vor.

Bald darauf ging aus Berlin ein Brief von Dr. Julius ein, worin er den Befehl des Königs zum Bau von 4 neuen Besserungsgefängnissen mittheilte. Zwei derselben sollten nach dem Mustergefängniß Pentonville in London eingerichtet werden.

Es möge das Dargestellte genügen, um annähernd einen Ueberblick über den Umfang einer Thätigkeit zu geben, die wahrscheinlich weder vor noch nachher jemals in der Hand einer Frau gelegen, und wo fast jedes einzelne Resultat einen hinreichenden Grund abgeben könnte, einen Namen unvergeßlich zu machen. Wo solche Thatsachen reden, erscheint jedes Hervorheben persönlicher Vorzüge fast ein verschwindendes Atom neben dem Umfang dieser Verdienste. Wie es E. F.'s Bemühung war, die den Grund zu dem gegenwärtigen Bestand der englischen Gefängnisse

legte, welche bereits eingehend in einem frühern Jahrgang des Ordensblattes besprochen sind, so ist ihr Einfluß noch in diesem Augenblick in allen Landen nachzuweisen, denen sie ihre Fürsorge geweiht hat. Unerreicht steht diese Frau in ihrem Wirken vor der Welt, und vielleicht dürften vor demselben die Stimmen schweigen, die bei einer so eigenthümlichen Erscheinung einen Anspruch an ihr häusliches und Familienleben erheben möchten. Und dennoch vermag das Leben dieser seltenen Frau auch diesem auf's vollgültigste zu genügen, denn es wäre nicht wohl möglich, eine liebevollere Gattin, treuere Mutter und besorgtere Hausfrau zu finden, als wir in E. F. begegnen. Schon vor und während ihrer Verheirathung machte sich wesentlich ihr Einfluß auf die Geschwister geltend, während sie später ihren Kindern und Hausgenossen die treueste Freundin ward. Obschon die häusliche Thätigkeit nicht ihre Lieblingsneigung bildete, und sie dieselbe an ihre Töchter abtrat, sobald dieselben das nöthige Alter erreicht hatten, so vernachlässigte sie ihren Hausstand doch niemals, sondern wußte mit seltener Umsicht Alles im Auge zu behalten, was zum Wohle ihres Hauses und der Ihrigen dienen konnte. Eigentliche Erziehungsmaximen mag sie, wenigstens in ihrer ersten Jugend, nicht gehabt haben, denn es scheint, als wenn die Liebe ihres Herzens sowie die liebliche Weise ihres Umgangs weit mehr eine persönliche Erziehung ausübte, als daß sie solche einem Studium entlehnt hätte.

Die Liebe, die sie in den Herzen ihrer Kinder weckte, machte strenge Erziehungsmaximen überflüssig, und der Glaube, den sie früh in ihre jungen Seelen pflanzte, trug schon in früher Jugend seine Früchte. Sie ermunterte dieselben, sich des Vertrauens werth zu machen, später ihr in ihrer Thätigkeit beistehen zu können, und die Folge zeigte, wie sehr es ihr gelungen, sich in ihren Kindern wirkliche Stützen für alle verschiedenen Lebensverhältnisse zu erziehen. Gottesfurcht und Wahrheitsliebe waren die Hauptfaktoren ihrer Erziehung und ihre stete Mahnung war, auch die Ehre rein und makellos vor der Welt zu erhalten. Eilf Kinder sah sie die Stufe der Kindheit überschreiten, denn das reiche schöne Familienbild ward mehr als einmal durch den Tod eines Kindes unterbrochen. Nicht selten mußte sie am Sterbelager eines nahen Anverwandten stehen, doch auch da blieb sie stets das höhere Vorbild frommer Ergebung in den göttlichen Willen, und kaum verriethen äußere Spuren den Schmerz, über welchem sich die Wellen ihres Herzens mild und leise ebneten.

Geburt und Reichthum hatten Elisabeth Fry eine Stufe in der menschlichen Gesellschaft angewiesen, auf welcher die heitersten Seiten desselben sie umgaben. Namentlich war es das schöne Plashet, der Geburtsort aller ihrer Kinder, wo sich Alles vereinigt fand, was der Außenseite des Lebens einen Werth zu geben vermag. Der Besitz desselben erschien ihr selber als eine besondere Gnade des Herrn, und mit warmer Liebe hing ihr Herz an seiner Schönheit und seinen durch tausenderlei Begebenheiten geheiligten Erinnerungen.

Die Liebe ihres Mannes, der sie in allen ihren Neigungen gewähren ließ und dieselben sogar nach besten Kräften stützte; die hohe Achtung der Brüder, denen sie das Vorbild christlicher Thätigkeit geworden; die Liebe der Ihrigen, die zu ihr wie zu einem Ideal aufblickten; die Freundschaft der edelsten bedeutendsten Menschen, dies Alles schuf ein Bild des Glücks um sie herum, wie solches selten auf Erden vorkommt, und es leidet gewiß keinen Zweifel, daß dasselbe in sich eben so reich und schön gewesen sein würde, auch wenn E. sich nicht für die große Mission berufen gehalten hätte, der sie jetzt ihr Leben weihte. Es war somit nicht Mangel an Befriedigung, der sie eine Thätigkeit in der Welt suchen ließ, wo ihr solche im eignen Hause im vollen Maße ward, sondern ohne äußere Nothwendigkeit riß sie sich aus dem von innigster Liebe getragenen Pflichtenkreis, um sich selber zur Märtyrerin fremder Schuld, fremden Unverstandes und fremder Nachlässigkeit zu machen: denn indem wir in gedrängter Kürze fast nur ihre Erfolge als eine Reihe von Lichtblicken ihres Lebens hingestellt haben, dürfen wir nicht vergessen einen Blick auf alle die selbstverleugnenden Anstrengungen zu werfen, die eben solchen Erfolgen vorangehen mußten. Nicht nur ihre Zeit, ihre Sorge, ihr Geld opferte sie in solcher Weise dem Wohl ihres Nebenmenschen, sondern, was mehr war, auch ihre Gesundheit. Von mehr als einer Reise kam sie krank und gebrochen nach Hause; aber so eben der liebenden Pflege der Ihrigen wieder enthoben, folgte sie einem neuen Ruf des sehnsüchtig noch ihr harrenden Unglücks, und stets war ihr eigenes Wohl das letzte, welches sie dabei in Betracht zog.

Obschon es also, wenn man den ganzen Umfang der Thätigkeit ins Auge faßt, der E. F. sich gewidmet, scheinen könnte, als könne sie für ihr Haus und ihre Familie nur zum kleinsten Theil gelebt haben, so stellt sich doch, wenn wir einen Blick auf ihren Verkehr mit den Ihrigen werfen, ein anderes Resultat heraus. Nicht genug, daß, wie schon erwähnt, ihr eigener persönlicher Einfluß ein Vorbild zur Nachahmung ward und sie ihre Kinder selber zur Wirksamkeit für's Haus vorbereitete, nicht genug, daß sie selber an ihren Krankenbetten wachte, selber ihre kleinen Leiden und Freuden auf treuem Herzen trug und abwesend stets mit ihnen in Correspondenz stand; nicht genug, daß sie in ihrem Hause den damals in England noch wenig üblichen täglichen Gottesdienst leitete, so fühlte sie sich noch in ihrem Gewissen gedrängt, mit ihren Kindern öfter eine besondere religiöse Versammlung zu halten, in welcher sie sich von dem wirklichen Standpunkt jeder einzelnen Seele zu überzeugen suchte. Und auch auf die Enkelkinder, die diesen Versammlungen beiwohnen durften, erstreckte sich diese Sorge. Sie wollte dadurch offenbar den Fehler vieler Reformatoren vermeiden, die über die Bekehrung Fremder den Glaubensstand der eignen Nahestehenden versäumen.

Unleugbar war es die ebenso imposante wie liebliche Erscheinung dieser Frau, die viel zu ihren großartigen Erfolgen beitrug. Der liebliche kindliche Ausdruck ihres sanften Gesichts, der kluge durchdringende Blick, der feine Herzenstakt, die aufrichtige Demuth, dies Alles waren eben so viele Schlüssel für die Herzen ihrer Mitmenschen, denen sie ein wie durch höhere Eingabe verliehenes Verständniß entgegentrug. Sie trug den Stempel der ewigen Jugend der Kinder Gottes in ihrem Antlitz und ihre

Quäkerkleidung unterstützte die Bemühung, den Abstand ihrer Lebensstellung gegen die, die sie zu besuchen kam, weniger in die Augen fallend zu machen. Ihre scharfe Beobachtungsgabe und große Entschiedenheit erleichterte ihr überall den geschäftlichen Theil ihrer Aufgabe, und so war sie nach allen Seiten hin eine Frau, die nicht nur Liebe, sondern Ehrfurcht und Verehrung herausforderte, ohne sich selbst dessen bewußt zu sein. Kein fremder Wille hatte zu diesem Lebenszweck jemals auf E. gewirkt, sondern in ihrer eignen Seele war die Liebe Christi so mächtig geworden, daß sie den ganzen Erdkreis zum Feld ihrer Thätigkeit machte, ja daß sie fortleben wird in ihren Werken und Plänen und Einrichtungen, wenn selbst ihr Name jemals untergehen könnte.

Nachdem sie fast zwei Jahre lang gekränkelt, nahte ihr Ende allmälig heran. Sie machte sich keine Illusionen über dasselbe. Von der zärtlichsten Liebe umgeben, sprach sie es oft aus, wie tief sie die Gnade Gottes in ihrem Leben empfinde; aber es schien oft, als ob die Sehnsucht nach dem Ende in ihr mächtiger ward, als die Liebe zum Leben. Viel ernste und wechselvolle Verhältnisse in ihrer Familie wirkten noch in der letzten Lebenszeit auf sie ein, und ihre letzten Lebensjahre sind mit schweren Prüfungen durchflochten. Sie sah in ihnen nur die Boten Gottes, die sie von der Erde lösen sollten. Zwei Töchter weilten bei ihr bis zu ihrer letzten Stunde, während die abwesenden Kinder mit den Ihrigen abwechselnd zum Besuch kamen, um sich von ihrem Befinden zu überzeugen. Sie selber wirkte nicht mehr; sie ruhte nur in dem Herrn und lauschte geduldig der Stunde der Erlösung. Dieselbe kam den 13. October 1845 leise und unbemerkt. Ihr letztes Wort am Tage vorher war gewesen: O mein lieber Herr, hilf mir und erhalte deine Magd! — Bevor es Abend ward, war die Mehrzahl der Kinder um sie versammelt. —

Der Antheil, den die Bevölkerung an diesem Todesfall nahm, läßt sich mit Worten nicht aussprechen. Am Tage ihrer Beerdigung war der Stadttheil, durch welchen ihr Leichenzug kam, mit Traueremblemen versehen und alle Läden geschlossen. Auf allen Masten sah man die Flaggen zur Hälfte herabgelassen; eine Ehre, die sonst nur Königen erwiesen wurde; aber die Küstenwächter und Seeleute hatten es gethan aus Dankbarkeit, daß diese Frau einst an die Bedürfnisse ihrer Seele gedacht, wo niemand sonst es gethan. —

Sie ruht auf dem Quäkerkirchhof zu Barking, neben einer früh verstorbenen Tochter.

Ein Laut der Klage durchzog Britannien, das Festland, alle Länder, wohin ihre Liebe gedrungen. Der Fischer an seinem Netz, der Seemann am Steuer, der Wächter am Strande, der Gefangene im Kerker, der Verirrte vom Pfad der Tugend, das Kind auf seinem Spielplatz, der oft so Einsame auf seinem Throne, diese Alle fühlten, was sie verloren! — Wo wird eine Liebe wieder erstehen gleich der ihrigen, die die Fesseln der Sünde, die eherne Kerkerfesseln sprengte allein durch die Macht selbstverleugnenden Glaubens! —

Ein Spiegel ist Elisabeth Fry's Leben geworden dem Streben vieler redlich frommen Frauen, und nicht nur in ihren zahllosen Werken, sondern auch in diesen wird sie fortleben und noch nach ihrem Tode dem Himmelreich Seelen gewinnen durch den Geist, der durch sie Leben ward.

Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach! Off. 14 13.

Th. Willhof

Zur Geschichte der Vehmgerichte.

In den ältesten Zeiten waren die deutschen Gerichte sämmtlich Volksgerichte. Ein von der Gemeinde erkorner Beamter wählte für jede Gerichtssitzung unter Theilnahme des Volkes eine Anzahl Beisitzer, welche die Urtheile zu finden hatten. Karl der Große änderte diese Einrichtung, indem er verordnete, daß in den einzelnen Grafschaften unter Mitwirkung der Grafen und des Volkes solche Urtheiler oder Schöffen nicht nur für einzelne Gerichtssitzungen, sondern für die Dauer gewählt werden sollten. Die Gerichte, welche von diesen Schöffen unter dem Vorsitze des Grafen gebildet wurden, waren kaiserliche Reichsgerichte, und konnten gegen Ungehorsame den Königsbann verhängen, welcher bis zur Reichsacht gesteigert werden konnte, wenn die Geldbußen, auf welche man zunächst erkannte, nicht zum Ziele führten. Sie hatten ferner das Recht, alle Freien zu richten, welche unmittelbar unter dem Kaiser und Reiche standen. Die Zahl dieser unmittelbar Freien verminderte sich aber im Laufe der Zeiten beträchtlich, als viele geistliche und weltliche Herren zur Landeshoheit gelangten und die Bewohner der ihrer Herrschaft unterworfenen Territorien in die Lage von Reichsmittelbaren versetzten. Aber nicht überall wurde diese Veränderung vollständig durchgeführt; nicht nur die Reichsstädte, sondern auch einzelne ländliche Bezirke und Grundbesitzer wußten ihre Reichsunmittelbarkeit zu behaupten. Besonders in Westphalen und einem Theile von Engern gelang es Vielen, sich der Unterwerfung unter einen Territorialherrn zu entziehen, und die ältere Reichsfreiheit namentlich in Beziehung auf das Gerichtswesen zu erhalten. Sehr viel trug hierzu der Umstand bei, daß seit 919 die Herzöge von Sachsen vierzig Jahre lang zugleich deutsche Kaiser waren, und folglich die obere Gerichtsbarkeit hier stets als eine unmittelbar vom Kaiser ausgehende verwaltet wurde. Als Otto der Große im Jahre 961 den Hermann Billung zum Herzog von Sachsen ernannte, trennte er die Landschaften Westphalen und Engern von diesem Herzogthume, und verordnete, daß sie auch ferner dem kaiserlichen Hause unmittelbar unterworfen sein sollten. Später dehnten die Billunger ihre Herrschaft zwar auch auf diese Landschaften aus, aber nur vorübergehend, und namentlich nach dem Erlöschen des Hauses Billung, 1106, gelang es den Westphalen, in engem Zusammenhang mit dem Reiche zu bleiben. Die alten Grafengerichte wurden daher hier nach wie vor als „freie Gerichte" an den seit uralter Zeit üblichen Gerichtsstätten, welche man Freistätten oder Freistühle nannte, und unter dem Vorsitze von Freigrafen abgehalten. Die Beisitzer an diesen Gerichten nannten sich daher auch Freischöffen.

Als im Jahre 1180 Westphalen und Engern mit dem Erzbisthum Köln vereinigt wurden, blieb die Stellung dieser Freigerichte dennoch im Wesentlichen unverändert.

Die Erzbischöfe waren nicht mächtig genug, sie in Landgerichte zu verwandeln, sondern begnügten sich vielmehr, sie kirchlichen Interessen dienstbar zu machen, indem sie sie dazu benutzten, die geistliche Gerichtsbarkeit zu unterstützen und zu ergänzen. Sie übertrugen ihnen deshalb einen Theil der Verrichtungen, welche den geistlichen Sendgerichten zustanden, und bewirkten zugleich, daß die weltlichen Grundsätze der Freigerichte den in der Kirche herrschenden Ansichten gemäß modificirt wurden. Die Unabhängigkeit dieser Gerichte wurde wesentlich dadurch unterstützt, daß die Erzbischöfe von Köln, als Kirchenfürsten, den Blutbann nicht üben durften. Erst 1382 verlieh König Wenzel einem Erzbischofe von Köln die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod. Bis dahin also beruhte das Recht der Freigerichte, Todesurtheile zu fällen, nothwendig auf unmittelbarer Verleihung durch den Kaiser.

Diese Freigerichte waren daher auch ganz so organisirt, wie alle andern deutschen Volksgerichte. Die Freigrafen, welche an ihrer Spitze standen, gelangten entweder durch Erbrecht zu ihren Aemtern oder wurden von den Kaisern und später von den Erzbischöfen von Köln ernannt. Sie hatten, wie die Gaugrafen der frühern Zeit, nicht Urtheile zu fällen, sondern nur die Gerichtssitzungen zu leiten und für die Vollziehung des Urtheils zu sorgen. Zu ihrer Unterstützung wurde ihnen ein Frohnbote, Freifrohn, beigegeben. Bei den Sitzungen des Gerichts, welche an den herkömmlichen Mahlstätten abgehalten wurden, war der Freigraf zunächst von den Schöffen umgeben; um diese her stand das Volk, wenn das Gericht ein offenes war.

Die Schöffen waren ursprünglich freie, unbescholtene Männer, welche in dem Sprengel des Gerichts ansässig waren. Diese Beschränkung fiel jedoch hinweg, als die Vehmgerichte ihre Competenz auf Auswärtige ausdehnten. Diese Erweiterung der Competenz wurde hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß die Freigerichte zugleich Sendgerichte waren. Die geistlichen Gerichte hatten sich nämlich von jeher als eine Art Ergänzung der weltlichen betrachtet, und dabei sich niemals auf bestimmte Gerichtssprengel beschränkt. Ihrem Beispiele folgend erklärten nun auch die Vehmgerichte alle Angelegenheiten für „Vehmfragen", deren Entscheidung andere Gerichte verweigerten oder erschwerten. Aus demselben Grunde erklärten sie sich auch für berechtigt, die Urtheile anderer Gerichtshöfe zur Vollziehung zu bringen, wenn der Verurtheilte den Gehorsam verweigerte. Als Sendgerichte nahmen sie unter Anderem die Befugniß in Anspruch, in allen Prozessen zu entscheiden, in denen es sich um Erfüllung eines eidlichen Versprechens handelte, weil der Eid eine religiöse Handlung sei. Diese Befugnisse wurden auch wiederholt bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein von den Kaisern und dem Reiche bestätigt.

Indem die Vehmgerichte ihre Wirksamkeit in dieser Weise ausdehnten, mußte es den Freischöffen wünschenswerth erscheinen, auch solche Männer unter sich zu haben, welche andern Gerichtssprengeln angehörten. Es mußte ihnen jetzt daran liegen, über die Verhältnisse entfernter Landschaften stets genaue Auskunft zu erhalten, und in ihnen Verbündete zu haben, welche mächtig genug waren, die Vollstreckung ihrer Urtheile zu bewirken. Ueberdies wurde die Zahl der Altfreien in Westphalen immer geringer und es zeigte sich daher hier bald ein bedenklicher Mangel an Männern, welche geeignet waren, Freischöffen zu werden. Die Vehmgerichte fingen deshalb nun an, Männer aus andern deutschen Ländern unter sich aufzunehmen. Da ihre Macht hierdurch beträchtlich vermehrt wurde, so bemühten manche Fürsten sich, zu bewirken, daß die Aufnahme von Auswärtigen zu Freischöffen durch ein Reichsgesetz verboten würde. Sie drangen aber damit nicht durch; vielmehr bestätigten die Kaiser Friedrich III. und Maximilian das herkömmliche Verfahren. Demgemäß konnte jeder Freie ohne Unterschied des Standes Freischöffe werden; neben Bauern saßen Adlige und Fürsten, und sogar Kaiser ließen sich aufnehmen, z. B. Sigismund, der sich deshalb selbst nach Dortmund begab, weil die Aufnahme nur in Westphalen erfolgen konnte.

Dem aufzunehmenden Freischöffen wurde zuerst die Strafe genannt, welche seiner harrte, wenn er den Geboten der Vehme zuwider handeln sollte. Eine Binde vor seinen Augen, zwei Reisen Stricke um seinen Hals, zwei Dolche in seinen Nacken gestoßen, sollte er an den nächsten Baum gehängt werden, drei Fuß höher als ein rechter Dieb. Hierauf leistete der Aufzunehmende, auf seinem rechten, entblößten Knie sitzend, mit bedecktem Haupte, die linke Hand auf einen Strick, ein Schloß und zwei in Kreuzesform über einander gelegte Schwerter legend, den Eid, die Vehme zu verheimlichen „vor Mann und Weib, vor Dorf vor Traid, vor Stock vor Stein, vor Groß vor Klein, auch vor Quick und vor allerhand Gottesgeschick, ohne vor dem Manne, der die heilige Vehme hegen und hüten kann, und nicht zu lassen davon um Lieb noch um Leid, um Pfand oder Kleid, noch um Silber noch um Gold, noch um keinerlei Sold." Hierauf theilte der aufnehmende Freigraf ihm die geheime Losung: „Strick, Stein, Gras, Grein" und das Rothwort: „Reinir dor Feweri" mit. Der Sinn dieser Worte ist uns nicht überliefert worden. Zuletzt wurde dem Aufgenommenen der geheime Schöffengruß mitgetheilt, welcher darin bestand, daß der ankommende Schöffe die rechte Hand auf die linke Schulter des zu Begrüßenden legte und sprach: Eck grüt ju lewe Man, wat fange ji hi an," worauf der Andere dasselbe that und erwiderte: „Allet Glücke kehre in, wo Fryenscheppen syn."

Die also unterrichteten Schöffen hießen auch Wissende oder Vehmgenossen. Ihrer sieben genügten, um Gericht zu bilden, doch kamen zuweilen Hunderte von Freischöffen zusammen, wenn es galt, eine wichtige Entscheidung zu fällen.

Die Vehmgerichte waren, wie alle andern Volksgerichte, theils geboten, theils ungeboten. Die Letztern wurden dreimal im Jahre abgehalten und alle in einer Freigrafschaft wohnenden Männer, Freie und Unfreie, Wissende und Unwissende, mußten dabei erscheinen. Diese ordentlichen Jahrgerichte beurtheilten aber in späterer Zeit nur noch leichtere Vergehen, während schwerere Verbrecher fast immer vor die gebotnen Gerichte gezogen wurden, welche entweder offne oder geheime (Stillgerichte) waren. Die letztern durften nur von Wissenden besucht werden. Beide Arten von Gerichten hatten aber dieselben Prozeßformen.

(Schluß folgt.)

Der letzte Verwundete im Krankenhaus des Johanniter-Ordens zu Jüterbog.

Der Architect Alexander Wallinger aus Wien trat beim Ausbruch des Krieges gegen Preußen als Cadet in das 80. Infanterie-Regiment. In der Schlacht von Königgrätz wurde er durch die Brust geschossen und der rechte Lungenflügel von der Kugel durchbohrt. Mit einem Transporte Verwundeter kam er auf der Eisenbahn in eines der Reserve-Lazarethe von Jüterbog. Um ihm sorgsamere Pflege zu verschaffen, wurde er am 17. August in das Krankenhaus des Johanniter-Ordens aufgenommen und erhielt darin mit seiner Mutter, die von Wien herbeigeeilt war, ein eigenes Zimmer. Ungeachtet der sorgsamsten ärztlichen Behandlung und der besten mütterlichen Pflege verschlimmerte sich sein Zustand, die Wunden heilten nicht, ein böser Husten, dessen Quelle die verletzte Lunge war, stellte sich ein, der Körper magerte bis zum Skelett ab und überhandnehmende Schwäche ließ wenig Hoffnung zur Erhaltung des Kranken. So erlebte er sein 20. Jahr, aber er lebte nicht bloß, er fing nach und nach und langsam an sich zu bessern, die vorderste Oeffnung der Schußwunde schloß sich, der Husten ließ nach, der gänzlich abgemagerte Körper nahm wieder zu und bei stärkender Nahrung hoben sich die Kräfte. Mit dem leidlicheren Befinden entstand und wuchs aber auch die Sehnsucht, das Vaterland wiederzusehen, welches nur erst nach langer Zeit möglich gewesen sein würde, wenn die völlige Genesung, zu der nunmehr Hoffnung vorhanden war, hätte abgewartet werden sollen. Hierauf erklärte der Arzt des Hauses, daß der Transport des Verwundeten nach Wien ohne Schaden für seine Gesundheit unternommen werden könne, wenn derselbe mit der nöthigen Vorsicht ausgeführt würde. So hat er denn am 28 v. Mts. stattgefunden. Am frühen Morgen erschienen im Krankenhause 16 kommandirte kräftige Artilleristen des Regiments Feldzeugmeister. 8 davon hoben ihn mit seiner eisernen Bettstelle, in der er wohleingepackt und bedeckt lag, auf ihre Schultern und trugen ihn hoch auf denselben durch die ganze Stadt und jenseits derselben eine halbe Stunde weit bis zum Bahnhofe. Die andern 8 dienten zur Ablösung. Daselbst wurde er, im Bett bleibend, in einen Güterwagen abgesetzt und mit Allem, was zu seiner Bequemlichkeit dienen konnte, versehen. Die Mutter setzte sich daneben und dahin ging der Zug über Dresden bis Bodenbach, wo die Oesterreichische Behörde, mit der die nöthigen Verabredungen getroffen waren, ihn in Empfang nahm und auf dieselbe Weise weiter beförderte, so daß er nach 24 Stunden Wien erreicht haben wird, ohne sich aus dem Bette, welches er ohnehin nur selten verlassen konnte, zu rühren.

Von einer wohlthätigen Dame der Umgegend, welche die Verwundeten des Johanniter-Krankenhauses, Preußen wie Oesterreicher, mehrfach reichlich beschenkt hat, erhielt er 20 Gulden auf den Weg, wovon er zur Reise wenig gebraucht haben wird.

A. v. R.

Gotha, den 4. August 1867.

Nach meiner gestern erfolgten Rückkehr aus Uettingen theile ich Ihnen über die Feierlichkeit der Einweihung des vom Johanniter-Orden der evangelischen Gemeinde zu Uettingen geschenkten Friedhofes am 26. v. Mts., welcher dadurch den am 26. Juli 1866 dort gefallenen Kriegern zur friedlich ungestörten Ruhestätte geworden ist, Folgendes mit:

Die Feier begann in der Kirche mit einem Gesange, worauf vom Pastor Gampert ein Gebet gesprochen wurde, dem ein geistlicher Gesangvortrag von einer Liedertafel folgte. Dann begab sich die Versammlung in wohlgeordnetem Zuge nach dem Kirchhofe. Außer der betheiligten Gemeinde hatten sich aus den benachbarten Ortschaften und namentlich aus Würzburg zahlreiche Theilnehmer eingefunden, ferner preußische und bayrische Militair-Deputationen, mehrere protestantische Geistliche und Lehrer, viele Verwandte der Gefallenen und Invaliden.

Nach vorhergegangenem Gesange mit Musikbegleitung hielt Pastor Gampert die Einweihungs-Rede und sprach den Segen über den neu hergerichteten Friedhof aus. Darauf fand die Enthüllung des vom preußischen 59. Regiment daselbst errichteten Monuments statt, welches ich mit Kränzen hatte schmücken lassen und dessen Spitze ein Lobeerkranz zierte.

Zum Beschluß der Feier bildete bayrisches Militair um den Platz, wo die Bayern ihren dort gefallenen Kameraden ein Denkmal setzen wollen, einen Kreis und der General von Steinsdorff legte den Grundstein zu demselben.

Auch für die Gefallenen des preußischen 36. Regiments ist bereits ein Platz zu einem Denkmal bestimmt worden.

Das Johanniter-Kreuz mit der Jahreszahl 1866, in weißem Marmor ausgeführt und von rothem Sandstein umrahmt, findet sich in der Umschließungsmauer an einer entsprechenden Stelle angebracht, und in der Mitte des Friedhofes erhebt sich ein sehr gut gemeißeltes Crucifix. Alle Gräber waren mit Kränzen und Blumen geschmückt.

Ich kann mich nur auf das Befriedigendste über die Neugestaltung der angekauften, nun mit dem alten Kirchhofe vereinten Aecker aussprechen und somit bestätigen, daß die Gemeinde Uettingen die entsprechendste Verwendung von dem ihr zu Theil gewordenen Geschenke gemacht hat.

Freiherr von Leesen.
Rechtsritter.

Berichtigung.

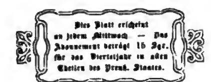
In dem in Nr. 30 dieses Blattes abgedruckten Vortrage, gehalten am 25. Juni c. im Saale des Schlosses zu Sonnenburg, befinden sich folgende Druckfehler:

1. Spalte, Absatz 2, Zeile 1: das statt: daß,
2. " " 1, " 12: fundum statt: feudum

Seite 178 Spalte 1, Absatz 1, Zeile 6: Grade statt: Grunde,
" " " 2, oben Zeile 19: Capitulation statt: Legitimation,
" " " 2, Absatz 1, Zeile 12: den statt: der,
" 180 " 1, " 2, " 3: Umfang statt: Anfang.

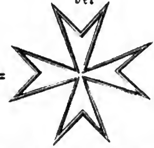
Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

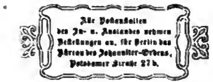


Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 21. August 1867. **Nr. 34.**

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Sechster Artikel.

In welchem Verhältnisse stehen die allgemeinen Naturkräfte: Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus zu den epidemischen Krankheiten?

Diese im Weltall unbegrenzt wirksamen Urkräfte werden „kosmische" Kräfte genannt. Sie heißen unwägbar oder „Imponderabilien", weil sie dem Gesetz der Schwere nicht unterworfen sind, indem durch sie das Gewicht des Körpers nicht vermehrt oder erhöht wird. Den Namen „Dynamide" haben sie erhalten, weil ihre Hauptwirkung als dynamisch d. h. als reine Kraft-Aeußerung zu bezeichnen ist. Dazu die Erläuterung: mechanisch wirkt ein Körper durch Stoß oder Druck, chemisch wirken Dinge auf einander, indem sie ihre Mischung umändern, dynamisch aber wirken theils Stoffe auf einander, theils Stoffe auf lebende Körper, indem sie ihren Kräfte-Zustand irgend wie umstimmen.[41])

Jene vier Urkräfte sind niemals die unmittelbare Erst-Ursache (causa proxima) epidemischer Krankheiten, im Haushalte der Natur ist der Dynamide nicht die Seuchen-Erzeugung als Aufgabe zugetheilt. A. von Humboldt lehrt: „Kosmische Ursachen der Epidemie, deren in neueren Zeiten wie einst im Mittelalter Erwähnung geschieht, liegen ganz außerhalb des Bereiches unserer wirklichen Erfahrung."[42]) Einige Epidemiologen gehen zu weit, wenn sie der Wärme und Elektricität die Erzeugung der Krankheit (Pathogenesis, Pathogenia) zuschreiben, eben so unhaltbar erscheint die Meinung Anderer, welche dem Lichte und dem Magnetismus jeden Einfluß auf die Epidemie absprechen. „Scientia est amica omnibus." Die ganze Erkenntniß der Natur beruht auf dem Beobachten der Wirkung, das innerste Wesen der Natur bleibt uns fremd. Sie verhüllt mit dichtem Schleier das Internum der meisten Phänomene, nur deren äußere Schale offenbart sich dem beobachtenden Blick, ihm entzieht sich der eigentliche Kern. Ueber den Einfluß der Dynamide auf die Epidemie sind daher zahlreiche Controversen vorhanden. Ein tiefinnerer Zusammenhang der genannten vier Naturkräfte ist von den Naturforschern längst erkannt und durch die Experimental-Physik nachgewiesen. Nach Passavant[43]) sind jene allgemeinen Natur-Potenzen unter sich so ähnlich, daß die Theorie einer derselben die der anderen bedingt. Woran mag Schiller gedacht haben, als er die Verse schrieb: „vier Elemente innig gesellt, bilden das Leben, bauen die Welt."

In nachfolgender Darstellung sind die vier Zweige der Dynamide abgesondert, um den specifischen Einfluß einer jeden Urkraft mehr hervortreten zu lassen.

1. Das Licht.

Die Epidemie hat, bei ihrem äußeren Entwickelungsgange, drei verschiedene Stadien. Darauf haben viele bedeutende Naturforscher und Aerzte, namentlich: Hufeland, Kieser, Häser, Schnurrer, Ferdinand Jahn, Hirsch, C. F. Riecke, C. J. Heidler, Raimund Melzer, Trasche u. s. w. aufmerksam gemacht. Schon in den Cholera-Jahren 1830 bis 1832 wurde selbst dem flüchtig beobachtenden Blick erkennbar, daß am epidemisch getroffenen Orte die asiatische Cholera mit einzelnen Erkrankungsfällen beginnt und endet und daß zwischen dem Geburts- und Todes-Akte der Seuche drei bedeutungsvolle Perioden sich folgen. Dies sind a) die Periode der Zunahme oder Efflorescenz (stadium evolutionis), b) die Periode der Höhe oder Culmination (Akme), und c) die Periode der Abnahme oder Decrescenz (stadium involutionis, decrementum morbi). Gleichen Schritt mit der Extensität jeder Epidemie hält deren Intensität. Im Zeitraum der Akme, welches Stadium in großen Städten gewöhnlich nur eine, höchstens zwei Wochen andauert, kommen die meisten Erkrankungs- und Todes-Fälle vor. Aehnlichkeit mit dem äußeren Entwickelungs-Prozeß (Extension) der Epidemie hat der pathische Prozeß im Innern der Menschen, Thiere und Pflanzen. Die Pathologie lehrt und aus den Erfahrungen im Leben ist bekannt, daß bei epidemischen und manchen anderen Leiden die individuelle Erkrankung sich allmälig entwickelt, einen Höhepunkt erreicht und dann — durch Genesung oder Tod —

---

41) C. G. Carus, d. Lebens-Magnetismus, Leipzig 1857, S. 84. 85.

42) Kosmos Bd. 1, S. 25.

43) Passavant, Untersuch. üb. d. Lebens-Magnetismus, Frankfurt a. M. 1837, S. 3.

erlischt. Der geistreiche F. Jahn führt in einem vorzüglichen Werke[44]) weiter aus, daß das gemeinsame Schicksal aller Krankheiten „Werden, Blühen, Vergehen" sich im Leben aller Organismen wiederfindet. Im Thierreiche und Pflanzenreiche läßt das niederste wie das höchste Leben die Metamorphosen der Zunahme, der Kulmination und der Abnahme überall wahrnehmen.

In der Entwickelungs-Periode bis zur Akme wird die Epidemie durch physisch erhöhte Lebensthätigkeit im Erdinnern (Vulkan-Ausbrüche, Erdbeben, magnetische Gewitter) und durch atmosphärische Phänomene (Temperatur-Kontraste, Meteor-Wasser, elektrische Gewitter, Feuerkugeln und sonstige Pyro-Meteore) in keiner Weise gestört; noch weniger vermögen menschliche Veranstaltungen auf der Erd-Oberfläche (Absperrung, Purifikations-Versuche der freien Luft, Kloaken-Desinfektion u. s. w.) irgend wie den meist rapiden Fortgang der Epidemie zu hemmen oder zu schwächen. In jedem Stadium derselben erfolgt, wie dies auch bei mehreren nicht epidemischen Krankheitsformen der Fall, die Erkankung vorzugsweise zur Nachtzeit. In den Schriften über die Pest und das Gelbfieber — was hinsichtlich der Cholera als bekannt vorausgesetzt werden darf — wird berichtet, daß nach Sonnen-Untergang und bis zum Sonnen-Aufgang das epidemische Agens sehr häufig auch die Gesundbleibenden mit seinen kleineren Angriffen belästigt und daß in den drei Nachtstunden von elf bis zwei Uhr die meisten Erkrankungen stattfinden. Während der Cholera-Herrschaft ist die Zahl der am Tage Erkrankenden verschwindend klein gegen die Zahl der nächtlichen Erkrankungen.

Diese Thatsache ist ätiologisch von Bedeutung. Es folgt daraus, daß in den Stunden der Finsterniß das krankmachende Wesen der Epidemie im Vollbesitz seiner gefährlichen Macht sich befindet und daß derselben Macht das Sonnenlicht des Tages hindernd entgegensteht. Wir dürfen annehmen: „entgegenwirkt", weil in der oben erwähnten Entwickelungsphase (Germinations-Periode) bis zur Akme, außer dem Lichte, keine sonstige Potenz die Epidemie zu hindern vermag. Für diese wunderbare Eigenschaft des Lichtes, ist nur in der elektromagnetischen Kraft seiner Strahlen der naturwissenschaftliche Grund zu finden. Wie bekannt, ist das Licht eine von den vielfachen Formen, unter denen sich die Elektricität offenbart. Kepler, A. von Humboldt, William Herschel, Coulomb und andere Koryphäen der Wissenschaft nehmen an, daß das Sonnenlicht die Wirkung eines elektromagnetischen Prozesses und jeden Falles von elektromagnetischen Strömungen begleitet sei. Passavant (S. 7. a. a. O.) lehrt: „die Wärme der Sonne erregt täglich einen elektrischen Strom und perpendikular auf denselben einen magnetischen. Durch die Ausgleichung der beiden Elektricitäten entsteht Licht." In einer vortrefflichen Abhandlung[45]) weiset Leopold Pohl nach, daß jeder Sonnenstrahl als ein galvanischer Draht erscheint. Nach seiner Darstellung leiten die Strahlen des Sonnenlichts — billionenmal Billionen galvanischer Drähte — ununterbrochen aus der Sonne den elektrogalvanischen Strom in den Schoos der Erde.

In der zweiten Sure des Koran, mit der Ueberschrift „El-Bakara", heißt es: „auch werden sie dich wegen des Mondes fragen, in Absicht seines verschiedenen Scheins." Es ist bekannt, daß der Mond in 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 2 Sekunden seinen Umlauf um die Erde macht, welcher in der Astronomie „synodische Revolution" genannt wird, und daß im Mond-Monate — von je 7 zu 7 Tagen — auf den Neumond (novilunium) die erste Quadratur (erstes Viertel), dann der Vollmond (plenilunium) und hierauf die zweite Quadratur (letztes Viert l) als Lichtgestalten oder Mond-Phasen sich folgen. Schon im Mittelalter wurde darüber gestritten: ob eine Verschlimmerung der Pest (Exacerbation) bei abnehmendem oder zunehmendem Monde, ob sie in den Perioden der Quadraturen oder der Syzygien (Vollmond und Neumond) eintrete. Die Urtheile hierüber führt Diemerbroeck an.[46]) Vor 45 Jahren erneuerte sich dieselbe Meinungs-Verschiedenheit in den Schriften der bedeutenderen Englisch-Ostindischen Aerzte Orton und Scot, hinsichtlich der Cholera.

Gewöhnlich sagt man: die Epidemie exacerbirt, wenn die Zahl der täglichen Todesfälle zunimmt. Dies allein ist kein Kriterium für die Verschlimmerung der Krankheit in abstracto. Für diese kommt es darauf an: ob die Epidemie steht, d. h. ob die erreichte Höchstzahl täglicher Krankheitsfälle durch die tägliche Summe der Neu-Erkrankten nicht weiter überschritten wird. In diesem Falle neigt sich extensiv die Epidemie schon dem Stadium der Abnahme zu, wenn sie auch intensiv unverändert bleibt und — bei dem auf dem Standpunkte der Akme angesammelten höchsten Krankenstände — die tägliche Nummer der Sterbenden noch einige Zeit zunehmen muß.

Wenn auch jedes isolirte Forschen fern von den Centralstätten der Wissenschaft für den Gewinn von Resultaten so mannigfaltigen Schwierigkeiten unterliegt und dabei Mangelhaftes nicht zu vermeiden ist, so glaubt Referent doch — auf Grund seiner, in der Literatur vielfach bestätigten Wahrnehmung — schon jetzt ein Naturgesetz dahin andeuten zu dürfen, daß nicht allein das Sonnenlicht, sondern auch der helle Mondschein am betreffenden Orte der extensiven Verbreitung epidemischer Krankheiten entgegenwirkt. Wir betonen das Wort: „extensiv." Demgemäß steht jenem Gesetz die bekannte Thatsache nicht entgegen, daß der Mond bestimmte pathologische Zustände in den dafür disponirten Personen aufzuregen, bei verschiedenen nicht epidemischen Leiden — z. B. bei den vielförmig nervösen Leiden, bei epileptischen Anfällen, hypochondrischen und histerischen Beschwerden, Schleim- und Blutflüssen, bei den Qualen der geistig Gestörten, beim Schlafwandeln des Mondsüchtigen (lunatique), bei Fiebern — das individuelle Befinden der Leidenden zu verschlimmern vermag, und daß ebenso der lunarische Einfluß für den Zustand der

44) Jahn, Ahnungen einer allg. Nat.-Gesch. d. Krankheiten, Eisenach 1828, S. 130—151.

45) Leopold Pohl, d. Licht, Oppeln 1860, S. 28.

46) Diemerbröck, tractatus de peste, amstelädami 1665, pag. 12. 13. annotat. I.

Epidemisch-Erkrankten als nachtheilig sich offenbart. Es sollen daher die Todesfälle in der Hälfte des Mond-Monates, welche zwischen beiden Quadraturen den Vollmond in sich schließt, häufiger vorkommen; es soll das Mondlicht während der Herrschaft der Cholera, des Gelbfiebers, der Pest intensiv in jener Hälfte weit ungünstiger sich erweisen, als in der zweiten Hälfte, welche den Neumond (novilunium) in sich schließt.[47] Die im Jahre 1680 erschienene „Pest-Apotheke" erwähnt (S. 19): „wenn aber der Mond dem Gesunden auf's Bett scheint, ist's dem Gesunden gefährlich, dem Kranken aber noch schädlicher." Das zu seiner Zeit berühmte Buch giebt (S. 28) auch den Rath: des Nachts im vollen Monde nicht zu reisen während der Pestzeit. Viel weiter noch soll Lykurg gegangen sein, indem er — nach den Mittheilungen von Herodot, Pausanias und Lucian — den Spartanern durch ein Gesetz untersagte, vor dem Vollmonde ins Feld zu ziehen (Foissac a. a. O. S. 452). Was früher (im dritten Artikel) zur Milderung des für Kranke oft ungünstigen Einflusses der Sonnenstrahlen empfohlen ward, sei zur Abwehr der pathologisch nachtheiligen Einwirkung nächtlicher Mondstrahlen in Erinnerung gebracht. Die zur Aufnahme von Kranken im Feldlager unerläßlichen und zur Zeit jeder Epidemie allen heimgesuchten Städten zu empfehlenden Kranken-Zelte bedürfen als wesentliches Zubehör aus grobem Stoff bereitete, während der mondhellen Nächte unter dem Zeltdach im Innern der Zelte auszuspannende Hüllen von dunkelblauer oder violetter Färbung. Sie können bei heftigem Wind auch gegen das Eindringen dieser Meteore benutzt werden.

Foissac (Meteorologie, S. 446) schreibt: „wenn man Baillon, Diemerbroeck und Ramazzini Glauben schenken darf, so ist der Einfluß des Mondes auf den Verlauf der Epidemien eine über jeden Zweifel erhabene Sache." Diese Meinung des französischen Naturforschers scheint sich in jeder Beziehung zu bestätigen. Das hellere Mondlicht influirt nicht blos ungünstig auf das Befinden von Kranken, auch hinsichtlich der äußeren Verbreitung (Extension) der Epidemie ist am betreffenden Orte oftmals ein lunarischer Einfluß wahrzunehmen. Es soll nunmehr die für die Wissenschaft und das Leben interessirende Wahrnehmung zur Anschauung gelangen, daß bei denselben Mond-Phasen, während deren eine intensive Steigerung der Krankheit erkennbar wird — also in derjenigen Hälfte des Mond-Monates, welche von der ersten bis zur zweiten Quadratur den Vollmond in sich schließt — der Mond mit seinen hellen Lichtgestalten auch der äußeren Weiter-Verbreitung der Epidemie in der epidemisch getroffenen Gegend anscheinend entgegenwirkt. Mit anderen Worten: in der erwähnten Periode wird die Epidemie oft auf dem erreichten Höhepunkte täglicher Krankheitsfälle fixirt, es ist das non plus ultra eingetreten; mitunter nimmt dann die tägliche Zahl von Neu-Erkrankungen auffallend ab. Tritt auch bei heftiger Pandemie in späterer Zeit extensiv wiederum eine Exacerbation ein, so wird doch diese Verschlimmerung das frühere Maximum der täglichen Erkrankungen nicht mehr erreichen. Zu dieser Ansicht führt die Vergleichung der Epidemie-Statistik mit dem Kalender. Dabei darf nicht unbeachtet bleiben, daß die lunarische Einwirkung auf die Krankheit in solchen Mond-Nächten suspendirt ist, in welchen durch Vorgänge in der Atmosphäre — Regen, Nebel, Wolken u. s. w. — ihre Diaphanität mehr oder minder getrübt wird. Auch ist zu berücksichtigen, daß im Stadium der Entwickelung epidemischer Krankheiten bis zur Akme nur die Macht des Sonnenlichts und auch nur eine Tages-Herrschaft über die Epidemie auszuüben vermag; nach Sonnen-Untergang manifestirt sich durch Erkrankung und Tod die zerstörende Kraft oder das Leben der Seuchen.

Die nachfolgende Skizze beruht auf authentischen Mittheilungen, denen vorzugsweise die amtlichen Register der Behörden zum Grunde liegen. Das Beweis-Material ist entnommen aus den in ärztlichen Werken sich vorfindenden kartographischen und tabellarischen Uebersichten, so wie aus wissenschaftlichen Correspondenzen in Cholera-Zeitungen und aus Bekanntmachungen in öffentlichen Blättern. Referent hat seine Darstellung auf die asiatische Cholera beschränken müssen, weil er hinsichtlich der übrigen Krankheits-Formen der Epidemie den vorliegenden Gegenstand betreffende Detail-Nachrichten nicht aufzufinden vermocht. So weit aus den, im Besitz des Referenten befindlichen Schriften eine Vergleichung möglich geworden, ergiebt sich Folgendes. Facta loquuntur.

A. In der Hälfte des Mondmonates mit dem Vollmonds-Tage als mittelstem Tag hat seither eine tägliche Abnahme der Cholera-Erkrankungsfälle weit häufiger stattgefunden, als in der zweiten Hälfte mit dem Tage des Neumondes als Centraltag. Es findet diese, aus den Cholera-Berichten vieler Orte entnommene Wahrnehmung unter Anderem die Bestätigung bei den Epidemien im Jahre 1831, z. B. in Berlin, Breslau, Neiße, Stettin, Magdeburg, Wien, Pest, Lemberg, Hamburg, Lübeck, Sunderland (England), im Regierungsbezirk Bromberg, in Riga, im Polnischen Heereslager bei Warschau;[48] im Jahre 1832, z. B. in Frankreich (Metz), in England (Nord-Shields, Tynemouth, Newcastle, Gateshead), in Deutschland (Wien, Znaim), in Nord-Amerika (Quebek, New-York, Philadelphia), in Holland (Leiden).[49] Ferner:

47) Foissac, Meteorologie, S. 442 bis 448; Ed. Jörg (zu Oleßna), d. Tropenkrankheiten, Leipzig 1851, S. 10—12; Heinrichsen, d. wechselseit. Electricitäts-Verhältniß, Leipzig 1839, S. 254—256; Kritische Blätter, Arnstadt 1805, S. 68; Passavant, Lebens-Magnetismus, S. 49; Hufeland, atmosphär. Krankheiten, S. 15; Graf Szápáry, Magnetotherapie, Berlin 1853, S. 95. 96; Karl Gust. Carus, über Lebens-Magnetismus, Leipzig 1857, S. 119 bis 121; Wengler, Augendiätik, Dresden 1852, S. 37.

48) Schlesische Chol. Ztg., Breslau b. Korn 1831, S. 216 — 219; d. Chol. in Stettin im J. 1831, Stettin 1832, S. 74. 88. 176. 177; d. Chol. in Magdeburg 1831 1832, Magdeburg 1832, S. 12; Radins allg. Chol.-Ztg. Bd I. S. 144, II 125, IV. 374 — Bd. I. 124. 137. 194 — Bd. III. 280, Bd. IV. 23, 24, Bd. V. 63. 67, 88. 248. 358; Schnitzer, d. Chol. in Galizien, Breslau 1831, Beilage 2; Hille, d. asiat. Chol. Leipzig 1831, S. 138. 139 und Remer d. epid. Chol., Breslau 1831, Beilage II.

49) Radins a. a. O. Bd. V. S. 17. 23; 89 bis 92; 99 117; 227 bis 230, 292 bis 297; Geschiedverhaal van de Cholera-Epidemie te Leiden in 1832, Leiden 1833.

im Jahre 1836 in Kärnten und Krain;[50]) im Jahre 1837 in Posen und Berlin;[51]) im Jahre 1848 in Posen und Berlin, in Dorpat, Riga, Mitau, Petersburg;[52]) im Jahre 1849 in Paris, Berlin, Wien, in England;[53]) im Jahre 1850 in Berlin;[54]) im Jahre 1852 in Kalisch, Posen, Warschau.[55])

Dieselbe Wahrnehmung wurde gemacht: im Jahre 1853 in Dänemark;[56]) im Jahre 1854 in München, in Wien;[57]) im Jahre 1855 in Berlin, Posen und Sassari (Insel Sardinien);[58]) im Jahre 1865 in Italien (nach den Berichten Italienischer und Deutscher Zeitungen); im Jahre 1866 in Berlin und Posen (besage der Zeitungsberichte), in Halle.[59]) Die interessirenden Tage des Vollmondes ergiebt die allegirte Notiz.[60]) „Und Gott sah, daß das Licht gut war." (1. Buch Mose K. 1. V. 4.) Sehr richtig erwähnt der gelehrte Professor August Vogel zu München in einem vortrefflichen Buche (Natur-Studien, Erfurt 1860, S. 83): „in der ewig schaffenden Natur ist nichts Zufälliges, wenn es uns auch oft so erscheinen mag." Aus den erwähnten Jahresgängen giebt die Literatur, in vielen Fällen, nur die Summe der wöchentlich Neu-Erkrankten; wären überall Special-Berichte über die täglichen Erkrankungen vorhanden, dann würde sich — abgesehen von dem, durch keine Naturkraft gehinderten Entwickelungs-Studium der Epidemie — vielleicht ein Naturgesetz dahin formuliren lassen: der Vollmondstag nebst den ihm unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Tagen bricht gewöhnlich die Extensität der Cholera. Bis zum Nachweis dessen beschränkt sich Referent auf Mittheilung folgender Thatsache.

B. Bei zahlreichen Cholera-Epidemien hat **der Tag des Vollmondes** einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, indem meist an diesem Tage die Krankheit auf dem Höhepunkte der Erkrankungen confinirt wurde und oftmals bald darauf eine auffallende Abnahme der Erkrankungsfälle eintrat. Dies war z. B. der Fall in Berlin (am 20. Okt. 1831, 13. Sept. 1848, 3. Aug. 1849, 21. Aug. 1850, 25. Sept. 1855, 27. Juli 1866); in Breslau (am 20. Okt. 1831); in Wien (am 21. Sept. 1831, 4. Nov. 1854); in Pest am 23. Aug. 1831. (Radins a. a. O. Bd. 3. S. 280); in Lemberg am 24. Juni und 24. Juli 1831 (Schnitzer a. a. O. Beil. 2); in Riga am 25. Mai 1831 epid. Chol. in Protokoll-Extrakten der Aerzte Riga's, Hamburg 1831. (S. 172); in Rostock am 10. Sept. 1832. (Rostocker Ztg.; Spitta, d. asiat. Chol. in Mecklenburg-Schwerin, S. 23); in Laibach am 28. Juni 1836 (Melzer a. a. O. Beil. 4); in der Stadt Posen (am 14. Okt. 1837, am 12. Okt. 1848, am 29. August 1852); in Dorpat am 14. Aug. 1848; in Riga am 16. Juli 1848. — In Petersburg erkrankten in dem Zeitraume vom 20. Juni 1848 bis 19. August 1848 23,846 Personen an der Cholera. Die Tageszahl der Erkrankten betrug (besage des militärärztlichen Journals) am 7. Juli (erste Quadratur) 1215, am 16. Juli (Vollmond) nur 451, am 23. Juli (zweite Quadratur) noch 189 Personen[61]). Der bei B. hervorgehobene lunarische Einfluß wurde wahrgenommen: in Paris bald nach dem 4. Juni 1849; in Kalisch am 31. Juli 1852, in Warschau am 29. Aug. 1852; in Kopenhagen am 20. Juli und 18. August 1853; in Ancona am 7. August 1865. Hier erkrankten am 6. Aug. 207, am 7. Aug. (Vollmond) 147, am 8. Aug. nur 99 Personen[62]). Die zu A. gegebenen Literatur-Citate liefern den Nachweis hinsichtlich der angeführten Vollmondstage und ihrer Wirksamkeit. August Vogel sagt: „allenthalben begegnen uns Thaten des Lichtes" und selbst der Scepticismus wird zugestehen müssen, daß ein Naturgesetz hier vorliegt. So bestätigt sich wiederum der alte Lehrsatz des berühmten Aristoteles (geb. zu Stageira 384 vor Chr.): „in der Natur ist nichts zusammenhangloс Eingeschobenes." Eine Wahrheit, auf welche A. v. Humboldt im Kosmos oft zurückkommt. Schiller (das Eleusische Fest) empfiehlt: „Ehre das Gesetz der Zeiten und der Monde heil'gen Gang!"

(Fortsetzung folgt.)

50) R. Melzer, d. asiat. Brechruhr, Erlangen 1850. Beilage 3 (Kärnten) und Beil. 5 (Krain).

51) Die Berichte d. tägl. Erkrankungen in d. Posener Ztg.; Annalen d. Charité-Krankenhauses u. d. übrigen Berliner Kranken-Anstalten, 7. Jahrgang 2. Heft, Berlin 1856, die graph. Darstellung Nr. 2.

52) Posener Ztg. Nr. 237, S 1422; Annalen a. a. O.; Karl Schmidt, Charakteristik d. epid. Chol., Leipzig 1850, Graphische Darstellungen 1 und 2.

53) H. Lebert, Vorträge üb. d. Chol, Erlangen 1854, S. 43; Annalen a. a. O.; Drasche, d. epid. Chol., S. 54; Report of the General Board of Health on the Epidemic Cholera of 1848 and 1849, London by W. Clowes 1850.

54) Annalen a. a. O.

55) Die Berichte der täglichen Erkrankungen in der Posener Zeitung und in der Zeitung Kuryer Warszawski (Warschauer Courier).

56) Die Berichte dänischer und deutscher Zeitungen; Drasche a. a. O. S 70.

57) H. Horn, d. individuelle Disposition zur Cholera, S. 5; Drasche a. a O. S. 78.

58) Die Annalen ꝛc. graph. Darstellung Nr. 1; Bericht aus Turin, in d. Augsburg. allg. Ztg. Nr. 240, Beilage S. 3836, 3837.

59) Die Zeitungsberichte; Delbrück, d. Chol.-Epid. in Halle, Halle 1867, S 6.

60) Der Vollmond wie die andern Phasen treten für die Erde in demselben Moment ein. Da ältere Kalender nicht überall erreichbar, wird die Vergleichung der Mondphasen mit den betreffenden Cholera-Epidemien durch nachfolgende Notiz erleichtert. Die Tage des Vollmondes waren im J. 1831: am 27. April, 25. Mai, 24. Juni, 24. Juli, 23. August, 21. September, 20. Oktober, 19 November, 19. December — im J. 1832: am 17. Januar, 16. Februar, 13 Juni, 12. Juli, 11. August — im J. 1836: am 28. Juni, 28. Juli, 26. August — im J. 1837: am 16. August, 14. September, 14. Oktober, 12. November — im J 1848: am 16. Juni, 16. Juli, 14 August, 13. September, 12. Oktober, 10. November — im J. 1849: am 4. Juni, 4. Juli, 3. August, 2. September — im J. 1850: am 21. August, 20. September, 20. Oktober, — im J. 1852: am 31. Juli, 29. August, 28. September — im J. 1853: am 20. Juli, 18. August, 17. September, — im J. 1854: am 11. Juni, 10. Juli, 8. August, 6. September, 6. Oktober, 4. November — im J. 1855: am 26. August, 25. September, 24. Oktober — im J. 1865: am 7. August — im J. 1866: am 27. Juli, 25. August, 24. September, 24. Oktober.

62) Dr. Pelikan, Nieskolko woprossow otnossitelno epidemitscheskoj Choleri (Einige Fragen in Bezug auf d. epid. Chol. zu St. Petersburg im J. 1848.) St. Petersburg 1848, Beil. I u. III.

62) D. Ztg. „Berliner Publicist" Nr. 192, v. 18. August 1865, Beilage.

Zur Geschichte der Vehmgerichte.

(Schluß.)

Wenn ein Nichtwissender eines von den Vehmgerichten zu beurtheilenden Verbrechens angeklagt war, so wurde er zunächst vor das offene Gericht geladen. Der Frohnbote oder zwei Freischöffen überbrachten ihm eine schriftliche Citation, in welcher er aufgefordert wurde, nach

Ablauf der alten sächsischen Frist von sechs Wochen und drei Tagen vor dem Gericht zu erscheinen. War der Wohnort des Angeklagten unbekannt, so wurde die Ladung in dem Bezirk, in welchem er zuletzt gewohnt hatte, auf vier Kreuzwegen auf einer Stange befestigt, und eine Königsmünze hinzugelegt. Befand der Vorgeladene sich in einer für das Gericht unzugänglichen Festung, so wurde die Ladung an das Thor derselben angeschlagen.

Erschien der Vorgeladene nicht bis zum Mittage des ihm gebotenen Tages, so wurde ihm zuweilen noch eine Nothfrist, die man den Tag Karl's des Großen nannte, gewährt. In andern Fällen forderte der Ankläger nun sogleich das „Vollgericht". Hierauf mußten alle Nichtwissende sich bei Todesstrafe entfernen; das offene Gericht verwandelte sich in ein Stillgericht. Nun betheuerte der Kläger noch einmal knieend und zwei Finger der rechten Hand auf ein blankes Schwert legend, der Angeklagte sei schuldig. Wenn hierauf sechs andere Schöffen schworen, daß sie derselben Ansicht seien, so galt die Anklage als erwiesen und der Freigraf sprach hierauf das Urtheil feierlich aus, wobei er sich gewöhnlich folgender Formel bediente: „Den beklagten Mann, mit Namen N., den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad bis zum niedrigsten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten im Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, rechtlos, siegellos und ehrlos, friedlos und untheilhaftig alles Rechts und verführe ihn und vervehme ihn, und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Lehn und Gut ledig, sein Weib soll Wittwe, seine Kinder Waisen sein."

Hierauf warf der Freigraf eine geflochtene Weidenruthe, welche vor ihm lag, aus dem Gericht und alle anwesenden Freischöffen spien aus, und wurden sodann von dem Freigrafen ermahnt, den Verurtheilten hinzurichten, wo sie ihn fänden. Der Ankläger erhielt hierauf eine schriftliche, mit dem Siegel des Freigrafen versehene Urkunde über das ergangene Urtheil.

Wissende wurden nur vor das Stillgericht geladen, und zwar Freischöffen zuerst durch zwei, sodann durch vier, und zuletzt durch sechs Schöffen. Noch größer war die Zahl der Ladenden, wenn ein Freigraf angeklagt war. Dann erschienen zunächst zwei Grafen und sieben Schöffen, sodann vier Grafen und vierzehn Schöffen, und endlich sieben Grafen und einundzwanzig Schöffen.

Erschien der Vorgeladene und gestand die That ein, oder war er auf frischer That ergriffen worden, so wurde er sofort hingerichtet. Leugnete er, so durfte er sich durch einen Eid reinigen. Ursprünglich hatten alle Freien dieses Recht, später aber beschränkte man es auf Diejenigen, welche entweder Freischöffen waren oder in dem Bezirk eines Freistuhles wohnten. Hatte der Ankläger mit zwei Eidhelfern die Schuld behauptet, so konnte der Angeklagte mit Hülfe von sieben Eidhelfern sich dennoch frei schwören. Ueberbot ihn nun der Ankläger mit vierzehn Eidhelfern, so konnte er dennoch auch dieses Zeugniß entkräften, wenn er einundzwanzig Eidhelfer zu stellen vermochte. Der Zweikampf wurde vor den Vehmgerichten nicht als Beweismittel zugelassen.

Von dem Urtheile eines Freistuhles konnte man übrigens an das Generalcapitel der Stuhlherren oder an den Oberfreigrafen zu Arensberg appelliren. Auch erhielten die Erzbischöfe von Köln im Jahre 1353 vom Kaiser Karl IV. ein Privilegium, Vervehmte zu begnadigen und in Ehre und Recht wieder einzusetzen. Dieses Vorrecht wurde auch von den Freistühlen anerkannt; dagegen weigerten diese sich hartnädig, dem Kaiser und den Reichsgerichten einen Einfluß auf ihre Urtheile zuzugestehen.

Die Vehme war also ursprünglich ein der damaligen Verfassung des deutschen Reiches entsprechendes Volks- und Staatsgericht, mit kirchlicher Beimischung und ihre Competenz auch durch Kaiser und Reich förmlich bestätigt und begränzt. In Zeiten der Rechtsunsicherheit wirkte sie ohne Zweifel wohlthätig; als aber im sechzehnten Jahrhundert der allgemeine Landfriede eingeführt, das Reichskammergericht constituirt und die Strafrechtspflege durch die Halsgerichtsordnung des Kaiser Karl V. verbessert wurde, fingen die Freigerichte an entbehrlich zu werden. Nichtsdestoweniger versuchten sie es gerade in dieser Zeit, ihre Macht immer mehr zur Geltung zu bringen und traten zuweilen mit einer Anmaßung auf, welche ihnen verderblich werden mußte. Der Freigraf Mangold zu Freienhagen citirte gelegentlich die Hochmeister und sämmtliche Mitglieder des deutschen Ordens, so wie die Stadtgemeinden Köln, Elbing, Thorn und Danzig vor die Schranken seines Freistuhles und drohte auch dem Kaiser Friedrich III. mit einer Vorladung. Die Reichsgerichte fingen daher jetzt an, häufig Erkenntnisse der Vehmgerichte zu vernichten und drangen damit um so leichter durch, da auch der Glaube an die Allmacht der Freistühle, auf welchem ihre Macht vorzugsweise beruhte, zu verschwinden anfing.

Nichtsdestoweniger erhielten die Vehmgerichte sich bis in die neuere Zeit hinein. In Engern wurden sie zwar im Jahre 1763 von dem Bischof Wilhelm Anton von Paderborn förmlich abgeschafft, aber sie bestanden auch hier insgeheim fort, und eben so blieb in Westphalen, wo erst die französische Gesetzgebung im Jahre 1811 ihre Aufhebung aussprach, eine Anzahl von Freigrafen übrig, welche ihre Gerichtsbarkeit als ein Eigenthumsrecht festhielten und dabei von den Bewohnern ihrer Gerichtsbezirke unterstützt wurden. Auch jetzt noch sollen an manchen Orten Westphalens Freischöffen zuweilen sich versammeln und Urtheile fällen. Sie können freilich Niemand mehr hinrichten lassen, aber sie bewirken durch ihren Einfluß auf ihre Nachbarn, daß ein von ihnen Vervehmter auch von allen Andern gemieden wird, und daß er kein Gesinde zu erhalten vermag. Es werden zuweilen in jener Gegend Einzelne in auffallender Weise von allem Verkehr mit Andern ausgestoßen, bis nach einiger Zeit das frühere Verhältniß sich fast eben so plötzlich wieder herstellt. Man sagt, diese Leute seien vervehmt gewesen, und der Bann sei nur deshalb wieder von ihnen genommen worden, weil sie sich dem Ausspruche des heimlichen Gerichts unterworfen hätten.

Die Bibel in Kriegszeiten.

Im Frühjahr d. J. hielt Herr George H. Stuart von der United-States-Christian-Commission einen sehr interessanten Vortrag beim Jahresfeste der Britischen und Auswärtigen Bibel-Gesellschaft zu Exeter-Hall in London über „die Bibel in Kriegszeiten."

Unter Anderem erzählte er:

Beim Ausbruch der Rebellion besaßen wir nur eine Armee von 16,000 Mann. Doch binnen kurzer Zeit stellten wir 2,000,000 Soldaten in's Feld, junge Männer aus allen Schichten der Gesellschaft, welche an die Entbehrungen eines rauhen Kriegslebens nicht gewöhnt waren. Das amerikanische Volk fühlte, daß es seinen Söhnen nicht nur mit Gebeten in die Schlacht folgen, sondern sie auch mit dem Brode des Lebens, dem Evangelium Jesu Christi, unterstützen müsse. Während der vier Jahre des Kampfes wurden unter das Heer und die Flotte über 2,000,000 Bibeln vertheilt. Die größte Anzahl derselben vertheilte die United-States-Christian-Commission. Von der amerikanischen Bibelgesellschaft erhielt sie unentgeltlich 1,466,748 und von der englischen Gesellschaft 50,000 Exemplare und außerdem die Erlaubniß, nach Bedürfniß mehr von ihr zu fordern. Die Christian-Commission sorgte für die körperlichen und geistigen Bedürfnisse der Soldaten. Sie setzte über 8,000,000 kleiner Taschenbücher, wie Newmann Hall's „Kommen zu Jesu" und Mr. Reid's „Blut des Kreuzes" in Umlauf. Die Geschichte dieser Bücher zu erzählen ist unmöglich. Viele von ihnen kamen zurück zu den Familien der Soldaten, befleckt mit dem Blute ihrer früheren Eigenthümer, und werden als Erinnerungszeichen sorgfältig von ihnen bewahrt, und haben viele dem Christenthum Entfremdete wieder zum Glauben geführt.

Außer diesen und ähnlichen Büchern wurden 18 Millionen Exemplare unserer besten religiösen Zeitschriften gleich nach ihrem Erscheinen an die Soldaten gegeben. — Die Gesammteinnahme des Comité's betrug 6¼ Million Doll. Die Bücher u. s. w. wurden von 5000 unbesoldeten Agenten vertheilt. Woher bekamen wir diese Männer? Sie erhielten nichts für ihre Anstrengungen. Wir beschäftigten keinen Agenten, der Bezahlung für seine Arbeit forderte, außer einigen fest angestellten Männern, die das Ganze leiteten. Wir gingen von dem Grundsatze aus: „Jeder Arbeiter ist seines Lohnes gewiß." In vielen Fällen wurden unsere Agenten von ihren Gemeinden erhalten. Wir gingen wohl zu den Vorstehern einer Kirche und sagten: „Euer Pastor soll für uns einige Wochen wirken." Ja wir gingen selbst zu den Predigern auf die Kanzel, und auf unsere Bitten schloß er seine Predigt, nahm das Nothwendigste mit sich und übernahm das ihm übertragene Werk. Diese Männer erhielten ihren Lohn — einen Lohn, weit herrlicher als geprägtes Gold — nämlich das „Gott segne dich" des sterbenden Kriegers.

Zu meiner Freude muß ich sagen, daß ich, der ich selber mehr als 5000 Bibeln vertheilt habe, nur zwei oder drei abschlägliche Antworten erhielt, und zwar von römischen Katholiken, obgleich auch Viele von ihnen das Wort Gottes dankbar annahmen. Wurden nicht viele Bücher auf den ermüdeten Märschen fortgeworfen? Nein. Der Soldat trennte sich lieber von allem Andern, als von seinem neuen Testament. Ich erinnere mich eines kleinen Burschen, eines Soldaten vor Pittsburg, der, als die Unionsarmee von den Höhen bei Friedrichsburg zurückgeworfen wurde und die Kugeln der Rebellen in die weichenden Colonnen schlugen, zu seinem Kameraden sagte: „Joseph, wenn nicht das Testament, welches mir meine Mutter gegeben, in dem Tornister wäre, so würde ich ihn fortwerfen, aber nun kann ich's nicht." Ein muthwilliges Vergeuden ist, glaube ich, nicht vorgekommen. Ich habe mit Tausenden von Agenten in brieflichem Verkehr gestanden, welche mit der Austheilung von Gottes Wort beschäftigt waren, und nur von einem Falle gehört, wo ein Soldat muthwillig seine Bibel fortwarf. Ich habe diese Bibel in meiner Wohnung. Und wie einst ein Geistlicher sagte, daß das Wort Gottes nie leer zu ihm zurückkehre, so kann auch ich heute sagen, daß, obgleich dieser Soldat mit einem bösen und teuflischen Herzen sein Neues Testament in den Straßen von Memphis fortwarf, dasselbe von einem andern Soldaten aufgehoben wurde, der, früher eben so böse und sorglos, durch das Lesen desselben zu den Füßen des Kreuzes geführt wurde, wo er Frieden und Freude fand. Er übersandte das Buch der Amerikanischen Bibelgesellschaft, welche es als eine Reliquie oder vielmehr als ein Andenken an den Krieg aufbewahrt.

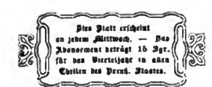
Lassen Sie mich Ihnen ein oder zwei Beispiele von der Kraft des Wortes Gottes unter den Sterbenden auf dem Schlachtfelde erzählen. Auf dem blutigen Felde von Williamsburg war ein Soldat der Unionsarmee tödtlich verwundet. Sein Leiden war unbeschreiblich; er konnte sein Seufzen und Stöhnen nicht unterdrücken. Ein Kamerad suchte ihn auf, um ihn zu trösten und zu ermuthigen. „O William," rief er, „ich hoffte im Kreise meiner Familie und bei den Freunden meiner Jugend zu sterben, und muß nun hier liegen! Wenn du den Krieg überleben solltest, bitte, benachrichtige meine Familie. Ich habe eine liebe Frau, zwei süße Kinder und eine hochbetagte Mutter, die mich lieben und die ich von ganzer Seele wieder liebe." Er nahm von seiner Brust ein Paquet, in welchem sich das Bild seiner Frau befand. „Oeffne dies," sagte er, und übergab seinem Kameraden einen Brief. „Lies, ihr letzter Brief an mich, und ich werde glauben, ihr liebes Gesicht zu sehen und ihre Stimme zu hören. Als ich Abschied nahm, begleitete mich meine Mutter an die Thür. Sie konnte nicht sprechen, doch ich wußte, was sie wollte, und als Abschiedsgeschenk legte sie eine Bibel in meine Hand. Bringe sie ihr zurück. Erzähle ihr, daß das Lesen mich beten gelehrt, und mein Herz Jesu übergeben habe. Es hat mich vor den Schlechtigkeiten im Heere und vor den Lastern im Lagerleben bewahrt. Und es hat mich dahin gebracht, wenn auch auf feuchter, kalter Erde einen glücklichen, friedlichen und hoffentlich siegesvollen Tod zu sterben." Er blickte gen Himmel mit ruhigem Lächeln und sagte: „Lebe wohl, mein liebes Weib und meine Kinder; lebe wohl, meine Mutter, wir werden uns im Himmel wiedersehn."

In dem blutigen Kampfe am Stone River wurde bei einem augenblicklichen Nachlassen des Gefechtes der Ruf eines verwundeten Soldaten gehört, der um Hilfe bat; doch seine Stimme erstarb gleich darauf in dem erneuten Donner der Kanonen. Als der Kampf vorüber war, begann das furchtbare Werk, die Lebenden unter den Todten aufzusuchen. Als die Leute, die zu diesem Dienst kommandirt waren, an den Ort kamen, von dem das Rufen ertönte, fanden sie einen jungen Mann von 19 Jahren an einem Baumstamm lehnend. Seine Augen waren offen, doch schon von den Schatten des Todes umflort, und ein himmlisches Lächeln schwebte auf seinem Antlitz; seine abgenutzte Bibel lag offen, und sein Finger, kalt und starr im Tode, zeigte auf die Stelle, welche das Herz so manches sterbenden Christen tröstete: „Und ob ich schon wanderte im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich." — O Mutter, Weib, Schwester, wenn das dein Sohn, Gatte oder Bruder wäre, was würdest du nicht für dieses gesegnete Buch des Wortes Gottes geben!

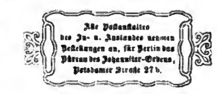
(„D. Ansiedler i. Westen.")

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.



Wochenblatt



der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 28. August 1867. **Nr. 35.**

Leopold Ferdinand von Schmiedeberg, Landesältester und Rittergutsbesitzer, auf Schwanowitz, Kreis Brieg, Ehrenritter seit 1864, † zu Schwanowitz 19. August 1867.

Das Seemannshaus zu Hamburg.

Wenn man am Elbkai entlang gehend an das hübsche Gebäude der Hamburg-New-Yorker Dampfschiffahrts-Gesellschaft gelangt ist, erblickt man auf der Höhe einer steilen, mit blühendem Boscage bewachsenen Terrasse einen imponirenden, aus rothen Backsteinen aufgeführten Bau, dessen eigentliche Bestimmung dem Beschauer nicht gleich klar werden will. Die beiden stattlichen, drei Stockwerk hohen Flügel des Gebäudes begegnen sich in einem abgestumpften Winkel, wie dies bei Eckhäusern gebräuchlich ist, und diese schmale, die eigentliche Fronte des Hauses bildende Seite trägt in großen Lettern die Inschrift: „Seemannshaus". Von dem Gipfel des oben mit einer großen Uhrscheibe versehenen Gebäudes weht die Hamburger Seeflagge: die drei Thürme im rothen Felde.

Wir ersteigen eine Anzahl Stufen, die von dem niedrig gelegenen Elbufer auf die Höhe der mehr denn haushohen Terrasse führen, und betreten eine sauber gehaltene Gartenanlage mit Kies belegten Wegen, deren schönster Schmuck eine Gruppe prächtiger Linden bildet. Im Schatten der dichtbelaubten Kronen sind hier ein Theil Ruhesitze angebracht, die uns unwillkürlich zum Genuß des prächtigen Panorama's einladen, das sich dort unten zu unsern Füßen vor den Blicken ausbreitet.

Dort liegt die Elbe vor uns mit ihren unzähligen großen und kleineren Fahrzeugen, die, lange Straßen bildend, ihren Mastenwald majestätisch in die Höhe strecken. Ein rastlos rühriges Treiben, ein Kommen und Gehen absegelnder und ankommender Fahrzeuge herrscht auf diesen wogenden Straßen des Elbstroms; bald sind es stolze Zwei- und Dreimaster, die mit geschwellten Segeln der Elbmündung zusteuern, bald gleitet ein mächtiger Dampfer mit bunten Wimpeln stromeinwärts, um dort an der Landungsbrücke dampfschnaubend sich zur Ruhe zu legen, und kaum ist das Auge diesem bis zum sichern Haltpunkt gefolgt, als schon eine Anzahl größerer und kleiner Schiffe das Auge fesseln und die Blicke nach einer andern Richtung lenken.

Hier an der Pulsader Hamburgs, der es seine Größe und seinen Reichthum verdankt, enthüllt sich uns gleichsam ein Theil der mächtigen Fäden, die Hamburg gleich einem gigantischen Netz bis in die fernsten Gegenden aller Welttheile und aller Zonen ausbreitet. Ist es doch diese stolze Handelsflotte, die Hamburgs Welthandel vermittelnd, die alte Hansastadt zur Weltstadt gemacht und ihren Weltruhm begründet hat.

So weit der Blick über den steilen Abhang der Terrasse den Windungen des Elbstroms zu folgen vermag, sieht man ein stetes Treiben auf- und absegelnder Fahrzeuge, das sich auf einer Wegstrecke von einer kleinen Stunde ununterbrochen fortsetzt; denn wo der Hamburger Hafen aufhört, nimmt der Altonaer bekanntlich seinen Anfang. — Inmitten des Stromes liegt gleich einem freundlichen Idyll, die zum Hamburger Gebiet gehörende Insel Steinwärder, mit üppigen Baumgruppen und blühenden Gärten geschmückt, die hier zierliche Villen der reichen Hamburger, dort ländliche Meiereien umgeben, und jenseits dieses Eilandes erhebt sich, halb in bläuliche Nebelschleier gehüllt, das waldreiche Ufer der hannöverschen Küste.

Eine herrlichere Lage hätte man schwerlich für die Errichtung eines „Seemannshauses" finden können, das den heimkehrenden Seeleuten eine behagliche und angemessene Heimath zu bieten bestimmt ist, wo sie, ohne der Uebervortheilung ausgesetzt zu sein, gegen eine sehr mäßige Vergütung jeder Zeit ein Unterkommen und Verpflegung, auch in Krankheitsfällen finden können.

Die Terrasse, auf der das Seemannshaus erbaut ist, bildet einen Theil des bekannten Hamburger Berges, auf dem jetzt die Vorstadt St. Pauli liegt. Hier ist und war von Alters her der eigentliche Tummelplatz der Hamburger Seeleute; hier wohnen die sogenannten Schlafbaasen, die Wirthe der eigentlichen Seemannsherbergen; hier fesselt ihn sein Beruf; hier sucht er in den zahlreichen Vergnügungslokalen seine Erholung oder eigentlich Zerstreuung. Und was die Gewinnsucht zu ersinnen vermocht hat, um die Vergnügungssucht der für ihren leichten Sinn bekannten Seeleute auszubeuten, findet man hier massenhaft angehäuft, Bude an Bude gereiht und mit pomphaften Schildern zur Einladung der Schaulustigen versehen; und was die Schil-

der nicht vermögen, das versuchen phantastisch ausstaffirte Ausrufer, die sich vor ihren Buden heiser schreien, um die Vorübergehenden zum Eintritt in ihre Lokale zu bewegen. Theater neben Theater, Wachsfigurencabinetts, Lottohäuser, Menagerien, Tanzsalons, Reit-Circus, Caroussels und dgl. mehr wechseln in bunter Reihenfolge mit einander ab, und unter der nach Altona führenden Allee wird in einer Menge kleiner Trödelbuden täglich Markt gehalten.

Man kann sich aus dieser Schilderung einen ungefähren Begriff des Terrains bilden, auf dem der Seemann sich größtentheils zu bewegen pflegt. In einem jugendlichen Alter, wo der Knabe erst zum Jüngling heranreift, ist der Seemann, sobald er sein Schiff verlassen hat, vollkommen sein eigner Herr, und einer zügellosen Freiheit genießend, wird ihm hier im Uebermaße die Gelegenheit geboten, der Zerstreuungssucht der Jugend zu fröhnen.

Die mühsam erworbenen Ersparnisse einer langen Reise werden hier, um sich für die gehabten Entbehrnisse auf der See zu entschädigen, oft in wenig Tagen vergeudet, und was schlimmer ist — die Seele des Jünglings durch berauschende Genüsse jeder Art schon frühzeitig vergiftet.

Heimgekehrt von der Reise öffnet sich dem Seemann am Lande keineswegs eine heimische Stätte; denn fremd, wie die Mehrzahl derselben in Hamburg ist, sind sie genöthigt, bis zur Erlangung einer neuen „Heuer" sich bei einem der sogenannten Schlafbaasen einzulogiren; und selbst wer Verwandte am Orte hätte, wo er billiger und besser logiren könnte, ist doch genöthigt, hier ein Quartier zu suchen, weil von diesem sein Fortkommen abhängt. Die Wirthe dieser Seemannsherbergen vermitteln nämlich in der Regel die „Heuern" der Seeleute, und wer es versuchen wollte, sich eine solche auf eigene Hand zu verschaffen, würde sicher lange, wo nicht gänzlich vergeblich suchen und warten müssen; es sei denn, daß er mit besonderen Empfehlungen an irgend einen Schiffscapitain versehen ist.

Durch diese Usance, die sich in der Praxis des seemännischen Lebens ausgebildet hat, ist der Seemann von vornherein so gut wie gezwungen, sich an seinen Wirth zu halten, der sich begreiflicherweise für jede Dienstleistung gehörig bezahlen läßt. Von einer Ueberwachung in sittlicher Beziehung ist in diesen Quartieren natürlich nicht die Rede.

Sich gänzlich selbst überlassen, bietet ihm sein Logis außer der von sämmtlichen Bewohnern des Hauses frequentirten Wirthsstube nirgends eine gastliche Stätte; an eine Stunde der Sammlung und Erholung für Geist und Seele ist daher für ihn niemals zu denken; seine ganze lärmende und oft rohe Umgebung drängt vielmehr alles, was sich an Gefühlen in ihm regt, immer tiefer in den Hintergrund zurück, und die Außenwelt mit all' ihren schimmernden Verlockungen nimmt um so ungetheilter von ihm Besitz.

Selbst die Jünglinge gebildeter Familien, von denen sich heut zu Tage immer mehr dem anscheinend so lockenden Seemannsfache widmen, und die im Elternhause an eine ganz andere Umgebung gewöhnt waren, vermögen sich dem gefährlichen Einfluß dieses Lebens selten zu entziehen, und schließlich bleibt ihnen, selbst den von Natur Solidesten, zu ihrer Erholung nichts Besseres übrig, als sich den Zerstreuungen und Freuden ihrer Kameraden anzuschließen.

Um einem Theil dieser für das sittliche Wohl der jungen Seeleute so verderblichen Uebelstände nach Kräften abzuhelfen, beschloß eine Anzahl der bedeutendsten Schiffsrheder Hamburgs ein Logirhaus für Seefahrende zu errichten, in welchem sie während der Dauer ihres Aufenthaltes auf dem Lande eine gastliche Stätte finden könnten, die auch den an ein besseres Leben Gewöhnten einen behaglichen Aufenthalt bieten und ihnen zugleich die Vortheile gewähren sollte, die mit dem Logis bei dem Schlafbaas verbunden sind.

So ward das Seemannshaus vor etwa sieben Jahren errichtet und in seiner äußeren Umgebung sowohl wie in seiner inneren Einrichtung seinem Zweck entsprechend, praktisch und comfortabel, und selbst mit vielem Geschmack angelegt und eingerichtet. Schon das Entree dieses palastartigen Hôtels für Seeleute macht einen überaus ansprechenden Eindruck; durch eine einfache aber höchst geschmackvolle Vorhalle tritt man in das Innere des Hauses ein, und zwar auf dessen geräumigen, von zahlreichen Fenstern erhellten Flur, von dem sich eine schöne Treppe aus Eisenguß frei bis in das oberste Stockwerk schwingt, und zwar so, daß die nämliche Treppe durch eine nach jeder Seite führende Treppenflucht beide Flügel des Hauses miteinander verbindet.

In dem Parterregeschoß des Gebäudes liegen außer der Wohnung des Inspectors, der in der Person eines ehemaligen Kauffahrtei-Capitains die Aufsicht über das Ganze, sowie die Hausordnung zu leiten hat, — mehrere kleine mit Geschmack und Nettigkeit ausgestattete Säle, von denen der eine für diejenigen unter den jungen Leuten bestimmt ist, die sich hier auf ihr Steuermannsexamen vorbereiten wollen. Der andere dient als Aufenthalts- und Speisezimmer für die Matrosen.

Die hellen, luftigen Räume, die hübschen, eichenholzfarbig gemalten Möbel, die gefirnißten Dielen und die überall herrschende große Sauberkeit machten einen überaus freundlichen und vortheilhaften Eindruck; man sah es auch den jungen Gästen an, die sich drinnen mit Brettspiel u. dgl., draußen durch den Anblick des schönen Strombildes unterhielten, daß sie sich hier wohl und behaglich fühlen mußten.

Das erste Stockwerk enthält in dem abgestumpften Eckzimmer der Frontseite ein geräumiges, mit einer kleinen Bibliothek versehenes Lesezimmer, das, mit einem Balkon versehen, den an frische Luft und Fernsicht gewöhnten Bewohnern in keiner Weise etwas zu wünschen übrig läßt. Ein kleineres Zimmer, gleichfalls einfach aber mit Nettigkeit möblirt, trägt die Aufschrift: „Schreibzimmer" an der Thür, und hierher kann sich Jeder, der Briefe oder Arbeiten für sein Examen niederzuschreiben hat, in ungestörter Ruhe zurückziehen.

Ein Theil des rechten Flügels ist durch eine mit matten Scheiben versehene Fensterwand von dem übrigen Corridor abgeschlossen, und hier liegen die Krankenzimmer des Hauses, in welchen jedem, der hier erkrankt, ärztlicher Beistand und Verpflegung zu Theil wird. Eine Büchse ist am Eingange angebracht, deren durch freiwillige Beiträge gesammelter Inhalt den Erkrankten zu Gute kommt.

Der übrige Theil des Corridors, sowie der ganze linke Flügel enthalten eine Menge hoher luftiger Gemächer, die, obwohl sie als gemeinschaftliche Schlafzimmer dienen, doch jedem Logirenden seine eigene abgeschlossene Schlafstätte gewähren; vermittelst niedriger hölzerner Scheerwände ist jedes Zimmer nämlich wie mit großen Bettschirmen derartig abgetheilt, daß Jeder eine kleine Räumlichkeit für sich hat, in der er schlafen und seine Effecten aufbewahren kann. Am Pfeiler, zwischen den Fenstern jedes dieser Schlafzimmer, die durchschnittlich für 12 Bewohner eingerichtet waren, ist eine Waschtoilette angebracht, die, mit der Wasserleitung des Hauses in Verbindung stehend, für den Bedarf aller Logirenden hinreichend ist.

Wir steigen jetzt eine Treppenflucht höher und finden hier die nämliche Einrichtung der Schlafzimmer wie im ersten Stock, nur mit dem Unterschiede, daß diese etwas niedriger sind. Die Thür jeder Schlafzelle ist numerirt und läßt sich schließen; den Schlüssel dazu liefert der Logirende indeß während seiner Abwesenheit an den Pförtner ab, und dieser hat dafür zu sorgen, daß kein Unberufener auf eigene Hand die Schlafzellen betritt. Diese schirmartige Abtheilung der einzelnen Schlafstätten gewährt bei der Annehmlichkeit der Absonderung zugleich die Möglichkeit eines hohen, luftigen Raumes, der im Winter durch eine gemeinschaftliche Gasflamme erhellt und durch Dampfheizung gleichmäßig erwärmt wird.

Ueber dem Lesezimmer des ersten Stockwerks ist in dieser Etage eine kleine Kirche eingerichtet, die gegen 100 Personen fassen kann. Mit einer Orgel und Gesangbüchern zur Benutzung der Besuchenden versehen, wird den Seeleuten hier die Gelegenheit geboten, allsonntäglich einem Gottesdienste beizuwohnen, und da auch anderen Personen der Zutritt gestattet ist, fehlt es, selbst wenn von den Einwohnenden nur wenige sich einfinden sollten, niemals an Theilnehmern an diesen Gottesdiensten, die abwechselnd von den Geistlichen der Vorstadt St. Pauli abgehalten werden.

Es findet übrigens zwischen den Schlafstätten des ersten und zweiten Stockwerks kein Unterschied im Preise statt. Ein Jeder zahlt nämlich für Logis und Beköstigung wöchentlich 3 Thlr. 18 Gr., wofür Morgens Kaffee mit Butterbrot und Käse, Mittags zwei warme Gerichte, Nachmittags Kaffee mit Weißbrot, und Abends noch einmal ein warmes Gericht gereicht wird.

Aus der großen, im Erdgeschoß befindlichen Küche wird das Essen vermittelst einer Maschinerie in das Eßzimmer hinaufgewunden, wodurch die Mühe der Aufwartung natürlich bedeutend erleichtert wird. Ueberhaupt hat man hier alle jene Erfindungen der Neuzeit, durch welche die Bedürfnisse eines solchen Etablissements in hohem Grade vereinfacht und die Aufrechthaltung der häuslichen Ordnung so wesentlich erleichtert wird, überall in Anwendung gebracht. So heizt ein enormer, im Kellergeschoß angebrachter Ofen vermittelst Röhren sämmtliche Räume des Hôtels; selbst der durch alle Etagen des Hauses gehende Flur wird geheizt, so daß zu jeder Zeit eine temperirte Wärme im ganzen Hause herrscht.

Neben der Küche befindet sich eine Stube mit großen Schränken, in welchen alles Steingeschirr des Hauses in größter Ordnung aufbewahrt wird. Außer diesen Räumlichkeiten enthält das helle und trockene Erdgeschoß noch eine Wasch- und Plättstube, da auf Verlangen die Wäsche der Logirenden hier für einen billigen Preis gewaschen und geplättet wird, eine Annehmlichkeit, die namentlich für die gänzlich Fremden am Orte eine wesentliche ist.

Auch hier ist durch Waschmaschinen, Ringemaschinen, Plättöfen und eine Vorrichtung zum Schnelltrocknen für die größtmöglichste Erleichterung und Zeitersparniß gesorgt. Namentlich die letztere Einrichtung ist im Fall der plötzlichen Abreise eines der Logirenden von wesentlichem Nutzen. An den großen, zum Heizen der Waschkessel bestimmten Oefen ist nämlich eine Räumlichkeit oder eine Art Verschlag angebaut, in dessen Seitenwand mehrere große Schieber mit aufgespannten Leinen derart angebracht sind, daß dieselben sich mit Leichtigkeit herausziehen und alsdann, mit nasser Wäsche behängt, wieder hineinschieben lassen, wo die im stark erhitzten Raume hängende Wäsche in wenigen Minuten trocken ist.

Auf einer in der Küche angebrachten Tafel liest man, daß den Seeleuten der Besuch dieser untern Regionen nicht gestattet ist; ein Verbot, das jedenfalls in vieler Hinsicht richtig und praktisch ist.

Nachdem wir das Innere des Hotels bis in seine untersten Räume in Augenschein genommen, betreten wir noch einmal die äußere Umgebung, um das ganze zum Seemannshause gehörige Terrain auch in seinem Umfange kennen zu lernen. An der Nordseite liegt die schon erwähnte, mit üppigem Gebüsch und schönen Baumgruppen bepflanzte Gartenterrasse, auf der die Seeleute sich am liebsten zu tummeln pflegen. Neben derselben liegt ein eingehegter, für die Kranken bestimmter Garten und hinter diesem ein großer Gemüsegarten zum Besten der Bespeisungsanstalt des Hauses. Außer diesen Gärten, die ein Terrain von nicht unbeträchtlichem Umfang einnehmen, hat auch der Inspector des Hotels ein wohlgepflegtes Gärtchen, und in einem dieser Gärten war zur Unterhaltung der jungen Leute eine Kegelbahn angelegt.

Etwa 200 Gäste können im Seemannshause Unterkommen finden, was denn auch, wie der Pförtner berichtete, von den jungen Seeleuten aus bessern Ständen fleißig benutzt wird; denn da ihre Freiheit auch hier insofern nicht beschränkt ist, als es jedem, der nach 10 Uhr Abends heimkehrt, gestattet ist, nach dem Pförtner zu klingeln, so suchen alle, die es können, natürlich lieber hier eine Wohnung, als in den Logis der Schlafbaasen.

Es macht sich der Wunsch indeß vielfach laut, daß es durch eine Ermäßigung des Preises einer größeren Anzahl von Seeleuten möglich werden möge, die vielfachen Annehmlichkeiten und Vorzüge dieses Hotels zu genießen; da aber das Seemannshaus durch sich selber bei weitem nicht bestehen kann, sondern theilweise auf die Beiträge seiner Gründer, sowie auf freiwillige Gaben angewiesen ist, mag eine solche Verbesserung ihre nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten haben.

D. Christiani.

Der Niedersachse und das niedersächsische Haus.

Wo der Mensch in einfachen Verhältnissen lebt, angeschlossen an die mütterliche Natur, da wird das Haus, das er bewohnt, ein Abbild seines Wesens und Charak-

ters. Er bauet es zunächst nach seinen Bedürfnissen und Neigungen, aber dies persönliche Element wird beeinflußt und geregelt durch Klima, Landschaft, Geschichtsentwicklung, so daß ein allgemeiner Typus sich ausbildet, der jede Willkür aufhebt, und, indem er das Rechte ausdrückt für Alle, gleichmäßig Gesetz wie Freiheit in sich trägt. Wer deshalb die schwer definirbare geistige Physiognomie eines ganzen Volkes oder Stammes erkennen will, der wird wohlthun, dabei das Haus des Menschen nicht unbeachtet zu lassen. „Von Haus aus" sagen wir, wenn wir von dem Ursprünglichsten und Eigenthümlichsten, gleichsam vom ersten Kern der Personen oder Sachen ausgehen wollen; und so muß man bei der Charakteristik eines Stammes auch zunächst zusehen, was er „von Haus aus" ist.

Unter den Stämmen Deutschlands ist schwerlich einer fester ausgeprägt und bestimmter in sich abgeschlossen, als der niedersächsische, d. h. derjenige deutsche Stamm, der zwischen Ems und Elbe, zwischen dem Meere und dem Harz sammt den östlichen und westlichen Wesergebirgen liegt, und der über die Niederelbe noch nach Holstein und Mecklenburg hineingreift. Ueber den vielen politischen Ländernamen, die er heut zu Tage trägt, ist ihm der altberühmte, schöne Sachsenname, den er in den Kämpfen Karls des Großen und Friedrich Barbarossa's groß und gefürchtet gemacht, abhanden gekommen, und es ist derselbe von der Geschichte an weitabgelegene, falsche Stelle verschlagen worden. Seine Eigenart aber ist geblieben und stellt sich eben so ausdrucksvoll dar, wie die der charaktervollsten Stämme Oberdeutschlands, der Schwaben und Altbaiern. Am reinsten wieder bewahrt diesen altsächsischen Typus der Westfale, und er hat für denselben schon vor fast hundert Jahren in dem ehrwürdigen Justus Möser seinen begeisterten Darsteller gefunden. Viele sind auf Mösers Spuren weiter gewandert; aber um das östlichere Sachsenland, das alte Engern und Ostfalen, das heutige Hannover und Braunschweig, hat man sich, wohl weil die Landes- und Volksphysiognomie hier an den Grenzen schon anfängt verwischt zu werden, bisher wenig gekümmert. Diese Gegenden haben erst neuerdings in einem Buche von Dr. Hermann Guthe eine eingehende und liebevolle Darstellung erfahren. Wir recurriren auf sie, so weit nicht die eigene Bekanntschaft und Anschauung uns leitet.*)

Keiner der größeren deutschen Staaten und auch das ehemalige Königreich Hannover nicht, so eigenartig es sich (und in vielen Beziehungen mit Recht) auch fühlen mochte, bietet eine unvermischte Stammeseinheit, und es ist deshalb durchaus falsch, wenn man die heutigen deutschen, politisch unterschiedenen Völkerschaften Stämme nennen will. In Hannover wirken vier Stämme durch einander. Der mittlere Kern des Landes ist freilich altsächsisch. Aber an der Nordseeküste und den Strommündungen treten die Friesen hinzu, der Osten jenseits einer Linie, die von Bleckede nach Wittingen südwärts läuft, hat, wie die Gegenden der Altmark von Stendal bis Tangermünde hin, slavischen Untergrund und heißt noch heute das Wendland, und im Süden, in den Harzgegenden und den Göttingisch-Grubenhagischen Landschaften fangen bereits thüringische und alt-fränkische Elemente an einzuwirken.

Wir beginnen in unserer Betrachtung mit dem wendischen Dorf und Haus. Zwar ist die wendische Sprache freilich erst seit dem vorigen Jahrhundert in ihren letzten Spuren hier völlig verschwunden und in das Niedersächsische oder Plattdeutsche übergegangen. Wohl aber hat die Physiognomie der Leute oft noch ganz ausgeprägt slavische Züge, und in der Neigung zu Putz und Zierlichkeit, bei Männern wie bei Frauen und Mädchen, zeigt sich die lebhaftere äußerlichere Art der östlichen Nachbaren der Germanen. In den einsamen abgelegenen Dörfern der Lüneburger Haide, die zwischen den Eichenkämpen und den hochragenden Kiefernbeständen verstreuet auftauchen, zeigen sich diese Charakterspuren, noch gemischt mit den gleichfalls slavischen Zügen der Herzlichkeit, Gastlichkeit, Geselligkeit und des genügsamen Fleißes. Diesen, dem Slaven eigenthümlichen Gesellschaftssinn, der aus einem bedeutenden Triebe, sich leicht zu organisiren, entspringt, zeigt das wendische Dorf. Die wendischen Dörfer bildeten ursprünglich Rundlinge, d. h. ihre Häuser waren in Hufeisenform geordnet. Sie waren demnach leicht für einen Feind zu sperren und in ihrer Art feste Plätze, wie denn z. B. die wendischen Dörfer im östlichen Holstein noch bis in dieses Jahrhundert hinein an dem einen Ein- und Ausgange abgesperrt wurden. In der Mitte der Häuserreihe eines echt wendischen Dorfes liegt der eigentliche Dorfplatz, bisweilen mit einem Wassertümpel zum Tränken des Viehes. Ihn umgeben wie concentrische Kreise erstens die Vorhäupter, d. h. die den einzelnen Häusern zugehörigen Plätze zwischen der Vordergiebelwand und dem Dorfplatze, dann die Hofrheiten oder Baustellen der einzelnen Häuser, und drittens der Kreis der Klanzeien. Dies ist die natürlich sich abrundende Umgebung zwischen den Hintergiebeln und den Dorfzäunen und dient als Garten, besonders als Obstgarten. Damit schließt also das eigentliche Dorf. Aber dahinter folgt ein neuer Kreis, das Prising, an welchem jede Hofstätte den ihrer Lage entsprechenden Antheil hat, der nach außen sich verbreiternd etwa die Figur eines Trapezes bildet. Es ist Wiese oder Holz, oft auch Garten- und Ackerland. Die übrige Feldflur liegt dann in größeren Abtheilungen, die nach der Bonität des Bodens getrennt sind; in jeder Abtheilung hat der Hofbesitzer seinen entsprechenden Antheil. — Man sieht also in dieser Einrichtung die Anlage zur Geselligkeit und organisatorischen Thätigkeit des Slaven, der ja auch viel früher Städte hatte, als der Deutsche; selbst der so häufig bei slavischen Völkern vorkommende Gemeinbesitz des Bodens, der den einzelnen Eigenbesitz ausschließt, möchte noch durchschimmern. Wie die altböhmischen Dörfer, sind wahrscheinlich auch diese einst nur eine Familie gewesen, die den Aeltesten oder Tüchtigsten als Wladyken (wie er wenigstens in Böhmen genannt wurde) an die Spitze stellten und von ihm sich Besitz, Einkünfte, Arbeiten und Pflichten willig zuweisen ließen.

Wie ganz anders steht dieser, in mancher Hinsicht gewiß liebenswürdigen Art die stolze Selbstständigkeit des deutschen, vor Allem des altsächsischen Bauern ent-

*) Die Lande Braunschweig und Hannover, von Hermann Guthe, Dr. phil. Hannover, Klindworths Verlag, 1867.

gegen! Hier haben wir den Germanen des Tacitus in seinem reinsten Typus. Es war auch wohl gerade dieser norddeutsche Mann zwischen Rhein, Weser und Elbe, den der Römer in seinen Kriegen vorwaltend hatte kennen lernen und den Tacitus zum Typus des ganzen Volkes sich nimmt. Hier, im innern Lande Westfalens, dann auch noch weit östlicher an der Fuhse zwischen Celle und Peine finden sich noch immer die truces et caerulei oculi, rutilae comae, magna corpora, die trotzigen blauen Augen, das röthliche Haar, die langen Gestalten. Und ebenso liegt im Charakter das feste zähe Aushalten am Alten, der harte aber rechtliche Bauernsinn, der Trotz auf sein Recht, die practische Tüchtigkeit, die unverdrossene Arbeit. Aus Immermanns Hofschulzen kennt Jeder die Licht- und Schattenseiten dieses gewaltigen Bauernsinns. Diesem Charakter stolzer, spröder Selbstständigkeit entspricht ganz und gar das System der Einzelhöfe, wie es sich in Westfalen nördlich der Lippe findet. Der Einzelhof bildet ein in sich selbst streng abgeschlossenes, selbstständiges Ganzes. Mitten im Hofgute liegt die Hofstätte mit den Wirthschaftsgebäuden und rings um diese schließen sich die Hofgründe an, Acker, Weide, Wiese und Holz in buntem Gemenge. Dies so umschlossene Hofgut berührt in seltenen Fällen das des Nachbars. Es liegt vielmehr Haide, Moor und Wald zwischen den einzelnen Höfen, und nur dieser Theil des Landes war oder ist noch Gemeingut mehrerer benachbarter Höfe. — Die Gemeinschaft der Menschen entsteht hier durch das freiwillige Zusammentreten unter sich gleicher Grundbesitzer, welche den Angesehensten unter ihnen, den Besitzer des Schultenhofes, als den Vorsitzer der Gemeinde anerkennen. Aus solchen Bauerngemeinden entstand der größere Kreis der Markgenossenschaften, die dann Karl der Große wieder zu noch größeren Kreisen, den Gauen verband. So baute sich der deutsche Staat aus den Elementen der Selbstständigkeit zum Ganzen, und Jeder Einzelne gab nur so viel von seiner Selbstständigkeit an die Gesammtheit ab, als unbedingt zum Bestande dieser und zur gesetzlichen Ordnung nöthig war. Darin lag und liegt die Schwierigkeit, die Deutschen zum Staat zusammenzubinden; darin liegt aber auch die große Tüchtigkeit und feste Basis des Ganzen, wenn dies einmal gelungen.

Dieses eigentliche niedersächsische Haus, kenntlich, so weit die niedersächsische Art reicht, durch das Giebelzeichen zweier aus den Enden der Dachsparren geschnitzten Pferdeköpfe, die in der Lüneburger Haide nach innen, in der Wesergegend und Westphalen nach außen sich kehren, ist in seiner Vereinzelung noch besonders durch eine lebendige Hecke eingeschlossen. Hinter dem Hause liegt ein Baumgarten, in welchem sich der Brunnen befindet. Auf dem Hofe ist die Düngerstätte (zwischen der Eingangsthür des Hofes und der des Hauses), außerdem die Wagenremise, das Backhaus, der Schweinestall und der besonders abgezäunte Schweinehof. Das Haus selbst ist einstöckig und hat seinen Haupteingang am Giebel. Tritt man in's Haus, so kommt man auf die Tenne (Diele), an der zu beiden Seiten sich Ställe und Kammern hinziehen. Sie ist so geräumig, daß ein langer Erntewagen mit vier Pferden bespannt darin Platz finden kann. Ihr Boden ist aus festgestampftem Lehm hergestellt oder auch wohl mit Sandsteinplatten belegt, was das Dreschen sehr erleichtert. Sie wird zugleich als Speisesaal bei großen Festlichkeiten gebraucht. Von ihr aus kann das Vieh gefüttert werden, denn es kehrt seine Köpfe derselben zu und fraß ursprünglich unmittelbar vom Boden; jetzt aber sind wohl überall Krippen vorhanden. — Ueber die Diele hinweg, dem Eingange gerade gegenüber, erblickt man die Brandmauer und unmittelbar vor ihr den (sehr niedrigen) Heerd mit dem Kessel und dem Sitze der Hausfrau. Dieser Raum um den Feuerheerd her bis zur Dreschtenne heißt das Fleet; es ist meistens mit Steinchen sauber überpflastert und reicht bis an die beiden Seitenthüren des Gebäudes; hinter dem Fleete liegen die Wohnräume, die Wohnstube (Dönze), daneben die Schlafkammer des Hausherrn, die durch eine Thür oder wenigstens ein Klappfenster mit dem Fleet in Verbindung steht, so daß er auch von hier aus das Innere des Hauses übersehen kann.

Wesentlich anders ist der Hausbau in dem Berglande der Hannöverschen und Braunschweigischen Gegenden, der sich an einigen Stellen bis weit in's Thüringische und Hessische hinein erstreckt. Hier ist der Bauernhof zweistöckig, und bildet mit seinen Nebengebäuden einen länglich viereckigen Hof, dessen eine Langseite das Hauptgebäude bildet, die andere die demselben gerade gegenüberliegende Scheune; an den kürzeren Nebenseiten stehen kleinere Gebäude. In den geschlossenen Hof gelangt man von der Straße aus durch das weite Hofthor, in dessen Nähe in der Regel zwei Linden gepflanzt sind. Hinter dem Hauptgebäude befindet sich der Baumgarten mit dem Backhause; an der Giebelseite desselben ein kleinerer, für Pflanzen und Blumen bestimmt. Tritt man durch die Thür, die meistens aus einem obern und untern Stück besteht, in das Haupthaus ein, so gelangt man zuerst auf die Diele, deren Boden aus gestampftem Lehm besteht. Auf der linken Seite befindet sich die große geräumige Wohnstube, dahinter die Schlafkammer oder ein Alkoven (Bucht genannt); auf der rechten Seite ist eine Thür, die zum Pferdestall führt, welcher wieder durch eine andere Thür mit dem Hofe in Verbindung steht. In dem Pferdestalle stehen, gewöhnlich den Köpfen der Pferde zugekehrt, die Betten der Knechte; aus dem Pferdestall gelangt man durch eine anstoßende Thür in den Kuhstall, der gleichfalls durch eine andere Thür vom Hofe aus zugänglich ist, so daß sich in der Fronte des Hauses drei Thüren befinden. Der Hausthür gegenüber, also im Hintergrunde der Diele, ist die Küche, von der gewöhnlich die Milch- und Vorrathskammer noch (nach rechts hin) abgetheilt ist. Von der Diele führt eine Treppe in das bedeutend niedrige Obergeschoß des Hauses mit seinen kleineren Gemächern (Bühnen, „Bönens"). Man sieht, dies Haus hat bereits einen städtischeren Charakter, und ebenso hat es der Bewohner. Der Hausherr, der Bauer oder Ackermann, wie er in einigen Theilen des Braunschweigischen und Hannöverschen mit Nachdruck genannt wird, ist gewohnt, wenn er nicht draußen zur Aufsicht oder, in selteneren und dringenderen Fällen, zum Mitangreifen sich befindet, von der Wohnstube aus den Hof im Auge zu haben und aus dem rasch geöffneten Fenster die Leute zu dirigiren. Auch ist er von letzteren schon weiter getrennt, als der westfälische Bauer, der kaum eine Mauer, selbst im Schlafen, zwischen sie und sich setzt. Hier wie dort freilich ißt er noch auf der Diele mit den

Leuten gemeinsam; doch kommt ein Abtrennen und Absondern der Herrschaft vom Gesinde hier schon häufiger vor, nicht zu Gunsten der Moralität der Letzteren. Das Tischgebet, z. B. sonst noch allgemein eingehalten, wird im Falle einer Sonderung bei der sich gebildet dünkenden Herrschaft leicht verschmäht werden, bei dem Gesinde in Vergessenheit gerathen; auch Anstand und Sitte wird verlieren, wenn der Zwang, den sich der Herr dem Knecht und der Magd gegenüber und diese selbstverständlich dem Herrn gegenüber auferlegen, durch die Trennung wegfällt.

Es hat etwas Trauliches, daß der Bauer nicht nur mit dem Gesinde, sondern auch mit seinem Vieh unter demselben Dache wohnt. Wenigstens mit den edelsten Arten des Hausviehs; denn das schmutzige, unliebsame, den Menschen sich nicht zuneigende und doch so nützliche und unentbehrliche Hausthier, das Schwein, ist in die kleinen Nebengebäude verbannt. In den östlichen und den Berg-Gegenden, wo die westfälische Bauart nicht besteht, wird auch die Kuh, wenn man ihrer sehr viele hält (bei reichen Bauern bis auf 20, ja 30 „Kuhköpfe"), in den besonders eingerichteten, modischen und practischen Kuhstall in dem Hauptnebengebäude verwiesen; dort liegt auch der Schaafstall, da ebenfalls die große Zahl der Heerde (die leicht bis auf mehrere Hundert sich beläuft) ein Mitwohnen unter dem Dach des Menschen ausschließt. Aber das edelste und traulichste Thier, der Stolz des Besitzers, das Pferd, theilt mit ihm das Haus, ja es ist ihm fast die Hälfte des Raumes und des Rechtes in demselben angewiesen. (Schluß folgt.)

Bibelfrauen und Mutter-Vereine in London.

Im Jahre 1857 wurde in einem der ärmsten und am meisten verwahrlosten Distrikte London's, in St. Giles, die erste Bibelfrau umhergesendet, um nach Kräften dem Bibelbedürfnisse abzuhelfen, indem sie, von Haus zu Haus, von Stube zu Stube gehend, den Armen Bibeln zum Verkauf anbot, und auch geringe Anzahlungen für eine Bibel oder ein Testament wöchentlich abholte, wobei sie dann leicht Gelegenheit fand, kurze eindringliche Stellen den Leuten vorzulesen, je nach den Umständen mit ihnen zu beten und in theilnehmender Weise auf ihre häuslichen Nothstände einzugehen. Schon gleich aber stellte sich die Nothwendigkeit heraus, die Bibelfrauen zu vermehren, und ein kleiner Kreis befreundeter, im Herrn verbundener Damen trat zu diesem Zwecke zusammen. Im ersten Jahre 1857—1858 nun stieg die Zahl der Bibelfrauen in London auf 7; 1859 schon auf 37; 1860 auf 134; 1861 auf 165; 1862 auf 179; 1863 auf 203; 1864 auf 206; 1865 auf 210. Während des letzten Jahres haben die Bibelfrauen in London 12,595 Exemplare der h. Schrift für £ 1054 oder Thlr. 7032 an die Armen verkauft oder Anzahlungen darauf entgegengenommen.

Mit dieser Darreichung des geistlichen Brotes hat sich dann auch die leibliche Pflege der Armen in den sog. Muttervereinen verbunden. Es vereinigten sich nämlich mit den Bibelfrauen Damen aus gebildeten Ständen, die es den Armen möglich machten, sich durch allmälige Anzahlung jede Art von Kleidungsstücken, Betten u. s. w. auf billige Weise zu beschaffen. In jedem einer Bibelfrau zugewiesenen District wurde ein größeres Zimmer, „Missionszimmer", gemiethet, wo die beaufsichtigende Dame und die Bibelfrau am Montag Nachmittag bereit waren, beim Zuschneiden und Einrichten der Kleidungsstücke zu helfen und das Geld der Leute in Empfang zu nehmen, wodurch sich die günstige Gelegenheit zu einem segensreichen Verkehr mit den armen Frauen eröffnete. Dieselben durften auch an diesem Nachmittage im Missions-Zimmer ihre Kleidungsstücke nähen, wozu sich von Anfang an eine große Zahl, die fast beständig wuchs, einfand. Die kleineren Kinder durften mitgebracht werden, und daraus ist denn auch der Name: „Mutter-Vereine" entstanden. Die Zusammenkünfte wurden mit der Lection und einfacher Erklärung eines Bibelabschnittes und mit Gebet geschlossen. Von den Armen kamen für Kleider, Betten, Feuerung u. s. w. im Jahre 1865 ein: £. 6440 = Thlr. 42,604; aus Geschenken und Beiträgen floß den Vereinen die Summe von £. 9903 oder Thlr. 66,064 zu. Rechnet man hierzu die vorhin angegebene, für verkaufte Bibeln eingegangene Summe, so beträgt die Total-Einnahme £. 17,405 = Thlr. 115,701.

Diese Bibel- und Mutter-Vereine haben eine solche Verbreitung gefunden, daß jetzt in England fast jede Gemeinde ihre Bibelfrau, ihre Vorsteherin, ihre Missions-Stube hat; und beinahe ebenso in Schottland.

(Armen- u. Kr.-Fr.)

Statistisches.

Im Johanniter-Krankenhause zu Polzin haben im Jahre 1866: 263 Kranke Aufnahme gefunden. Davon sind 208 völlig geheilt, 6 ungeheilt entlassen worden, 13 gestorben und 36 am Schlusse des Jahres in der Behandlung verblieben.

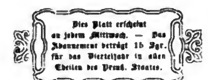
In der Gesammtzahl sind mit einbegriffen 67 Militairs, und zwar: 35 verwundete und 19 kranke Preußen, sowie 13 verwundete Oesterreicher, die sämmtlich, mit Ausnahme eines Oesterreichers, der seinen Wunden erlag, das Haus geheilt verlassen haben.

Die Zahl der den 263 Kranken und Verwundeten gewährten Verpflegungstage beträgt 14,000, und da die Ausgaben des Hauses sich auf 5805 Thlr. 1 Sgr. 9 Pf. belaufen, so stellen sich die durchschnittlichen Kosten eines jeden Verpflegungstages auf 12 Sgr. 5³/₇ Pf. heraus.

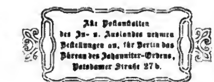
Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin richten.



Wochenblatt



der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 36. Berlin, den 4. September 1867. Nr. 36.

Der Niedersachse und das niedersächsische Haus.

(Schluß.)

Charakteristisch ist noch die Stelle der Hausfrau — im räumlichen wie moralischen Sinne betrachtet. Auch in dieser Beziehung unterscheidet sich das westfälische von dem letztbeschriebenen östlicheren Hause. Hier hat sie des Tages über keinen festen Platz, sondern belebt nur im Ganzen die Wirthschaft, neben dem Herrn die „Frau," d. i. die Gebieterin vorstellend, und eben so wichtig für das Leben der Wirthschaft wie dieser. Etwas Ehrwürdigeres, Patriarchalischeres aber hat noch die westfälische Frau. Sie sitzt spinnend neben dem Heerde, gleichsam die Priesterin des Hauses, deren Auge, während der Mann draußen schafft und lenkt, im innern Heiligthum waltet. Schöner ist diese ihre Stellung nie charakterisirt, als in Justus Mösers „patriotischen Phantasien," welcher den Werth der heimatlichen Einrichtungen am besten zu schätzen wußte. „Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt den Hereinkommenden, läßt solche bei sich niedersitzen, behält ihre Kinder und ihr Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immer fort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist neben diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Selbst wenn sie im Wochenbette liegt, kann sie noch einen Theil ihrer häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle übersehen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. So wie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, Jemand aus der Stube den Fremden entgegengehen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz bei dem Heerde ist der schönste von allen, wenigstens im Sommer. Und wer den Heerd der Feuersgefahr halber von der Aussicht auf die Diele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann dann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert; er hört die Stimme seines Viehs nicht mehr. Die Einfahrt wird ein Schleichgang des Gesindes ꝛc." — Hier ist es gerade die ruhende und doch so gebietende Position am Heerde, welche den fast priesterlichen und erhabenen Charakter der Hausfrau bedingt. Was Wunder, wenn die Römer ehrend bezeugten, daß die Deutschen etwas Heiliges und Prophetisches im Weibe sähen, denn wie nahe verwandt war diese Stellung der der altrömischen Hausfrauen! Das vielgeschäftige und oft so wenig schaffende Trepp auf — Trepp ab, hinaus — herein der Frauen in anderen Gegenden, das Suchen, Rufen und Schreien, mit dem sich dann leicht ein keifendes, fahriges, unstätes Wesen verbindet, ist hier durch die einfache Einrichtung des Hauses fast schon vermieden. Es prägt sich der feste Bestand, der ruhige und würdige Ernst, das wuchtige conservative Wesen von der Mutter den Kindern, der ganzen Familie, ja dem ganzen Hausstande auf.

Neben den Niedersachsen stehen, ursprünglich als ein besonderer Stamm, jetzt aber wenigstens in der Sprache jenen gänzlich angeschlossen, die Friesen. Es sind die Bewohner der stürmischen Nordseeküste, an den tiefen, vom Meer in furchtbaren Ueberschwemmungen geraubten Buchten des Dollart, des Jahdebusens, bis in die weiten Mündungen der Weser und Elbe hinein. Auf dem reichen Marschboden, den sie oft erst in Jahrhunderte langen Kämpfen dem Meere wieder abgewonnen haben, oder in den Colonien der Fehne, in denen beharrlicher Fleiß den Torfboden abgegraben und den unter ihm liegenden reichen Fruchtboden zu Tage gefördert hat, erheben sich ihre „Platzgebäude", d. h. die stattlichen friesischen Bauernhäuser. Bei ihnen ist die Natur, wie sie im Strohdach, in dem mit Holz durchflochtenen, mit Ständern gekreuzten Fachwerk des niedersächsischen Hauses hervortritt, der Kunst gewichen. Der Bau ist ganz massiv von rothem Backstein, und über dem Ganzen ruht das mächtige Ziegeldach. Zwar bildet, äußerlich angesehen, Wohnhaus, Scheune und Ställe nur ein einziges großes Haus. Aber das Wohnhaus sondert sich dennoch aufs schärfste von den andern Theilen. Es liegt an der Giebelseite, mit einem meist quadratischen Grundriß; die eine Seite aber desselben ist

die Brandmauer und diese verlängert sich zu beiden Seiten als die Giebelmauer der so an das Haus anstoßenden und doch von ihm sich scheidenden Scheune, welche sich als längliches Rechteck und dennoch in bedeutender Breite weit nach hinten erstreckt. Auch ist das Dach derselben meist höher und greift zu beiden Seiten, da die Wände der Scheune nur einstöckig sind, weit hinunter. Da ein solches Dach die Wände eindrücken würde, so sind im Innern, um den Dachstuhl zu stützen, mächtige Ständer als Träger und Pfeiler aufgerichtet, in zwei Reihen, so daß sie dasselbe, fast wie in einer Kirche, in ein Haupt- und zwei Seitenschiffe theilen. Im Mittelschiff wird rechtwinkelig und genau die Ernte aufgeschichtet, und die so entstehenden „Gulfe oder Bansen“ sind von Ständer zu Ständer durch kleine Gänge getrennt. Alles hat hier einen strenger abgezirkelten, gleichsam mathematischeren Wurf. In das Wohnhaus tritt man nicht von der Giebelseite ein, wo sich keine Thür befindet, sondern von der linken Seite, wo also zwischen dem eingerückten Hause und der vorspringenden Schenune ein rechtwinkeliger Raum bleibt, der gewöhnlich von einem Schmuckgarten eingenommen wird, welcher mit seinen mit Schill bestreuten Wegen, seinen regelmäßigen Blumenbeeten und dem weißbemalten Zaune sich gar zierlich anläßt. In dem vorspringenden Winkel an der entgegengesetzten Seite ist die große Einfuhr in die Scheune, die mit einer gleichgroßen Ausfuhr am entgegengesetzten Ende correspondirt. Zwischen beiden liegt die lange Dreschtenne, die also das eine Seitenschiff einnimmt, und hier zieht sich an der Außenseite eine Reihe kleiner Räumlichkeiten hin, die zur Aufbewahrung von Torf, Ackergeräthen, eine auch wohl als Schafstall benutzt werden. Das Vieh steht in dem entgegengesetzten Langschiff, auch wieder dem Menschen und seiner Behausung näher, denn auf der Ecke, die zum Wohnhause blickt, ist der Aufenthalt des Gesindes, die sog. Sommerküche, mit den schrankartig in der Wand angebrachten Schlafstellen, den Kojen oder Butzen.*) Aber dieser Raum ist, wie die Scheune und die Ställe selbst, innerlich nicht weiter mit dem Wohnhause verbunden. Die peinliche Sauberkeit des Friesen gestattet kein Zusammenleben mit dem Vieh; seine etwas abgemessene Kälte trennt ihn selbst vom Gesinde.

Dieses Wohnhaus selbst, zweistöckig, ist nicht so charakteristisch, daß es eines näheren Eingehens lohnte. Man sieht, der „Hausmann“, so nennt man den Eigenthümer, ist vornehmer, abgeschlossener, als der niedersächsische Bauer; wie denn auch der Friese, stolz, mannhaft, frei wie er ist, doch zugleich etwas Untrauliches hat. Der Charakter des friesischen Stammes, sagt ein Kenner desselben (Böse, das Großherzogthum Oldenburg) scheint entsprungen und entwickelt einestheils aus dem ernsten, die ganze Kraft und das ganze Wissen und Wollen des Mannes herausfordernden Kampf mit der See, sei es zur Bewahrung des Besitzthums auf dem Lande, sei es als sturm- und wettererprobter Seemann,**) anderntheils aus der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens, den er bewirthschaftet und der reichlich auch geringe Mühe lohnt. Der Friese ist ernsten Gemüths, bis zur Finsterkeit, er wird nicht leicht fröhlich (Frisia non cantat), aber wenn er lustig wird, hat seine Lustigkeit leicht etwas Gewaltsames. Er macht nicht schnell den Fremden zum Freunde, sondern „ißt erst gern einen Scheffel Salz mit ihm“. Dagegen liebt er Pracht und Aufwand, wenn auch weniger in seinem Kleide und seinem Hause als solchem, wo übrigens Holländische Sauberkeit herrscht, als in seinem Auftreten nach außen, in Speise und Trank bei sich zu Hause, wenn er Gäste hat oder bei festlichen Anläßen. Der Friese ist stolz auf seinen von seinen Vätern dem Meere abgezwungenen Besitz; er tritt selbstbewußt als „edler, freier Friese“ auf und schaut von seinem Hause, das ihm seine Väter als freies, nur dem Staate verflichtetes Gut geschaffen und bewahrt haben, fast mit Genugthuung auf den Geestbewohner herab, der, lange leibeigen, seinen freien Besitz als Geschenk staatsklugen Fürsten zu danken hat.“ Das stattliche, stolze, saubere Platzgebäude mit seinem künstlichen Blumengärtchen, und der stolze, freie, reiche Friese mit seiner etwas spärlichen Poesie — welch ein getreues Gegenbild bilden sie beide zu einander! Was die oben erwähnte „Holländische Sauberkeit“ anbetrifft, so sagt Guthe: „Alles Metallwerk ist spiegelblank geputzt. Der Fußboden der Küchen, der mit Sollinger Platten belegt ist, wird zweimal täglich mit weißem Sande in allerhand Figuren und Linien bestreut. Man sieht, daß der Bevölkerung, die sich an Naturschönheiten nicht erfreuen kann, ihr Haus Alles ist. Man erinnere sich dabei nur daran, daß im Winter, wenn die Wege der Marschen grundlos geworden sind, die Bewohner oft wochenlang das Haus kaum verlassen können.“

Immer also, sehen wir, ist das Haus des Niedersachsen eine in sich abgeschlossene, wohlgeordnete, den Verhältnissen der Natur und des Landes angepaßte kleine Welt für sich. Es geht nicht auf im Ganzen, wie bei dem Slaven; es ist keine raschgezimmerte Strohhütte, wie bei den Völkern des romanischen Südens, die der Bewohner am liebsten hinter sich hat: „mein Haus ist meine Burg“ heißt es bei dem Deutschen wie bei dem Engländer und Amerikaner. Möge diese streng geschlossene Eigenheit des niedersächsischen Hauses ihre charaktervolle Physiognomie bewahren, und mit ihr deutschen Sinn, deutsche Zucht und deutschen Glauben: so wird die Tüchtigkeit Norddeutschlands, dessen Hauptsäule dieser Stamm ist, „von Haus aus“ gegründet und gesichert sein. D. M.

*) Freistehende Betten sind ursprünglich bei den Friesen unbekannt. Auf der Insel Borkum, wo solche für die Badegäste hergestellt sind, nennen sie die Leute „Liddekanten“, d. i. offenbar lit de camp. Die französische Besatzung, die während der Fremdherrschaft und Continentalsperre von hier den Schmuggel zu überwachen hatte, mag Sache und Namen eingeführt haben.

**) Daher wahrscheinlich der Name des Friesen, vom Gothischen fraisan, wagen, unternehmen.

Beispiele von weiblicher Seelengröße aus dem ersten Jahrhundert der römischen Kaiserzeit.

Die sittliche Entartung und Verderbniß des weiblichen Geschlechts in Rom begann mit dem von den punischen Kriegen anfangenden Sinken des Volks in Religion, Nüchternheit und Rechtlichkeit, und vollendete sich in Folge der alle Fugen der Gesellschaft lockernden, alle Fesseln der Sittlichkeit lösenden Bürgerkriege. Voran ergriff die Corruption die auf den Höhen der Existenz stehenden, sich im Glanze des Reichthums und der edlen Abkunft sonnenden Frauen; aber die Masse folgte schnell den Lockungen der Emancipation, und bald werden Beispiele alterthümlicher

Frauentugend als bewundernswürdige Seltenheiten erwähnt. Die Ehe wurde leichtsinnig eingegangen und oft ohne irgend erheblichen Grund wieder getrennt. Cicero schied sich von seinen beiden Frauen ohne besondere Veranlassung, und seine Tochter Tullia hatte drei Männer. Sulla und Pompejus waren beide fünfmal verheirathet. Wie kühl man über die Lösung solcher von vornherein als vorübergehend geltender Verhältnisse dachte, erhellt z. B. aus einem Briefe des Cälius an den in Asien weilenden Cicero, wo es unter den Tagesneuigkeiten heißt: „Paulla Valeria, des Triarius Schwester, hat sich ohne Grund von ihrem Manne geschieden an dem Tage, wo derselbe grade aus seiner Provinz zurückkommen wollte; sie wird den Brutus heirathen." Und doch behütete die Leichtigkeit der Scheidung oft noch vor Schlimmerem, vor Gift und Dolch! Hatte doch schon der ältere Cato so wenig Zutrauen zu den Römerinnen seiner Zeit, daß er nach Quintilian behauptete: es gäbe keine Ehebrecherin, die nicht zugleich Giftmischerin wäre! Einen traurigen Einblick in die ehelichen Verhältnisse des Mittelstandes auch außerhalb der Hauptstadt schon zu Sulla's Zeit gewährt die Rede Cicero's für Cluentius. Dessen Schwester, Cluentia, vermählte sich mit einem jungen Manne, Aurius Melinus. Allein ihre eigne Mutter, Sassia, verliebte sich in den Schwiegersohn und beredete denselben, ihre Tochter zu verstoßen und sie selbst zu heirathen. Als Aurius nachher von einem gewissen Oppianicus getödtet worden war, so heirathete Sassia den Mörder, der sich den Weg zu dieser Ehe außerdem dadurch gebahnt hatte, daß er zwei von seinen eigenen Kindern aus dem Wege räumte. Endlich machte er auch einen Vergiftungsversuch gegen den Sohn der Sassia, Cluentius, und dies alles mit Vorwissen der Gattin und Mutter! — Daß das Uebel ein allgemeines war, bezeugt auch der gegen den Hang zur Ehelosigkeit und Ungebundenheit, gegen die Zerrüttung des Familienlebens gerichtete Gesetzgebungsversuch des Kaisers Augustus, ein gewaltsamer und ganz vergeblicher Eingriff in die Rechte der persönlichen Freiheit. Ja die Frechheit und Schamlosigkeit wuchs bald noch bedeutend, als der Hof selbst die Vorbilder der höchsten Sittenlosigkeit dem Volke lieferte; denn eine Messalina schadete mehr, als zehn Muster der bürgerlichen Tugend wieder gut machen konnten. Die sechste Satire Juvenal's trägt zwar unverkennbar den Stempel der sich bis zum Menschenhaß steigernden Bitterkeit, welche ihren Verfasser beseelte; sie ist aber sicher keine bloße Karikatur der Verhältnisse, sondern es gab wirklich genug Damen, welche zu des Satirikers Bildern gesessen haben konnten! Andererseits wollen wir jedoch keineswegs behaupten, daß die dem ewigen Boden der Sittlichkeit entsprießende Tugend, daß die wahre Würde des Geschlechts den damaligen Frauen ganz abhanden gekommen wäre. Die gleißende Rhetorik wie die spottsüchtige Satire griff am eifrigsten nach dem Beispiele der Thorheit und Zuchtlosigkeit, die von der breiten Heerstraße des Lasters entfernt duftenden Blüthen der Sittsamkeit und Treue ignorirend. Und gerade in solchen Zeiten, wo der altrömische Muth den Männern gänzlich fehlte, wo der schrecklichste Terrorismus Beispiele von Gemeinheit und Feigheit in Menge lieferte, glänzten mehrere Frauen als Muster von Hochherzigkeit, Treue und Aufopferung.

Als nach Aufdeckung der pisonischen Verschwörung der bloße Anblick der Folterwerkzeuge Feiglinge dazu brachte, ihre nächsten Verwandten und besten Freunde zu verrathen, konnte die Freigelassene **Epicharis**, welche eine Hauptrolle bei dem Attentate gespielt hatte, nicht durch die ausgesuchtesten Qualen und Mißhandlungen vermocht werden, ihr Stillschweigen zu brechen. Sie erdrosselte sich endlich selbst, um der Wiederholung der Tortur zu entgehen, und Tacitus sagt über ihr Benehmen: „Sie, ein Weib aus dem Stande der Freigelassenen, betrug sich ausgezeichnet, indem sie Fremde und beinahe Unbekannte in solcher Noth schützte, während freigeborene Männer, römische Ritter und Senatoren, von den Folterwerkzeugen unberührt, die theuersten unter ihren Angehörigen preisgaben."

Als Nero zu der Zahl der vielen Unschuldigen, die er aus Haß oder Argwohn mordete, auch seinen einstigen Lehrer und lästig gewordenen Mentor, **Seneka**, fügte, beschloß dessen Gemahlin, **Paullina**, das Schicksal des geliebten Gatten zu theilen und ließ sich ebenfalls die Adern der Arme durchschneiden. Nachdem sie aber auf Zureden Seneka's in ein anderes Zimmer gegangen war, traf der Befehl vom Kaiser ein, sie am Leben zu erhalten, und auf Geheiß der Soldaten verbanden die Diener des Hauses die Ohnmächtige, die ihren Gatten um wenige Jahre überlebte, aber durch die auffallende Blässe ihrer Haut den damaligen starken Blutverlust bezeugte.

Eben so beherzt zeigte sich noch in demselben Jahre (65 nach Chr.) **Pollutia**, die Tochter des Konsularen Antistius Vetus. Sie war an Rubellius Plautus verheirathet gewesen, einen dem kaiserlichen Hause nahe verwandten Mann, den der Argwohn Nero's drei Jahre vorher aus dem Wege geräumt hatte. Von Asien, wo dies geschehen war, nach der Hauptstadt zurückgekehrt, hatte sie sich ununterbrochener Trauer hingegeben und, wie Tacitus erzählt, nur so viel Nahrung zu sich genommen, als hinreichte, um nicht zu sterben. Da drohte dasselbe Verderben ihrem Vater. Falsche Ankläger sagten ihm nach, er habe seinen Schwiegersohn Plautus zu bewaffnetem Widerstand aufgereizt, und sein Landgut bei Gaëta war bereits von Bewaffneten umstellt. Pollutia eilte auf den Rath ihres Vaters nach Neapel, wo der Kaiser weilte, und da ihr Nachsuchen um Audienz vergeblich war, so trat sie ihm auf seinen Ausgängen in den Weg und suchte ihn durch Thränen, Bitten und Vorwürfe zu bewegen, ihrem Vater wenigstens die Vertheidigung zu gestatten. Allein Nero blieb ungerührt, und Pollutia kehrte heim und rieth ihrem Vater, mit dem Leben abzuschließen. Zugleich wollte weder sie, noch ihre Großmutter, Septia, den Tod des Vetus überleben. Alle drei öffneten sich daher die Adern und ließen sich in's Bad tragen, indem Jedes die Götter nur um die Gnade anflehte, vor den beiden Anderen die Seele aushauchen zu dürfen.

Rubellius Plautus hatte zu den Anhängern der stoischen Philosophie gehört, welche in der damaligen Zeit sich darin gefielen, gegen das Cäsarenthum politische Opposition zu machen. Allerdings befand sich die auf den Trümmern des Freistaats errichtete Monarchie noch in einem Gährungsprozesse, weil kein Erbfolgegesetz dem Gelüste des Ehrgeizes einen Damm vorschob und besonders weil der

kaiserliche Thron sich fort und fort mit dem heuchlerischen Scheine republikanischer Institutionen umgab. Aber es zeugt eben doch von großer politischer Kurzsichtigkeit, daß die besten Köpfe und sittlich reinere Charaktere als Vorkämpfer für den Schatten der legitimen Republik auftraten, ohne sich von der Nothwendigkeit der Monarchie überzeugen zu können, und andererseits begreift man leicht den prinzipiellen Haß, mit welchem auch weniger grausame Regenten diese gefährlichen Gegner verfolgten. Wie sich die sittliche Strenge, die muthige Resignation dieser Nachfolger Cato's von Utika auch in weibliches Blut verpflanzte, zeigen außer Pollutia die Gattinnen eines Pätus, Thrasea und Helvidius Priscus. Die Handlungsweise der Arria, der Gemahlin des am Rebellionsversuche des dalmatischen Statthalters Camillus Scribonianus (42 n. Chr.) betheiligten Cäcina Pätus, schildert mit großer Vorliebe der jüngere Plinius nach den Erzählungen ihrer Enkelin. „Cäcina Pätus, ihr Gatte," schreibt er, „war krank, ihr Sohn ebenfalls, beide tödtlich, wie es schien. Der Sohn starb, ein Jüngling von ausnehmender Schönheit, eben so großer Bescheidenheit und den Eltern eben so theuer wegen seiner Eigenschaften, als weil er ihr Sohn war. Sie aber traf die Anstalten zu seiner Bestattung, hielt das Leichenbegängniß, so daß ihr Mann nichts davon erfuhr. Ja so oft sie in sein Zimmer kam, gab sie an, der Sohn lebe und befinde sich besser. Oft, wenn er sich nach dem Jüngling erkundigte, antwortete sie: „er hat gut geschlafen; er hat mit Appetit gegessen." Nur wenn die lange zurückgehaltenen Thränen siegten und hervorbrachen, ging sie hinaus; dann gab sie sich dem Schmerze hin. Hatte sie sich satt geweint, kehrte sie mit trockenen Augen, mit gefaßter Miene zurück, als ob sie ihren Verlust draußen gelassen hätte. Wirklich eine herrliche That derselben war es, den Stahl zu zucken, die Brust zu durchbohren, den Dolch wieder herauszuziehen, dem Gatten darzureichen und jenes unsterbliche Wort zu sprechen: „Pätus, es schmerzt nicht!" Aber als sie dies that, standen Ruhm und Unsterblichkeit vor ihren Augen; um so größer ist es, ohne die Aussicht auf Ruhm und Unsterblichkeit Thränen zu verbergen, den Kummer zu unterdrücken, nach Verlust des Sohnes noch als Mutter zu erscheinen. — Scribonianus hatte in Illyrien die Waffen gegen Claudius ergriffen. Pätus war zu ihm übergegangen und wurde nach Ermordung des Scribonianus nach Rom geschleppt. Er sollte das Schiff besteigen. Arria flehte die Soldaten an, sie mit an Bord zu nehmen. „Ihr werdet doch", sprach sie, „einem gewesenen Konsul einige Sklaven gestatten, die ihn bei Tische bedienen, ihn ankleiden und ihm die Schuhe anlegen? Alles dies werde ich allein verrichten!" Man schlägt es ihr ab; sie miethet einen Fischerkahn und folgt in dem winzigen Fahrzeuge dem riesigen nach. — Eben diese Frau sagte in Gegenwart des Kaisers zur Gattin des Scribonianus, die über die Mitschuldigen Geständnisse ablegte: „Dich soll ich anhören, die du noch lebst, nachdem Scribonianus in deinen Armen ermordet worden ist?" Es erhellt hieraus, daß ihr Entschluß, so herrlich zu sterben, nicht ein Werk des Augenblicks war. Ja, als Thrasea, ihr Schwiegersohn, sie dringend bat, vom Tode abzustehen, und unter Anderem gesagt hatte: „Du willst also, daß auch deine Tochter mit mir sterbe, wenn ich umkommen müßte?" erwiederte sie: „Ja, wenn sie so lange und in so großer Einigkeit mit dir gelebt haben wird, wie ich mit Pätus." Durch diese Antwort hatte sie die Sorge der Ihrigen vermehrt. Sie wurde sorgfältiger beobachtet. Sie merkte es und sagte: „Ihr bemüht euch vergebens; denn ihr könnt nur bewirken, daß ich auf elende Weise sterbe, nicht aber, daß ich es nicht thue." Während dieser Worte sprang sie vom Stuhl auf, stieß den Kopf mit großer Gewalt gegen die Wand und stürzte zusammen. Als sie wieder zu sich gebracht wurde, sagte sie: „Ich hatte es euch gesagt, daß ich auch einen schweren Weg zum Tode finden würde, wenn ihr mir gleich den leichten verschließt."" Dio Cassius erwähnt noch, daß Arria nicht von der Ungnade des Kaisers getroffen worden wäre, da sie mit Messalina nahe verwandt war. Ihr Heroismus begeisterte selbst den leichtfertigen Martial zu dem zierlichen Epigramme:

> Als dem Pätus das Schwert die keusche Arria reichte,
> Welches sie selber zuvor sich in den Busen gesenkt,
> Sprach sie: „Die Wunde, die ich mir gemacht, vertraue mir, schmerzt nicht,
> Aber die du dir wirst machen, mein Pätus, die schmerzt.

Was Arria als Vorbedingung für die gleiche Handlungsart ihrer Tochter, die denselben Namen führte, geäußert hatte, sollte sich erfüllen. Als Thrasea Pätus, deren Gatte, schon das Mannesalter überschritten hatte, entlud sich im Jahre 66 das Gewitter des kaiserlichen Zornes, das mehr durch seinen passiven als durch seinen aktiven Widerstand heraufbeschworen worden war, über seinem Haupte. In freudiger Stimmung ließ er sich die Adern öffnen; aber Arria, welche den Tod ihres Mannes nach dem Vorgange ihrer Mutter nachzuahmen versuchte, ermahnte er am Leben zu bleiben und ihrer Tochter nicht die letzte Stütze zu rauben. Wohl sah er im Geiste voraus, daß dieser Tochter, Fannia, einst eine andere Stütze nothwendig sein würde, als ihr damaliger Mann, Helvidius Priscus. Derselbe war ja ein politischer Gesinnungsgenosse von ihm und zeigte sogar in seinem Republikanismus mehr Ungestüm und Ostentation als der Schwiegervater selbst. In Bezug auf den Verkehr zwischen Beiden sagt Juvenal von dem reichen Manne:

> Morgen schlürfet er Wein von setinischen Höh'n oder Alba's
> Hügeln, welchem die Heimath und Aufschrift dauerndes Alter
> Mit dicht haftendem Ruß am bejahrten Kruge vertilgt hat:
> Wein, wie Thrasea ihn bekränzt und Helvidius tranken
> An den Geburtstagsfesten von Brutus und Cassius —

Kein Wunder also, daß Helvidius in des Thrasea Katastrophe verwickelt wurde. Doch kam er blos mit Verbannung davon. Seine treue Fannia folgte ihm nach Apollonia in Macedonien und blieb dort mit ihm zwei Jahre bis 68, wo ihn der Kaiser Galba zurückrief. Nachdem Helvidius schon unter Vitellius durch offene Ausfälle auf das Militair wieder in Gefahr gerathen war, legte er es später, wo er das Amt der Prätur bekleidete, geradezu darauf an, den leutseligen und gegen Verletzung der kaiserlichen Majestät ziemlich unempfindlichen Vespasian zu reizen und herauszufordern. In Folge seiner starren Unfügsamkeit, von der Arrian in seinen Unterhaltungen Epiktets eine starke Probe mittheilt, sah sich der Kaiser schließlich geradezu genöthigt, ihn wieder in's Exil zu schicken. Damals begleitete ihn Fannia, wir wissen nicht wohin diesmal. Wie

aus Dio Cassius hervorzugehen scheint, fuhr der unbeugsame Jünger der Stoa auch fern von der Hauptstadt fort, auf die Monarchie und den Monarchen zu schmähen und für die Republik Propaganda zu machen, bis sich Vespasian von irgend einem Rathgeber überreden ließ, den Befehl zur Hinrichtung zu geben. Gleich darauf bereute er es aber großmüthig, schickte den Schergen Boten nach, um sie zurückzurufen, und hätte den Verurtheilten gerettet, wenn nicht die falsche Nachricht angekommen wäre, jener sei schon nicht mehr am Leben. Seine Wittwe kehrte wohl unmittelbar danach mit der Asche ihres Mannes zurück und lebte dann unter Vespasian und dem edlen Titus unangefochten bei ihrer Mutter Arria in Rom. Ein neues Unglück traf aber Beide, als der mißtrauische, besonders den Literaten und Philosophen abholde Domitian zur Regierung gelangt war. Fannia hatte aus Liebe zu ihrem Gatten den Spanier Herennius Senecio gebeten, dessen Leben zu bearbeiten, und ihm zu diesem Werke die Papiere des Helvidius Priscus übergeben.

Die Biographie war vielleicht schon unter Titus erschienen. Unter Domitian erst klagte der Mime und Angeber von Profession Metius Carus den Verfasser des Hochverraths an. Herennius berief sich zu seiner Vertheidigung ziemlich unmännlich auf den ihm von der Wittwe des Helvidius gewordenen Auftrag, und so wurde auch diese zur Verantwortung gezogen. Auf die drohende Frage des Anklägers, ob sie Herennius um Abfassung der Lebensbeschreibung gebeten, erwiederte sie: „Ich habe es gethan;" ob sie ihm Papiere dazu gegeben? „Ich habe sie gegeben;" ob mit Wissen ihrer Mutter? „Ohne ihr Wissen." Kurz, sie ließ nicht ein Wort fallen, das Furcht verrathen hätte. Herennius wurde hingerichtet und seine Schrift auf Befehl des Senats öffentlich verbrannt. Fannia's Güter wurden confiscirt, und sie selbst mußte zum dritten Mal in die Verbannung wandern, welche diesmal ihre Mutter Arria freiwillig mit ihr getheilt zu haben scheint. Ein Exemplar des verfolgten Buches aber rettete sie und nahm es mit sich in das freudelose Exil. Der heroischen Treue, welche Fannia als die Gattin eines politischen Parteigängers bewies, entsprach aber der Adel ihres ganzen Charakters und Wesens, über den sich der ihr befreundete Plinius in folgender für ihn selbst rühmlichen Weise ausspricht: „Die Krankheit der Fannia ängstigt mich. Sie hat sich dieselbe zugezogen, indem sie die Vestalin Junia zuerst freiwillig (als Verwandte), dann auf Verlangen des Priestercollegiums pflegte. Denn wenn die Vestalinnen durch Krankheit genöthigt werden, den Vestatempel zu verlassen, so werden sie der Wartung und Obhut von Matronen übergeben. Indem Fannia diese Pflicht eifrig vollzog, fiel sie in diese gefährliche Krankheit. Das Fieber hält an; der Husten nimmt zu; sie ist sehr abgemagert und äußerst matt; nur ihre Seele und ihr Geist ist stark, würdig ihres Gatten Helvidius, ihres Vaters Thrasea. Das Uebrige schwindet, und ich vergehe nicht nur vor Angst, sondern auch vor Schmerz. Denn es schmerzt mich, daß eine so große Frau den Augen der Stadt entrissen werden soll, die schwerlich ihres Gleichen mehr sehen werden. Wie keusch war sie! wie rein! wie standhaft! Aber auch wie angenehm, wie freundlich war sie, und — was wenigen gegeben ist — wie war sie zu gleicher Zeit so liebenswürdig und so ehrwürdig! Sie wird es sein, die wir in Zukunft unseren Frauen als Muster aufstellen können; sie wird es sein, an der auch wir Männer ein Beispiel des Muthes nehmen dürfen, die wir jetzt aus persönlicher Anschauung ebenso bewundern wie jene Frauen, von denen wir in der Geschichte lesen. Mir scheint ihr Haus selbst zu wanken und in seinem Grunde erschüttert zusammenstürzen zu wollen, obgleich sie Nachkommen hinterläßt. Denn wie groß müssen die Tugenden, die Thaten derselben sein, wenn nicht Fannia als die Letzte der Familie sterben soll? Das Niederschlagendste und Peinigendste für mich aber ist, daß es mir däucht, als verliere ich auf's Neue jene Mutter dieser großen Frau. Fannia hatte sie uns ersetzt und ihr Ebenbild uns dargestellt, und nun wird sie dieses mit sich fortnehmen, diese Mutter, weil sie ihr so ähnlich ist, entführen und mir dadurch eine neue Wunde schlagen und zugleich die alte wieder aufreißen. Beide habe ich verehrt, beide geliebt: welche von beiden mehr, weiß ich nicht, auch wollten sie nicht unterschieden sein. Ich diente ihnen im Glück; ich diente ihnen im Unglück. Ich war der Tröster der Verwiesenen, der Rächer der Zurückkehrenden; doch bin ich noch in ihrer Schuld, und um so mehr wünsche ich die Erhaltung der Fannia, um Zeit zum Abtragen zu gewinnen."

Wir können nicht umhin, der Römerin Fannia noch eine Zeitgenossin an die Seite zu stellen, wenn diese gleich eine Keltin, nach römischen Begriffen also eine Barbarin gewesen ist. Die allgemeine Aufregung, welche nach Nero's Tode die Kämpfe der Prätendenten um den Kaiserthron im ganzen römischen Reiche hervorrief, veranlaßte bekanntlich auch eine Schilderhebung der am Mittel- und Niederrhein wohnenden Deutschen, die Bataven unter dem tapferen Julius Civilis an der Spitze. Als die Kunde erscholl, das Capitol in Rom sei niedergebrannt, Vitellius sei ermordet, verbreitete sich der Aufstand im J. 70 auch über einen Theil von Gallien, namentlich über die Stämme der Trevirer und Lingonen. Letztere wohnten von der Saone über das Hochland bis zu den Quellflüssen der Mosel und Seine; ihr Hauptort war Andematunnum, wahrscheinlich das heutige Langres. Sie hatten erst im Jahre vorher vom Kaiser Otho das römische Bürgerrecht bekommen. Jetzt warfen sie die Denkmäler des römischen Bundes über den Haufen und machten Gemeinschaft mit den Bataven. An ihrer Spitze stand ein vermögender einflußreicher Mann, Julius Sabinus, dessen Brauchbarkeit aber, als es zum Schlagen kam, sich sehr gering erwies. Tacitus schreibt über ihn: „Sabinus wurde außer der angeborenen Eitelkeit durch den Glanz vermeintlicher Abkunft angespornt; er behauptete nämlich, seine Urgroßmutter habe dem großen Julius Cäsar während seiner Kriege in Gallien ihrer Schönheit wegen gefallen und mit ihm gebuhlt." Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß Cäsars Leben überreich an galanten Abenteuern war, und namentlich spricht Sueton davon, daß gerade beim gallischen Triumphe die Soldaten diese Schwäche ihres Führers bitter bespöttelten; wenigstens rollte aber von dem großen Feldherrn wenig Blut in den Adern des Urenkels! Nachdem er sich hatte als Cäsar begrüßen lassen, machte er mit einem großen, aber schlecht disciplinirten Haufen seiner Landsleute einen Einfall in das Gebiet der den Römern treu gebliebenen Sequaner (in der

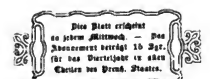
Gegend von Besançon), um auch dort seine Anerkennung zu erzwingen. Die Sequaner sammelten sich zum Widerstand, und mit blinder Hast stürmte Sabinus gegen sie heran — um eben so schnell und feig wieder sein Heil in der Flucht zu suchen, sobald er sah, daß die Feinde tapfer Stand hielten. Er fand es nun am gerathensten, vom Schauplatze zu verschwinden. Um also die Meinung zu veranlassen, als sei er durch Selbstmord umgekommen, verbrannte er sein Landhaus, in welches er sich geflüchtet hatte. „Durch welche Kunst, fährt Tacitus fort, und in welchem Schlupfwinkel er sein Leben noch neun Jahre lang gefristet habe, zugleich die Beharrlichkeit seiner Freunde und das ausgezeichnete Benehmen seiner Gattin Epponina werden wir seiner Zeit schildern.“ Leider ist für uns dieses Versprechen nicht in Erfüllung gegangen, da die Erzählung mit dem Ende der taciteischen Historien zugleich fehlt. So sind wir blos auf einen lückenhaften Bericht Plutarch's, der die Epponina Empone nennt, und auf ein Paar kurze Erwähnungen in dem von Xiphilinus herrührenden Auszug aus Dio Cassius, wo sie Peponila heißt, beschränkt. Nachdem Sabinus die übrigen Diener entlassen hatte, wobei er sich nicht undeutlich merken ließ, daß er Gift zu nehmen im Begriffe stehe und, wie erwähnt, die Villa in Brand gesteckt worden war, begab er sich mit zwei treuen Freigelassenen in ein unterirdisches Gewölbe, das nach Dio ein Grabmal, nach Plutarch eine Schatzkammer war. Er sandte darauf den einen Diener, Martalios, zu Epponina mit der Botschaft, ihr Gatte habe sich vergiftet, das Gehöfte aber sei mit dem Leichnam ein Raub der Flammen geworden. Seine Absicht war nicht, auch für die Gattin zu verschwinden; er wünschte nur, daß durch ihren Schmerz und Jammer das Gerücht von seinem Tode an Glaubhaftigkeit gewänne. Aber er hatte ihre Liebe zu ihm unterschätzt! Drei Tage und Nächte härmte sie sich ab, und da sie jede Nahrung verschmähte, so befürchtete Sabinus, sie dürfte sich aufreiben, und ließ ihr sagen, daß er lebe und wo er versteckt sei; sie möge aber nur vor der Welt ihre Rolle als trauernde Wittwe weiter fortspielen. Von da an führte sie neun Jahre lang ein in zwei Hälften zerfallendes Leben; bei Tage verweilte sie in der Stadt und zeigte sich ihren Freundinnen und Verwandten, des Nachts aber eilte sie zum geliebten Gemahl in die Unterwelt. Doch verzweifelte sie auch anfangs nicht an der Möglichkeit, den Bann von ihrem Manne heben zu können. Die Begnadigung konnte jedoch blos in der Hauptstadt des unermeßlichen Reiches selbst und zwar durch persönliches Erscheinen ausgewirkt werden. Dies sah sie ein; aber sollte sie den Unglücklichen in seiner Finsterniß, ohne ihn vielleicht der Gefahr der Entdeckung preisgegeben, zurücklassen? Nein! Sie beschloß, ihn mitzunehmen und durch Verwandlungskünste aller Art, die sie mit dem Sabinus vornahm, gelang das Wagestück. Der Umstand, daß sie in Rom nichts ausrichtete, ließ im voraus das Schlimmste für den Fall der Entdeckung des Sabinus befürchten. Den Aufstand des Civilis zu dämpfen, war doch nicht in dem Maße gelungen, als Vespasian gewünscht hatte. Die Germanen waren aus Gallien hinausgeworfen, ohne jedoch völlig besiegt zu sein; die Bataven aber hatten recht leidliche Bedingungen erhalten und waren für die durch sie angerichteten Verheerungen gar nicht bestraft worden. Ein sonst ungewöhnlicher Groll des Kaisers auf die Häupter der Rebellen war also sehr gerechtfertigt. Traurig kehrte das Ehepaar in die Heimath zurück; war doch natürlich durch die Anstrengungen Epponinas und ihre Reise überhaupt die Gefahr der Entdeckung und der Verdacht der Regierung gewachsen! Das Merkwürdigste sollte aber noch zu Hause geschehen. Der Kindersegen, welcher bis dahin den Gatten gefehlt zu haben scheint, nahte sich ihnen in dem Elende; doch Epponina verstand es, ihren Zustand den lingonischen Frauen zu verbergen. Ohne weiblichen Beistand genas sie zweier Knaben; aber wie unendlich schwierig ward es für sie nun, ihre Pflichten als Mutter mit der fortdauernden ängstlichen Sorge um den geächteten Mann zu vereinigen! Dennoch gelang es ihr noch mehrere Jahre, das Geheimniß zu wahren, bis — wir wissen nicht auf welche Weise — das Versteck aufgespürt und die ganze Familie nach Rom transportirt wurde. Vespasian ließ die Gefangenen sich vorführen, und Epponina verschwendete die herzzerreißendsten Bitten, ja sie sagte, indem sie die Zwillinge ihm hinschob: „Diese, o Kaiser, habe ich in der Grabhöhle geboren und auferzogen, damit unser noch mehr seien, dich um Gnade anzuflehen!“ Umsonst! Der Kaiser gab den Befehl zur Hinrichtung der Eltern. Plutarch schreibt, daß der eine von ihren Söhnen in Aegypten gefallen sei, „der andere aber Namens Sabinus war vor kurzem bei uns in Delphi.“ Ueber den Tod der Epponina selbst aber sagt er: „Nachdem der Kaiser sie hatte tödten lassen, erlitt er selbst die Strafe dafür, indem in kurzer Zeit sein ganzes Geschlecht ausstarb. Denn die damalige Regierung hat nichts Traurigeres mit sich gebracht, und es ist zu vermuthen, daß Götter und gute Geister keinen andern Anblick mehr verabscheut haben. Freilich verschwand das Mitleid der Zuschauenden vor dem Muthe und der hochfahrenden Rede der Frau, wodurch sie auch Vespasian am meisten reizte, indem sie, an ihrer Rettung verzweifelnd, ihm endlich einen Tausch vorschlug; denn sie habe in der Finsterniß und unter der Erde angenehmer gelebt, als er auf seinem Throne!“

Herrmann Göll.

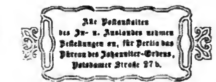
Nach einem kürzlich veröffentlichten Ausweis über das Armenwesen lebten in Paris im vorigen Jahre 40,644 Familien, aus 105,119 Personen bestehend, von öffentlicher Unterstützung; der Zuwachs seit fünf Jahren besteht aus 3931 Familien mit 14,812 Personen. Im 13. Arrondissement, in dem die Gobelinsfabrik sich befindet, lebt von zwei Familien eine von öffentlicher Unterstützung, und nächst diesem befinden sich die ärmsten Districte auf dem von den Fremden wenig besuchten linken Seineufer. Bei weitem die Mehrzahl der unterstützten Armen ist aus den Departements durch die Bauunternehmungen nach Paris gezogen.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt



der




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 11. September 1867. **Nr. 37.**

1. Wilhelm Landgraf zu Hessen-Cassel, Hoheit, Ehrenritter seit 1814, † zu Kopenhagen 5. September 1867.

2. Alexander von Lavergne-Peguilhen, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath des Kreises Neidenburg, Ehrenritter seit 1861, † zu Neidenburg 29. August 1867.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Stadtgerichts-Rath Carl Friedrich von Seydewitz, zu Berlin,
- " Deichhauptmann und Rittergutsbesitzer Friedrich Alexander von Meibom, auf Falkenberg bei Seehausen in der Altmark,
- " Major a. D. Albert von Bismarck, auf Gohre bei Stendal,
- " Rittmeister im 1. Bataillon (Berlin) 2. Garde-Landwehr-Regiments von Raudow, zu Berlin,
- " Premier-Lieutenant in der Landwehr-Kavallerie Bernhard Grafen von Hardenberg, auf Dertzow bei Lippehne,
- " Rittmeister im Brandenburgischen Kürassier-Regiment (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) Nr. 6 und Adjutanten beim General-Kommando 7. Armee-Corps Grafen von Wedel,
- " Capitain-Lieutenant und Adjutanten beim Ober-Kommando der Marine Franz Grafen von Waldersee,
- " Rittmeister und Kommandeur der Leib-Kompagnie im Regiment der Gardes du Corps Alfred von Alvensleben,
- " Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Wilhelm von Sydow, auf Bärfelde bei Neudamm,
- " Major im Brandenburgischen Feld-Artillerie-Regiment Nr. 3 (General-Feldzeugmeister) und Adjutanten Seiner Königlichen Hoheit des General-Feldzeugmeisters der Artillerie von Zglinitzki,
- " Rittergutsbesitzer Wilhelm Ludwig von Wedemeyer, auf Schönrade bei Friedeberg in der Neumark,

Den Rittmeister a. D. und Landesältesten von Zastrow, auf Hartmannsdorf bei Marklissa,
- " Majoratsbesitzer Georg von Kessel, auf Raake bei Oels,
- " Hauptmann a. D. von Prittwitz und Gaffron, zu Oels,
- " Rittergutsbesitzer von Mutius, auf Rosenthal bei Mörschelwitz,
- " Hauptmann a. D. Theodor von Unruh, auf Woidnikowe, Kreis Militsch,
- " Rittergutsbesitzer Conrad Freiherrn von der Reck, auf Gaffron, Kreis Steinau,
- " Rittmeister und Escadron-Chef im 1. Schlesischen Husaren-Regiment Nr. 4 von Werner,
- " Oberst und Kommandeur des 1. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 10 von Weller,
- " Rittmeister a. D. und Landesältesten von Beczwy, auf Klein-Schmograu bei Polgsen,
- " Grafen Friedrich Ludwig von Pfeil, zu Gnadenfrei in Schlesien,
- " Major a. D. und Landschafts-Director von Rosen, auf Neudorf bei Pilgramsdorf,
- " Rittmeister a. D. Rudolph von Scheliha, auf Zessel, Kreis Oels,
- " Oberstlieutenant und Bataillons-Kommandeur im 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 63 von Massow,
- " Hauptmann und Compagnie-Chef im 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 63 von Albert,
- " Regierungs-Assessor a. D. und Rittergutsbesitzer Guido von Kessel, auf Zöbelwitz bei Beuthen an der Oder,
- " Hauptmann und Compagnie-Chef im 2. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 47 von Schachtmeyer,
- " Rittmeister und Escadron-Chef im Dragoner-Regiment Nr. 16 von Funcke,
- " Kammerherrn Bernhard Heinrich von Helldorff, auf Gleina, Kreis Querfurt,
- " Herzoglich Anhaltischen Kammerherrn Bodo von Bodenhausen, auf Radis bei Wittenberg,
- " Rittergutsbesitzer Carl von Pieschel, auf Altenplatho bei Genthin,

Den Königlich Sächsischen Rittmeister im 1. Reiter-Regiment „Kronprinz" Curt Alfred Freiherrn von Welck,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Kloster Chorin.*)

Unter den Töchtern Lehnin's war Chorin die bedeutendste; eine Zeit lang schien es sogar, als ob die Tochter der Mutter den Vorrang abgewinnen werde. Das war unter den letzten Askaniern. Diese — die überhaupt eine Vorliebe für die Landestheile nahe der Oder gehabt zu haben scheinen, während die Hohenzollern sich immer mehr zu Havel hielten — wandten dem Tochterkloster Lehnin's ihre besondere Gunst und Gnade zu und beschenkten es nicht nur reich, sondern wählten es auch (wenigstens die sechs letzten Markgrafen) zu ihrer Begräbnißstätte. Dies war eine besondere Auszeichnung. Nach dem Aussterben der Askanier trat Chorin wieder hinter Lehnin zurück.

So blieben die Dinge, so lange Lehnin und Chorin überhaupt vorhanden waren. Heute, wo beide Klöster vom Schauplatz abgetreten sind, nimmt Chorin in soweit wieder eine bevorzugte Stellung ein, als es mehr im Munde des Volkes lebt. Wären nicht die „Weissagungen", die den Namen Lehnin's einigermaßen in der Erinnerung erhalten haben, so würden wenige überhaupt von diesem dem ältern und seinerzeit berühmten Kloster wissen. Der Grund dafür ist in etwas sehr äußerlichem und sehr zufälligem zu suchen, darin nämlich, daß seit 50 Jahren einer des wichtigsten Verkehrswege des Landes, die große Fahrstraße nach den Ostprovinzen, nach Pommern und Preußen unmittelbar am Kloster Chorin vorüberführt, während Lehnin in hervorragender Weise zu den out of the way places, zu den abgelegenen Plätzen gehört, die man eigens aufsuchen muß, wenn man sie überhaupt sehen will. Und das thuen wenige.

Chorin erreicht man am bequemsten von der benachbarten Eisenbahnstation Chorinchen aus, die etwa halben Weges zwischen Neustadt-Eberswalde und Angermünde liegt. Ein kurzer Spaziergang führt von der Station aus zum Kloster. Anmuthiger aber wird die Fahrt, wenn man in Neustadt bereits die Eisenbahn verläßt und in einem offnen Wagen, wozu dort die Gelegenheit sich bietet, an Kapellen, Seen und Laubholz vorbei, über ein leichtgewelltes Terrain hin, den Rest des Weges zurücklegt. Dies Wellen-Terrain wird auch Ursach, daß Chorin, wenn es endlich vor unsern Blicken auftaucht, völlig wie eine Ueberraschung wirkt. Erst in dem Augenblick, wo wir den letzten Höhenzug passirt haben, steigt der prächtige Bau, den die Hügelwand bis dahin deckte, aus der Erde auf und steht nun so frei, so sichtbar bis zur Sohle vor uns, wie eine korkgeschnitzte Kirche auf einer Tischplatte. Die Westfront, deren wir zuerst ansichtig werden, ist von besonderer Schönheit; die Proportionen, die Rosetten und Giebel-Ornamente, der rothbraune Ziegelton, alles wirkt theils mächtig theils gefällig auf uns ein, und doch kommen wir über den Eindruck nicht hinweg, daß diesem Bilde, bei all seiner Schönheit, etwas wesentliches fehle. Was ist es? Die nächsten Umgebungen, die für Lehnin so vieles thun, thun für Chorin zu wenig. Es fehlen Menschen, Häuser, vor allem Bäume, die es liebevoll in Schutz nehmen, und dies unvermittelte Aufsteigen, das bis zu einem gewissen Grade unharmonisch wirkt, wie das Ueberspringen aus einem Ton in den andern, beeinträchtigt, wenigstens von der Westseite her, wenn nicht den Effekt, so doch die Schönheit des Bildes.

Kloster Chorin trat nicht gleich als es selbst in's Dasein, es hatte eine Vorgeschichte; es wechselte, ehe es Kloster Chorin wurde, zweimal sein Kleid, seinen Ort und seinen Namen; es war, wenn man es mit dem Bilde nicht allzustreng nehmen will, erst Raupe und Puppe, ehe es Schmetterling wurde. Während der ersten 20 Jahre seiner Vor-Existenz hieß es „Kloster Gottesstadt" und lag auf dem Grund und Boden des Dorfes Barsdyn; dann wurde es, auf weitere 20 Jahre, „Kloster Mariensee auf der Insel Pelitz"; erst nachdem auch dieses Vorstadium durchbrochen war, wurde es — Kloster Chorin. Diese Vorstadien seiner Existenz, über die bisher viel Dunkel und viel Irrthum herrschten, sollen uns zunächst beschäftigen.

1. Kloster Gottesstadt. (Civitas Dei.)

Kloster Gottesstadt wurde auf Anlaß der Markgrafen Johann und Otto 1231 im Dorfe Barsdyn gegründet. Es scheint, daß an letzterem Orte sich bereits (vielleicht seit Anfang des Jahrhunderts) ein Hospital befand, dem in ebengenanntem Jahre zu mehrerem Ansehen und zu besserer Pflege der Kranken und Verwundeten, an denen hier, während der steten Pommernkriege, kein Mangel war) ein Feldkloster beigegeben wurde. Dies Feldkloster, höchst warscheinlich ein bescheidener Feldsteinbau, erhielt den Namen Civitas Dei und wurde zunächst mit Prämonstratensern besetzt. Ueber diese letzteren Punkte lassen die ältesten Urkunden kaum einen Zweifel, ebensowenig über die Besitzverhältnisse des Klosters. Das Land zwischen der Stadt Oderberg und dem Parsteiner See (jedenfalls die „Ziegeninsel" in letzterem) gehörten den Mönchen von Barsdyn.

So viel ergaben die Urkunden; aber bis in die neuste Zeit hinein war es nicht ausfindig zu machen, wo dies Kloster Barsdyn, über dessen Aufgaben und Verhältnisse man mancherlei wußte, denn eigentlich gestanden habe. Man suchte und suchte und glaubte seiner endlich sicher zu sein; aber man hatte nur die Verwirrung gesteigert, indem man es, unter falscher Namens-Interpretation, eben an falscher Stelle gesucht und — gefunden hatte.

Einen Ort Barsdyn gab es nicht mehr (oder schien es doch nicht mehr zu geben), als die Untersuchungen begannen, und man legte sich also wie billig die Frage vor: welcher Name verwandten Klanges oder verwandter Schreibart existirt, von dem sich allenfalls annehmen ließe, daß er früher einmal Barsdyn geheißen haben könne? Man forschte in der Oderberger Umgegend umher, und da, wie wir bereits wissen, die Urkunden ergaben, daß zu den frühsten Besitzungen des Klosters die schon genannte

*) Siehe „Kloster Lehnin" von Th. Fontane; Jahrgang 1864, Nr. 10 und die folg. Nummern.

„Ziegeninsel" im Parsteiner See (in unmittelbarer Nähe des Dorfes Parstein) gehört hatte, so glaubte man hier den Schlüssel gefunden zu haben. Man faßte Parstein oder Parstern als eine Germanisirung des ursprünglich wendischen Wortes Barsdyn und sprach hinfort von einem Parsteiner Feldkloster, das von 1231 bis 1258 existirt habe und der Vorläufer des in letztgenanntem Jahre 1258 gegründeten Klosters Mariensee, auf das wir gleich kommen, gewesen sei. Diese Annahme wurde auch dadurch nicht erschüttert, daß man weder in Parstein selbst, noch auch in seiner Umgebung die Spuren eines ehemaligen Klosters irgendwo entdecken konnte.

Erst neueste Untersuchungen haben Licht in die Sache getragen und einfach festgestellt, daß das lange vergeblich gesuchte „Barsdyn bei Oderberg" allerdings als solches noch existire, nicht in der weitern Umgebung Oderbergs, sondern in unmittelbarster Nähe desselben, nämlich als partielle Benennung des Oderberger Kietzes. Es giebt daselbst noch Wiesen, die diesen Namen führen, und auf diesen Wiesen die Trümmer eines alten Baues, höchst wahrscheinlich Trümmerreste des ehemaligen, lange vergeblich gesuchten Feldklosters Barsdyn.*)

2. Mariensee von 1231—1258.

Kloster „Gottesstadt" im Dorfe Barsdyn entsprach den Erwartungen nicht, die man an dasselbe geknüpft hatte; entweder war es zu klein oder lag nicht sicher genug, gleichviel, man beschloß seine Translocirung und zugleich die Besetzung des verpflanzten Klosters mit Cistercienser Mönchen. Den Ort für das neue Kloster aber suchte man nicht auf absolut neuem Grund und Boden, sondern auf Grund und Boden, der dem alten Kloster (Gottesstadt) schon gehört hatte, und übertrug nunmehr das alte Kloster von Barsdyn nach der mehrgenannten Ziegeninsel im Parsteiner See. Die alten Mönche zogen nicht mit; vielmehr wurden Lehniner Mönche herbeigerufen, und das kleine Prämonstratenser Kloster „Gottesstadt", das in Barsdyn erlosch, stand auf der Ziegeninsel als ein größres Kloster und zwar des Cistercienser Ordens wieder auf.

Auch über die Stelle, wo sich dieses Kloster erhob, ist mannigfach gestritten worden. Die Urkunden sagten freilich deutlich genug: „das Kloster stand auf der Ziegeninsel im Parsteiner See," aber der Parsteiner See hatte drei Inseln, (eine davon eine Halbinsel,) und jede dieser drei Inseln konnte die Ziegeninsel sein. Speciell diesen Namen führte keine mehr, wenigstens nicht in Büchern; „Parsteiner Werder" nannte sich die eine, „Pelitzer Werder" die andere, so schwankten denn die Angaben hin und her, und das Kloster, von einer Insel zur andern wandernd, mußte es sich gefallen lassen, abwechselnd von Nord nach Süd und von Süd nach Nord verlegt zu werden. Nachfragen am Parsteiner See selber haben indessen die Streitfrage schnell entschieden. Der „Pelitzer Werder" heißt an Ort und Stelle noch immer die Ziegeninsel, und wenn dennoch ein leiser Zweifel bliebe, so wird derselbe durch die Kirchentrümmer beseitigt, die, unverkennbar auf eine Klosteranlage deutend, bis diesen Augenblick sich auf dem Pelitzer Werder (Ziegeninsel) vorfinden.

Diese Ziegeninsel nun ist ein so poetisches Stückchen Land, wie man ihm hierlandes nur irgend wie begegnen kann. Sie liegt am Südende des Sees, ihre Südspitze dem gegenüberliegenden Dorfe Pelitz zugekehrt. Diese Nachbarschaft ist es auch, die aus der alten „Insula caprarum" jetzt einen „Pelitzer Werder" oder die „Insel bei Pelitz" gemacht hat. Sie ist Privat-Eigenthum, etwa wie ein eingezäuntes Stück Grasland, weshalb man auch nur vom gegenüberliegenden Amtshof aus die Ueberfahrt nach der Insel bewerkstelligen kann. Die Erlaubniß dazu wird gern gewährt. Früher, wenn die Tradition recht berichtet, war das Terrain zwischen dem Amtshof und der Insel mehr Sumpf als See, so daß ein Steindamm, eine Art Moole existirte, die hinüber führte; der Parsteiner See aber, im Gegensatz zu andern Gewässern der Mark, wuchs constant an Wassermenge, so daß allmälig der Sumpf in der wachsenden Wassermenge ertrank und mit dem Sumpf natürlich auch der Steindamm. Die Tradition hat nichts unwahrscheinliches; auch erkennt man noch jetzt, bei klarem Wasser, lange Steinfundamente, die in grader Linie vom Ufer zur Insel führen.*)

Die Insel selbst, an deren Südwestseite man landet, hat die Form eines verschobenen Vierecks, dessen vier Spitzen ziemlich genau die vier Himmelsgegenden bezeichnen. Der Umfang der Insel mag einige Morgen betragen.

An der Landungsstelle, in ziemlicher Ausdehnung, erhebt sich eine aus mächtigen Blöcken aufgethürmte Wand, Roll- und Feldsteine, von denen es schwer zu sagen ist, ob die Fluthen hier vor Jahrtausenden sie ablagerten, oder ob erst unsre Freunde, die Mönche, sie zu Schutz und Trutz hier aufschichteten. Ich bin mehr der letzteren (übrigens bestrittenen) Ansicht.

Die Insel zeigt im Uebrigen, auf den ersten Blick, nichts besonderes; sie macht den Eindruck eines vernachlässigten Parks, in dem die Natur längst wieder über die Kunst hinaus gewachsen ist. Es vergeht eine Zeit, ehe man die Trümmer entdeckt und überhaupt in dem bunten Durcheinander sich zurecht findet; — dann freilich wirkt alles mit einem immer wachsenden Reiz. Die Ueberreste des Klosters liegen nach Osten zu, fast entgegengesetzt der Stelle, wo man landet. Was noch vorhanden ist, ragt etwa zwei Fuß hoch über den Boden und reicht in seinen charakterischen Formen völlig aus, einem ein Bild des

*) Mittheilungen aus Oderberg über diesen Gegenstand lauten dahin: Unser Kietz ist das alte Barsdyn. Dafür spricht nicht nur, daß in unserer alten Fischervorstadt die Trümmer einer Marienkapelle (dieser Name ist aus gerichtlichen Dokumenten noch erweisbar) existiren, sondern daß sich auf derselben Seite der Stadt auch ein Stück Land vorfindet, das die Bardin-Gärten heißt.

*) Die Tradition, wie gesagt, hat nichts unwahrscheinliches; anderseits spricht manches gegen das Vorhandengewesensein eines solchen Viadukts. Es heißt in späteren Urkunden, daß das Kloster „wegen der Unbequemlichkeit seiner Lage" verlegt wurde, war aber ein Damm da, der vom Ufer zur Insel führte, so war die Unbequemlichkeit nicht eben groß. Dazu kommt, daß derartige Klosteranlagen auf „Inseln im See", wo möglich ohne jede direkte Verbindung durch Damm oder Brücke, ohnehin der Neigung der Zeit entsprachen. Es hat deshalb manches für sich, daß die Steinfundamente, die sich unverkennbar auf dem Grunde des Sees zeigen, nicht einem Damm, sondern ehemaligen Klostergebäuden angehören, die unmittelbar am Rand der Insel standen und durch das Steigen des Sees in diesem versanken.

Baues zu geben, der hier stand. An der Profilirung der Steine*) erkennen wir, daß wir es mit einem romanischen Bau zu thun haben, der wahrscheinlich drei Schiffe (eher schmal als breit) hatte; — an einzelnen Stellen glaubt man noch Pfeilerfundamente des Mittelschiffs zu erkennen. Weitere Nachgrabungen würden gewiß noch mancherlei zu Tage fördern. Auch das, was jetzt dem Auge sich darbietet, ist erst in Folge von Nachgrabungen, die der Pelitzer Amtmann anordnete, vor verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Tage getreten. Man fand bei der Gelegenheit, innerhalb der Trümmer, einen verfallenen, im rechten Winkel auf die Längswand zu beigesetzten Sarg, sammt Schädel und Knochen; sehr wahrscheinlich die Ueberreste eines hier begrabenen Mönches.

Was die Trümmer selbst angeht, so gehören sie, so weit ich es bestimmen konnte, der Ostseite der ehemaligen Klosterkirche an, woraus sich ergeben würde, daß das Längsschiff der Kirche sich nicht parallel mit dem Ufer, sondern senkrecht auf dasselbe, also insel-einwärts auf den Mittelpunkt der Insel zu, hingezogen haben muß. In dieser Richtung hätten also auch weitere Nachgrabungen zu erfolgen.

Wie die eigentlichen Klostergebäude, die Mönchswohnungen, zu dieser Klosterkirche standen, wird um so schwerer nachzuweisen sein, als die ganze Klosteranlage nur von bescheidenen Dimensionen war, einzelnes auch, wie schon angedeutet, möglicherweise in dem heraufsteigenden See versunken ist. Zwischen Klosterkirche und See bemerken wir noch, in eigenthümlich schräger Stellung, ein niedriges Feldsteinfundament, über dessen Zugehörigkeit und frühere Bestimmung die Ansichten abweichen. Ich bin indeß der Meinung, daß alle diese außerhalb und doch zugleich in nächster Nähe gelegenen, dabei durch eine eigenthümliche Schrägstellung markirten Feldsteinhäuser (auch bei Chorin findet sich ein solches) nichts andres waren als die Siechenhäuser der Klöster, in denen die im eigentlichen Kloster lebenden Mönche den Hospitaldienst übten.

In der Mitte der Insel erhebt sich der sogenannte Mühlberg, der beste Punkt, um einen Ueberblick über Insel und See zu gewinnen. Wir erkennen von hier aus, unter den Zweigen der Bäume hindurch, die Kirchenstelle und die Hospitalstelle, wir sehen die prächtige alte Linden-Allee, die am Norduser der Insel entlang, den dahinter liegenden breiten Schilfgürtel halb verdeckt, und sehen, durch die offenen Stellen hindurch, die blaue Fläche des Sees, die sich wie ein Haff hinter dem Schilfgürtel dehnt. Dieser weitgedehnte See, überall eingefaßt durch prächtig geschlungene Uferlinien, gewährt ein Landschaftsbild voll imponirender Schönheit; aber dieser Schönheit vermählt sich eine frappante Oede und Sterilität, wie sie an märkischen Seen nur selten getroffen wird. Die Ufer, wenn sie Basalt wären, könnten nicht todter, nicht unfruchtbarer sein. Keine Spur von Grün bedeckt die sandgelben, in ihren Formen nicht unmalerischen Abhänge, kein Saatfeld läuft, wie ein grünes Band, von den Hügeln zum See hernieder; kein Laubholz, kein Tannicht, keine Decke grünen Mooses. Diese absolute Oede, nur einmal, zur Rechten, durch eine Thurmspitze unterbrochen, ist an sich nicht ohne einen gewissen Zauber, aber das Gefühl, daß hier die Grundelemente zu einem märkischem Landschaftsbilde ersten Ranges geboten waren und — unbenutzt blieben, verkümmert bis zu einem gewissen Grade die Freude an dem, was wirklich vorhanden ist.

Freilich, ständen diese Ufer auch in Grün, und lachten auch die Wohnungen der Menschen daraus hervor, hier rothe Dächer mit Tauben auf dem First, dort Wassermühlen von niederstürzendem Gewässer getrieben, — doch würde niemand da sein, um sich an dieser Stelle des schönen Landschaftsbildes zu freuen. Die Insel, einst in regem Verkehr mit den Bewohnern dieser Landestheile, eine Zufluchtsstätte für Verfolgte, eine Pflegestätte für Kranke und Verwundete, ist jetzt nichts mehr als Koppel und Grasplatz für den Amtshof. Im Monat Mai schwingen sich Knechte und Hüte-Jungen auf die Rücken der Pferde, und wie zur Tränke reitend, schwimmen sie mit ihnen zur Insel hinüber. Diese gehört nun, sommerlang, den Pferden und Füllen. Am Ufer hin, in der alten Lindenallee, grasen sie auf und ab und horchen nur auf, wenn bei untergehender Sonne drüben der Parsteiner Kirchthurm zu Abend läutet. Von den halbwachsenen Füllen eins tritt dann auch wohl in das Klostergemäuer, um die Disteln abzugrasen, die über dem alten Mönchsgrab stehen; aber plötzlich, als sei eine Flamme aus der Erde gefahren, dreht sich das Jungthier im Kreise um und starrt und prustet, und mit Schüttelmähne und gehobenem Schweif flieht es die Stätte und jagt zitternd, rastlos an der Uferlinie der Insel hin. (Fortsetzung folgt.)

Die Idiotenanstalt Earlswood in England.

Unweit Red Hill, an der von London nach Brighton führenden Eisenbahn, erhebt sich auf einer von blühenden Gartenanlagen umgebenen Anhöhe ein imponirendes Gebäude, von dessen Fenstern aus man einen freien Fernblick über die liebliche und fruchtbare Umgegend genießt. Es ist dies die Idiotenanstalt Earlswood.

---

* Eine Bau-Autorität giebt folgende Details: Auf dem höchsten Punkte der Insel fand ich einen Gebäuderest, der mich, abgesehen von allem Andern, schon durch das vortrefflich ausgeführte Mauerwerk interessirte. Ungefähr 2½ Fuß aus der Erde hervorragend, zeigt es (das Mauerwerk) die eine ganze Frontmauer eines rechteckigen Bauwerks, sowie die Ansätze der beiden daranstoßenden andern Seiten. Erstere hat eine Länge von 75', und ist durch 2 von den Ecken der Gebäude 18' entfernte Strebepfeiler verstärkt, die eine Breite von 6' haben und eben so viel nach außen wie nach innen aus der Mauer hervortreten. In dem südlich gelegenen Pfeiler ist deutlich der Zugang zu einer Treppe zu erkennen, während sich nördlich von dem andern Strebepfeiler ein Eingang von außen in den wahrscheinlich durch mehrere Thüren zugänglichen Raum befindet.

Wenn schon die Sauberkeit der Ausführung auf ein monumentales Bauwerk in diesem Reste schließen ließ, so kann der Formencharakter der vornehm gebildeten Fußglieder an den innern Strebepfeilern keinen Zweifel darüber lassen, daß wir es mit einem Gebäude aus dem 12. Jahrhundert zu thun haben, das entweder geradezu eine Kirche war oder zu einem Kloster gehörte, welches sich an jene lehnte.

Für die erste Annahme spricht die Form der Ruine, die wohl am richtigsten als Ueberbleibsel der östlichen Giebelseite einer dreischiffigen Kirche angesehen würde, und es wäre interessant, diese Ansicht durch eine Aufgrabung des Terrains in der Richtung der nach innen vorspringenden Strebepfeiler vielleicht bestätigt zu finden.

Ehe diese Anstalt mit ihren umfangreichen Bauten errichtet worden, waren die unglücklichen und hilflosen Kinder, die hier eine Zuflucht finden, an zwei verschiedenen Orten vertheilt; eine Anstalt befand sich nämlich zu Highgate in London, eine andere zu Colchester, welche letztere jetzt für die geistesschwachen Kinder der östlichen Grafschaften bestimmt ist. Durch die mangelhaften Räume jener Anstalten war man genöthigt, die Zahl der Zöglinge auf eine geringe Anzahl zu beschränken, die bei weitem in keinem Verhältniß zu dem wahren Bedürfniß stand; erst nach der Errichtung dieser großartigen und schönen Anstalt, deren Bau im Jahre 1855 seine Vollendung erreichte, hat die Verwaltungscomittee ihre Wirksamkeit bedeutend erweitern können, und die Anzahl der unglücklichen Kinder, deren Zunahme in stetem Wachsen begriffen ist, übersteigt gegenwärtig 400.

Diese Anzahl ist für eine derartige Anstalt so bedeutend, daß man im Grunde Bedenken darüber hegen könnte, ob es überall zweckmäßig sei, eine so große Menge idiotischer Kinder in einem Hause zu versammeln; allein bei näherer Bekanntschaft mit der vortrefflichen Leitung des Ganzen, der passenden Vertheilung der Arbeit unter dem zahlreichen Personal, sowie einer zweckmäßigen Sonderung der verschiedenen Elemente unter den Zöglingen in mehrere Unterabtheilungen, wird das, was uns anfangs als ein Mangel erscheint, gewissermaßen zum Vortheil für das Ganze. Dies glückliche Resultat verdankt die Anstalt zu Earlswood dem Vorsteher derselben, Dr. Down, der zugleich Hausarzt und Mitglied des Verwaltungsrathes ist; denn mit dem wärmsten Interesse nimmt er sich der unglücklichen Kinder an, die man der Anstalt anvertraut, und mit unermüdlichem Eifer sucht er die schwierige Aufgabe zu lösen, die ihm gestellt ist; mit Recht verdient er daher die Anerkennung, daß er, wie die Engländer sich ausdrücken: „der rechte Mann für den rechten Platz" sei.

In seiner Gesellschaft durchwanderte ich die hellen und freundlichen Räume des Hauses, wo ich Gelegenheit hatte, die große Ordnung und Sauberkeit, die überall herrscht, sowie die seltene Präcision, mit welcher alle Verrichtungen in der Anstalt ausgeführt werden, im höchsten Grade zu bewundern. Man gewann unwillkürlich die gewisse Ueberzeugung, daß Alle, vom Obersten bis zum Untersten des angestellten Personales hinab, ihren Platz vollkommen ausfüllten und die ihnen obliegenden Pflichten mit gewissenhafter Treue ausführten.

Man hat alles aufgeboten, um die Anstalt zu einem angenehmen und erheiternden Aufenthalt zu machen, wo den Kindern nicht nur eine zweckmäßige Beaufsichtigung und Beköstigung, sondern zugleich eine liebevolle und umsichtige Pflege zu Theil wird, die im Ganzen nach dem verschiedenen Alter und der Entwicklung jedes Einzelnen, sowie nach den besonderen Lebensverhältnissen in der Heimath desselben abgepaßt ist.

Es sind hier nämlich ein Theil kleinere Kinderstuben, wo die jüngsten Zöglinge mit ihren Wärterinnen schlafen; andere Zimmer sind zum Aufenthalt für die Kranken und Schwächlichen bestimmt; außerdem sind noch ein Theil der Räumlichkeiten für die Kinder reicher und vornehmer Familien geschmackvoll und herrschaftlich ausgestattet, in welchen sie ihre eignen Aufwärter haben. Für diese wird natürlich eine höhere Pension gezahlt; die Schule und die verschiedenen Werkstätten sind jedoch gemeinschaftlich für Alle. Die Knaben und Mädchen werden indeß in gesonderten Classen, erstere von einem Lehrer, letztere von einer Lehrerin unterrichtet.

Daß die Gegenstände des Unterrichts in einer solchen Anstalt stets auf ein gewisses Maß beschränkt bleiben müssen, ist begreiflich; außer im Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und gewöhnlichen Elementarkenntnissen wird auch in solchen Lehrfächern Unterricht ertheilt, die geeignet sind, ihnen die unentbehrlichsten Vorstellungen und Begriffe des materiellen und geistigen Lebens beizubringen. Außerdem werden sie zu einer Menge praktischer Uebungen angehalten, durch welche ihre Aufmerksamkeit gefesselt und ihre Gedanken in eine bestimmte Richtung gelenkt werden.

In religiöser Hinsicht legt man insonderheit Gewicht darauf, die Andacht zu wecken, und daher nimmt das Gebet einen hervorragenden Platz in den täglichen Andachtsübungen ein. Auch Gesang und Musik, an welcher geistesschwache Kinder in der Regel eine besondere Freude zeigen, werden als Mittel zu ihrer geistigen Entwickelung fleißig getrieben; musikalische Aufführungen und mit Gesang wechselnde Spiele füllen daher die Zeit außerhalb der Unterrichtsstunden auf eine geeignete Weise aus. Da bei sehr vielen der idiotischen Kinder der Körper im selben Maße in der Entwickelung zurückgeblieben ist wie der Geist, so wechseln gymnastische Uebungen und körperliche Bewegung zur Stärkung der leiblichen Kräfte in geeigneter Weise mit den Unterrichtsstunden ab.

(Schluß folgt.)

Das Neueste aus der Baugeschichte der Jerusalemer Grabkirche.

Jerusalem, 7. August 1867.

Beim Aufstellen eines Gerüstes in der Rotunde hat man gefunden, daß der Raum am Boden zwischen den Pfeilern, welche die Trommel und die Kuppel tragen, bis auf das Niveau des Kirchenbodens nicht ausgemauert, sondern blos mit Erde ausgeschüttet war. Herr Eppinger (der oberste Architect bei diesem Bauwesen) ließ nun, um diese Pfeiler einigermaßen zu stärken, den Boden aufreißen und auf den Fels graben, um überall zwischen den Pfeilern und um dieselben herum bis auf die Kirchbodenhöhe aufzumauern. Er fand den Felsen nahe. Die geringste Tiefe betrug 35 Centimetre, die größte 1,60. Auf der südlichen Seite der Rotunde, dem Besitztheil der Armenier und Griechen, fand sich zwischen den Pfeilern eine Senkgrube für das unreine Wasser der in der Nähe befindlichen Kaffeeküche und eines Waschplatzes der Mönche. Eine ähnliche Senkgrube, in welche die muhamedanischen Tempelwächter ihr Waschwasser und ihren Kaffeesatz ablaufen ließen, zeigte sich in der Nähe des Salbungssteines. Der Baumeister ließ beide Gruben reinigen und ausmauern, und zog nun einen neuen Canal am Salbungsstein und der Diwanbank der Tempelwächter vorüber, unter dem Kirchenboden und der Thürschwelle des Eingangsthores hinweg nach dem Hofe, wo er unter dessen

Pflaster östlich in eine alte Cisterne mündet. Diese wurde geöffnet, und da fand es sich, daß hier ursprünglich ein doppeltes Corridorgewölbe war, woraus sich ergiebt, daß die gerade südlich vom muthmaßlichen Golgatha befindliche Cisterne nicht die Bestimmung einer unterirdischen Kirche gehabt hat. Von der Kirchthüre an bis in die Nähe dieser Cisterne lag der Fels blos einen Fuß tief unter dem jetzigen Boden; der Canal mußte daher von hier aus durch den lebendigen Fels gehauen und dann ein Loch in das obengenannte Gewölbe gebrochen werden. Auf den Wunsch Herrn Eppingers stieg ich hinunter und nahm, trotz des vielen Schmutzes und Schlammes, genaue Messungen vor. Ich fand das Mauerwerk sehr gut, aus schön behauenen, meist ansehnlich großen Steinen (von 3 Fuß Länge, 1 bis 1½ Fuß Dicke und Breite) bestehend, die Gewölbe erstrecken sich bis dahin, wo oben auf dem Platze die Reste früherer Säulen stehen. Nach Herausschaffung des sämmtlichen Schmutzes könnte man wahrscheinlich noch weitere Ausgänge oder Nebengewölbe finden, jedenfalls unter dem Abrahamskloster. Vermuthlich haben dieselben zu Cisternen gehört.

Es ist nun noch von einer Entdeckung zu berichten. Vor dem zugemauerten zweiten Thoreingang befand sich bisher ein Vorbau, eine Terrasse oder eine Bank für die muhamedanischen Tempelhüter, welche von hier aus von den Pilgern das Eintrittsgeld erhoben. Ein ähnlicher Vorbau befand sich bisher auch auf der andern Seite am Fuße des alten, ehrwürdigen Glockenthurmes. Weil diese Vorbaue nunmehr keinen Zweck mehr haben (da kein Eintrittsgeld mehr zu bezahlen ist) und sie überdies die Fronte der Kirche entstellen, gab Herr Eppinger Befehl zu ihrem Abbruch. Da entdeckte man an dem Boden, gerade zwischen den beiden Eingängen, dem offenen und dem zugemauerten, vor dem Säulenbündel, ein aus einer Steinplatte mit lateinischer Inschrift bestehendes Grabmal. Diese Platte, von röthlich weißer Farbe und aus hartem Gestein, 7 Fuß 4 Zoll lang, oben 2 Fuß 10 Zoll und unten 2 Fuß 4 Zoll breit, liegt einen starken Zoll über dem Boden des Vorhofs der Kirche erhaben. Die Ränder sind einen Zoll breit abgeschrägt. Die obersten Zeichen auf der Platte sind leicht eingeritzt, vielleicht von unbefugter Hand aus späterer Zeit. Die Inschrift ist eingemeißelt, ebenso das Wappenschild in der Art, daß die vier spießartigen Felder ½ Zoll erhaben sind. Am Anfang der Inschrift befindet sich ein Kreuz, am Ende ein Laubblatt mit drei Punkten. Der Stein ist recht gut geglättet und war wohl ursprünglich polirt. Eine Jahreszahl ist nirgends angebracht. Die Oeffnung des Grabmals hat noch nicht stattgefunden, indem dazu erst höhere Erlaubniß einzuholen ist. Wer weiß, ob hier nicht ein Johanniter-Ritter begraben liegt?

C. S.

Miscelle.

In den Geschichtsbüchern finden wir so oft, daß die Johanniter oder Hospitaliter in ihren Herbergen (Albergia) auch „Pilgrime“ aufgenommen hätten. Aber „Pilgrim“ ist — so oft und wo irgend es auch vorkommen mag — hier ein falscher Ausdruck, welcher „Pilger“ bedeuten soll und nur einer phonetischen Verwechselung oder auch einer gezwungenen Ableitung von dem Lateinischen „peregrinus“ (Fremdling) seine unberechtigte Anwendung verdankt.

Denn „Pilgrim“ ist weiter nichts, als ein männlicher Eigenname und bedeutet (wie denn die meisten altdeutschen Namen nach kriegerischen Gegenständen gebildet sind) wörtlich übersetzt: „Sanft-Helm“. Das Eigenschaftswort „pili“ oder „bil“ bedeutet „sanft“ und hat sich noch in den Namen Pilling oder Billing (Hermann von Billungen) erhalten. Und „grima“ ist der Helm; daher die Namen: Grimhilt (Helmkampf), Grimbert (Helmglanz), Isengrim — woraus die volksthümliche Benennung „Isegrimm“ entstanden (Eisenhelm), Lohengrim, nicht „Lohengrün“ (Feuerhelm) und viele andere Namen.

C. v. Q.

Für die innere Ausstattung des Johanniter-Krankenhauses in Pleß sind bei dem Unterzeichneten an Beiträgen der Herren Mitglieder der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens bis zum heutigen Tage eingegangen:

Vom Commandator und Canzler Grafen Eberhard zu Stolberg ein vollständiges Krankenbett; vom Herrn v. Erdmannsdorf auf Hermsdorf 50 Thlr.; vom Herrn v. Seidlitz auf Pilgramshain 25 Thlr.; vom Grafen v. Schlabrendorf auf Seppau 25 Thlr.; vom Grafen v. Reichenbach auf Golchütz 25 Thlr.; vom Herrn v. Klinkowstroem auf Drehnow 25 Thlr.; vom Herrn v. Schoenermark in Prieborn 20 Thlr.; vom Grafen v. Posadowski-Wehner auf Gr. Ponlow 11 Thlr. 10 sgr.; vom Grafen Emil v. Roedern in Gnadenfrei 10 Thlr.; vom wirkl. Geh.-Rath Freiherrn v. Werthern in Wien 10 Thlr.; vom Herrn v. Reinersdorf auf Ober-Stradam 10 Thlr.; vom Herrn v. Hübel auf Klingewalde 10 Thlr.; vom Herrn v. Köckritz auf Thiergarten 10 Thlr.; vom Grafen v. Pfeil auf Krelsewitz 10 Thlr.; vom Major v. Spiegel auf Dammer 10 Thlr.; vom Grafen v. Loeben auf Nieder-Rudelsdorf 10 Thlr.; vom Freiherrn v. Senden auf Reisicht 10 Thlr.; vom Herrn v. Prittwitz-Gaffron auf Hennersdorf 6 Thlr.; vom Oberst Freiherrn v. Richthofen zu Bromberg 5 Thlr. 20 sgr.; vom Herrn v. Prittwitz-Gaffron auf Teschenau 5 Thlr. 20 sgr.; vom Landrath v. Salisch auf Jeschütz 5 Thlr.; vom Herrn v. Lieres auf Gallowitz 5 Thlr.; vom Freiherrn v. Bissing auf Klein-Ellguth 5 Thlr.; vom Freiherrn v. Richthofen auf Karlowitz 5 Thlr.; vom Freiherrn v. Bissing auf Beerberg 5 Thlr.; vom Herrn v. Lieres auf Pasterwitz 5 Thlr.; vom Grafen v. Bethusy-Huc auf Bankau 5 Thlr.; vom Major Grafen Henckel v. Donnersmarck im 57. Regiment 5 Thlr.; von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Heinrich 74 Reuß 5 Thlr.; vom Herrn v. Thielau auf Lampersdorf 5 Thlr.; vom Herrn v. Seydlitz auf Habendorf 5 Thlr.; vom Freiherrn v. Koltwitz aus Kreuznach 5 Thlr.; vom Herrn v. Graevenitz auf Ochel-Hermsdorf 5 Thlr.; vom Herrn v. Salisch auf Kratzkau 5 Thlr.; vom Präsidenten v. Kellsch zu Oels 5 Thlr.; vom Herrn v. Tschirschky-Bögendorf auf Kobelau 5 Thlr.; vom Major v. Keltsch auf Kurtzwitz 3 Thlr.; vom Grafen v. Pfeil auf Wildschütz 5 Thlr.; vom Herrn v. Prittwitz auf Wiesegrade 5 Thlr.; vom Herrn v. Uechtritz auf Niemetz-Auffnung 5 Thlr.; vom Herrn v. Wrochem auf Czerwentzitz 5 Thlr.; vom Oberst v. Ohlen u. Adlerskron zu Berlin 5 Thlr.; vom Landrath v. d. Berswordt auf Schwierse 3 Thlr.; vom Herrn v. Hohberg auf Goglau 3 Thlr.; vom Herrn v. Studnitz auf Schornwald 3 Thlr.; vom Herrn v. Rosenberg-Lipinski auf Gutwohne 3 Thlr.; vom Grafen v. Monts auf Jeroltschütz 3 Thlr. Zusammen 411 Thlr. 20 sgr.

Pleß, 24. August 1867.

Freiherr von Seherr-Thoß.

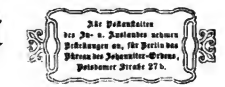
Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickelbier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.


Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der


Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 27 b.




Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von E. Herrlich in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 17. September 1867. **Nr. 38.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa: der am 1. Sep. 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa: der Kranken-Verpflegungstage pro August 1867.	Summa: Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. August 1867	55			
	Zugang pro August	16			
		71			
	Abgang "	19			
	Bleibt Bestand	52	52	1689	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. August 1867	62			
	Zugang pro August	28			
		90			
	Abgang "	24			
	Bleibt Bestand	66	66	1928	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. August 1867	21			
	Zugang pro August	10			
		31			
	Abgang "	11			
	Bleibt Bestand	20	20	695	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. August 1867	30			
	Zugang pro August	22			
		52			
	Abgang "	19			
	Bleibt Bestand	33	33	1015	42
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. August 1867	13			
	Zugang pro August	13			
		26			
	Abgang "	11			
	Bleibt Bestand	15	15	400	30
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. August 1867	17			
	Zugang pro August	8			
		25			
	Abgang "	7			
	Bleibt Bestand	18	18	553	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. August 1867	38			
	Zugang pro August	15			
		53			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	37	37	1135	60
	zu übertragen		241	7415	301
	Uebertrag		241	7415	301
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. August 1867	22			
	Zugang pro August	15			
		37			
	Abgang "	18			
	Bleibt Bestand	19	19	683	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. August 1867	19			
	Zugang pro August	13			
		32			
	Abgang "	7			
	Bleibt Bestand	25	25	622	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. August 1867	59			
	Zugang pro August	22			
		81			
	Abgang "	27			
	Bleibt Bestand	54	54	1751	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. August 1867	16			
	Zugang pro August	6			
		22			
	Abgang "	15			
	Bleibt Bestand	7	7	427	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. August 1867	13			
	Zugang pro August	10			
		23			
	Abgang "	16			
	Bleibt Bestand	7	7	266	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. August 1867	13			
	Zugang pro August	10			
		23			
	Abgang "	11			
	Bleibt Bestand	12	12	391	41
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. August 1867	2			
	Zugang pro August	6			
		8			
	Abgang "	4			
	Bleibt Bestand	4	4	116	8
	zu übertragen		369	11,670	597

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Sep. 1867 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro August 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		369	11,670	597
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. August 1867	6			
	Zugang pro August	3			
		9			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	4	4	132	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. August 1867	—			
	Zugang pro August	4			
		4			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	—	—	34	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. August 1867	7			
	Zugang pro August	9			
		16			
	Abgang . .	7			
	Bleibt Bestand	9	9	293	10
18.	**Pakosc**				
	Bestand am 1. August 1867	7			
	Zugang pro August	5			
		12			
	Abgang . .				
	Bleibt Bestand	12	12	309	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. August 1867	16			
	Zugang pro August	—			
		16			
	Abgang . .				
	Bleibt Bestand	16	16	496	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. August 1867	16			
	Zugang pro August	11			
		27			
	Abgang . .	12			
	Bleibt Bestand	15	15	486	38
21	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. August 1867	3			
	Zugang pro August	2			
		5			
	Abgang . .	3			
	Bleibt Bestand	2	2	132	14
22	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. August 1867	23			
	Zugang pro August	7			
		30			
	Abgang . .	11			
	Bleibt Bestand	19	19	658	28
	Zusammen		446	14,210	739

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1867 beträgt 236, davon sind:

a) gestorben . . . 20
b) geheilt 199
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 17

wie vor 236.

Kloster Chorin.

(Fortsetzung.)

3. Kloster Chorin (seit 1272).

Bis 1272 bestand Kloster Mariensee auf der Ziegeninsel im Parsteiner See; in diesem Jahre (so scheint es) kam man überein, „wegen mehrerer Unbequemlichkeit, die sich aus der Lage des Klosters ergebe," dasselbe weiter westwärts und zwar an den Choriner See zu verpflanzen, zugleich unter Veränderung des Namens Kloster Mariensee in Kloster Chorin.

Diese Uebersiedlung, so müssen wir annehmen, kann nicht später als im Sommer 1272 (vielleicht aber früher) vor sich gegangen sein, da wir bereits am 1. August 1272 einer Schenkungs-Urkunde begegnen, in der eine bestimmte Anzahl von Morgen Landes dem „Marienkloster zu Chorin" zugewiesen wird.

Gegenüber dieser Schenkungs-Urkunde vom 1. August 1272 muß es allerdings auffallen, daß wir erst im September 1273 einer eigentlichen Uebertragungs-Urkunde begegnen, in der von Seite der Markgrafen Johann, Otto und Conrad eine Verpflanzung des Klosters vom Parsteiner See an den Choriner See genehmigt, und die schon oben erwähnte Umwandlung des Namens „Mariensee" in Kloster Chorin angeordnet wird. Die Frage entsteht nun: war diese Genehmigung von 1273 eine bloße Formalität, die der faktischen Uebertragung von 1272 nur als ordnungsgemäße Besieglung folgte, oder haben wir nicht vielmehr umgekehrt anzunehmen, daß die Genehmigung zur Uebertragung der faktischen Uebertragung vorauszugehen hatte? Diese zweite Alternative empfiehlt sich zunächst als die natürlichere; es scheint indeß aus einer Stelle der mehr erwähnten Urkunde selbst hervorzugehen, daß die erste Annahme die richtigere ist, und daß die Genehmigung der Markgrafen weniger eine Genehmigung als eine Zustimmung war, die das, was bereits thatsächlich vorlag, nun auch schließlich sanktionirte. Sie ging nicht voran, sondern sie folgte. Es heißt nämlich in der Urkunde, daß neben den Aebten von Lehnin und Colberg sich auch der Abt der „neuen Pflanzung von Chorin", gleichzeitig mit jenen, an den markgräflichen Hof gewandt und gebeten hätte, Kloster Mariensee verpflanzen zu dürfen 2c. 2c., eine Fassung, aus der hervorzugehen scheint, daß eine „neue Pflanzung Chorin" bereits existirte, als die Bitte gestellt und die Genehmigung post festum ertheilt wurde.

Jedenfalls haben wir von 1273 an ein Kloster Chorin und dürfen zugleich annehmen, daß sich der Aufbau desselben, trotz einer unverkennbaren Großartigkeit der Anlage, in verhältnißmäßig kurzer Zeit vollzogen haben muß. Es sprechen dafür die zum Theil vortrefflich erhaltenen Ueberbleibsel des Klosters, die ihrem Baustyl nach in den Ausgang des 13. Jahrhunderts gehören. Die Zeit war einem solchen raschen Aufblühen auch besonders günstig; das Ansehen des Ordens stand auf seiner Höhe, und die Askanier, wie bereits hervorgehoben, waren unermüdlich, dem Kloster ihre besondere Gnade zu bethätigen. Keiner mehr als Markgraf Waldemar, der letzte des Geschlechts. Fast alles Land zwischen Neustadt und Oderberg im Süden und ebenso zwischen Neustadt und Angermünde im Norden gehörte dem Kloster. Der Parsteiner See war so ziemlich Mittelpunkt des reichen Besitzes, der bei der Säcularisirung des Klosters 62 Dörfer zählte.

Diese Dörfer deuten auf einen Totalbesitz, der dem Reichthum Lehnin's (2 Flecken und 64 Güter) nahe kam, vielleicht auch diesen Reichthum übertraf, da die Dörfer

der Odergegenden im Allgemeinen für reicher und ergiebiger galten, als die Dörfer des Havellandes; doch mochte das damals, wo sich der Reichthum, der in den Sümpfen und Brüchen des Oderlandes steckte, noch nicht erschlossen hatte, anders sein als jetzt. Ist es doch noch nicht lange her, daß jedes Sanddorf vor dem Sumpfdorf den Vorrang behauptete, — der Sand gab wenig, aber der Sumpf gab nichts.

Lassen wir nun aber die Frage nach dem größeren oder geringeren Reichthum des einen oder anderen Klosters bei Seite und begnügen wir uns damit, statt alles Abwägens und Vergleichens einfach einen großen Besitz hier wie dort zu constatiren, so müssen wir bei Betrachtung beider Klöster sofort durch die Thatsache überrascht werden, daß wir von der Geschichte des einen, trotz aller Lücken und Mängel, verhältnißmäßig viel, und von der Geschichte des andern verhältnißmäßig wenig wissen. Ohne die urkundlichen Ueberlieferungen, die Sagen und Traditionen, die an Lehnin anknüpfen, überschätzen zu wollen, so muß doch schließlich wenigstens zugestanden werden, daß etwas da ist, und daß wir Gestalten, Ereignisse von größerem oder geringerem Interesse an uns vorüberziehen sehen; aber nichts der Art oder doch fast nichts derart bietet Chorin. Wenn die Geschichte Lehnin's wenigstens einer Landschaft gleicht, an deren Bergabhängen die Quellen hier und dort zu Tage springen, um dann wieder unter dichtem Erdreich zu verschwinden, so gleicht die Geschichte Chorin's einer Sandscholle, auf der wir nur von Zeit zu Zeit kleine Furchen und Rillen bemerken, in der muthmaßlich einst die Wasser liefen. Aber alles längst ausgetrocknet.

Ob diese Armuth der Ueberlieferung einfach darin liegt, daß das Kloster Chorin in der That nichts anders war als ein klösterlicher Amtshof, mit vielen Gütern und Vorwerken, oder aber ob uns die Glanzseiten der Geschichte (wenn solche da waren) einfach verloren gegangen sind, ist nachträglich schwer zu entscheiden, doch spricht vieles dafür, daß das erstere der Fall war und daß Kloster Chorin wirklich nicht viel etwas anders zu bedeuten hatte, als eine große mönchische Wirthschaftsführung, in der es auf Erhaltung und Mehrung des Wirthschaftsbestandes, aber wenig auf die Heilighaltung ideeller Güter ankam. Die 159 Choriner Urkunden, die wir besitzen, hätten Raum genug geboten, uns die anziehendsten Dinge zu erzählen, aber wir hören nur von Schenkungen, Bestätigungen, von Streitigkeiten und Schlichtungen, und es bedarf einer mehr als gewöhnlichen Interpretationskunst, um aus diesen leblosen Notizen ein lebensvolles Bild zu construiren. Was indessen mehr besagen will als die Dürre dieser urkundlichen Ueberlieferungen, das ist der Umstand, daß das Kloster auch bei seinen Um- und Anwohnern nicht die geringste Spur seiner Existenz zurückgelassen zu haben scheint. Da sind keine Traditionen, die an die Lehniner Sagen von Abt Sieboldt erinnerten, da ist kein See, kein Haus, kein Baum, die, als Zeugen blutiger Vorgänge, mit in irgend eine alte Klosterlegende verflochten wären; da ist keine „weiße Frau", die Abends in den Trümmern erscheint und nach dem Mönche sucht, den sie liebt, — alles ist todt hier, alles schweigt. Das Leben des Klosters ist nicht mächtig genug gewesen, um den äußerlichen Tod desselben zu überdauern.

Eine einzige Epoche sieht einer Geschichte ähnlich. Es bezieht sich dies auf den 50jährigen bairischen Abschnitt in unserer Geschichte, specieller auf die Epoche, die zwischen dem Tode des ächten und dem Auftauchen und Wiederverschwinden des „falschen Waldemar" liegt, also auf die Zeit zwischen 1310 und 1349. Man hat dem Kloster nachgesagt, daß es in dieser Zeit sich durch Intrigue, Schweigekunst und feines politisches Spiel hervorgethan und wenigstens um seiner Klugheit willen einen gewissen Anspruch auf unseren Respekt erworben habe. Ich habe indeß nichts finden können, was Anhaltepunkte für die Annahme einer solchen Superiorität böte. Von scharfer Vorausberechnung, von vorsichtigem Abwarten und entsprechend raschem Hervortreten im rechten Moment, oder auch nur von dem Blitzenden eines genialen Coup, nirgends eine Spur; überall nur die Bethätigung allertrivialster Lebensklugheit, eine Politik von heut auf morgen, von der Hand in den Mund.

Die schmeichelhafte Hypothese von dem Stück „hoher Politik", das Kloster Chorin getrieben haben soll, beruht auf der — nach unserem Dafürhalten durchaus falschen — Voraussetzung, daß Kloster Chorin an den Tod des Markgrafen Waldemar von Anfang an nicht geglaubt und deshalb, wenn nicht auf seine Rückkehr hingearbeitet, so doch sich allerhand Chancen für den Fall eben dieser Rückkehr offen gehalten habe. Aber noch einmal, diese Voraussetzung trifft nicht zu. Selbst angenommen, daß Markgraf Waldemar nicht in Bärwalde gestorben und die bald darauf erfolgte Beisetzung seiner Leiche (in Chorin) ein schlechter Betrug gewesen sei, so liegt doch nicht der geringste Grund zu der Annahme vor, daß Kloster Chorin an diesem Betruge Theil genommen oder auch nur von ihm gewußt habe. Ganz im Gegentheil. Abt und Mönche waren unzweifelhaft der Ansicht, den wirklichen Waldemar begraben zu haben. Wären sie dieser Ansicht nicht gewesen, so hätten sie entweder sofort protestiren müssen, da kein anderer Markgraf ihnen je wieder das werden konnte, was Markgraf Waldemar ihnen gewesen war, oder aber, sie hätten sich wenigstens, wenn sie in das zeitweilige Verschwinden Waldemars eingeweiht und mit diesem räthselhaften Schritt einverstanden waren, in den folgenden 25 Jahren (die ihnen also nur als ein Interregnum erscheinen konnten) dem Interesse des bairischen Hofes nie so voll und ganz hingeben können, wie sie's in Wahrheit thaten. Abt und Mönche handelten all die Zeit über selbstsüchtig, prinzipienlos, nur ihr nächstes Kloster-Interesse kennend, aber sie intriguirten nicht, sie spielten kein feines Spiel; sie glaubten eben an Waldemar's Tod.

Verfolgen wir nun, gleichsam zur Beweisführung für den vorstehenden Satz übergehend, die Haltung des Klosters während der folgenden 50 Jahre, so werden wir es einfach immer „bei der Macht" finden. Hielt die Macht aus, so hielt Chorin auch aus, schwankte die Macht, so schwankte auch Chorin. In zweifelhaften Fällen hielt sich's zurück und wartete ab. Wenn dies „Diplomatie" ist, so ist nichts billiger als die diplomatische Kunst.

Von 1319 bis 1323 waren für die Mark drei Prätendenten da: Herzog Rudolf von Sachsen, Herzog Heinrich von Mecklenburg und Herzog Wratislaw von Pommern-Wolgast. Die besten Ansprüche hatte unbedingt Rudolf

von Sachsen; das Kloster sagte sich aber: Herzog Heinrich und Herzog Wratislaw sind uns näher, und weil sie uns näher sind, sind sie wichtiger für uns. Diese Erwägung genügte, um sich (im Gegensatz zur Mittelmark, die nach Sachsen hinneigte) mehr oder weniger auf die Seite von Pommern und Mecklenburg zu stellen.

So lagen die Sachen noch im Juni 1320. Aber das Ansehen Rudolfs von Sachsen wuchs; zu seinem größeren Recht gesellte sich mehr und mehr auch die größere Macht, und sobald das Kloster diese Wahrnehmung machte, war es rasch zu einer Wandlung entschlossen. Im November 1320 begegnen wir bereits einer Urkunde, worin „Herzog Rudolf das Kloster Chorin in seinen Schutz nimmt, ihm seine Ungnade erläßt",*) und dabei natürlich seinen Besitz ihm bestätigt. Wir sehen, das Kloster hatte es für gut befunden, seine erste Schwenkung zu machen.

Aber die Dinge gingen nicht lange so. Kaiser Ludwig hielt es für angethan, die Mark als ein verwaistes Reichslehen einzuziehen und seinen ältesten Sohn damit zu belehnen. Dieser kam als Markgraf in's Land. Die Rechnung, die unser Kloster nunmehr anstellte, erwies sich als folgende: „Rudolf von Sachsen ist schließlich stärker gewesen als Mecklenburg oder Pommern, Kaiser Ludwig aber ist wiederum stärker als der Sachsen-Herzog." So wurde unser Kloster denn, nachdem es drei oder vier Jahre lang sächsisch gewesen war, ohne Zögern bairisch. Dies war die zweite Schwenkung. Aber noch andere standen bevor.

1345 tauchte der sogenannte „falsche Waldemar" auf; wir lassen dahingestellt sein, ob er der falsche oder der ächte war. Sein Anhang mehrte sich, aber die größere Macht stand zunächst noch auf bairischer Seite. Was that Chorin? Es hielt aus bei den Baiern, selbstverständlich, so lange Baiern eben der stärkere Theil war, und dies Ausharren führt den besten Beweis, daß man dem Kloster viel zu viel Ehre anthut, wenn man ihm nachredet, daß es all' die Zeit über (von 1319 bis 1345) gut-askanisch gewesen wäre, oder gar an der Rückkehr und Restituirung Waldemar's, nöthigenfalls irgend eines Waldemar's, gearbeitet habe. Nichts davon. Das Kloster Chorin — wenn es jemals an einen „ächten Waldemar" glaubte — hatte weder die Treue, auf die Wiedereinsetzung eines solchen zu dringen, so lange derselbe blos ächt und nicht zugleich auch mächtig war, noch hatte es andererseits den Muth einer politisch-patriotischen Intrigue, den Muth, nöthigenfalls auf jede Gefahr hin, blos dem askanischen Namen zu Liebe, den unächten Waldemar zu einem ächten zu machen. Chorin that nichts, als wartete ab. Waldemar, gleichviel ob er der falsche oder der richtige, zog schon zwei Jahre im Lande umher; die Ukermark, darin Chorin gelegen, hatte ihn bereits anerkannt, aber Abt und Kloster zögerten noch immer, ein Wort zu sprechen, die alten askanischen Sympathien zu zeigen. Warum? Die bairische Herrschaft (wenn auch mannigfach bedroht) erschien noch unerschüttert, jedenfalls dem Eindringling überlegen. Chorin blieb also gut-bairisch, so lang es das Klügste war, gut-bairisch zu sein.

Aber der Herbst 1348 änderte plötzlich die Machtstellung der Parteien, und mit der veränderten Machtstellung änderte sich natürlich auch die Stellung Chorin's. Kaiser Karl IV., der Luxemburger, der dem bairischen Kaiser, dem Vater des bairischen Markgrafen von Brandenburg, auf dem Kaiserthron gefolgt war, trat auf die Seite des falschen Waldemar und ließ ihn für ächt erklären.

Jetzt wäre die Stunde für Chorin dagewesen, Treue zu zeigen, wenn auch nur Treue gegen Baiern; — aber es kannte nichts als Unterwerfung unter die Macht. Mit dieser Anerkennung des falschen Waldemar durch den Kaiser war der bairische Markgraf von Brandenburg auf einen Schlag der schwächere Theil geworden. Die natürliche Folge davon war, daß Chorin aufhörte bairisch zu sein und sofort kaiserlich und waldemarisch wurde.*)

Dies war ein häßlicher Fleck, eine häßliche Wandlung, aber das Häßlichere kam noch nach. Die Sache währte nicht lange, der Kaiser dachte bald anders und ließ den Waldemar im Frühjahr 1350 eben so leicht wieder fallen, wie er ihn 18 Monate früher erhoben hatte. Die Häuser Luxemburg und Baiern söhnten sich aus. Waldemar war nun wieder nichts, oder doch nicht viel; nur die askanische Partei stand noch zu ihm. Einzelne Treue unter den Ständen suchten ihn auch jetzt noch zu halten, nur nicht Chorin. Die Machthaber hatten ihn fallen lassen, und das Kloster that selbstverständlich dasselbe. Von einem Einstehen, einem Zeugniß ablegen, von dem, was wir heute Charakter oder Gesinnungstreue nennen würden, keine Spur. Nach halbjähriger Theilnahme an der Waldemar-Komödie war Chorin wieder so gut bairisch, wie es vorher gewesen war. Die bairischen Markgrafen waren auch zufrieden und machten aus dem flüchtigen Abfall nicht allzuviel. Sie drückten zwar in einer Urkunde ihren Unmuth und ihre Trauer darüber aus, das Kloster nicht fest befunden zu haben, aber das war wenig mehr als eine Formalität, die Sache war beigelegt und Chorin wieder angesehn, vielleicht angesehener denn zuvor. Es hielt nun auch aus, so lange die Baiern im Lande waren; aber wir dürfen wohl annehmen, nicht aus Treue, sondern einfach deshalb, weil das Ausbleiben jeder neuen Versuchung ein neues Ausgleiten unmöglich machte. (Schluß folgt.)

---

*) de la Pierre in seiner „Geschichte der Ukermark" interpretirt diese Urkunde, wie uns scheinen will, nicht richtig. Er sagt im Wesentlichen: „Rudolf von Sachsen erließ dem Kloster seine Ungnade; — welch' anderen Grund zur Ungnade konnte er haben, als den, daß das Kloster noch an dem verstorbenen Waldemar hing, statt an ihm (Herzog Rudolf)." So anhänglich war Chorin nicht; auch stimmt dies nicht zu der Stellung, die Rudolf von Sachsen, namentlich später, zur Waldemar-Frage einnahm. Der Schlüssel zum Verständniß liegt vielmehr in der Urkunde, die der des Herzogs von Sachsen unmittelbar vorausgeht und in der es heißt: Fürst Heinrich von Mecklenburg bestätigt dem Kloster Chorin den Besitz von Groß-Ziethen." Es war eben die Hinneigung zu den beiden andern Prätendenten (Mecklenburg und Pommern), die den Herzog Rudolf vorübergehend ungnädig stimmte.

*) Wenn man hier einwenden wollte, daß das Land im Wesentlichen diese Schwankungen und Wandlungen mitmachte, und deshalb kein Grund vorliege, für Chorin einen besonderen Vorwurf daraus herzuleiten, so darf man drei Dinge nicht übersehen: 1) daß Chorin besser wissen konnte, ob ächt oder unächt, und wahrscheinlich es wirklich wußte; 2) daß Chorin sich mit Vorliebe bairisch gezeigt, und deshalb eine größere Pflicht hatte, Farbe zu halten, und 3) daß andere Plätze, die zum Theil dieselbe Wandlung durchmachten, doch wenigstens länger aushielten und etwas schamhafter verfuhren.

Die Idiotenanstalt Earlswood in England.

(Schluß.)

In den Werkstätten der Anstalt, deren Thätigkeit einen höchst interessanten Anblick bot, werden die Knaben je nach ihrer Neigung und Fähigkeit in verschiedenen Handwerken unterrichtet; einige waren mit Schuhmacherarbeit, andere mit Schneidern oder Zimmern beschäftigt; noch andere erlernten die Mattenfabrication, und ein Paar zeigten sogar Geschick zur Korbflechterei. Die Mädchen werden zu verschiedenen Handarbeiten angeleitet und viele von ihnen, deren Kräfte es erlauben, außerdem zu allerlei häuslichen Arbeiten angehalten; auch die Knaben sind nach Kräften behilflich, die zur Anstalt gehörenden Ländereien, die beides Acker und Garten umfassen, zu bebauen und in Ordnung zu halten.

Von allen Handarbeiten schien das Flechten der Binsenmatten sich als Beschäftigung für diese armen Kinder am besten zu eignen, denn die bei weitem größere Mehrzahl hatte es hierin zu einer großen Fertigkeit gebracht; das Korbflechten hatten dahingegen nur zwei zu erlernen vermocht. — Unter den Mädchen hatten nur einzelne es in der Führung der Nadel so weit gebracht, daß sie an dem Ausbessern der Kleidungsstücke Theil nehmen konnten; auch waren nur wenige entwickelt und verständig genug, um zur Aufsicht über die Kleineren gebraucht werden zu können.

Einzelne zeigten indeß nach den Mittheilungen des Arztes eine entschiedene Begabung in einer bestimmten Richtung; so war z. B. ein älterer Knabe unter diesen unglücklichen Kindern, der es im Zeichnen wirklich zu einer besonderen Fertigkeit gebracht hatte und dem die Erlaubniß zu Theil geworden, nach vollendeter Erziehung auf der Anstalt zu bleiben, wo er kleine Bilder kopirt, die zum Besten des Ganzen verkauft werden. Ein anderer Knabe, der sich mit der Zimmerkunst beschäftigt hatte, verfertigte Schiffsmodelle in verschiedenen Größen, die er nach selbst gezeichneten Rissen mit mathematischer Genauigkeit zu construiren verstand. Sein letztes Werk hatte er nach der Kronprinzessin von Wales genannt, die sammt der Königin von England Protectrice der Anstalt ist.

Dieser Knabe ist ein merkwürdiges Beispiel einer weit über das Maaß des Gewöhnlichen hinausreichenden, eigenthümlichen Begabung bei im Uebrigen höchst mangelhafter Befähigung, die sogar hinter der normalen Geistesbeschaffenheit der wenigst begabten Menschen bei weitem zurücksteht. So würde er z. B. selbst die einfachste Verrichtung des täglichen Lebens auszuführen nicht im Stande sein; dabei spricht er höchst unvollkommen, liest schlecht, und kann, obwohl er sehr schön nach Vorschriften schreibt, doch nicht zusammenhängend aus dem Kopie etwas niederschreiben. Er entschuldigte sich wegen dieser Mängel mit der Aeußerung: „Brauche nicht zu lesen Bücher, meine Bilder lesen kann, Bilder am besten."

Als charakteristisch für diese Anstalt verdient es besonders hervorgehoben zu werden, daß man keine Kosten gescheut hat, die man im Interesse derselben für zweckmäßig gehalten, um sie zu einer der hervorragendsten Englands zu machen. So hat man insonderheit durch ein zahlreiches Personal für eine hinreichende Theilung der Arbeit Sorge getragen; auch kam es mir vor, als habe man Bedacht darauf genommen, das fungirende Personal nicht durch Ueberanstrengung zu ermüden, ein Fehler, der in einer Idiotenanstalt zumal von solchem Umfang sich nur allzuleicht einschleicht; indem man aber jedem von dem Aufsichtspersonal nur einen kleinen Kreis von Kindern anvertraut, vermögen sie diese natürlich leichter zu übersehen und sie zugleich mit um so größerer Liebe an sich zu fesseln.

In der Ertheilung des Schulunterrichts verdient besonders die praktische Weise hervorgehoben zu werden, mit welcher man die Belehrung unterhaltend und faßlich zu machen weiß; theils indem man den Unterricht an die täglichen Spiele oder solche Beschäftigungen anknüpft, durch welche man die Verstandeskräfte weckt und die Heiterkeit und den Wetteifer der Kinder hervorruft. So hatte der Lehrer z. B. einen Kaufladen eingerichtet, in welchem einige verkauften, andere einhandeln mußten; sie lernten auf diese spielende Weise wägen und messen, die Preise der Waaren bestimmen, bezahlen und Geld wechseln, überhaupt alles, was zu den kleinen Einkäufen des täglichen Lebens gehört. Man kam unwillkürlich zu der Ueberzeugung, daß man hier das Rechte gefunden und die Sache auf die rechte Weise angefangen habe.

Eine andere Reihe von Uebungen hatte den Zweck, die Kinder dahin zu bringen, alle Laute der Sprache richtig und artikulirt aussprechen zu lernen. Man ging hierbei indeß keineswegs systematisch zu Werke, allein man trug Sorge dafür, daß keines der Zöglinge übergangen werde. Der Lehrer zeigte ihnen eine Menge verschiedener, kleiner Gegenstände, deren Eigenschaften und Anwendung leicht verständlich war und die daher einen geeigneten Stoff für die Unterhaltung abgaben; sobald die Kinder es so weit gebracht haben, die Benennung jedes dieser Gegenstände aussprechen zu können, so vermögen sie, wie der Lehrer behauptete, sämmtliche Lautverbindungen ihrer Muttersprache auszusprechen, etwas, das ihnen durch eine systematische Methode nur sehr schwer beizubringen ist. Man wird aus diesen Beispielen sich einen Begriff der eben so praktischen wie sinnreichen Unterrichtsweise zu machen vermögen, die in dieser Anstalt herrscht.

Eine Menge anderer Uebungen sind mit körperlichen Bewegungen verbunden; der Lehrer oder die Lehrerin macht nämlich eine Bewegung mit der Hand, dem Arme oder einem anderen Gliede, indem sie zugleich die entsprechende Benennung für diesen Gestus ausspricht, was dann von allen Zöglingen nachgeahmt wird. Auf diese Weise wechseln Sprech- und Denkübungen mit körperlichen Uebungen ab.

In einem kleinen von dem Prediger Edward Sidney verfaßten Buche: „Ein Besuch in Earlswood" genannt, liest man verschiedene charakteristische Züge von dem Leben in dieser Anstalt, die deutlich davon zeugen, mit welcher Liebe die Zöglinge an dem Aufenthalt in derselben hängen, und wie sehr sie ihnen zur eigentlichen Heimath geworden war. So hatte Herr Sidney einen der Knaben, dessen Ausscheiden aus der Anstalt schon seit langer Zeit bestimmt gewesen war, gefragt, warum er sich noch immer in der Anstalt befinde; worauf dieser

ihm antwortete: Ich bin bei meiner Familie zum Besuch gewesen, allein ich sehnte mich gleich wieder nach Hause und aus diesem Grunde bin ich zurückgekehrt. Dr. Down erzählte mir, daß es eigentlich kein Besuch gewesen, sondern daß er, nachdem seine Zeit hier ausgelaufen, zu seiner Familie zurückgeschickt worden sei, aber daß er schon nach kurzer Zeit eine solche Sehnsucht nach der Anstalt empfunden habe, daß er eines schönen Tages seine Sachen zusammengepackt, sein Bündel an einen Stock gehängt und mit diesem über dem Nacken bei allen Bekannten Abschied genommen habe, indem er sagte, er könne es vor Sehnsucht nicht länger aushalten, sondern müsse jetzt wieder nach Hause. Er war bei seinem Wiedererscheinen auf der Anstalt wohl aufgenommen worden und hatte die Erlaubniß erhalten, als wandernder Mattenflechter daselbst seinen bleibenden Aufenthalt nehmen zu dürfen.

Es ist überhaupt sehr begreiflich, daß die Anstalt denjenigen unter diesen unglücklichen Kindern, die hier erst als denkende Wesen zu leben gelernt haben, als die rechte Heimath erscheint, und daß diejenigen Menschen, die sie zuerst, nachdem das Licht des Geistes in ihnen wieder entzündet worden, kennen und lieben gelernt haben, ihrem Herzen weit näher stehen als die eignen Angehörigen, die sie entweder nie recht gekannt oder jedenfalls später vergessen haben. Wenn man überhaupt bedenkt, daß die unglücklichen Idioten, selbst wenn sie es so weit bringen, mancherlei nützliche Fertigkeiten zu erlernen, doch fast niemals so viel Selbstständigkeit des Charakters erlangen, um sich auf eigene Hand einen Lebensweg bahnen und für sich selber sorgen zu können, so liegt die Frage nahe, ob es nicht eine Pflicht der Nothwendigkeit sei, mit der Erziehungsanstalt zugleich ein solches Etablissement zu verbinden, in welchem die heranwachsenden Idioten eine fortgesetzte Beschäftigung mit solchen Arbeiten finden könnten, die ihren schwachen Kräften entspricht.

Wie wenig ist überhaupt erforderlich, um ihre Zeit hinreichend auszufüllen, und wie wenig gehört dazu, um diese unglücklichen Wesen zu zufriedenen Menschen zu machen! So fand Einer seine größte Freude darin, wenn es ihm gelang, die Stiefeln und Schüsseln, die man ihm zum Putzen anvertraut hatte, möglichst blank und glänzend zu machen; ein Anderer, entzückt über die süße Sauce, die ihm zum Pudding vortrefflich geschmeckt hatte, kannte kein größeres Glück, als in der Küche beschäftigt zu werden, um auch eine solche Sauce bereiten zu lernen; ein Dritter, dessen angewiesene Arbeit es war, die Gemüse zu reinigen und Kartoffel zu schälen, war ganz stolz auf die große Küche der Anstalt, die ihm der schönste Platz im ganzen Hause schien; ein Vierter war ganz erfüllt von dem Beruf des Fütterns der Schweine, deren Wohlbefinden und Gedeihen alle seine Gedanken in Anspruch nahmen; sie zu zählen vermochte er freilich nicht, allein er versah sie vortrefflich.

Man hat überhaupt die Bemerkung gemacht, daß man selten so treue und sorgsame Viehhierten findet, wie unter den kindlichen Idioten, deren ganze Liebe sich so leicht den Thieren zuwendet; doch müssen sie es natürlich so weit gebracht haben, daß sie Lust zur Arbeit und Sinn für Ordnung und Regelmäßigkeit besitzen. Auch ist es ein durchstehender Zug bei allen Idioten, daß sie eine kindliche Zufriedenheit über ihre eignen Arbeiten empfinden, die sich bei jeder Gelegenheit auf die naivste Weise äußert.

Dr. Down hatte zum Besten seiner unglücklichen Pflegebefohlenen den Plan gefaßt, möglichst viele der heranwachsenden Knaben zu landwirthschaftlichen Beschäftigungen anzuhalten, und sie zu diesem Zweck in der Umgegend auf's Land zu geben; er würde hier stets ein wachsames Auge auf sie haben können, und diese zu nützlichen Arbeitern herangebildeten Idioten würden mit der Zeit den Mittelpunkt einer Idiotencolonie bilden, die sich durch eigne Kräfte zu erhalten im Stande wäre. Es ist dies gewiß ein sehr glücklicher Gedanke, denn die größte Schwierigkeiten bei der Erziehung dieser Blödsinnigen ist, wie schon bemerkt, eben die, sie zu selbstständigen Menschen heranzubilden, wohingegen es weit weniger schwer ist, sie zu arbeitsamen und brauchbaren Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft zu machen.

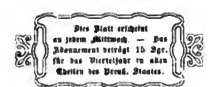
Wenn man sie daher in der unmittelbaren Nähe der Anstalt unterzubringen vermöchte, wo sie mit denselben Menschen in Berührung bleiben würden, die mit Liebe und Fürsorge sich ihrer Erziehung angenommen haben, und wo sie nöthigenfalls in der Anstalt eine Zuflucht finden könnten, die für sie weit mehr eine Heimath geworden als das Elternhaus, so würde man in Wahrheit die wesentlichen Bedingungen erreicht haben, die erforderlich sind, um die Wirksamkeit einer Idiotenanstalt zu wirklich praktischen Resultaten zu führen, und man hätte dadurch den Weg gewiesen, den man in der Erziehung blödsinniger Kinder überhaupt einschlagen muß, wenn diese menschenfreundliche Aufgabe in Uebereinstimmung mit dem Gedanken gelöst werden soll, der sie in's Leben gerufen hat, nämlich diese unglücklichen, von der Natur versäumten Geschöpfe nicht nur zu denkenden Wesen, sondern zugleich zu nützlichen und glücklichen Menschen heran zu bilden.

J. M.

Am 1. k. Mts. wird das Büreau des Johanniter-Ordens aus dem bisherigem Lokale, Potsdamer-Straße 27 b, nach der Potsdamer-Straße 134 c. verlegt.

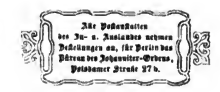
Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Potsdamer-Straße Nr. 27 b (die am 1. October nach der Potsdamer-Straße Nr. 134 c verlegt wird), machen zu wollen.

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. — Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27 b zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der







Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 39. Berlin, den 25. September 1867. **Nr. 39.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Potsdamer-Straße Nr. 27 b (die am 1. October nach der Potsdamer-Straße Nr. 134 c verlegt wird), machen zu wollen.

Am 1. k. Mts. wird das Büreau des Johanniter-Ordens aus dem bisherigem Lokale, Potsdamer-Straße 27 b, nach der Potsdamer-Straße 134 c. verlegt.

Kloster Chorin.

(Schluß.)

4. Wie es ist.

Die angeblich politische Glanzzeit Chorin's war das naturliche Resultat der gegebenen Verhältnisse, nicht mehr, nicht weniger, und die Quitzows-Zeit wird dem Kloster zu einem ähnlich abwartenden politischen Verfahren Veranlassung gegeben haben; doch sind die Aufzeichnungen darüber lückenhafter. Chorin entbehrte eines Abtes Heinrich Stich (wie ihn Lehnin hatte), der sich gemüßigt gesehen hätte, die Verwickelungen einer verwickelungsreichen Epoche nieder zu schreiben. Die letzten anderthalb Hundert Jahre des Klosters unter der sich befestigenden Macht der Hohenzollern scheinen ohne jede Gefährdung hingegangen zu sein; Schenkungsbrief reiht sich an Schenkungsbrief, bis endlich die Reformation dazwischen tritt und den Faden durchschneidet.

Die Vorgänge, die die Säcularisirung Chorin's begleiteten, waren wohl dieselben, wie wir sie in früheren Kapiteln bei Kloster Lehnin kennen gelernt haben; — Chorin wurde allerdings zunächst aus freier Hand verkauft, doch dies hatte keinen Bestand, und binnen Kurzem wurde auch hier der Klosterhof ein Amtshof, eine Domaine. Er ist es noch.

Von den alten Baulichkeiten, wenn dieselben auch Umwandlungen unterworfen wurden, ist noch Vieles erhalten: lange einstöckige Fronten, die den Mönchen als Wohnung und Arbeitsstätten dienen mochten, dazu Abthaus, Refektorium, Küche, Spendesaal, ein Theil des Kreuzganges, vor allem die Kirche. Diese, wenn schon eine Ruine, richtiger eine ausgeleerte Stätte, giebt doch ein volles Bild von dem, was diese reiche Klosteranlage einst war. Schon die Maaße, die Dimensionen deuten darauf hin; das Schiff ist um 44 Fuß länger als die Berliner Nicolaikirche und bei verhältnißmäßiger Breite um 17 Fuß höher. Im Mittelschiff stehen auf jeder Seite elf viereckige Pfeiler (einige zur Linken sind neuerdings verschwunden) der zwölfte Pfeiler, rechts wie links, steckt in der Wandmauer. Die Consolen oder Kapitel-Ornamente sind verschieden gestaltet und stellen abwechselnd Akanthus-, Klee- und Eichenblätter dar. Das Blattwerk zeigt hier und da noch Spuren von grüner Farbe, während der Grund roth oder gelb gemalt war. (Fresko-artige Malereien finden sich noch in letzten Ueberresten im Kreuzgang; an einer stehengebliebenen Gewölbskappe zeigt sich Zweig und Blattwerk, das ein Wallnußgesträuch darzustellen scheint.) Das hohe Gewölbe, welches von den Pfeilern des Mittelschiffes getragen wurde, ist seit einem Jahrhundert eingestürzt. An Stelle desselben wurde im Jahre 1772 ein Dachstuhl aufgerichtet, der seitdem das neue Dach trägt. Dies neue Dach ist niedriger als das alte war, was sich an den Giebelwänden, besonders an dem Frontispice in Westen, noch deutlich markirt. Von den Seitenschiffen ist nur noch eins vorhanden, das nördliche, über dem niedrigen Dach desselben ragen die elf Spitzbogenfenster des Hauptschiffes auf, deren obere Steinverzierungen noch beinahe unversehrt erhalten sind. Im ganzen Bau, wie ein alter Beschreiber des Klosters, Prof. Bellermann, sehr richtig bemerkt, herrscht Kühnheit und Einfachheit, Größe und Würde.

Kloster Chorin, insonderheit seine Kirche, ist wesentlich schöner und imposanter als Lehnin, und doch gestattet letzteres, mit allen seinen Mängeln, eine belebtere und farbenreichere Darstellung.

Der Grund ist der, daß dieser baulich schönen Choriner Ruine das eigentlich Malerische abgeht. Die Schilderung, die ich gleich zu Anfang dieses Aufsatzes zu geben suchte, deutete bereits darauf hin. Ruinen, wenn sie nicht blos, als nähme man ein Inventarium

auf, nach Pfeiler- und Fensterzahl beschrieben werden sollen, müssen zugleich ein Landschafts- oder auch ein Genrebild sein. Im einen oder im andern, am besten in der Zusammenwirkung beider, wurzelt ihre Poesie. Chorin aber hat wenig oder nichts von dem Allen; es wirkt fast ausschließlich als Architekturbild, es läßt uns kalt, und — bei aller Schönheit todt und stimmungslos — erzeugt es auch jene Stimmung nicht in uns, ohne die jede eigentliche Schilderung mißlingt. Die Landschaft, wenn man nicht jede Ackerfläche als solche bezeichnen will, liegt bei Kloster Chorin zu weit ab, um poetisch mitwirken zu können, und was noch mehr fehlt, das ist das Genrehafte. Es ist eine ordnende Hand über das Ganze hingegangen, die es mit der Erhaltung dieser Ruine wohlgemeint hat, aber nicht so mit der Poesie derselben. Man kommt in Versuchung, die alten Tage der Verwüstung zurück zu wünschen, wo im hohen Chor die Ziegenställe des Pächters waren und die Schafe das Gras von den Grabsteinen der Askanier nagten.*) Alles fehlt, selbst das eigentlich Ruinenhafte der Erscheinung. Im Innern freilich herrscht Oede und Leere, aber nach außen hin wirkt der Bau, in gewisser Entfernung gesehen, nicht anders wie eine gothische Kirche, die auf irgend einem Marktplatz irgend einer mittelalterlichen Stadt steht. Nur fehlt leider der Marktplatz und die Stadt. Und treten wir nun in die öden und doch wiederum nicht malerisch zerfallenen Innenräume ein, so fehlt uns ein anderes mehr als alles andere. Wer immer auch unser Führer sein mag, und wär' er der beste, wir vermissen die stille Führerschaft von Sage und Geschichte. Alles läßt uns im Stich, und wir schreiten auf dem harten Schuttboden hin, wie auf einer Tenne, über die der Wind fegt.

Kloster Chorin ist keine jener lieblichen Ruinen, drin sich's träumt wie auf einem Frühlings-Kirchhof, wenn die Gräber in Blumen stehen; es gestattet kein Verweilen in ihm, und es wirkt am besten, wenn es wie ein Schattenbild flüchtig an uns vorüber zieht. Wer hier in Dämmerstunde des Weges kommt und plötzlich, zwischen den Pappeln hindurch, diesen still einsamen Prachtbau halb märchenartig halb gespenstisch auftauchen sieht, dem ist das Beste zu Theil geworden, das diese Trümmer, die kaum Trümmer sind, ihm bieten können. Die Poesie dieser Stätte ist dann wie ein Traum, wie ein romantisches Bild an ihm vorüber gezogen, und die sang- und klanglose Oede des Innern hat nicht Zeit gehabt, den Zauber wieder zu zerstören, den die flüchtige Begegnung schuf.

Th. F.

*) Im Kloster selbst, und zwar an der Stelle, wo das später sogenannte „Invalidenhaus" an die Klosterkirche stieß, befand sich bis 1769 eine Inschrift, die die Namen aller in Chorin begrabenen Markgrafen enthielt. Diese Inschrift (wie jetzt nur noch aus den Akten von Amt Chorin zu ersehen ist) lautete:

Anno 1254 ist der Marggraf Johannes (I.) Churfürst zu Brandenburg, der dieses Kloster Chorin Cisterzienser Ordens gestiftet, allhier begraben.

Anno 1267 ist Johannes (III.) Marggraf, welcher zu Merseburg auf seiner Schwester Hochzeit im Scharfrennen mit einem Klitz (Pfeil oder kleinen Lanze) verwundet worden und davon gestorben, allhier begraben.

Anno 1285 ist Marggraf Johannes (V.) Churfürst zu Brandenburg gestorben und allhier begraben.

Anno 1298 starb zu Beerwalde Marggraf Otto Sagittarius (der Pfeilschütze) des Churfürsten Johannes zu Brandenburg Sohn und ist allhier begraben.

Anno 1304 ist zu Sched (?) gestorben Marggraf Conrad (I.) Churfürst zu Brandenburg und ist allhier begraben.

Anno 1307 bestätigte Marggraf Hermann von Brandenburg, Marggraf Otten des Langen Sohn, dieses Kloster Chorin.

Anno 1319 starb Marggraf Waldemar (I.) zu Beerwalde und ist allhier begraben

Tu mater Lehnin et filia tua Chorin,
Ex te est orta nova Cella et Coeli Porta.

Diese Inschriften, wie schon hervorgehoben, waren 1769 sicherlich noch vorhanden; 1823 suchte sie Consistorial-Rath Bellermann (Direktor des grauen Klosters) vergeblich. Er vermuthet, daß sie 1772 bei einer Reparatur übertüncht oder beseitigt worden sind.

Die freiwillige Krankenpflege im Kriege.

Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Leistungen im Jahre 1866. Nach amtlichen Quellen bearbeitet von Dr. W. Brinkmann, prakt. Arzt zu Berlin. Berlin, Adolph Enslin's Verlag, 1867.

Wir begegnen in einem Aufsatze über die „Evangelischen Geistlichen im Feldzuge von 1866" folgender zutreffenden Bemerkung: „Es hat an Gottes Wort im Großen und Ganzen im letzten Feldzuge nicht gemangelt. Dasselbe gilt von der Lazarethpflege, auch von der freiwilligen Krankenpflege. Manches hat freilich gemangelt; aber das lebhafte Bewußtsein der Mängel dürfen wir allein schon als einen Fortschritt zum Besseren begrüßen."

In diesem Satze, den wir durchaus unterschreiben, begegnen wir auch der Anschauung, aus der heraus das uns vorliegende Buch entstanden ist. Vorzügliches wurde geleistet, namentlich was die Opferwilligkeit des Einzelnen angeht, aber dennoch — einem Vorzüglicheren haben wir zuzustreben. Das Herz ließ es an nichts fehlen, aber es fehlte mehr oder weniger der leitende, ordnende Gedanke. Guter Wille und Hilfebereitschaft überall, — an Organisation, die all das Dargebrachte erst lebendig, flüssig, segensreich machte, ein gelegentlicher Mangel.

Diese Mängel nun zu erkennen, sie auszusprechen und Vorschläge zu ihrer Beseitigung zu machen, damit uns ein neuer Krieg, nach dieser wichtigen Seite freiwilliger Krankenpflege hin, besser vorbereitet finde, ist Zweck des Dr. Brinkmann'schen Buches, das, nach amtlichen Quellen, und im Auftrage des Grafen Eberhard zu Stolberg — der seinerseits darin den Anordnungen Ihrer Majestät der Königin nachkam — von Seiten des Herrn Verfassers zusammengestellt worden ist. Die erste Hälfte des Buches verfährt historisch; sie giebt an, was von Vereinen in und außerhalb Preußens, durch Private sowohl, wie durch Johanniter- und Malteser-Ritter, durch katholische Orden und evangelische Diakonissen geleistet worden ist. Ueber diese historische Seite des Buches gehen wir hin; auch haben diese Blätter mannigfaches darüber gebracht.

Aus jenen Abschnitten aber, die in gewissem Sinne Kritik üben und Vorschläge für die Zukunft machen, aus diesem Theil des Buches glauben wir, speciell an dieser Stelle, einiges aufführen zu müssen.

„Die Aufgabe der freiwilligen Krankenpflege — so heißt es Seite 107 — ihre Stellung zum Staate, die Nothwendigkeit ihrer strengen Organisation und eines ein-

heitlichen Zusammengehens mit den Militär-Behörden haben wir in früheren Abschnitten auf das Entschiedenste hervorgehoben, wir haben sodann gesehen, daß die Organisation der freiwilligen Hilfe im Kriege vergangenen Jahres eine hinreichende und zweckentsprechende war, daß aber an vielen Orten und in ganzen Bezirken der rechte Zusammenhang und die nöthige Einheit der Bestrebungen fehlte; wir haben auch nachgewiesen, daß diese Mängel, die bei einem längeren Kriege wohl entschiedenere Nachtheile zur Folge gehabt haben würden, darin ihren Grund hatten, weil nicht rechtzeitig, d. h. schon im Frieden, die entsprechenden Vorbereitungen getroffen waren.

Der erste Grundsatz, die erste große Erfahrung aus dem letzten Kriege ist demnach: rechtzeitige Feststellung eines bestimmten Planes der Hilfe, wenigstens in den allgemeinen Umrissen.

Daß ein Fortbestehen der Hilfsvereine im Frieden auf Schwierigkeiten stößt, ist nicht zu leugnen; eine bestimmte Thätigkeit nach außen kann nicht geübt werden, obgleich bei Hungersnoth und Seuchen, bei Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Eisenbahn-Unglücksfällen und anderen unerwarteten Ereignissen die sofortige Hilfe gesichert wäre; aber auch ohne einen bestimmten Gegenstand der Hilfe können Vereine wohl bestehen. Es handelt sich nicht nur darum, durch wenn auch geringe Beiträge für die schwere Zeit des Krieges die Mittel vorzubereiten, sondern auch darum, die Erinnerung an die Hilfeleistungen festzuhalten und weiter zu verbreiten, die Gedanken nicht ganz von dem furchtbaren Elende des Krieges abzulenken, den Stamm von Kräften zu erhalten, die sich im Kriege bewährt haben. Jeder Einzelne, alle Kreise, Städte, Dörfer und Ortschaften im ganzen Lande müssen wissen, welche Aufgabe ihnen im Falle eines Krieges zufällt und wie sie dieselbe am raschesten und sichersten erfüllen können. Wer glaubt, daß eine Vorbereitung von Mitteln nicht nöthig sei, dem muß ich hier vorhalten, daß die Leistungen des Central-Comité's auf dem Kriegsschauplatze viel wirksamer und durchgreifender gewesen wären, wenn dasselbe schon vor dem Kriege hinreichende Mittel gehabt hätte, im Rücken der Armee Depots anzulegen, Fuhrwerk zu beschaffen u. dgl. m. Die Begeisterung und damit der unbegrenzte Zufluß von Mitteln kommt erst nach der Schlacht, und dann ist die erste und werthvollste Hilfe versäumt.

Daß durch Fortbestehen der Hilfsvereine im Frieden in dem oben angedeuteten Sinne die Thatkraft, Frische und Begeisterung für die Sache erlahme, ist nicht zu befürchten. Die Frage, ob es nicht zweckmäßig ist, daß die Zweigvereine des Preußischen Vereins im Frieden zu gleicher Zeit als Zweigvereine der Victoria-National-Invaliden-Stiftung wirken und ihnen hierdurch eine bestimmte Thätigkeit zugewiesen wird, will ich hier nur andeuten.

Dringendstes Bedürfniß ist es, daß eine strenge Verbindung der Provinzial-Vereine mit dem Central-Comité schon im Frieden zu Stande kommt, und daß dieselben sich bemühen, den Anschluß sämmtlicher im Falle des Krieges innerhalb der Provinz sich etwa bildender Vereine im Voraus sicher zu stellen.

Wir müssen hier nochmals vor der im vorigen Kriege an so vielen Orten aufgetretenen Vorliebe warnen, völlig abgesondert, ohne Rücksicht auf das Ganze eine Wirksamkeit auszuüben. Die eigene unmittelbare Arbeit, die persönliche Hülfeleistung kann und muß auch bei dem Anschluß an das Ganze geübt werden: Die ganze große Aufgabe der freiwilligen Krankenpflege im Lande giebt Gelegenheit genug zum selbstständigen Handeln, aber die Hilfe auf dem Schlachtfelde und in den Lazarethen des Kriegsschauplatzes, sowie die Ausgleichung der Mittel im ganzen Lande verlangt dringend die Vereinigung eines Theiles der Hilfsmittel und Kräfte, eine Centralisation derselben.

Es ist wohl kein Zweifel, daß sich diese Anschauung während des Krieges überall Bahn gebrochen hat, und können wir daher annehmen, daß in Zukunft so viel wie möglich an allen Orten ein Anschluß an die bestehende und bewährte Organisation des Preußischen Vereins zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger zu Stande kommen wird; wir legen diese daher auch unserer folgenden Besprechung zu Grunde.

Hervorgehoben muß hier noch werden, daß, Dank der hohen Einsicht Ihrer Majestät der Königin, durch Gründung des vaterländischen Frauenvereins (10. November 1866) ein Mittelpunkt für sämmtliche im Lande bestehende oder sich noch bildende Frauenvereine geschaffen wurde. Auf ausdrücklichen Wunsch Ihrer Majestät wird dieser Verein mit dem Central-Comité des Preußischen Vereins in die engste Verbindung treten und damit ein wesentlicher Fortschritt in der Organisation der Privathilfe erreicht sein."

Der Herr Verfasser, nachdem er nun zunächst über die Bildung und Einrichtung von Lokal- dann von Provinzial-Vereinen gesprochen hat, geht endlich zum **Central-Comité** über.

„Das Central-Comité des Preußischen Vereins stellt den Vereinigungspunkt für die gesammte freiwillige Krankenpflege im Lande dar und hat vorzugsweise die Aufgabe, durch Vermittelung der Provinzial-Vereine die gesammten freiwilligen Hilfsmittel, so weit sie im Lande selbst keine Verwendung finden, für die Zwecke der freiwilligen Hilfe auf dem Kriegsschauplatze zu vereinigen. Wie diese Vereinigung, diese Centralisation zu verstehen ist, darüber kann nach der Besprechung der Thätigkeit der Provinzial-Vereine kein Zweifel sein: es handelt sich nicht darum, daß alle disponiblen Hilfsmittel aller Povinzen dem Central-Comité zugesandt werden; ein beträchtlicher Theil der Geldmittel muß ihm für seine umfassende Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze aus allen Provinzen zugehen; die übrigen Hilfsmittel derselben finden, wie wir gesehen haben, nur je nach der Lage und den besonderen Verhältnissen der Provinzen eine directe Vereinigung in den Depots des Central-Comité's; in vielen Fällen werden die Hilfsmittel Seitens der Provinzial-Vereine in selbstständiger Thätigkeit nach voraufgegangener Verständigung mit dem Central-Comité verwandt.

Untersuchen wir zunächst, gestützt auf die Erfahrungen im vorigen Kriege, welche Wege das Central-Comité ein-

schlagen, welche Verbindungen es anknüpfen, welche Vorbereitungen es treffen muß, um seine so verantwortliche und schwierige Aufgabe in würdiger Weise zu erfüllen, das Vertrauen, das ihm das ganze Volk schenken muß, zu rechtfertigen, den Erwartungen des Staates, vor Allem aber der verwundeten und kranken Krieger zu entsprechen.

Bei drohendem Kriege hat das Central-Comité zunächst seine Sorge darauf zu richten, daß die Organisation des Preußischen Vereins in allen Provinzen in der in den vorigen Abschnitten bezeichneten Weise zu Stande kommt, resp. sich befestigt und vervollkommnet; namentlich muß das Central-Comité in die engste und persönliche Verbindung mit den Provinzial-Vereinen derjenigen Provinzen treten, die dem muthmaßlichen Kriegsschauplatze zunächst liegen.

Diese organisatorischen Bestrebungen müssen nach den Erfahrungen im Jahre 1866 schon lange vor dem Ausbruch des Krieges beginnen, ebenso muß rechtzeitig ein fester Plan für die gesammte Thätigkeit des Comité's festgestellt werden. Zunächst wird ein geschäftsführender Ausschuß aus allgemein geachteten, thatkräftigen mit großer Geschäftskenntniß ausgestatteten Männern ernannt, der durch Hinzuziehung von Sachverständigen, theils mit den Bedürfnissen der Feldlazarethe vertrauten Aerzten, theils im Speditions- und Kassenwesen erfahrenen Kaufleuten verstärkt werden muß.

Dieser schon vor dem Kriege zu ernennende Ausschuß leitet nun alle Vorbereitungen ein, trifft vorläufige Verabredungen mit bestimmten Lieferanten und Handwerkern, damit alle erforderlichen Bedürfnisse auf das schnellste beschafft werden können; demnächst sucht derselbe geeignete Räume für die Depots aus und richtet seine Thätigkeit vorzugsweise darauf, eine größere Anzahl tüchtiger und practischer Männer aus allen Lebensstellungen für die Zwecke des Comité's zu gewinnen, Männer, von denen man überzeugt sein kann, daß sie von der Wichtigkeit ihrer Aufgabe durchdrungen, keine Mühe und kein Opfer scheuen werden, um die humanen Absichten des Comité's in der uneigennützigsten Weise zu fördern.

Unterdessen knüpft das Comité Verbindungen mit den höchsten militärischen Behörden, namentlich auch mit dem Medicinalstabe der Armee an, um ein Einverständniß und möglichstes Zusammengehen mit ihnen anzubahnen. Daß der Zusammenhang mit dem Militär-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege ein eben so fester sein muß, wie im vorigen Kriege, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Nach diesen allgemeinen Vorbereitungen müssen zur geeigneten Zeit, jedenfalls aber noch vor dem Ausbruche des Krieges, von Seiten des geschäftsführenden Ausschusses Depots und Geschäftsräume eingerichtet werden (Central-Depot), durch die Presse, durch besondere Flugblätter wird auf die große Menge der Geber eingewirkt, die Local- und Provinzial-Vereine zum Beginne ihrer Thätigkeit aufgefordert. Zu gleicher Zeit werden die schon vorbereiteten nothwendigen Ankäufe für die Depots gemacht und die Bestellungen ausgeführt.

Dem geschäftsführenden Ausschusse stellt sich ein schon vorher zu diesem Zwecke gebildeter Frauenverein behufs Ordnung, Sichtung, Anfertigung und Verpackung der Verband-, Lagerungs- und Bekleidungs-Gegenstände zur Seite.

Für die Kasse, für die Verwaltung der Depots, die Spedition und die nöthigen Einkäufe werden besondere sachverständige und schon vorher ausersehene Männer eingesetzt.

So gerüstet muß das Central-Comité vor dem Ausbruche des Krieges dastehen. Der rasche und stürmische Verlauf des vorigen Krieges dient uns zur Warnung, mit den Vorbereitungen nicht zu lange zu zögern; ist der Krieg erst ausgebrochen, so ist es zu spät und der Zeitpunkt für die erste und wirksamste Hilfe versäumt.

Ist der Kriegsschauplatz annähernd bestimmt, so tritt das Central-Comité mit dem Provinzial-Verein, dessen Provinz demselben zunächst liegt, in persönliche Verbindung; Mitglieder des Central-Comité's und des Provinzial-Vereins bereisen sofort die Grenzorte, namentlich die an Eisenbahnen und Etappenstraßen gelegenen, überzeugen sich, ob von den Local-Vereinen die zweckentsprechenden Vorkehrungen getroffen sind, verstärken die Mittel und Kräfte derselben auf das Ausreichendste und bestimmen, wo möglich im Einverständniß mit den Militärbehörden, die wichtigsten Orte zu Depotplätzen.

Zu gleicher Zeit werden nach hervorgegangener Vereinbarung mit dem Kriegsministerium Bevollmächtigte des Vereins zu den Armeen gesandt: einflußreiche, angesehene Männer, die sich in der Nähe des Hauptquartiers aufhalten und sich das Vertrauen der höchsten Militär-Behörden erwerben müssen, damit sie im Stande sind, in der wirksamsten Weise die Vermittelung derselben mit dem Central-Comité und ihren Depots zu übernehmen. Von der Tüchtigkeit, Gewandtheit und Aufopferungsfähigkeit dieser Männer hängt vorzugsweise der Erfolg der freiwilligen Hilfeleistungen auf dem Kriegsschauplatze ab. Es ist durchaus nothwendig, daß diese Bevollmächtigten mit den nothwendigen militärischen Formen, mit dem Leben der Soldaten im Felde vertraut, daß sie im Stande sind, einen erfolgreichen Verkehr mit den höchsten Offizieren und Militär-Beamten zu unterhalten, daß sie sich endlich durch ihr ganzes Auftreten für ihre Mission die nöthige Geltung zu verschaffen wissen. In vielen Fällen werden höhere Offiziere außer Dienst, auch Beamte, Professoren, Lehrer u. A. diesen Bedingungen entsprechen, vorzugsweise werden wir aber als Vertreter der freiwilligen Krankenpflege auf dem Kriegsschauplatze die Johanniter-Ritter zu bezeichnen haben, die, zum größeren Theile frühere Offiziere, durch die Verwaltung großer Güter mit den Anforderungen des Lebens auch unter schwierigen Verhältnissen, mit den Anschauungen der höchsten Kreise wie des gemeinen Mannes völlig vertraut, durch ihre selbstständige gesellschaftliche Stellung und weltmännische Bildung wohl im Stande sind, auch ohne Amt sich für das anspruchlose Wirken der Menschenliebe und Barmherzigkeit Anerkennung zu erwerben.

Unterdessen hat das Central-Comité die Errichtung von Depots in geeigneten an der Eisenbahn liegenden Orten gemeinschaftlich mit den Local-Vereinen der Depot-Orte und des zugehörigen Provinzial-Vereins in die

Hand genommen, und für die Ausrüstung derselben mit den wichtigsten Lazareth- und Erfrischungs-Gegenständen, unter besonderer Berücksichtigung der jedesmaligen Verhältnisse, Sorge getragen.

Ist das Depot eingerichtet, mit tüchtigen und ortskundigen, womöglich aus den Mitgliedern des am Orte bestehenden Local-Vereins ausgewählten Verwaltungs- und Arbeitskräften ausgestattet, so hat sich die Hauptsorge dahin zu richten, eine möglichst große Anzahl von eigenen Fuhrwerken zu beschaffen. Ohne diese kann das Depot, wie wir im vorigen Kriege gesehen haben, Nichts leisten, weil die Möglichkeit der Requisition derselben gerade zu der Zeit, wo die Hilfsmittel am dringendsten verlangt werden, sehr unsicher ist, indem dieselben von der Militärbehörde in Anspruch genommen werden. Außerdem muß es ein Grundsatz der freiwilligen Hilfe sein, ihre Thätigkeit nicht auf Kosten des Staates und mit Benachtheiligung der Kräfte desselben auszuüben. Durch Vermittelung des Provinzial-Vereins und der Local-Vereine in der Provinz, wo es nöthig ist auch aus den benachbarten Provinzen, muß unter allen Umständen und wenn auch mit den größten Kosten für jedes Depot eine gehörige Anzahl von Fuhrwerken beschafft werden. Jeder Wagen wird mit einem Zeichen versehen (rothem Kreuz), jeder Fuhrmann mit einer Legitimation, damit er nicht zu andern Diensten gezwungen werden kann. Jeder Wagen erhält ein großes Schutzleder oder Oeltuch zum Bedecken der Waaren, damit dieselben nicht durch Nässe verdorben werden, wie es im vorigen Kriege leider so häufig vorkam.

Außer den von dem Provinzial-Verein und vom Central-Comité dem Depot zu sendenden oben aufgeführten Gegenständen müssen noch an den Depot-Orten beschafft werden und zwar durch Zimmerleute: Bettstellen, aus rohen Brettern nicht zusammengeschlagen, aber mit Bohrlöchern und den zugehörigen Nägeln versehen. Dieselben müssen im Lichten 6¼ Fuß lang und 3 Fuß breit sein; der Boden derselben muß aus Brettern bestehen und 1½ bis 1¾ Fuß über dem Erdboden liegen, weil durch eine entsprechende Höhe der Lagerstellen alle Verrichtungen der Aerzte und Pfleger in hohem Grade erleichtert werden. Die Bettlehne am Fußende ist niedriger zu halten wie am Kopfende, so daß der Arzt sich bequem zum Verbande hinüberbeugen kann. Diese Bettstellen lassen sich in kurzer Zeit in großer Menge anfertigen und sind für die Feldlazarethe um so nothwendiger, da ohne dieselben eine geordnete Pflege nicht denkbar ist; die zu einer Bettstelle gehörenden Bretter werden zusammengebunden, und ist es nöthig, daß dieselben durch Sachverständige an die Bedarfspunkte gebracht und dort zusammengeschlagen werden.

Ferner müssen die Depots mit Handwerkszeug (Beil, Hammer, Zange, Brecheisen) zum Aufbrechen der Kisten u. s. w. reichlich ausgerüstet sein, damit jeder Transportführer mit demselben versehen werden kann.

Besondere Wasserwagen zum Transport des von den Verwundeten und Aerzten auf den Verbandplätzen oft so schmerzlich vermißten Wassers müssen von den größeren Vereinen angeschafft und diesen Depots zugeführt werden."

„So vorbereitet sehen die Depots der Schlacht entgegen. An allen Orten in der Nähe des Kriegsschauplatzes sind unterdessen mit Beihilfe des Provinzial-Vereins und des Central-Comité's alle Vorbereitungen zur Unterstützung der Verwundeten-Transporte in der oben bezeichneten Weise getroffen. Die Thätigkeit der Local-Vereine ist auch hier dahin gerichtet, möglichst viel Fuhrwerk bereit zu stellen, um auch ihrerseits in den ersten stürmischen Tagen nach der Schlacht alle disponiblen Mittel auf das Schlachtfeld bringen, Verwundete abholen und den Lazarethen zuführen zu können."

„Möge in Zukunft durch strenge Organisation der Privathilfe in dem Preußischen Verein zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger die Arbeit eine getheilte und dadurch die Hilfe eine durchgreifendere und entschiedenere werden; den Lokal-Vereinen kommt die Hilfe im Vaterlande zu, dem Central-Comité auf dem Kriegsschauplatze, zwischen beiden vermittelnd stehen die Provinzial-Vereine, die wesentlichen Bindeglieder in der großen Kette."

Wir schließen unsere Anzeige dieses trefflichen mit ebensoviel Fleiß wie Takt und Umsicht abgefaßten Buches mit dem Satze: Wie der Frieden eine beständige Vorbereitung auf den Krieg ist, um kriegstüchtig dazustehen wenn der Krieg kommt, so darf auch die Krankenpflege nie einrosten. All Ding verlangt seine Weile, seine Uebung. Erst wenn wir mit dem Verbinden, Pflegen, Abwarten einer Schußwunde so gut vertraut sein werden wie mit dem Schießen selbst, werden wir das Ideal der Krankenpflege im Kriege erreicht haben.

Jerusalem, 22. August.

Der schon seit längerer Zeit drohende Kriegszug gegen die Beduinen des mächtigen Adwan-Stammes hat nun begonnen. Die hiesige Garnison ist am 16. August und den folgenden Tagen nach Jericho abgezogen. Eine Abtheilung davon hat sofort den Jordan überschritten und ist nach Salt marschirt. Von Damaskus aus seien 10,000 Mann (werden wohl nicht so viel sein) im Marsch. Den Oberst der Jerusalemer Truppen traf bereits bei Bethanien das Unglück, daß er bei einem Sturz vom Pferde ein Bein brach. Wenige Tage darauf starb er in Jerusalem; der Brand dazu kam. Zu seinem Nachfolger wurde der seitherige Commandant von Gaza berufen. Die fast ausschließlich christlichen Einwohner von Salt haben alle Schritte gethan, um den Kriegszug zu verhindern. Vergeblich. Sie befinden sich nun in der allerdings mehr als mißlichen Lage, entweder von den Beduinen oder von den Türken gezüchtigt, zum mindesten gänzlich ausgeplündert zu werden. Die Veranlassung zum Kriegszug gab die Weigerung des Schechs der genannten Beduinen, Rekruten aus seinem Stamme zu stellen, und die zu demselben entlaufenen Fellah-Rekruten auszuliefern. Da er der an ihn ergangenen Vorladung nach Damaskus keine Folge leistete, blieb der Regierung nichts anders übrig, als Gewalt gegen ihr anzuwenden. Wie ernst dieselbe die Sachen nimmt, ist daraus zu ersehen, daß sie zwischen Jerusalem und Salt in gemessenen Zwischenräumen feste Wachthürme erbauen zu lassen beschlossen hat. Zu dem Behuf werden jetzt alle Steinhauer und Maurer, welche sich auftreiben lassen, von der Regierung gewaltsam in Dienste genommen. Zum guten

Glück bedarf Herr Eppinger dieser Arbeiter zu dem Bau an der Grabkirche nicht mehr, da die Maurerarbeit vollendet ist, so daß die Kuppel, deren Material man täglich von Frankreich erwartet, nun aufgesetzt werden kann. Da die Regierung auch alle Fellachen, welche mit Eseln oder Kameelen hierher kommen, in ihre Dienste zu treten nöthigt, um den Truppen Proviant zuzuführen, meidet nun jeder Thierbesitzer die Stadt. In Folge hiervon sind bereits alle Lebensmittel außerordentlich im Preise gestiegen, und man kann gewisse Gegenstände, z. B. Kohlen, hier nicht mehr haben. Für die Regierung ist es eine Lebensfrage, daß ihre Truppen rasche Erfolge gewinnen. Eine Niederlage derselben könnte zur Folge haben, daß Jerusalem von den Beduinen überfallen und ausgeplündert würde.

Der englische Genieoffizier Herr Warren ist dieser Tage von seinem längeren Ausflug nach dem Ostjordanland zurückgekehrt. Er hat daselbst unter Andern 25 neue Inschriften aufgefunden. Er kann die außerordentliche Fruchtbarkeit dieses Landes nicht genug rühmen. Es ist ja ein wasserreiches Land. Was könnte aus demselben werden, wenn es in die Hände deutscher Colonisten käme!

Das neugegründete Asyl für die Aussätzigen hat immer noch kein Kranke, da sich diese Aermsten der Armen bis jetzt noch nicht von dem Vorurtheil haben losmachen lassen, daß diese neue Wohlthätigkeitsanstalt ein Gefängniß sei. S. W.

Der Endesunterzeichnete erlaubt sich, die Herren Ordensritter aufmerksam zu machen auf das in Berlin bei Wiegand und Grieben in seinem ersten Theile 1866 erschienene und im Laufe dieses Jahres der Vollendung entgegengehende Werk:

„Die Churfürstinnen und Königinnen auf „dem Throne der Hohenzollern im Zusammen„hange mit ihren Familien- und Zeit-Verhält„nissen, aus den Quellen bearbeitet von Ernst „Dan. Mart. Kirchner, Superintendenten zu Wal„chow bei Neu-Ruppin."

Der Verfasser, ein thätiges Mitglied des Brandenburgisch Historischen Vereines, schon durch mehrfache geschichtliche Forschungen und specialgeschichtliche Werke bekannt, führt uns in diesem Buche, dessen erster Theil den Zeitraum von Elisabeth (geb. 1325), der Gemahlin des Churfürsten Friedrich I., bis zum Tode Hedwigs (geb. 1573), Gemahlin des Churfürsten Joachim II., umfaßt, an der Hand der Geschichte in die häuslichen Verhältnisse unsrer hohenzollernschen Fürsten ein und läßt uns einen Blick thun in das Familien-Leben deutscher Vergangenheit.

Wir lernen aus diesen Lebensläufen, daß schon seit Jahrhunderten unsre Landesfürsten nach schweren Kämpfen mit der Außenwelt und unter stetem Sorgen für das ihnen von Gott zur Verwaltung anvertraute Land an der Seite ihrer im Hause still schaffenden Gemahlinnen Trost und neue Kraft zu fernerem Walten gesucht und durch deren gottesfürchtigen Sinn gefunden haben.

Wir sehen, daß schon damals wie heute unsre Fürstinnen zugleich auch als wahre Landesmütter stets freigebig bis zum eignen Darben ein offnes Herz und Hand zur Heilung für des Landes Leiden gehabt und an der Spitze mildthätiger Gesellschaften und frommer Stiftungen gestanden haben.

Es ist deshalb dies Buch des Superintendenten Kirchner für Alle, die ihre Kräfte mildthätigen Werken zuwenden, und namentlich auch für die deutschen Frauen von besonderem Werthe, da es neben dem biographischen Studium der Sittengeschichte des Landes uns glänzende Vorbilder weiblicher Mildthätigkeit und ächten Christenthums vorführt.

Der Verfasser hat einen Theil der Einnahme zum Besten eines unserer unter der Leitung von Diakonissinnen stehenden Ordens-Krankenhäuser bestimmt, und ist somit bestrebt, im Sinne unserer Fürstinnen alter und neuerer Zeit, seinerseits nach besten Kräften auch für unsere, des Johanniter-Ordens, Zwecke wirksam zu sein.

A. v. d. Knesebeck-Carwe.

Pilger — Pilgrim.

Die am Schluß von Nr. 37 des Wochenblattes abgedruckte Miscelle, das Wort Pilgrim betreffend, bedarf der Berichtigung.

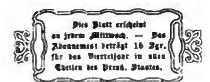
„Pilger" und „Pilgrim" (auch „Pilgram") sind nur verschiedene Formen — „Pilgrim" die ältere und „Pilger" die jüngere — eines und desselben Wortes, welches allerdings von dem latein. peregrinus stammt. Den allmählichen Uebergang zur modernen Form, den die Erweichung des ersten r zu l zunächst anbahnte, zeigt deutlich folgende Reihe: ital. pelegrino, franzöſ. pélerin, althochdeutsch pilikrin (auch pilikrim), mittelhochdeutsch pilgerin (auch bilgerin, bilgerim und pilgerim), später pilgerem (auch pilgeram), bilgeri, bilgere, neuhochdeutsch Pilger (dichterisch auch jetzt noch Pilgrim). Allerdings ist Pilgrim (Pilgram) nebenbei auch Eigenname, ist dazu aber auf keinem andern Wege gekommen, als auf welchem Bauer, Müller, Schulze, Schneider, Schuster und dgl. zu Eigennamen geworden sind.

Lohengrin (nicht -grim, bei Wolfram Loherangrin) ist kein deutscher Name, sondern aus dem Altfranzösischen entlehnt, und wird im jüngeren Titurel auf Lotharingien gedeutet. W.

In der englischen und amerikanischen Abtheilung der Weltausstellung zu Paris findet an Sonntagen keine Arbeit irgend welcher Art statt, keine Maschine ist in Bewegung, keiner der vielen Aussteller an seinem Platze. Große Tafeln, die dort aufgehängt sind, tragen die Inschrift: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. In den übrigen Räumen des großen Gebäudes ist Alles voll Geräusch und Bewegung, wie an jedem andern Tage der Woche. Es scheint, als wenn das Beispiel gute Früchte trägt. Die Arbeiter auch andrer Kreise berathen sich über die Sonntagsfrage. Ein Franzose, der die Ausstellung am Sonntage besuchte, soll gesagt haben, als er jene Inschrift las: „Diese protestantischen Ketzer erfüllen besser die Gebote der Kirche als die orthodoxen Katholiken."

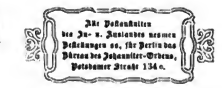
Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

Expedition: Potsdamer Straße 27b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 27b zu Berlin, richten.

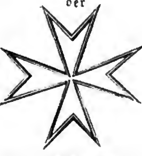


Wochenblatt

der







Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 40. Berlin, den 2. Oktober 1867. **Nr. 40.**

> Philipp Theodor Graf von Lüttichau, Generallieutenant a. D., Rechtsritter seit 1864, † zu Glion bei Montreux 21. September 1867.

Seine Majestät der König haben auf Antrag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters des Johanniter-Ordens, Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit, durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 10. September c. zu genehmigen geruht, daß die im Dienste der freiwilligen Krankenpflege bei der Armee im Felde und in den Lazarethen thätigen Johanniter-Ritter hinfort folgende Interims-Uniform anzulegen berechtigt sein sollen*):

1) schwarzen Ueberrock mit vorn abgerundetem Stehkragen, 2 Reihen goldener Knöpfe mit dem Johanniter-Kreuz auf denselben und statt der Epauletten eine breite goldene Tresse, auf der die Rechtsritter einen silbernen Stern tragen; die Tresse nach der vom Durchlauchtigsten Herrenmeister vorgelegten und von Sr. Majestät dem Könige genehmigten Probe,

2) schwarze Feldmütze mit Schirm, der Preußischen Kokarde (bei Ausländern mit der Kokarde ihres Vaterlandes) und über dieser das Johanniter-Kreuz,

3) hechtgraue Beinkleider mit rothem Passepoil,

4) Militairmantel mit schwarzem Kragen,

5) Degen und Portepee, wie solche zur Johanniter-Uniform getragen werden.

Die Wenden in der Mark.

1. Einleitung. Geographisches. Historisches.

Am Nordufer der Mittel-Havel, zugleich den Havelgau und südlich davon die „Zauche“ beherrschend, lag die alten Wendenfeste Brennibor. Ihre Eroberung durch Albrecht den Bären (1157) entschied über den Besitz dieses und der benachbarten Landestheile, die von da ab ihrer Christianisirung und, was insonderheit die Havelgegenden angeht, auch ihrer Germanisirung rasch entgegen gingen. Diese Germanisirung, soweit sie durch die Klöster erfolgte, soll uns in den nächsten Capiteln beschäftigen; unsre heutige Aufgabe aber wendet sich ausschließlich der heidnischen Epoche vor 1157 zu und versucht in dieser Vorgeschichte der Mark eine Geschichte der märkischen Wenden zu geben. Dieser Ausdruck ist nicht völlig correkt. Aber „märkische Wenden“ soll einfach heißen: Wenden, die, noch ehe es eine „Mark“ gab, in demjenigen Landestheile wohnten, der später Mark Brandenburg hieß.

Zuerst ein Wort über die Wenden überhaupt. Sie bildeten den am meisten nach Westen vorgeschobenen Stamm der großen slavischen Völkerfamilie; hinter ihnen nach Osten und Südosten saßen die Polen, die Südslaven, die Groß- und Klein-Russen.

Die Wenden rückten, etwa um 500, in die halb entvölkerten Lande zwischen Oder und Elbe ein. Sie fanden hier noch die zurückgebliebenen Reste der alten Semnonen, jenes germanischen Stammes, der vor ihnen das Land zwischen Elbe und Oder inne gehabt und es — entweder einem Drucke von Osten her nachgebend, oder aber durch Abenteuerdrang dazu getrieben — im Laufe des 5. Jahrhunderts verlassen hatte. Nicht alle indeß, so scheint es, hatten sich diesem Wanderzuge angeschlossen; Greise, Weiber, Kinder, dazu alles, was wir heute als „Invalide“ bezeichnen würden, war zurückgeblieben, und alle diese Reste ehemaligen germanischen Lebens kamen nunmehr in Abhängigkeit von den vordringenden Wenden. Diese wurden der herschende Stamm und gaben dem Lande sein Gepräge, den Dingen und Ortschaften ihre wendischen Namen. Als nach drei-, vier- und fünfhundert Jahren die Deutschen zum ersten Mal wieder mit diesem Lande „zwischen Elbe und Oder“ in Berührung kamen, fanden sie (wenige Spuren ehemaligen deutschen Lebens abgerechnet) ein völlig slavisches d. h. wendisches Land vor.

Das Land zwischen Elbe und Oder war wendisch; gleichzeitig indeß ging das Wendenthum, wenigstens nach einer Seite hin, über diese Flußgebiete hinaus und reichte bis an die Weichsel. Pommern war wendisch, und nach Quadratmeilen gerechnet, lag Wendenland eben so gut, nach Osten hin, auf dem Gebiet zwischen Oder und Weichsel, wie, nach Westen hin, auf dem Gebiet zwischen Oder und Elbe. Aber dies westliche Wendenland war doch die Hauptsache. Hier, zwischen Oder und Elbe, standen die berühmtesten Tempel, hier wurden die Entscheidungs-

*) Sofern sie nicht zum Tragen einer Militair-Uniform berechtigt sind.

schlachten geschlagen; hier endlich wohnten die tapfersten und die mächtigsten Stämme.

Dieser Stämme, wenn wir von kleineren Gemeinschaften vorläufig absehn, waren drei: die Obotriten im heutigen Mecklenburg, die Liutizen in Mark und Vorpommern, die Sorben oder Serben im Meißnischen und der Lausitz.

Unter diesen drei Hauptstämmen der Westwenden, ja vielleicht der Wenden überhaupt, waren wiederum die Liutizen (denen also die märkischen Wenden als wesentlicher Bruchtheil zugehörten) die ausgedehntesten und mächtigsten. Mit ihnen stand und fiel die Vormauer des Slaventhums, und der beste, zuverlässigste und wichtigste Theil der ganzen Wendengeschichte ist die Geschichte dieses Stammes, die Geschichte der Liutizen. Schaffarick sagt von ihnen: „Unter den polabischen Slaven waren die Liutizen oder Lutizer oder Weleten durch ihre Volksmenge und Streitbarkeit, wie durch ihre Ausdauer bei alten Sitten und Gebräuchen, die berühmtesten. Ihr Name wird in den deutschen Annalen von Karl dem Großen bis zu ihrer völligen Unterwerfung (1157) öfter denn irgend ein andrer Volksname genannt; er herrscht sogar in altdeutschen Sagen und Märchen. In russischen Volkssagen wird er noch heutigentags vom Volke mit Schrecken erwähnt." So weit Schaffarick. Eh wir indessen zu einer kurzgefaßten Geschichte der Liutizen überhaupt übergehn, schicke ich den Versuch einer politischen Geographie des Liutizier-Landes vorauf.

Die Liutizen, wie schon angedeutet, hatten ihre Sitze nicht blos in der Mark; einige ihrer hervorragendsten Stämme bewohnten Neu-Vorpommern, noch andere (darunter die vielgenannten Redarier) das heutige Mecklenburg-Strelitz. Sie lebten innerhalb dieser drei Landestheile: Mark, Strelitz, Vorpommern, in einer nicht genau zu bestimmenden Anzahl von Gauen, von denen folgende die wichtigsten waren oder doch die bekanntesten gewesen sind.

In der Mark: die Brizaner in der Priegnitz; die Morizaner in der Gegend von Leizkau, Grabow, Redelitz; die Staloraner und Heveller im Havelland und Zauche; die Spriavaner im Teltow und Nieder-Barnim also zu beiden Seiten der Spree; die Riezaner in der Nähe von Wriezen (Ober-Barnim, Oderbruch); die Ukraner in der Nähe von Pasewalk.

In Pommern und Mecklenburg-Strelitz: die Kissiner in der Nähe von Güstrow; die Circipaner um Wolgast herum; die Dolenzer um Demmin und Stolp; die Ratorer oder Retarier zwischen Ober-Havel, Peene und Tolenſe (nach Raumer bis zur Dosse); die Woliner auf Wolin und Usedom; die Rujanen oder Ranen auf Rügen. Kleinere eingestreute Gaue waren: Sitna oder Ziethen (Groß und Klein-Zieten-Korin); der Murizzi-Gau am Müritz-See; der Dossaner Gau an der Dosse bei Wittstock.

Unter allen diesen Völkerschaften, Stämmen und Stämmchen (man könnte sie Clans nennen) waren wohl die Ranen und die Retarier die wichtigsten, beide als Hüter der zwei heiligsten Tempelstätten Rhetra*) und Arkona; die Ranen außerdem noch ausgezeichnet als Seefahrer und siegreich über die Dänen.

Keiner der einzelnen Stämme der märkischen Wenden konnte nach dieser Seite hin mit den zwei wendischen Hauptstämmen in Pommern und Mecklenburg (den Ranen und Retariern) wetteifern, aber anderseits fiel den märkischen Wenden die Aufgabe zu, in den jahrhundertlangen Kämpfen mit dem andringenden Deutschthum beständig auf der Vorhut zu stehn, und in dem Muth, den die Spree- und Havelstämme in diesen Kämpfen entwickelt haben, wurzelt ihre Bedeutung. Wenn die Ranen, und namentlich auch die Retarier, wie ein Stamm Levi, kirchlich vorherrschten, so prävalirten die märkischen Wenden politisch. Brandenburg, das wir wohl nicht mit Unrecht als den wichtigsten Punkt dieses märkischen Wenden-Landes ansehn, wurde neun mal erobert und wieder verloren, siebenmal durch Sturm, zweimal durch Verrath. Die Kämpfe drehten sich mehr oder weniger um diesen Punkt.

Die ersten Berührungen mit der wendischen Welt, mit den Volksstämmen zwischen Elbe und Oder, fanden unter Carl dem Großen statt; sie führten zu nichts Erheblichem. Erst unter dem ersten Sachsenkaiser, Heinrich dem Finkler, wurde eine Unterwerfung der Wenden versucht und durchgeführt.

Diese Kämpfe begannen im Jahre 924 durch einen Einfall Heinrich's in das Land der Stodoraner und durch Wegnahme Brennibor's. Diesem Siege Heinrich's folgten Aufstände (die Retarier, Stodoraner, Ukraner werden eigens genannt), und den wendischen Aufständen folgten neue deutsche Siege.

Es war eine endlos ausgesponnene Kette, in der jedes einzelne Glied so Ursach wie Wirkung war. Die deutsche Grausamkeit schuf wendische Aufstände, und den wendischen Aufständen folgten neue Siege der Deutschen, Siege, die wiederum zur Grausamkeit führten und so das alte Wechselspiel wiederholten. So war es unter Kaiser Heinrich, und so war es unter Otto dem Großen. Zweimal wurden die Wenden in blutigen Schlachten niedergeworfen, 920 bei Lunkini (Lenzen*) 935 am Dosa-Fluß (an der Dosse), aber ihre Kraft war ungebrochen, und der Tag kam heran, der bestimmt war, den bis dahin stets unter-

*) Darüber wo Rhetra oder Ratare stand, schwankt noch immer der Streit. Mann nennt folgende Orte: Stargard (Mecklenburg) Malchin, Röbel (am Müritz-See), Rhesa, Strelitz, Prilwitz, Kuschwanz Der letzere Ort, unpoetischen Klanges, hat zur Zeit die größten Chancen, als „Rhetra" anerkannt zu werden.

*) Von dieser Schlacht bei Lunkini (Lenzen) findet sich in „Widukinds sächsischen Geschichten" eine ausführliche Beschreibung. Die Christen belagerten Lunkini, als die Nachricht eintraf, daß ein großes Wendenheer zum Entsatz der bedrängten Festung heranrücke und während der Nacht das Lager der Christen überfallen wolle. Ein furchtbares Unwetter indeß, heftige Regengüsse hinderten den Angriff des Feindes. So kam der Morgen, und die Christen schickten sich nun ihrerseits zum Angriff an Die Zahl der Wenden war so groß, daß, als die Sonne jetzt hell auf die durchnäßten Kleider der hunderttausend Wenden schien, ein Dampf zum Himmel aufstieg, der sie wie in eine Nebelwolke hüllte, während die Christen in hellem Sonnenlicht heranzogen und ob dieser Erscheinung voll Hoffnung und Zuversicht waren. Nach hartem Kampfe flohen die Wenden; da ihnen aber eine Abtheilung der Weg verlegt hatte, so stürzten sie einem See zu, in dem Unzählige ertranken. Die Chronisten gaben das Wendenheer auf 200,000 Mann an. „Die Gefangenen wurden alle, wie ihnen verheißen, an einem Tage geköpft."

legenen Aufständen zu einem Siege zu verhelfen. Dies war die Schlacht am Tanger-Fluß 983. Da von diesem Siegestage der Wenden an das nach so vielen Niederlagen schon halb todt geglaubte Wendenthum einen neuen Aufschwung nahm und noch einmal in aller Macht und Furchtbarkeit aufblühte, so mag es gestattet sein, bei den Vorgängen einen Augenblick zu verweilen, die zu dieser Schlacht und dem ihr voraufgehenden großen Wenden-Aufstande führten.

Mistiwoi war Obotritenfürst und bereits Christ geworden. Er hielt zum Herzog Bernhard, der damals Markgraf der Nordmark war, und fühlte sich dem Markgrafen an Macht, Geburt und Ansehen nah genug, um um dessen Nichte anzuhalten. Der Markgraf versprach sie ihm; Mistiwoi aber, um ganz in die Reihe christlicher Fürsten einzutreten, zog zunächst mit 1000 wendischen Edelleuten nach Italien und focht an Kaiser Otto's Seite in der großen Schlacht bei Basantello. Als er zurückgekehrt war, erschien er vor Markgraf Bernhard und bat um die Hand der Nichte. Dieser schwankte einen Augenblick, und ein andrer deutscher Fürst, der neben dem Markgrafen stand, raunte diesem zu: „Mit nichten; eines deutschen Herzogs Blutsverwandte gehört nicht an die Seite eines wendischen Hundes." Mistiwoi hatte gehört, was der Nebenstehende halblaut vor sich hin gesprochen hatte, und verließ die Halle. Bernhard, der ahnen mochte, was folgen werde, schickte ihm Boten nach, aber umsonst; der tödtlich verletzte Wendenfürst ließ nur antworten: „Der Tag kommt, wo die Hunde beißen." Er ging nun nach Rhetra, wo der Haupttempel aller wendischen Stämme stand, und rief alle liutizischen Fürsten zusammen und erzählte ihnen die erlittene Schmach. Dann that er sein Christenthum von sich und bekannte sich vor dem Bilde Radegast's auf's Neue zu den alten Göttern. Darauf ließ er dem Sachsengrafen sagen: Nun hab Acht, Mistiwoi der Hund kommt, um zu bellen und wird bellen, daß ganz Sachsenland erschrecken soll." Der Markgraf aber antwortete: „Ich fürcht nicht das Brummen eines Bären, geschweige das Bellen eines Hundes." Am Tangerfluß kam es zur Schlacht, und die Sachsen wurden geschlagen. Das hatte Mistiwoi der Hund gethan. Die Unterwerfung, die 924 begonnen hatte, hatte 983 wieder ein Ende.

Der Dom zu Brandenburg wurde zerstört, und auf dem Harlunger Berge erhob sich das Bild des Triglaff. Von dort aus sah es noch wieder 150 Jahre lang in wendische Lande hinein. Die Liutizen waren frei.

Drei Generationen hindurch hielt sich, nach diesem großen Siege, die Macht der Wenden unerschüttert; Kämpfe fanden statt, sie rüttelten an der wiedererstandenen Wendenmacht, aber sie brachen sie nicht. Erst mit dem Eintritt des 12. Jahrhunderts gingen die Dinge einer Wandlung entgegen; die Wendenstämme, untereinander in Eifersüchteleien sich aufreibend, zum Theil auch uneins durch die rastlos weiter wirkende Macht des Christenthums, waren endlich wie ein unterhöhlter Bau, der bei dem ersten ernsteren Sturme fallen mußte. Die Spree- und Havellandschaften waren, so scheint es, die letzten Zufluchtsstätten des alten Wendenthums; Brennibor, nachdem rundum immer weiteres Terrain verloren gegangen war, war mehr und mehr der Punkt geworden, an dessen Besitz sich die Frage knüpfte, wer Herrscher sein solle im Lande, Sachse oder Wende, Christenthum oder Heidenthum. Das Jahr 1157, wie Eingangs schon bemerkt, entschied über diese Frage. Albrecht der Bär erstürmte Brennibor, die letzten Aufstände der Brizaner und Stodoraner wurden niedergeworfen, und mit der Unterwerfung des Spree- und Havellandes empfing das Wendenland zwischen Elbe und Oder überhaupt den Todesstoß. (Rhetra war schon vorher gefallen, wenigstens seiner höchsten Macht entkleidet worden. Nur der Swantewittempel auf Arkona hielt sich um zwanzig Jahre länger, bis König „Waldemar der Sieger" auch diesen zerstörte.)

Soviel in kurzen Zügen von der Geschichte des Wendenlandes zwischen Elbe und Oder. Wir wenden uns jetzt einer mehr culturhistorischen Untersuchung zu und stellen zusammen, was wir über Charakter, über Sitte, Recht und Cultur des alten Wendenthums wissen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über Arabischen Briefstyl.

Zur Charakteristik eines Volkes gehört sicherlich auch dessen Briefstyl; denn in demselben spiegeln sich die Eigenthümlichkeiten, welche ihm seine Erziehung im Großen, seine Geschichte, auf- und eingeprägt, treuer ab, als vielleicht mancher, der die Sache nur oberflächlich beurtheilt, zuzugeben geneigt sein möchte.

Selbst bei den Europäischen Völkern, namentlich den in allgemeiner Bildung am meisten vorangeschrittenen, deren Geschichte jedem ein ziemlich gleiches Gepräge aufgedrückt zu haben scheint, werden wir noch immer viele besondere — nationale, religiöse u. a. — Züge entdecken, wenn wir deren Briefstyl näher untersuchen; werden finden, daß die Art, wie sich der Deutsche, der Engländer, der Franzose, der Italiener und Spanier zumal, sowohl in Privat-, als Geschäfts- oder amtlichen Briefen ausdrücken, bei jedem eine bedeutend verschiedene ist. — Wer sich aber an das Studium neugriechischer (die den Uebergang zum Oriente bilden), türkischer, arabischer u. s. w. Briefe macht, dem wird der Unterschied zwischen dem Osten und Westen, zwischen dem Charakter freier und gebildeter und noch immer niedergedrückter und halbgebildeter Völker grell in die Augen fallen, so wie er außerdem auch da wieder auf Sonderzüge — nationale, religiöse — und andere Eigenthümlichkeiten stoßen wird, die es ihm leicht machen, die verschiedenen Völker und Stämme von einander zu scheiden.

Es liegt mir gerade ein arabischer Brief vor, der als Vorlage auch für den Leser dienen soll, um daraus den Stoff zu einem Charakterbilde zu entnehmen, das wahrscheinlich treuer ausfallen wird als irgend ein anderes, zu dem er sich Züge und Farben aus einer Anzahl Reisebeschreibungen zusammen suchen würde. Die Veranlassung zu diesem Briefe gab Folgendes:

Auf einem meiner Ausflüge kam ich in das Dorf Beit Ruba und blieb da unter meinem Zelte fast zwei Tage. Natürlich wurde ich mit vielen der Bewohner, besonders den Dorf-Magnaten, ziemlich bekannt; denn vom frühen Morgen bis zum späten Abende, ja in die Nacht hinein, saßen immer einige vor meiner Zeltthür umher

oder an dem prasselnden Feuer, das sich meine Leute für die kühlen Nächte immer anzündeten, um mit den Füßen danach ausgestreckt daran zu schlafen, wenn es zu Glut niedergebraunt war.

Einem Europäer, der in Jerusalem seinen Wohnsitz hat, schließen sich die Herzen dieser Bauern bald auf, und besonders gerne theilen sie ihm ihre Leiden mit, weil so ein völlig unabhängiger Franke in ihren Augen immer als gar einflußreich gilt. So erzählte mir denn auch einer der Dorfältesten, daß ihm vor kurzem eine Stute gestohlen worden; der Dieb wäre ihm auch wohl bekannt, ja, er hätte denselben schon gerichtlich verfolgt; aber da derselbe unter der Gewalt oder dem Schutze des berühmten Ghorhäuptlings', Akyleh Agha, stände, wäre er auf Bürgschaft losgekommen, und die Stute sollte an einem bestimmten Orte gestellt werden, was aber trotz dem Versprechen des Bürgen, eines Sohnes des genannten Agha's, noch nicht geschehen wäre. — Dem Bürgen lag natürlich nur daran, seinen Mann aus den engen Mauern Jerusalems zu erlösen, die Stute aber war kein schlechter und obendrein ein so wohlfeiler Erwerb. — Was ich nun zu thun riethe?

Da ich einen Freund in Nazareth hatte, der mit Akyleh Agha auf sehr freundschaftlichem Fuße stand, so glaubte ich durch Vermittlung desselben etwas für den Bestohlenen thun zu können, und versprach daher letzterem meine Verwendung bei ihm. In Jerusalem angekommen, schrieb ich denn auch meinem Freunde über die Sache und ersuchte ihn, an den Agha schreiben zu lassen. Nach einiger Zeit schickte er mir den verlangten Brief, damit der Beschädigte diesen entweder selbst oder durch eine Mittelsperson an den Agha ablieferte und so die Antwort, wo möglich gleich die Stute selbst ohne weiteren Verzug in Empfang nehme. Dieses Schreiben nun lautete wie folgt:

„An die Größe (Dschenâb) des Edelsten und des Hochgestellten (Makâm el âfkham — früher Titel der Sultane Aegyptens), die Herrlichkeit (Hadhret, was an das hebräische Hadar — Hoheit, Majestät, Glanz — erinnert) des Liebenden (Titel, den Christen mohammedanischen Freunden geben und von denselben empfangen), des Glorreichen, des Ehrwürdigen, des Thatenbelobten (Hamid el Maâthin, das th englisch ausgesprochen), des Hochbegabten (eigentlich, der edle Eigenschaften hat), des Agha erlauchten Standes (Dschelil es Schaân): Gott — Er sei erhöht — verleihe seinem Dasein Dauer!

Nach Erforschung des edeln Befindens, des wohlgeruchduftenden, und nach Nachfrage über den Zustand des Ueberflusses der vollkommen Gesundheit (Constitution) — möge sie nicht aufhören bewacht und beschützt zu sein unter der Obhut des Erbarmens des Barmherzigen! — ist das Erste (nämlich was wir zuerst erwähnen wollen): Seit so langer Zeit kam uns nicht zu von Eurer Größe ein Schreiben der Ruhe (Beruhigung) — Gott, Er sei erhöht! gebe, daß das Hinderniß Gutes sei! — und so war erfordert (gegenwärtiges) Schreiben an Euere Größe erstens von wegen des Fragens nach dem Theuern Eueres Wohlseins (an Ghaly Selametikum) und nach der Beschaffenheit Eurer Zustände, und nach dem richtigen Verhältniß (Jtidâl) Eurer Gesundheit, der Erwünschten; und da die Liebe und die Wünsche gegenseitig sind, so bedarf es des Beweises dafür nicht, und wir bitten Ihn — Er sei erhöht! —, wie Er beschloß die Trennung, beschließe Er die Begegnung zur Zeit, der wohlgefälligen Seiner Majestät (Dschelâl) — Er sei erhöht! — so daß wir Euch sehen (eigentlich das englische witness) im Verbleiben im Guten und Wohlsein nur. Wir hoffen (oder bitten), brechet uns nicht ab die Benachrichtigung Eueres Wohlseins."

„Sodann ist nicht verborgen, daß dem Abdallah el Hadschdsch Agha von Beit Ruba von den Bergen El Kuds (Jerusalem) verloren gegangen eine Stute und gefunden worden bei einem der Hanâdi, dem Genannten El Lawadsch; und der Erwähnte klagte schon gegen seinen Schuldner, und dieser ward in's Gefängniß gesetzt in El Kuds, bis die Stute zum Vorschein komme. Da kam herbei Euer Sohn (Nedschlukum), der Beschützte, Kuweitâ Agha, und verbürgte sich für die Stute, daß er sie zurückbringen lassen werde in das Kloster der Franken, nach Uebereinkunft seitens des Gerichtes und seitens des Klosters des Erwähnten. Und bis zur Stunde ist die Stute noch nicht da. So nun bat uns der Herr der Stute um das Schreiben des Stückes dieser Liebe an Euere Hoheit. Er hofft das Erreichen seines Gewünschten durch das ihn kommen lassen zu seinem Rechte. So hoffen wir von den Edelthaten (Makârim) Euerer ausgezeichneten Eigenschaften die Rücksendung der Stute von El Lawadsch, sei es nach dieser Seite (das Kloster in Nazareth) oder nach El Kuds, wie wir uns der Erwartung hingeben von der Höhe Euerer Gesinnung. Dieses (ist), was nöthig war mit allem, was nöthig ist, und unser Herr bewahre Euch; und bringt dar unseren Gruß der Hoheit des Liebenden, Abu Kerim Agha, und der Gesammtheit der Aghas, und Euerem Kinde, dem Beschützten; und von dieser Seite Alle(s) wohl. Sie bringen Euch dar die Wünsche (das Verlangen nach Euch oder Euerem Wohlsein,) und die Schreiber dieses, die Kohwadschas Michael Kâwwâr und Odeh Farrah, sie bringen Euch dar die Wünsche, und möget Ihr fortdauern!

Euer Liebender

(Unterschrift meines Freundes) (L. S.) 18. Moharrem. 1866 (1283)."

Die Gewohnheit des Schreibers eines Briefes, seinen Namen unterzufertigen, rührt von Obbayy b Mâlik her, der dem Propheten öfter als Sekretär diente und die Suren zu sammeln anfing. S. Sprenger, Leben Mohammeds III. p. XLV. Seq.

Nun noch einige Bemerkungen über diesen einem europäischen Ohre gewiß auffallend lautenden Brief.

Sehen wir uns zuerst die den Anfang bildende Auf- oder Zuschrift an.

Ohne meine Einleitung würde gewiß jeder Leser dieses Briefes denken, er wäre an irgend einen Potentaten des Ostens geschrieben. Nun, Akyleh Agha ist allerdings nach dem Maßstabe, den die Schreiber des Briefes anzulegen vermochten, ein mächtiger Araber-Häuptling, und in den Augen der Nazarethaner steht er (mit Recht, sage ich) höher da, als ein vom Sultan zu Stambul ausgeschickter Pascha, der Allen Geld abpreßt und doch dafür keine Sicherheit herstellt, oder, wenn er einmal auf den Gedanken kommt, einem Bezirke seinen Schutz zuzu-

wenden, denselben den armen Schützlingen durch seine Raubbienen (die regulären Soldaten, wie die Baschy Bozuks) so theuer zu stehen kommen läßt, daß sie sich zwei- und dreimalige Plünderung durch Beduinen lieber gefallen ließen als eine solche Schutzexpedition. Und aus solchen Häuptlingen gingen in den Khalifenzeiten oft gewaltige Satrapen hervor. Auch die türkische Regierung, deren Macht überall, wo die Bevölkerung keine festen Wohnsitze mehr hat, meist zu einem bloßen Schatten herabsinkt, muß noch immer solche Häuptlinge entweder durch Ehren (der Titel Agha ist eine solche) zu gewinnen und in ihr Interesse zu ziehen oder durch Schliche und Schlingen zu verderben suchen. An Akyleh Agha hat sie z. B. schon beides versucht, aber ohne sonderlichen Erfolg in der einen oder andern Beziehung. — Allein dessen ungeachtet ist der Scheikh Akyleh mit den paar hundert Bewaffneten, die er aufzubringen vermag, doch noch kein Emir oder Sultan, und die schwülstigen Titel, welche ihm die Schreiber aus Nazareth ertheilen, weisen also auf eine Schmeichelei hin, die wir kriechend nennen müßten, wenn nicht auch jetzt noch im Türkenreiche zwischen Christ und Moslim eine solche Kluft sich ausdehnte, daß weder der Christ bei solchen Anreden absonderlich an's Schmeicheln denkt, noch der Moslim dieselben in einem anderen Lichte als dem der „verd . . . . Schuldigkeit“ von Seite des Christen betrachtet.

Die dann folgende überlange Einleitung, deren Schwülstigkeit und Schwerfälligkeit ebenfalls maßlos scheinen, weiset eben auch wieder auf den Abstand hin, den der orientalische Christ zwischen sich und dem mohammedanischen Meister noch immer bestehen fühlt, so daß er selbst in einem Briefe, der sich gewissermaßen auf die Anrechte gegenseitiger Freundschaft stützt und einen Freundschaftsdienst beansprucht, doch den bevorzugten Freund sich immer nur als sich herablassenden Gönner und hohen Beschützer denken kann. Die oft wiederholte Anrufung des Allerhöchsten, das Hereinziehen der Gottheit, der Vorsehung, zum Mitwirken an der Beräucherung eines Beduinenscheikh's müßte uns geradezu anwidern, wenn wir nicht leider sagen müßten, daß der Orientale (Christ, Jude oder Moslim) solche fromme Ergüsse gedankenlos, d. h. ohne wirklich an Gott zu denken, über seine Lippen oder aus seinem Schreibrohre fließen läßt. Sie sind für ihn Phrasen, die mit zu dem gehören, was ihm als schöner Styl gilt.

Nun kommt der langen Rede kurzer Sinn. Der Thatbestand ist nach meinen dem Freunde mitgetheilten Umständen richtig angegeben; aber mit welcher Vor- und Umsicht gehen die Schreiber zu Werke, um nicht den stolzen Häuptling durch barsche Ausdrücke gegen einen Pferdedieb zu beleidigen, der das Glück hat, zu dessen Schützlingen oder Stamme zu gehören, in dem überhaupt solche Verwechslungen des „Mein und Dein“ nur dann zu Tadel und Rüge Veranlassung geben, wenn sie nicht geschickter ausgeführt werden.

Die Stute ist zufällig verloren gegangen und noch zufälliger gefunden worden. Der Eigenthümer geht dem Finder nach El Kuds nach und bringt ihn dort als Schuldner vor Gericht (und da hat er sicherlich denselben ohne alle Scheu einen Dieb genannt) und in's Gefängniß. Der Wortbruch des dem Häuptling so nahe stehenden Bürgen, der wahrscheinlich von Anfang an dem Diebe als stiller Beobachter zur Seite stand, wird auf die zarteste Weise berührt — mit den demuth- und wehmuthvollen Worten: „Die Stute ist bis zur Stunde noch nicht da“, die fast den Hintergedanken errathen laßen: „und sie wird wohl für immer abwesend bleiben.“

Ueber den Schluß können wir hinweggehen. Der Brief ward mir zur Beförderung an meinen Clienten zugeschickt, der denselben dann entweder selbst oder durch einen Vertrauten dem Häuptlinge einhändigen, also in die Höhle des Löwen selbst sich oder den andern liefern sollte. Natürlich schickte ich den Brief mit einem Begleitschreiben, das ich aber von meiner europäischen Höhe herab — du haut de ma grandeur — an den Dorfscheikh kurz und im Gönnerstyle abfassen konnte.

Daß der Araber, besonders der Zeltaraber, das Stehlen von Pferden u. s. w. in demselben Lichte betrachtet, in welchem die Wegelagerer im Mittelalter es einst für vollkommen gerechtfertigt ansahen, die Waarenzüge der Kaufleute für sich in Beschlag zu nehmen, ist allgemein bekannt, und Reisende im Oriente können das gelegenheitlich erfahren — manchmal zum eigenen Schaden.

Ich befand mich einmal mit zwei anderen Europäern als Gast im Lager eines Scheikh's der Taâmireh-Araber, die vom Wady en Nâr (Kidronthal) an südlich gegen den sogenannten Frankenberg und längs dem Wady et Taâmireh, zwischen Bethlehem und dem todten Meere herum ziehen. Plötzliches schrilles Jubeln der Weiber und Kinder und das Zusammenlaufen vieler Männer lockten uns aus unserem Zelte heraus, in das wir müde von einem Ausfluge nach dem Ufer des todten Meeres eben zurückgekommen waren. Da sahen wir mehrere Kameelstuten und deren Junge vorüberziehen und hinter denselben etwa fünf bewaffnete Männer wie siegesstolz einherschreiten. Auf unsere Fragen sagte man uns, dieselben wären Tejahin aus dem Süden, hätten einen Raubzug über den Jordan unternommen, den Adwân diese Kameele entwendet und zögen nun zurück.

Wir machten nun allerdings einige Bemerkungen über das Ungesetzliche und Sündige einer solchen Handlung, und wie unsere Gastfreunde die Diebe nicht so frei durch ihr Gebiet ziehen lassen, sondern die Beute denselben abnehmen und den Beraubten zurückstellen sollten. Die Antwort war: Sie wären zwar Haramijjeh (Diebe); aber man lebte mit ihnen auf freundschaftlichem Fuße und könnte sich nicht in Schwierigkeiten verwickeln, die einen Bruch nach sich ziehen würden. Die kühle Art, wie diese Antwort gegeben wurde, zeigte uns aber auch hinlänglich, daß man unsere Begriffe von Recht und Unrecht in dieser Beziehung nicht theilte und diese Haramijjeh als waghalsige Glücksritter eher bewunderte und — beneidete, denn als gemeine Diebe betrachtete. Das Stehlen ist unter den Arabern eine so uralte Lebensversicherungsanstalt, daß deren Entwurzelung nur der geistigen Eroberung des reinen Christenthums gelingen kann. Reine Gewaltmaßregeln würden aus leicht begreiflichen Gründen gegen dasselbe wenig ausrichten oder einen Widerstand hervorrufen, den wahrscheinlich nur Vertilgung ganzer Stämme brechen könnte. Unterm Türkenregimente leiden,

wie ich schon oben bemerkt, diejenigen, denen es Hilfe zu bringen sich manchmal anschickt, durch diese Hilfe doppelt und dreifach mehr. —

Ich bin nun zwar mit diesem Zusatze von meinem Gegenstande, dem Briefstyle, abgekommen; aber gewissermaßen deutet auch das Ebengesagte an, daß da, wo solche Zustände herrschen, wo noch immer Faustrecht oder Willkür auf Seite der Regierung, wie auf Seite derjenigen, welche ihr mit Erfolg zu trotzen vermögen, sich geltend machen können, der Briefstyl einen andern Ausdruck für Begriffe von Recht und Unrecht oder für das Gefühl der eigenen Stellung solchen Gewalthabern gegenüber nicht finden kann. — Vor etlichen dreißig Jahren kamen mir griechische Briefe zu Gesicht, deren Ausdrucksweise einem Nomarchen (Präfekten), Eparchen (Subpräfekten) oder selbst Demarchen (Bürgermeister) gegenüber noch stark an ähnliche Verhältnisse erinnerten. Später verschwand aber diese überschwänglich knechtische Furcht vor Gewalthabern nicht nur fast ganz, sondern ward oft auch durch eine an Anmaßung und klassische Grobheit gränzende Bündigkeit des Ausdruckes ersetzt, wobei jedoch Rückfälle in die alte Weise keine sehr seltene Ausnahme bildeten, wenn Partei- oder andere Interessen die Feder führten.

Uebrigens will ich damit nicht gesagt haben, daß bei uns keine ähnlichen Briefschreiber gefunden werden können. Kriecher und Schmeichler giebt es ja überall. Sie können nur nicht so tief an der Leiter der Menschenwürde herabsteigen wie die orientalischen ꝛc., weil die Gesammtheit der Gesellschaft, in welcher sie sich bewegen, nie so tief gesunken, so daß die Sprache selbst ihren Dienst maßloser Selbsterniedrigung verweigert. —

Dr. C. Sandreczki.

Statistisches.

Die Sache der Hilfe für die armen Schwach- und Blödsinnigen, bis vor einigen Jahren — mit Ausnahme von ein paar kleinen Privatanstalten — in Norddeutschland eine unbekannte Sache (in Württemberg war sie schon etwas früher von der Schweiz her angeregt), macht die raschesten und erfreulichsten Fortschritte. Neben dem rheinischen Gladbach, dem Cyklus von Anstalten der Provinz Sachsen, der Stettiner Kückenmühle, einer bedeutenden noch unter dem früheren Regime errichteten Anstalt bei Hannover, und einem kleinen Anfange in Schreiberhau,*) ist ja nun auch in Potsdam ein Haus für die Provinz Brandenburg errichtet, und in Oberschlesien ist die Sache schon länger in Vorbereitung. Ebenso regt es sich in andern Ländern. In Mecklenburg-Schwerin tritt unweit der Irrenheilanstalt Sachsenberg eine Anstalt durch großherzogliche Gründung und mit ständischer Unterstützung in's Leben. In Hessen-Darmstadt ist schon vor zwei Jahren „zum Besten der im Großherzogthum Hessen zu gründenden Anstalt für Blödsinnige" ein gedruckter Vortrag vom Prediger Engel in Erbach ausgegangen (Die Hilfe für Blödsinnige, Darmstadt 1865), und hat seitdem auch dort die Angelegenheit weitere Fortschritte gemacht. Bei Hamburg endlich, oder näher bezeichnet bei Alsterdorf, hat der wackere Pastor Sengelmann eine Anstalt gegründet, indem er dorthin zugleich sein schon früher als Landprediger in Moorfleth gegründetes „Nicolaistift" (zur Bewahrung vor Verwahrlosung) verlegt und sich selbst ebenfalls dorthin von seiner großen städtischen Pfarrstelle zurückgezogen hat.

(Ev. Kirchl. Anz. v. Berlin.)

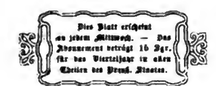
*) In Craschnitz bei Militsch in Schlesien besteht seit mehreren Jahren eine vom Johanniter-Ritter Grafen Adalbert von der Recke-Volmerstein gegründete und von demselben mit vielem Segen geleitete Anstalt für Blödsinnige. D. R.

Die lutherische Kirche Frankreichs umfaßt gegenwärtig 44 Consistorien, 232 Parochien mit 199 Filialgemeinden, 392 Kirchen, 658 Schulen und 303 Pastoren. — Die reformirte Kirche zählt 105 Consistorien, 489 Parochien mit 692 Filialgemeinden, 893 Gotteshäuser, 1304 Schulen und 661 Pastoren. — Die freien Kirchen zählen 195 Gotteshäuser und 89 Pastoren. — In Paris giebt es gegenwärtig 37 evangelische Gotteshäuser mit 53 Pastoren, die theils in französischer, theils in englischer, theils in deutscher Sprache predigen. Der Kirche augsburgischer Confession, welche etwa 40,000 Seelen zählt, gehören davon 15 gottesdienstliche Locale und 20 Pfarrer und Hilfsgeistliche an. Dieselbe zählt 48 Schulen und Kleinkinderschulen, welche von etwa 5000 Kindern besucht werden. — Laut der im vergangenen Jahre vorgenommenen städtischen Zählung befanden sich in Paris 34,273 Deutsche aus den ehemaligen Bundesländern, die Deutsch-Oesterreicher mit inbegriffen. (Evang. Kirchl. Anz.)

Bei einem Blicke über die Jahresregister zeigt sich eine bemerkenswerthe Stetigkeit in den Zahlen der festgestellten Fälle von Selbstmord. Jahr für Jahr suchen in England über 1300 Personen aus Verzweiflung den Tod. Während der letzten acht Jahre zeigt das Verhältniß, 66, 64, 70, 68, 65, 66, 64, 67 Selbstmorde auf eine Million Einwohner, wenig Veränderung. Jedenfalls ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß zumal bei Ertrunkenen immer eine Anzahl von solchen als einfach verunglückt aufgeführt werden, die eigentlich ihren Platz in den Selbstmordstatistiken finden müßten. Merkwürdiger fast noch als die im Durchschnitt sich ziemlich gleichbleibende Zahl der Selbstmörder ist die Regelmäßigkeit im Verhältniß der verschiedenen Todesarten, die von diesen Unglücklichen gewählt werden. Erhängen kommt am häufigsten vor: 28 aus den 67, die von einer Million Menschen Hand an sich selbst legen, thun es auf diese Weise. Eben so regelmäßig kehrt die Zahl 11 oder 12 wieder, die sich mit scharfen oder spitzen Werkzeugen umbringen, und eine gleiche Anzahl sucht den Tod im Wasser. Vergiftung figurirt mit 7 unter 67. Feuerwaffen bilden nur in drei Fällen das Mittel. Bei dem Reste wird die unmittelbare Ursache nicht angegeben. Verglichen mit andern Nationen nimmt England mit seinen Selbstmördern die zweite Stelle ein. Frankreich zählt jährlich 110, England 64, Belgien 45, Italien 30 und Spanien 15 Selbstmörder auf 1,000,000 Einwohner. (St.-Anz.)

Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich Potsdamer-Straße Nr. 134 c zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der







Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 41. Berlin, den 9. Oktober 1867. **Nr. 41.**

Wilhelm Carl Alexander Valentin von Massow, Geheimer Ober-Regierungs-Rath a. D., Mitglied des Herrenhauses, auf Rohr bei Rummelsburg, Rechtsritter seit 1855, † zu Rohr 24. September 1867.

Die Wenden in der Mark.

(Fortsetzung.)

2. Lebensweise. Sitten. Tracht.

Die Frage ist oft aufgeworfen worden, ob die Wenden wirklich auf einer viel niedrigeren Stufe als die vordringenden Deutschen gestanden hatten, und diese Frage ist keineswegs immer mit einem bestimmten „Ja" beantwortet worden. Sehr wahrscheinlich war die Superiorität der Deutschen, die man schließlich wird zugeben müssen, weniger groß, als deutscherseits vielfach behauptet worden ist.

Die Wenden, um mit ihrer Wohnung zu beginnen, hausten keineswegs (wie ein mir vorliegender Stich sie darstellt) in verpallisadirten Erdhöhlen, um sich gleichzeitig gegen Wetter und Wölfe zu schützen; sie hatten Bauten mannigfacher Art, die mehr oder weniger wirklichen Häusern entsprachen. Daß von ihren Gebäuden, öffentlichen und privaten, kein einziges bestimmt nachweisbar auf uns gekommen ist, könnte dafür sprechen, daß diese Bauten von einer inferioren Beschaffenheit gewesen wären; wir dürfen aber nicht vergessen, daß die siegreichen Deutschen natürlich alle hervorragenden Gebäude (die sämmtlich Tempel oder Vesten waren), sei es aus Rache oder sei es zu eigner Sicherheit, zerstörten, während die schlichten Häuser und Hütten im Laufe der Jahrhunderte sich natürlich eben so wenig erhalten konnten, wie deutsche Häuser und Hütten aus jener Zeit.

Die Wenden, so viel steht fest, hatten verhältnißmäßig wohleingerichtete Häuser, und die Frage bleibt zunächst nur, wie waren diese Häuser. Wahrscheinlich sehr verschiedener Art. Wie wir noch jetzt, oft bunt durch einander, noch häufiger nach Distrikten geschieden, Lehmkaten, Fachwerk-, Feldstein- und Backsteinhäuser finden (der Stroh-, Schilf-, Schindel- und Ziegeldächer ganz zu geschweigen), so war es gewiß auch in alten Wendenzeiten, nur noch wechselnder, nur noch abhängiger von dem Material, das gerade zur Hand war. In den Fischerdörfern an der Spree und Havel hin, in den Sumpfgegenden, die kein anderes Material kannten als Elsen und Eichen, waren die Dörfer muthmaßlich Blockhäuser, wie man ihnen noch jetzt in den Spreewaldgegenden begegnet; auf dem Feldstein-übersäten Barnim-Plateau richteten sich, wie noch jetzt vielfach in den dortigen Dörfern geschieht, die Wohnungen höchst wahrscheinlich aus Feldstein auf, in fruchtbaren Gegenden aber, wo der Lehm zu Tage lag, wuchs das Lehm- und das Ziegelhaus auf; — denn die Wenden verstanden sich sehr wohl auf die Nutzung des Lehms und sehr wahrscheinlich auch auf das Ziegelbrennen. Daß sie unter ihrem Gerath nachweisbar auch den Mauerhammer hatten, deutet wenigstens darauf hin. Einzelne dieser Dinge sind nicht geradezu zu beweisen, aber sie müssen so gewesen sein nach einem Naturgesetz, das fortwirkt bis auf diesen Tag. Armes Volk (oder uncultivirtes) baut sich seine Wohnungen aus dem, was es zunächst hat: am Vesuv aus Lava, in Irland aus Torf, am Nil aus Nilschlamm, an den Pyramiden aus Trümmern vergangener Herrlichkeit. So war es immer, wird es immer sein; — so war es auch bei den Wenden.

Die Wenden aber hatten nicht nur Häuser, sie wohnten auch, wie schon angedeutet, in Dörfern und Städten. Ihre Dörfer zogen sich zu Hunderten und Tausenden durch das Land. Die wendischen Namen unserer Dörfer beweisen dies zur Genüge. Manche Gegenden haben nur wendische Namen. Um ein Beispiel statt vieler zu geben, die Dörfer um Ruppin herum heißen: Carwe, Gnewkow, Gartz, Wustrau, Bechlin, Steffin, Krentzlin, Metzeltin, Tebergatz, Gantzer, Lentzke, Manker ꝛc., lauter wendische Namen. Aehnlich ist es überall in der Mark, in Lausitz und Pommern; selbst viele deutsch klingende Namen wie Wustrau, Wusterhausen ꝛc. sind nur ein germanisirtes Wendisch.

Wie die Dörfer waren, ob groß ob klein, ob stark bevölkert oder schwach, kann, da jegliche bestimmte Angabe darüber fehlt, nur durch Combination herausgerechnet, also nur hypothetisch festgestellt werden. Die große Zahl der Todtenurnen, die man findet, außerdem die Mittheilungen Thietmar's u. A., daß bei Lunkini 100,000 Wenden gefallen seien, scheinen darauf hinzudeuten, daß das Land

allerdings stark bevölkert war. Unsicher, wie wir über Art und Größe der wendischen Dörfer sind, sind wir's auch über die Städte. Einzelne galten für bedeutend genug, um mit den Schilderungen ihres Glanzes und ihres Unterganges die Welt zu füllen, und wie geneigt wir sein mögen, der poetischen Darstellung an diesem Weltruhm das beste Theil zuzuschreiben, so kann doch das Geschilderte nicht ganz Fiktion gewesen sein, sondern muß in irgend etwas Vorhandenem seine reale Anlehnung gehabt haben. Besonderes Ansehen hatten die Handelsstädte am baltischen Meere. Unter diesen war Jumne, wahrscheinlich am Ausfluß der Swine gelegen, eine der gefeiertsten. Adam von Bremen erzählt von ihr: sie sei eine sehr angesehene Stadt und der größte Ort, den das heidnische Europa aufzuweisen habe. „Zu ihr — so fährt er fort — wohnen Slaven und andere Nationen, Griechen und Barbaren. Denn auch den dort ankommenden Sachsen ist, unter gleichem Rechte mit den Uebrigen, zusammen zu wohnen verstattet, freilich nur, so lange sie ihr Christenthum nicht öffentlich kundgeben. Uebrigens wird, was Sitte und Gastlichkeit anlangt, kein Volk zu finden sein, das sich ehrenwerther und dienstfertiger beweise. Jene Stadt besitzt auch alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Dort findet sich der Vulkanstopf, den die Eingeborenen das „griechische Feuer" nennen; dort zeigt sich auch Neptun in dreifacher Art, denn von drei Meeren wird jene Insel bespült, deren eines von ganz grünem Ansehn sein soll, das zweite aber von weißlichem; das dritte ist durch ununterbrochene Stürme beständig in wuthvoll brausender Bewegung."

Diese Beschreibungen zeitgenössischer Schriftsteller, wie auch die Beschreibung von Vineta oder Julin (die beide dasselbe sind) beziehen sich auf wendische Handels- und Küstenstädte. Es ist indessen wahrscheinlich, daß die märkisch-wendischen Binnenstädte wenig davon verschieden waren, wenn auch vielleicht um etwas geringer. An Handel waren sie gewiß unbedeutender, aber dafür standen sie dem deutschen Leben und seinem Einfluß näher.

Wenden wir uns nunmehr der Frage zu, wie lebten die Wenden in ihren Dörfern und Städten, wie kleideten, wie beschäftigten sie sich, so wird das Wenige, was wir bis hierher über ihre Häuser u. s. w. gesagt haben, auch ein gewisses Licht auf diese Dinge werfen. Wie beschäftigten sie sich? Neben der Führung der Waffen, die Sache jedes Freien war, gab es ein mannigfach gegliedertes, gewerbliches Leben. Die Ausschmückung der Tempel, Ausschmückungen, wie man ihnen noch jetzt in alt-russischen Kirchen begegnet und wie sie in den alten Schriftstellern der Wendenzeit vielfach beschrieben werden, lassen keinen Zweifel darüber, daß die Wenden eine Art von Kunst, wenigstens von Kunsthandwerk kannten und übten. Sie schnitzten ihre Götzenbilder in Holz oder fertigten sie aus Erz und Gold, sie bemalten ihre Tempel und färbten das Schnitzwerk, das als groteskes Ornament die Tempel zierte. Den Schiffbau kannten sie (die kühnen Seeräuberzüge der Ranen beweisen es zur Genüge), und ihr Haus- und Kriegsgeräth war mannigfach. Sie kannten den Haken zur Beackerung und die Sichel um das Korn zu schneiden. Die feineren Wollen-Zeuge (so berichten die Chronisten) kamen aus Sachsen; aber eben aus der speciellen Anführung des Chronisten, daß die feineren Zeuge aus Sachsen kamen, geht zur Genüge hervor, daß die minder feinen im Lande selber bereitet wurden. Einheimische Arbeit war auch die Leinewand, in welche die Nation sich kleidete und wovon sie zu Segeln und Zelten große Mengen gebrauchte. Es ist also wohl nicht zu bezweifeln, daß der Webstuhl im Wendenlande bekannt war wie im ganzen Norden bis nach Island, und daß die Hände, welche den Flachs und den Hanf dem Erdboden abgewannen, ihn auch zu verarbeiten verstanden. Die Hauptbeschäftigungen blieben freilich Jagd und Fischerei, daneben die Bienenzucht. Das Land wies darauf hin: noch jetzt in den slavischen Flachlanden Osteuropa's, auf den Strecken zwischen Wolga und Ural, wo weite Haiden mit Lindenwäldern wechseln, begegnen wir denselben Erscheinungen, derselben Beschäftigung. Die Honigerträge waren reich und wichtig, weil aus ihnen der Meth gewonnen wurde. Bier wurden aus Gerste gebraut. Die Fische wurden frisch oder eingesalzen gegessen, denn man benutzte die Soolquellen und wußte das Salz aus ihnen zu gewinnen. Vieles spricht dafür, daß sie selbst Bergbau trieben und das Eisen aus dem Erz zu schmelzen verstanden.

Noch ein Wort über die nationale Kleidung der Wenden. Es liegen nur Andeutungen darüber vor. Daß sie so gewesen sei, oder auch nur ähnlich, wie die Wenden sie jetzt noch tragen, ist wohl falsch. Die wendische Tracht entwickelte sich in den wendisch gebliebenen Gegenden unter dem Einfluß wenn nicht der deutschen Mode, so doch des deutschen Stoffs und Materials, und es bedarf wohl keiner Versicherung, daß die alten ursprünglichen Wenden weder Faltenröcke noch Zwickelstrümpfe, weder Manchestermieder noch Ueberfallkragen gekannt haben. All dies ist ein in spätern Culturzeiten Gewordenes, an dem die Wenden-Ueberreste nolens volens theilnehmen mußten. Giesebrecht beschreibt ihre Kleidung wie folgt: „Zur nationalen Kleidung gehörte ein kleiner Hut, ein Obergewand, Unterkleider und Schuhe oder Stiefeln; barfuß gehen wurde als ein Zeichen der äußersten Armuth betrachtet. Die Unterkleider konnten gewaschen werden; der Stoff, aus dem sie bestanden, war also vermuthlich Leinewand. Das Oberkleid war wollen." Ueber Schnitt der Kleidung und die bevorzugten Farben wird nichts gesagt, doch dürfen wir wohl annehmen, daß sich eine Vorliebe für das Bunte (wie sie die wendischen Trachten und fast alle Nationaltrachten zeigen) darin aussprach. Der kleine Hut und die leinenen Unterkleider (Rock, Weste, Beinkleid) finden sich übrigens noch bis diesen Tag bei den Spreewalds-Wenden vor. Nur die Frauentrachten weichen völlig davon ab.

(Fortsetzung folgt.)

La maison d'Orange in Berlin.

La maison d'Orange, Dorotheenstraße 26 belegen, ist ein Asyl für bedürftige Abkömmlinge aus der Colonie des frühern Fürstenthums Orange, und bildet gegenwärtig durch Anschluß ein Glied der französischen Colonie, ohne in seinem Ursprung mit diesem zusammen zu fallen. Es war vielmehr von Hause aus eine für sich bestehende Colonie mit selbständiger Geschichte und selbsteigener Institution, und stammt aus der kleinen französischen Landschaft

Orange, Departement Vaucluse, welche vom 11. bis 16. Jahrhundert als souveraines Fürstenthum bestand. Dieses kam nach dem Tode seines letzten Fürsten Philipp von Chalons an dessen Schwager, einen Grafen von Nassau, und verblieb dem Hause Oranien von 1531 bis 1702. Nach dem Tode Wilhelm's III. war das Land eilf Jahre hindurch dem fruchtlosen oranischen Erbfolgestreit ausgesetzt. Derselbe endigte damit, daß Friedrich I. von Preußen seine schließlich anerkannten Ansprüche an Frankreich abtrat, welches seit 1713 im ungestörten Besitz des Landes geblieben ist.

Zur Zeit der Oberhoheit Oraniens hatte die Lehre Calvin's in diesem Ländchen einen sehr günstigen Boden gewonnen. In der Stadt Orange befanden sich zwei Kirchen dieses Bekenntnisses, und die umwohnenden Gemeinden blühten, durch glaubensstarke Geistliche gestützt, fröhlich empor. Einheit that aber hier um so mehr Noth, als das ganze Land von französischen Besitzungen umschlossen war. Die Gastfreiheit, die hier allen Reformirten geboten wurde, welche in Frankreich grausamer Verfolgung ausgesetzt waren, reizte den Haß der Katholiken und ihres bigotten Königs Ludwig des XIV. in um so höherem Grade, als deren Macht hier an fremder Herrschaft scheiterte.

Als nun 1673 Wilhelm III., später König von England, Ludwig XIV. gezwungen hatte, seine Eroberungen in den Niederlanden wieder fahren zu lassen, bemächtigte dieser sich aus Rache des kleinen preisgegebenen Landes und begann in seiner bekannten Weise „Gottlose Ketzerei" auszurotten. Zwar nöthigte ihn der Friedensschluß zu Nymwegen 1678, das Land einstweilen seinem rechtmäßigen Besitzer zurück zu geben; aber in den nun folgenden Reunionskriegen, denen sich die Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 anschloß, hatten die nur momentan zur Ruhe gekommenen Bewohner wieder die schwersten und ausgesuchtesten Leiden zu bestehen. Ihre Kirchen wurden zerstört und der Erde gleich gemacht, ihre Geistlichen von einem Gefängniß in das andere geschleppt, die Häuser von den Soldaten niedergerissen, nachdem sie dieselben zuvor geplündert oder deren Inhalt muthwillig vernichtet hatten. Hohn und Grausamkeit aller Art ward an den Unglücklichen verübt.

Man zerrte die Menschen durch die Straßen, während man sie mit Schlägen bedeckte; man hängte sie in ihren Wohnungen auf, verbrannte ihnen die Fußsohlen oder suchte durch Mangel an Schlaf die Standhaftesten zu überwältigen und zum Widerruf zu bewegen. Zu dem Ende wurde in vielen Häusern Nacht und Tag die Trommel geschlagen, und die Marterknechte lösten sich ab, während die Opfer ausdauern mußten.

Endlich setzte der Ryswicker Friede diesen unsäglichen Leiden ein Ziel. Ludwig mußte abermals das Fürstenthum an Wilhelm III. zurück geben. Die Religionsfreiheit ward wieder hergestellt und die Gefängnisse geöffnet. Eine große Menge der Geistlichen war besonders in eine französische Stadt abgeführt. Als man in der Hauptstadt vernommen, daß diese treuen Männer in Freiheit gesetzt seien, erhob sich tausendstimmiger Jubelruf, und überall ertönten Lobgesänge zu Gottes Ehre. Ihr Einzug glich unter dem Jauchzen der begeisterten Menge vollständig einem Triumphzuge. Während desselben ereignete sich folgende ergreifende Scene: Alle diejenigen, welche, von der Macht der Trübsal überwältigt, sich der katholischen Kirche wieder angeschlossen hatten, kamen mit Ausnahme eines Einzigen im öffentlichen Zuge daher. Sie warfen sich unter Strömen von Thränen zur Erde nieder und flehten in dieser Stellung den Gott, den sie beleidigt hatten, um Barmherzigkeit an; dann baten sie die Geistlichen um ihren Segen, um eine Wiederaufnahme in die Gemeinde der Gläubigen.

Wiederum waren es nur fünf Jahr, in denen den reformirten Bekennern des kleinen unbeugsamen Landes die schwer errungene Glaubensfreiheit und Ruhe vergönnt war. Mit Wilhelm's III. Tode 1702 erhob der französische Verfolger sein Haupt und beschloß jetzt den lang gehegten Vorsatz auszuführen, nämlich die Landschaft seinem Reiche einzuverleiben und den Calvinismus für immer zu unterdrücken.

Zwei Tage nachdem er die Kunde von dem Abscheiden des Königs von England erhalten, setzte er den Prinzen von Conti in den Besitz von Orange ein und verlangte dann von diesem im November desselben Jahres, ihm das Land wieder abzutreten. Alsdann erließ er im Februar 1703 ein Manifest, besagend, daß er in Betracht der Unordnungen, welche durch das Bekenntniß zu Orange in seinen benachbarten Provinzen angerichtet worden, Willens sei, die Ketzerei daselbst unnachsichtlich abzuschaffen! — Einer seiner Generale ward abgesandt, seine Oberherrschaft zur Anerkenung zu bringen, von den neuen Unterthanen den Eid der Treue zu fordern, allen Gottesdienst in den Kirchen, auch jede Ausübung desselben in den Häusern oder im Geheimen zu verbieten, und wenn der Gehorsam nicht unverzüglich und freiwillig erfolgen sollte, denselben mit den Waffen in der Hand durch Gewalt zu erzwingen! — Diesmal indeß verwandte sich der Prinz von Conti mit Erfolg zu Gunsten der Unterdrückten. Ludwig willigte im Widerspruch mit dem eben erlassenen Edict und trotz der dringenden Gegenvorstellungen des Papstes und der Priesterschaft in die Verbannung der reformirten Gemeinden und ihrer Geistlichen, und gab ihnen drei Monate Frist, um ihr Vermögen flüssig zu machen. Jedoch war diese kurze Frist fast nur eine andere Art der Beraubung. Die Katholiken wollten die Besitzthümer der Verstoßenen nicht an sich kaufen, und die Juden, deren Dazwischenkunft noch erwünscht gelten mußte, machten gute Geschäfte. Kaum ward den Unglücklichen so viel, daß sie die Mittel zur Reise beschaffen konnten; dazu entriß man ihnen an der Grenze noch einen Theil des unbedeutenden Erlöses. — Das durch höchsten Befehl mit Beschlag belegte Eigenthum der Ausgewanderten sowie das baare Capital betrug über zwei Millionen.

Dreitausend Personen, Männer, Weiber, Kinder, Greise und Kranke aus allen Ständen ergriffen den Kummerstab der Auswanderung, um arm und hilflos einer unbekannten Zukunft entgegen zu gehen. Es war ein Zug durch die Wüste, dem die Verheißung des Herrn nicht fehlte: ich will euch nicht verlassen noch versäumen! —

Sie hatten Genf zu ihrem Ziel gewählt, wohin der grade Weg nur 48 Stunden betrug, aber man zwang sie,

einen Umweg von 160 Stunden mitten durch die Alpen zu machen. Indeß führte der Herr diese Schaar einen andern Weg als sie gedachten.

Friedrich I. von Preußen, seit Kurzem mit der Königskrone geschmückt, war durch seine Mutter, die Gemahlin des großen Churfürsten, nächster Erbe des kinderlos verstorbenen Wilhelm III., und überdies verlieh ihm das Testament Friedrich Heinrich's Ansprüche auf das Fürstenthum Orange, die zur Zeit indeß noch nicht anerkannt waren. Aber der König wartete diese Anerkennung nicht ab, um den oranischen Auswanderern seine Hilfe zu bringen. Er berief durch Edict vom Juli 1704 die Glaubenshelden nach Brandenburg und kam ihnen mit der großmüthigsten Freigebigkeit entgegen. Er schickte ihren fünf Predigern große Summen zur augenblicklichen Vertheilung zu; sandte ihnen Abgeordnete, um sie den besten Weg zu führen und auf der Reise zu versorgen, und schrieb alsbald eine allgemeine Landescollecte aus. 6300 Thaler wurden aus Staatsmitteln zu Pensionen ausgesetzt. Dazu empfahl der König die entblößten Ankömmlinge der Mildthätigkeit ihrer Glaubensverwandten in Teutschland, und sie fanden in allen protestantischen Landen des Reichs die lebendigste und wirksamste Theilnahme bei Fürsten und Völkern. Außer den persönlichen Unterstützungen floß noch eine Summe von 25,000 Thalern aus allen evangelischen Reichsländern für sie zusammen.

Der Ruf der Standhaftigkeit und Treue der oranischen Emigrirten drang gleichzeitig mit dem Ruf nach Hilfe auch nach England. Kaum hatte der außerordentliche Gesandte Friedrich's I., Herr v. Spanheim, im Namen seines Gebieters um eine allgemeine Collecte in England gebeten, als die Königin Anna ein Ausschreiben zu diesem Zweck erließ. Sie schilderte in demselben mit beweglichen Worten die Lage der Hilfsbedürftigen und wies auf die Verpflichtung Englands hin, sich der treu protestantischen Unterthanen des verstorbenen Königs, ihres Bruders, anzunehmen. Das Land kam mit Freudigkeit der Aufforderung seiner Königin entgegen. Trotz der Opfer, die der Krieg mit Spanien und Frankreich forderte, ergab die Sammlung 19,000 £ Sterling, welche Summe dem englischen Gesandten in Berlin, Grafen Strafford, eingehändigt ward, und mit weiser Vorsicht und redlichem Eifer entledigte sich dieser edle Mann des ihm gewordenen Auftrags, diese Gaben zweckmäßig zu verwenden. Die Ankommenden unterzubringen und sie in den Stand zu setzen, ihr Brod selber zu verdienen, war keine leichte Aufgabe, und zwei vom König eigens dazu eingesetzte Kommissare theilten diese Mühe mit dem Gesandten.

Auch mehre Mitglieder des französischen Consistoriums schlossen sich dieser Thätigkeit bereitwillig an und übernahmen namentlich den Besuch der Kranken. Ein großer Theil der englischen Collecte im Betrag von 16,000 Thalern wurde den in Genf Zurückgebliebenen übermacht, und das Uebrige größtentheils für die erste Einrichtung und Unterhaltung bleibender Ansiedlungen in Berlin, Burg, Magdeburg, Halle, Halberstadt, Brandenburg a. d. H. und Neu-Haldensleben verausgabt.

Nach Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse faßte der Graf Strafford den segensreichen Gedanken, von dem Rest der englischen Unterstützungsgelder ein Hospiz für Arme, Gebrechliche, Arbeitsunfähige und Altersschwache unter den Eingewanderten und ihren Nachkommen zu gründen. Den Plan dazu legte er Friedrich I. in einem Memorandum vor, und bat den König um die Gnade, diesem Hause gleiche Privilegien und Freiheiten zu bewilligen, wie andere milde Stiftungen in Berlin solche genössen. — Es sollte laut des Planes die Oberaufsicht dem jedesmaligen großbrittanischen Gesandten in Berlin anheim fallen und demselben ein Directorium, aus einem Prediger, Schatzmeister und Secretair bestehend, zur Seite stehen. Die Wahl sollte unter Bestätigung des Königs von dem jedesmaligen Gesandten ausgehen, und Rechnungsablage über Einnahmen und Ausgaben demselben gemacht werden. —

Der König war gern bereit, diesen Plan in allen seinen Punkten zu bestätigen. Am 14. Juli 1705 wurde zu Charlottenburg die Urkunde von des Königs eigner Hand unterzeichnet, und sollten alle darin aufgeführten Bedingungen für alle künftigen Nachfolger und auf ewige Zeiten bestehen. Diese Urkunde wird als ein heiliges Vermächtniß im Archiv der Direction aufbewahrt. Im Laufe der Zeiten fügte der edle Monarch dem bisher Erwähnten oft noch neue Gnadenerweisungen hinzu. Die oranische Colonie ward möglichst von Steuern befreit, erhielt Stempel- und Sportelfreiheit, Mitgenuß unentgeltlicher ärztlicher Pflege und eine jährliche Lieferung von 30 Haufen Holz für ihre Armen.

Die derzeit getroffenen Einrichtungen sind noch heute in Kraft. Das zuerst erbaute Stiftshaus, wie schon erwähnt, Dorotheenstraße 26, ward im Jahre 1792 auf königliche Kosten neu aufgeführt und erweitert. Es besteht gegenwärtig aus 15 Zimmern und den nöthigen Wirthschaftsräumen, und ist die von dem Hause ausgehende Fürsorge eine dreifache. Es bildet noch heute den Mittelpunkt für alle Glieder der Colonie, mögen dieselben in der Provinz zerstreut sein, in Berlin oder im Hause selbst wohnen. Es findet ein jedes Anhalt und entsprechende Unterstützung. Zwei eigene Prediger und ein Arzt gehören gegenwärtig der Stiftung an, und wird der Gottesdienst theilweise im Hospiz gehalten.

Ein eigenes von der Königin Luise geschenktes Grundstück dient zum Wohnhaus für Prediger und Aerzte und steht in unmittelbarer Verbindung mit Stiftungen der französischen Colonie. Das Grundcapital, durch Schenkungen und Vermächtnisse vermehrt, dient selbstverständlich, den kleinen Staat zu erhalten, und wird in nöthigen Fällen für Schulgeld, Unterstützung von Kranken und andere dringende Bedürfnisse Sorge getragen. — Aus der Provinz treten begreiflicherweise die Anforderungen selten auf, und bestehen gegenwärtig die Unterstützungen dort nur in 14 Parten. Anders in der Stadt, wo theilweise ganze Familien der Unterstützung anheim fallen. Es wird dann Brod, Kleidung, Krankengeld und medicinische Hilfe verabreicht, und erhalten bedürftige Wittwen nicht selten eine Pension von 60 Thalern. Nach Möglichkeit wird auch für das Fortkommen Einzelner Sorge getragen.

Das Stiftshaus selber gewährt gänzliche Verpflegung, und wird das gesetzliche Aufnahme-Alter von 50 Jahren nicht immer streng inne gehalten. Die 15 Zimmer der Anstalt sind nicht immer besetzt; sie bieten jedem Einzelnen

oder einer Familie eine vollständige Häuslichkeit. Auch hier wird in dringenden Fällen Kleidung gegeben. Ein Inspector und Frau besorgen die Oekonomie.

Durch die französische Colonie fließen dem Haus d'Orange manche Vortheile zu, z. B. die Mitbenutzung ihrer verschiedenen Anstalten, unter welchen wir nur das Waisenhaus Friedrichstraße 129 und das Krankenhaus erwähnen wollen.

Dauerndem Elend und selbst sittlichem Verfall ist durch diese Zusammengehörigkeit und dem rechtmäßigen Anspruch eines jeden vorgebeugt, da die verhältnißmäßig kleine Gemeinde von ihren Geistlichen überwacht und versorgt werden kann. Die ganze Stiftung, jetzt bereits 162 Jahr alt, hat sich wunderbar segensreich bewährt, und die gastfreie Aufnahme derzeit, sowie die langdauernden Privilegien seitens des Landes wurden schon lange durch die industriellen Unternehmungen aufgewogen, die diesem wiederum so große Vortheile darboten. Gegenwärtig könnte diese geschlossene Einheit, die die Möglichkeit einer geistlichen und äußern Fürsorge praktisch darlegt, wohl vielen andern Gemeinden als Vorbild dienen, in denen die verhältnißmäßig geringe Zahl der Geistlichen nicht bis zu einem wirklich seelsorgenden Verhältniß durchdringen kann. Diese kleine Gemeinde, die wohl mit Recht zu den „Stillen im Lande" zählt, trägt noch heute des Wortes Siegel auf die Stirn Matth. 19—29: „Wer um meinetwillen verläßt Häuser, Bruder, Schwestern, Vater, Mutter, Weib Kind oder Aecker, der wird es hundertfältig wieder nehmen, und das ewige Leben ererben!" Th. W.

Woher die englische Bibelgesellschaft für ihre großen Unternehmungen das Geld bekommt?

Der Agent der englischen Bibelgesellschaft in Berlin, Dr. Simon, hat im vergangenen Winter im evangelischen Vereinshause daselbst über „Bibelgesellschaften und Bibelverbreitung" einen sehr lehrreichen Vortrag gehalten, der auch auf die obige Frage die Antwort giebt, und weil dieselbe gerade für Deutschland von großem Interesse sein muß, so werden unsere Leser es uns gewiß Dank wissen, wenn wir ihnen das Wort eines auf diesem Gebiete sehr sachkundigen Engländers, der zugleich für die evangelische Kirche Deutschlands die wärmste Theilnahme hat, wiedergeben. In seinem Vortrag äußert er sich folgendermaßen:

„Nun kommen wir zu der sehr wichtigen Frage: „Wie werden die großen Mittel aufgebracht?" Da höre ich gleich manchen guten Freund antworten — das ist ja recht leicht in England, wo man so viel Geld hat! Dieser Idee muß ich Sie ernstlich bitten sich zu entschlagen. Sie thun uns dadurch zu große Ehre. Es ist ja ganz wahr, daß in England viel Geld steckt; aber es ist nicht ganz wahr, daß es eine leichte Sache ist, dieses Geldes für gute Zwecke habhaft zu werden. Leider muß ich das bekennen. Wenn meine Landsleute so freigebig wären, wie sie es sein sollten, so würde unsere Bibelgesellschaft anstatt nicht ganz zwei Millionen Thaler, mindestens zehn Millionen Thaler Einnahme haben. Die Mittel werden nur dadurch aufgebracht, daß man sich anstrengend, consequent, fleißig und zweckmäßig darum bemüht. Ohne Arbeit, ohne Pochen, wiederholtes Pochen kriegt man nichts. Und am Ende ist das auch nicht so ganz Unrecht. Denn warum soll man einem Verein viel geben, dessen Führer und Mitglieder sich wenig Mühe geben? So rein ideell, wie mancher guter Deutsche es wünscht, geht es nicht von Statten in dieser Welt. Es wäre freilich recht lieblich und fein, wenn Jedermann zu jedem guten Zwecke ohne besondere Aufforderung gerade so viel gäbe, wie er geben könnte und sollte — ach! zu fein und lieblich! Aber wenn das nicht gethan wird? — wenn die allermeisten sehr faul und vergeßlich, wenn nicht gerade unwillig sind — wie dann? Soll man sie geben lassen? Nein — hundertmal nein! Man muß schütteln und rütteln und plagen, bis sie ihre Pflicht thun — denn Pflicht ist es, ob sie es anerkennen wollen oder nicht. Nun so macht es unsere Bibel-Gesellschaft: — sonst bekäme sie sehr wenig; sonst könnte sie sich bald auf England allein beschränken; sonst könnte sie bald ihre Verbreitung nach Tausenden, anstatt nach Millionen rechnen.

Wie geschieht denn das Rütteln und Schütteln? Das will ich jetzt beschreiben. Ganz England und Wales — nicht Irland und Schottland — sind getheilt in 11 Districte oder Kreise; jedem Kreise steht ein Secretair vor, dessen Beruf es ist, zur Bildung von neuen Hilfs-Vereinen, zur Belebung und Stärkung von alten, in jeder passenden Weise anzuregen; öffentliche Versammlungen zu veranstalten und zu leiten; Privat-Conferenzen mit Laien und Predigern zu halten — kurz Alles zu thun, was sich thun läßt, um im Allgemeinen Interesse zu erwecken und im Besondern Mittel aufzubringen. Von diesen Provinzial-Secretairen sind 8 Geistliche und 3 Laien. Einige Züge aus dem Bericht, den diese 11 Secretaire jedes Jahr dem Comité vorlegen, werden Ihnen ein schwaches Bild von ihrer Thätigkeit geben. Während des Jahres 1865 wurden durch ihre Anregung 97 neue Hilfsvereine gebildet; 2565 öffentliche Versammlungen gehalten; 324,100 Thlr. Beiträge aufgebracht; heilige Schriften im Werthe von 234,430 Thlr. verkauft; und 731,680 Exemplare verbreitet. Der Secretair für Wales, Prediger Phillips, berichtet im Besonderen, daß in seinem Distrikt während des Jahres 348 Bibelfeste oder Versammlungen veranstaltet wurden, von denen er persönlich 174 beiwohnte. Wales hat 458 Hilfsvereine, welche im Jahre 1865 über 66,000 Thaler zur Arbeit der Gesellschaft beisteuerten. Dies war die Summe der regelmäßigen Beiträge. Außerdem aber erließ Herr Phillips einen Aufruf an die Sonntagsschulen behufs des neuen Bibelhauses in London und erhielt zur Antwort von 1002 Schulen über 4000 Thlr. Ich erwähne gerade Wales, weil diese Provinz meistentheils arm ist — eben so arm oder noch ärmer als manche Provinz Preußens — und aus diesem Grunde den Beweis liefert, daß es nicht auf Reichthum ankommt, sondern auf den guten Willen und auf das rechte Pochen. Hunderte von Beweisen desselben Princips aus andern Sphären der religiösen Thätigkeit ließen sich noch beibringen — wenn es nöthig wäre. Für solche Beweise aber brauchen wir nicht nach England zu gehen — denn die Kaiserswerther Diaconissen-Anstalt und deren Gründer Dr. Fliedner sind ein

starker Beweis dafür. Und woher ist es gekommen, daß das Volk, dessen großer Bibelmangel Veranlassung gab zur Gründung der Bibel-Gesellschaft, jetzt so tüchtig zu der Arbeit im Auslande besteuert? Das Geheimniß ist mit einem Wort ausgesprochen — christliche Sonntagsschulen. Wales ist das kirchlichste Land in der Welt — ohne Ausnahme; in Wales wird verhältnißmäßig am meisten gethan für innere und Heiden-Mission, für alle guten Zwecke; und die einzige Erklärung ist anerkanntermaßen die Sonntagsschule. Und des Einen bin ich für meinen Theil ganz gewiß, daß, wenn Sonntagsschulen oder irgend ein ähnliches Institut, denn auf das Aeußere, auf das System, auf die Form kommt es nirgends alleine an, recht festen Fuß in Deutschland gefaßt haben werden, das deutsche evangelische Volk wird hinter keinem Volk der Erde zurückbleiben an Opferwilligkeit und Hingabe, nicht bloß für das eigene Land, sondern auch für andere Länder. Der Boden, aus dem die Bibelgesellschaften in England und Amerika ihre Kraft schöpfen, sind die christlichen Sonntagsschulen, wie solche schon hier in Berlin und auswärts bestehen.

Ich habe schon vorher erwähnt, daß wir in Großbritannien gegen 5000 Hilfsvereine haben. Diese sind meistens von Damen geleitet; und wo Geld für gute Zwecke aufzubringen ist, gelingt es den Damen am allerbesten. Abgesehen von den oben genannten Sonntagsschulen sind es hauptsächlich drei Mittel, denen unsere Bibelgesellschaft ihren gedeihlichen Fortgang verdankt: — 1) Die persönliche Einwirkung der Bezirks-Secretaire; 2) das allgemeine Hereinziehen der Laien nicht zum Geben und Hören, sondern zum Mitwirken, Mitsprechen, Mithandeln, Mitstimmen; und 3) das häufige Halten von öffentlichen Versammlungen, wo weniger gepredigt als erzählt wird, und Ansprachen gehalten werden, sowohl von Laien als von Predigern. In dem Jahresbericht der Bezirks-Secretaire, den ich vorher erwähnte, sagen dieselben einstimmig und nachdrücklich: — „Predigten und Vorträge sind gut an der rechten Zeit und Stelle, aber unsere Versammlungen werden spärlich besucht, und unsere Arbeit erregt wenig Interesse, wenn wir nicht erzählen, was gethan wird mit den Mitteln, welche uns zu Gebote stehen." Mit einem Worte — Thatsachen, Thatsachen, das sind die Mittel, die Herzen zur Theilnahme zu bewegen.

Soviel über die Arbeit in England selbst, — besonders über die Art und Weise zu verfahren. Und was ist das Gesammtresultat bisher gewesen? Während der 62 Jahre ihres Bestands sind ungefähr 40 Millionen Thaler aufgebracht und verwendet worden für die Zwecke der Gesellschaft: über 50 Millionen Exemplare der heiligen Schrift sind verbreitet worden in 173 Sprachen und Dialecten, Bibeln und Testamente in 213 verschiedenen Uebersetzungen werden von der Gesellschaft verkauft; für Europa, inclusive Rußland, in 56; für Caucasien in 8; für Arabien, Persien, Indien, China in 60; für Polynesien in 22; für Afrika in 20; für Amerika in 17 u. s. w. Auf Kosten der britischen Gesellschaft sind unter vielen Anderen folgende Auflagen gedruckt worden: — Englische Bibeln und Testamente über 30 Millionen; deutsche Bibeln und Testamente über 30 Millionen; französische Bibeln und Testamente über 5 Millionen; Chinesische fast 1 Million; Italienische über 800,005; Schwedische über 1,600,000.

Und wie wird die Arbeit im Auslande ausgeführt? Hierzu sind 16 Agenten von der Gesellschaft angestellt worden, die in folgenden Ländern arbeiten: Frankreich, Belgien, Holland, Rußland, Portugal, Italien, Turkei, Indien, China, Australien, Brasilien, Mexiko, Oesterreich, Schweden und endlich Deutschland. In Deutschland sind gegenwärtig 2 Agenten; einer in Frankfurt a. M., der Süd-, Südost- und Mitteldeutschland zu versorgen hat, und einer in Berlin, dessen Thätigkeit sich über die 6 östlichen Provinzen Preußens, Mecklenburg, Sachsen und Anhalt erstreckt. Die Aufgabe des Agenten ist überall dieselbe; die Art und Weise, diese Aufgabe zu lösen, ändert sich je nach Umständen. Die Hauptpflichten der Agenten in Frankreich und Deutschland sind, den Druck der heiligen Schrift zu besorgen, Depots zu errichten und zu verwalten, Correspondenten und Mitarbeiter zu gewinnen und Colporteure zu finden und zu überwachen. In Frankreich und Deutschland allein beschäftigen wir über 100 Colporteure oder Bibelboten; in Frankreich 40 — 50; in der Frankfurter Agentur 34; die Uebrigen in der Berliner Agentur." (Fl. Bl d. Rauh. H.)

In Paris hat sich unter dem Namen „Immobilien-Genossenschaft der Arbeiter von Paris" eine Korporativ-Gesellschaft gebildet, welche zum Zwecke hat, durch den Bau eigener Arbeitshäuser, die nur an die Betheiligten vermiethet werden sollten, der wachsenden Wohnungsnoth entgegen zu treten. Das Gesellschafts-Kapital der Association, welche zum ersten Male von den Vortheilen der neufranzösischen Gesetzgebung für solche Gesellschaften Gebrauch macht, beläuft sich auf 100,000 Fr., das in 1000 Actien à 100 Fr. zur Ausgabe gelangen soll. Diese 100 Fr. werden in Ratenzahlungen von je 5 Fr. realisirt; nur für die erste Einzahlung sind 10 Fr. forderlich. Der Kaiser hat der Association als Grundkapital die 41 Arbeitshäuser zum Geschenk gemacht, welche er in der Avenue Daumesnil hat errichten lassen.

Sprüche.

Den Menschen macht sein Wille groß und klein. (Schiller).

Wille ist des Werkes Seele. (Sprichwort).

Der Wille, und nicht die Gabe macht den Geber. (Lessing).

Freigebigkeit besteht weniger im Vielgeben, als im rechtzeitigen Geben. (La Bruyère).

Wer mit böser Miene giebt, verräth, daß ihm das Geben schwer und peinlich ist. Was kostet das Hinzufügen eines Lächelns? (La Bruyère).

Aufsätze und Notizen, die sich für dies Blatt eignen, insbesondere solche von Johanniter-Rittern verfaßt, sind der Redaktion stets willkommen.

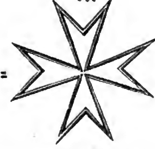
Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134 c zu Berlin, richten.

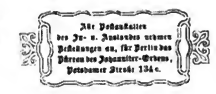
Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 42. Berlin, den 16. Oktober 1867. Nr. 42.

Ueberficht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Oktober 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Okt. 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Sept. 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. September 1867	52			
	Zugang pro September	14			
		66			
	Abgang „ „	18			
	Bleibt Bestand	48	48	1482	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. September 1867	66			
	Zugang pro September	18			
		84			
	Abgang „ „	34			
	Bleibt Bestand	50	50	1651	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. September 1867	20			
	Zugang pro September	11			
		31			
	Abgang „ „	12			
	Bleibt Bestand	19	19	613	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. September 1867	33			
	Zugang pro September	12			
		45			
	Abgang „ „	18			
	Bleibt Bestand	27	27	912	42
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. September 1867	15			
	Zugang pro September	7			
		22			
	Abgang „ „	10			
	Bleibt Bestand	12	12	337	36
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. September 1867	18			
	Zugang pro September	4			
		22			
	Abgang „ „	6			
	Bleibt Bestand	16	16	493	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. September 1867	37			
	Zugang pro September	14			
		51			
	Abgang „ „	18			
	Bleibt Bestand	33	33	1172	60
	zu übertragen		205	6660	307
	Uebertrag		205	6660	307
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. September 1867	19			
	Zugang pro September	14			
		33			
	Abgang „ „	19			
	Bleibt Bestand	14	14	592	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. September 1867	25			
	Zugang pro September	24			
		49			
	Abgang „ „	19			
	Bleibt Bestand	30	30	742	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. September 1867	54			
	Zugang pro September	19			
		73			
	Abgang „ „	26			
	Bleibt Bestand	47	47	1468	60
11	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. September 1867	7			
	Zugang pro September	7			
		14			
	Abgang „ „	4			
	Bleibt Bestand	10	10	254	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. September 1867	7			
	Zugang pro September	8			
		15			
	Abgang „ „	11			
	Bleibt Bestand	4	4	192	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. September 1867	12			
	Zugang pro September	8			
		20			
	Abgang „ „	8			
	Bleibt Bestand	12	12	324	41
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. September 1867	4			
	Zugang pro September	6			
		10			
	Abgang „ „	4			
	Bleibt Bestand	6	6	132	8
	zu übertragen		328	10,364	603

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Okt. 1867 vorh. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Sept. 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		328	10,364	603
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. September 1867	4			
	Zugang pro September	4			
		8			
	Abgang " "	1			
	Bleibt Bestand	7	7	162	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. September 1867	—			
	Zugang pro September	4			
		4			
	Abgang " "	2			
	Bleibt Bestand	2	2	55	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. September 1867	9			
	Zugang pro September	7			
		16			
	Abgang " "	12			
	Bleibt Bestand	4	4	183	10
18.	**Pakosc**				
	Bestand am 1. September 1867	12			
	Zugang pro September	2			
		14			
	Abgang " "	6			
	Bleibt Bestand	8	8	268	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. September 1867	15			
	Zugang pro September	—			
		15			
	Abgang " "	—			
	Bleibt Bestand	15	15	450	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. September 1867	15			
	Zugang pro September	24			
		39			
	Abgang " "	19			
	Bleibt Bestand	20	20	462	38
21.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. September 1867	4			
	Zugang pro September	2			
		6			
	Abgang " "	4			
	Bleibt Bestand	2	2	121	14
22	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. September 1867	19			
	Zugang pro September	7			
		26			
	Abgang " "	8			
	Bleibt Bestand	18	18	582	28
	Zusammen		404	12,647	745

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1867 beträgt 259, davon sind:

a) gestorben . . . 20
b) geheilt 218
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 21
wie vor 259.

Die Wenden in der Mark.

(Fortsetzung.)

3. Charakter. Begabung. Cultus.

Nachdem wir bis hierher die äußere Erscheinung betont und die Frage zu beantworten gesucht haben: wie sahen die alten Wenden aus? wie wohnten sie? wie beschäftigten und wie kleideten sie sich, wenden wir uns in Folgendem mehr ihrem geistigen Leben zu, der Frage: wie war ihr Charakter, ihre geistige Begabung, ihr Rechtssinn, ihre Religiosität.

Die Wenden haben uns leider kein einziges Schriftstück (wahrscheinlich hatten sie nichts derart) hinterlassen, das uns als Anhaltepunkt dienen könnte, um danach die Schilderungen, die uns ihre bittern Feinde, die Deutschen, von ihnen entworfen haben, nöthigenfalls zu corrigiren. Wir hören eben nur eine Partei sprechen, dennoch sind auch diese Schilderungen ihrer Gegner nicht eigentlich dazu angethan, uns mit Abneigung gegen den Character der Wenden zu erfüllen. Wir begegnen mehr liebenswürdigen als häßlichen Zügen, und wo wir diese häßlichen Züge treffen, ist es gemeinhin unschwer zu erkennen, woraus diese Häßlichkeiten hervorgingen. Meist waren es Repressalien, Regungen der Menschennatur überhaupt, nicht einer spezifisch bösen Menschennatur.

Zwei Tugenden werden den Wenden von allen deutschen Chronikenschreibern jener Epoche (Widukin, Thietmar, Adam von Bremen) zuerkannt: sie waren tapfer und gastfrei. Ihre Tapferkeit spricht aus der ganzen Geschichte jener Epoche, und der Umstand, daß sie trotz Fehden und steter Zersplitterung ihrer Kräfte dennoch den Kampf gegen das übermächtige Deutschthum zwei Jahrhunderte lang fortsetzen konnten, läßt ihre Tapferkeit in allerglänzendstem Lichte erscheinen. Sie waren ausgezeichnete Krieger, zu deren angeborner Tapferkeit sich noch andere kriegerische Gaben, wie sie den Slaven eigenthümlich sind, gesellten: Raschheit, Schlauheit, Zähigkeit. Hierin sind alle deutschen Chronisten einig; eben so einig sind sie in Anerkennung der wendischen Gastfreundschaft. „Um Aufnahme zu bitten, hatte der Fremde in der Regel nicht nöthig; sie wurde ihm wetteifernd angeboten. Jedes Haus hatte seine Gastzimmer und immer offne Tafel. Freigiebig wurde verthan, was durch Ackerbau, Fischfang, Jagd, auch wohl durch Handel und Gewerbe (in den größeren Städten) gewonnen worden war. Je freigebiger der Wende war, für desto vornehmer wurde er gehalten, und für desto vornehmer hielt er sich selbst. Wurde — was übrigens äußerst selten vorkam — von diesem oder jenem ruchbar, daß er das Gastrecht versagt habe, so verfiel er allgemeiner Verachtung, und sein Haus und Hof durften in Brand gesteckt werden."

Sie waren tapfer und gastfrei, aber sie waren falsch und untreu, so berichten die alten Chronisten weiter. Die alten Chronisten sind indessen ehrlich genug hinzuzusetzen: „untreu gegen ihre Feinde." Dieser Zusatz legt einem sofort die Frage nahe: wie waren denn nun aber diese Feinde? waren sie, ganz von aller ehrlichen Feindschaft, von offenem Kampfe abgesehen, waren diese Feinde ihrerseits von einer Treue, einem Worthalten, einer Zuverlässigkeit, die den Wenden ein Sporn hätten sein können, Treue mit Treue zu vergelten?

Die Erzählungen der Chronisten machen uns die Antwort auf diese Frage leicht; in rühmlicher Unbefangenheit erzählen sie uns die endlosen Perfidieen der Deutschen. Dies erklärt sich daraus, daß sie, von Parteigeist erfüllt und blind im Dienst einer großen Idee, die eigenen

Perfidieen vorweg als gerechtfertigt ansahen; wendischer Verrath aber war einfach Verrath und stand da ohne allen Glorienschein in nackter alltäglicher Häßlichkeit. Der Wende war ein „Hund", ehrlos, rechtlos, und wenn er sich unerwartet aufrichtete und seinen Gegner biß, so war er untreu. Ein Hund darf nicht beißen, es geschehe ihm was da wolle. Die Geschichte von Mistewoi haben wir gehört, sie zeigt die schwindelnde Höhe deutschen Undanks und deutscher Ueberhebung; in noch schlimmerem Lichte erscheint das Deutschthum in der Geschichte von Markgraf Gero. Dieser, wie in Balladen oft erzählt, ließ 30 wendische Fürsten, also wahrscheinlich die Häupter fast aller Stämme zwischen Elbe und Oder, zu einem Gastmahl laden, machte die Erschienenen trunken und ließ sie dann ermorden. Das war 939. Nicht genug damit. Im selben Jahre vollführte er einen zweiten List- und Gewaltstreich. Den Tugumir, einen flüchtigen Fürsten der Heveller, den er durch Versprechungen auf seine Seite zu ziehen gewußt hatte, ließ er nach Brannibor zurückkehren, wo er Haß gegen die Deutschen heucheln und dadurch die alte Gunst seines Stammes sich wieder erobern mußte. Aber kaum im Besitz dieser Gunst, tödtete er nunmehr seinen Neffen, der in wirklicher Treue und Aufrichtigkeit an der Sache der Wenden hing, und öffnete dann dem Gero die Thore, dessen bloßes Werkzeug er gewesen war. Das waren die Thaten, mit denen die Deutschen — freilich oft unter Hilfe und Zuthun der Wenden selbst — voranschritten. Weder die Deutschen noch ihre Chronisten, zum Theil hochkirchliche Männer, ließen sich diese Verfahrungsweise anfechten, klagten aber mal auf mal über die „Falschheit der götzendienerischen Wenden."

Die Wenden waren tapfer und gastfrei, und wie wir uns überzeugt halten, um kein Haar falscher und untreuer als ihre Besieger, die Deutschen; aber in einem waren sie ihnen allerdings unebenbürtig, in jener gestaltenden, große Ziele von Generation zu Generation unerschütterlich im Auge behaltenden Kraft, die zu allen Zeiten der Grundzug der germanischen Race gewesen und noch jetzt die Garantie ihres Lebens, ihrer Dauerbarkeit ist. Die Wenden von damals waren wie die Polen von heut. Ausgerüstet mit liebenswürdigen und blendenden Eigenschaften, an Ritterlichkeit ihren Gegnern mindestens gleich, an Leidenschaft, an Opfermuth ihnen vielleicht überlegen, gingen sie dennoch zu Grunde, weil sie jener gestaltenden Kraft entbehrten. Immer voll Neigung, der Peripherie zu ihre Kräfte schweifen zu lassen, statt sie im Centrum zu einen, fehlte ihnen das Concentrische, während sie excentrisch waren in jedem Sinne. Dazu die individuelle Freiheit höher achtend als die staatliche Festigung —, wer erkennte in diesem allen nicht polnisch-nationale Züge? Was die Polen jetzt sind, das waren die Wenden damals.

Wir sprechen zuletzt von dem Cultus der Wenden. Weil die religiöse Seite der zu bekehrenden Heidenstämme unsere christlichen Missionare (darunter zum Theil auch unsere Chronisten) mehr interessiren mußte als irgend eine andere Seite wendischen Lebens und Thuns, so ist es begreiflich, daß wir über diesen Punkt unserer linlizischen Vorbewohner am besten unterrichtet sind. Die Nachrichten, die uns geworden, beziehen sich in ihren Details zwar überwiegend auf jene zwei Haupttempelstätten des Wendenlandes, die nicht innerhalb der Mark, sondern die eine (Rhetra) hart an unserer Grenze, die andere (Arkona) auf Rügen gelegen war; aber wir dürfen fast mit Bestimmtheit annehmen, daß sich alle diese Beschreibungen auch auf die Tempelstätten unserer märkischen Wenden beziehen, wenn gleich diese, Brannibor nicht ausgeschlossen, nur zweiten Ranges waren.

Die wendische Religion kannte drei Arten der Anbetung:

Naturanbetung (Stein, Quelle, Baum, Hain).
Waffenanbetung (Fahne, Schild, Lanze).
Bilderanbetung (eigentlicher Götzendienst).

Die Natur war der Boden, aus dem der wendische Cultus aufwuchs, wie die wendische Religion überhaupt. Die spätere Bilder-Anbetung war nur Natur-Anbetung in anderer Gestalt. Statt Stein, Quelle, Sonne 2c., die ursprünglich Gegenstand der Anbetung gewesen waren, wurden nunmehr Gestalten angebetet, die Stein, Quelle, Sonne 2c. bildlich darstellten.

Die Wenden hatten in ihrer Religion einen Dualismus schwarzer und weißer Götter, einer lichten Welt auf der Erde und eines unterirdischen Reiches der Finsterniß. Die Einheit lag im Jenseits, im Himmel.

An und in sich selbst unterschied der Wende Leib und Seele, doch scheint ihm die Menschenseele der Thierseele verwandt erschienen zu sein; wenigstens glaubte er nicht an persönliche Unsterblichkeit. Die Seele saß im Blut, aber war doch wieder getrennt davon. Strömte das Blut des Sterbenden zu Boden, so flog die Seele aus dem Munde und flatterte zum Schrecken aller Vögel (nur nicht der Eule) so lange von Baum zu Baum, bis die Leiche verbrannt oder begraben war.

Die alten Chronisten haben uns die Namen von vierzehn wendischen Göttern überliefert. Unter diesen waren die folgenden fünf wohl die berühmtesten: Siwa (das Leben); Gerowit (der Frühlingssieger); Swatovit (der heilige oder helle Sieger); Radigast (die Vernunft, die geistige Kraft); Triglav (der Dreiköpfige. Ohne bestimmte Bedeutung).

Vom Siwa haben wir keine Beschreibung. Gerovit, der Frühlingssieger, war mit kriegerischen Attributen geschmückt, mit Lanzen und Fahnen, auch mit einem großen kunstvollen, mit Goldblech beschlagenen Schild. Radigast war reich vergoldet und hatte ein mit Purpur verziertes Bett. (Noch im 15. Jahrhundert hing in einem Fenster der Kirche zu Gadebusch eine aus Erz gegossene Krone, die angeblich von einem Bilde desselben Gottes herstammte.) Swatowit hatte vier Köpfe, zwei nach vorne, zwei nach rückwärts gewandt, die wieder abwechselnd nach rechts und links blickten. Bart und Haupthaar war nach Landessitte geschoren. In der rechten Hand hielt der Götze ein Horn, das mit verschiedenen Arten Metall verziert war und jährlich einmal mit Getränk angefüllt wurde; der linke Arm war bogenförmig in die Seite gesetzt, die Kleidung, ein Rock, der bis an die Schienbeine reichte. Diese (die Schienbeine) waren von anderem Holz als die übrige Figur und so künstlich mit den Knieen verbunden, daß man nur bei genauer Betrachtung die Fugen wahrnehmen konnte. Die Füße standen auf der Erde und hatten unter

dem Boden ihr Fußgestell. Das Ganze war riesenhaft, weit über menschliche Größe hinaus. Endlich Triglav hatte drei Köpfe; er war von Menschengröße; seine drei Köpfe waren versilbert und ein goldener Bund verhüllte Augen und Lippen.

Diese Götter hatten überall im Lande ihre Tempel, nicht nur in Städten und Dörfern, sondern auch in unbewohnten Vesten (sogenannten „Burgwällen"), und zwar auf Hügeln und Klippen, in Seen und Wäldern. Wahrscheinlich hatte jeder „Gau", deren es im Lande zwischen Elbe und Oder etwa 45 gab (eine Anzahl derselben habe ich Eingangs aufgezählt), einen Haupttempel, ähnlich wie es in späterer christlicher Zeit in jedem größeren Distrikt eine Bischofskirche, einen Dom, ein Kloster gab. Dieser Haupttempel konnte in einer Stadt sein, aber auch eben so gut in einem „Burgwall", der dann nur den Tempel umschloß und etwa einem Berge mit einer berühmten Wallfahrtskirche entsprach. In Julin, Wolgast, Gützkow, Stettin, Malchow, Ploen, Jüterbock und Brandenburg werden solche Städte-Tempel eigens erwähnt; unzweifelhaft aber gab es deren an weit mehr Orten als an den vorstehend genannten. (Schluß folgt.)

Gustav Graf von Schlabrendorf,

ein Ritter des eisernen Kreuzes am weißen Bande, und des Kgl. Preuß. Sct. Johanniter-Ordens.

(Geb. 1750, gest. 1824.)

Absichtlich bedienen wir uns in dieser Ueberschrift der Bezeichnung „Ritter des Kgl. Preuß. Sanct Johanniter-Ordens." Sie war ehedem gang und gäbe — amtlich und außeramtlich.

Seit der Erneuerung und Umwandlung dieses Ordens durch den hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. ist die Titulatur: „Mitglied der Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens Sct. Johannis vom Spital zu Jerusalem" oder kurzweg „Ritter des Johanniterordens" die angemessenere, nebenbei auch grammatikalisch richtigere. Oft genug findet man in den Blättern der Tagespresse (pag. 4, Familiennachrichten) das veraltete Beiwort: „Ritter des Sct. Johanniter-Ordens." Der allseitige Gebrauch der richtigen Version empfiehlt sich, um die lediglich mit ritterlichen Pflichten ausgestattete Genossenschaft zu unterscheiden von der ehedem mit Commenden belasteten (schließlich zu einer Versorgungsanstalt entarteten) Institution und von der zum Andenken an die 1811 aufgelöste Balley Brandenburg gestifteten „Decoration".*)

Indem wir diese innere — im Wesen der Sache liegende — bedeutsame Unterscheidung machen zwischen „Sanct Johanniter-Orden" und „Johanniterorden", glauben wir uns keineswegs einer pharisäischen Ueberhebung hinzugeben. Jeder, der da mitbauen will für die Zukunft, muß in die Lehre gehen bei der Vergangenheit. Das gute Alte bleibt der Nachwelt unverloren. Längst nach der Blüthe des eigentlichen Johanniterthums leuchtet oft noch ein herzerhebender Johannitersinn hervor; und

*) Der obengenannte Graf wurde als 13jähriger Knabe für zwei Ordenscommenden-Expectanzen inscribirt (d. 15. Decb. 1763, für Lagow und Schievelbein).

es gehört (nach unserm Dafürhalten) zu den Aufgaben des „Wochenblattes der Johanniterordens-Balley Brandenburg", des einen und andern Ritters des vormaligen „Sanct Johanniter-Ordens" eingedenk zu sein. — In diesem Sinn wurde dem Jahrgang 1866 unserer Ordens-Wochenschrift (Nr. 1 u. ff.) eine Biographie des Menschenfreundes und Menschenretters Herzog Leopold von Braunschweig einverleibt. In gleicher Weise möge auch an den Grafen Gustav Schlabrendorf erinnert werden, als einen ächten „Ritter vom Spital".

Christoph Georg Gustav von Schlabrendorf wurde geboren den 22. März 1750 zu Stettin, als zweiter der 4 Söhne des damaligen Vice-Directors der pommerschen Kriegs- und Domainen-Kammer. Die Mutter war eine v. Otterstedt. Kaum 5 Jahr alt, übersiedelte Gustav mit seinen Eltern nach Breslau; denn hierher berief König Friedrich der Gr. 1755 den Vater als dirigirenden Minister von Schlesien.

Obgleich ein geborner Pommer, nannte sich unser Schlabrendorf gern ein schlesisches Kind. Indem er dies that, ehrte er pietätvoll das Andenken an das hochverdienstvolle innige Verhältniß seines Vaters zu dem Wohl und Wehe dieser Provinz.

Ernst Wilhelm von Schlabrendorf, der am 14. Decb. 1769 (erst 50jährig) zu Breslau gestorbene kluge, muthvolle, treue Staatsdiener, ist uns auf der Westseite des Friedrichmonuments durch Rauch's Meisterhand plastisch vergegenwärtigt. Ein biographisches Denkmal hat ihm der Historiograph Preuß errichtet in der Vossischen Zeitung vom 23. Juni 1861 (1. Beilage).

Gustav Schlabrendorf's Mutter starb 1784 zu Seppau —; eine schlesische Herrschaft, welche Gustav's älterer Bruder (Leop. Aug. Wilh.) vom Vater ererbte und zum Majorat machte.*)

Friedrich der Gr. erhob 1772 den Erstgeborenen der Söhne des schlesischen Ministers in den Grafenstand (wegen seiner Heirath mit der Gräfin Curschwand in Schlesien). König Friedrich Wilhelm II. verlieh 1786 den 15. October, anläßlich der Huldigung in Breslau, dem zweiten Sohn, Gustav, den Grafentitel.

Während der älteste Sohn des Ministers v. Schlabrendorf sich dem Waffendienst widmete — er war Adjutant des berühmten Seydlitz, avancirte bei der Cavallerie bis zum Oberstlieutenant und wurde „Sct. Johanniter-Ordens-Ritter", so wie auch Magdeburger Domherr —, studirte der zweite Sohn mit Ernst und Eifer Jus, Geschichte und Philosophie, zu Frankfurt (a. d. O.) und Halle. Sein leidenschaftliches Forschen machte ihn zu einem tiefen Denker über politische und sociale Fragen.

Wenn man sich mitten hinein versetzt in jene großgeartete Zeit, denkwürdig durch König Friedrichs landesväterliche Mühen, seinem Lande die Wunden des Krieges zu heilen — eine Zeit, reich an edlen Männern, die in hingebungsvollster Treue und mustergültiger Energie ihrem Monarchen wackere Feldherren waren im Bereich der Staaatsverwaltung (Schlabrendorf, Brenkenhof, Domhardt ꝛc.) —, so wird man leichtlich verstehen,

*) Der Minister Schlabrendorf erhielt, für seine weise Vorsicht 1758, von seinem Königlicher Herrn, dankbar und gnädig, den Lobspruch: „Erretter von Schlesien" und eine 100,000 Thlr.-Dotation.

daß unser junger, geistig reichbegabter, gutherziger Schlabrendorf erglühen konnte in dem Verlangen, ein gewissenhafter Mitarbeiter an dem Wohl seiner Mitmenschen zu sein.

Der vorzeitige Tod des Vaters und ein bedeutendes Erbtheil gestatteten Schlabrendorf die freie Wahl seines Lebensweges. Schlabrendorf entschloß sich, amtlos dem allgemeinen Menschheitsinteresse dienstbar zu werden. Er wollte fortan mehr Anderen als sich selbst leben —; ein ächt ritterliches Vorhaben.

Was Schlabrendorf als ein für das Ideale begeisterter Jüngling sich gelobt, daran hat er festgehalten zeitlebens, mit Beharrlichkeit, Treue und Ausdauer.

Schlabrendorf reiste zunächst, um Erfahrungen und Beobachtungen einzusammeln für seine humanitären Absichten, nach Frankreich, dann nach England, wo er 6 Jahre verweilte und bei seinen Excursionen im schottischen Hochland den nachmaligen preußischen Premierminister Freiherrn v. Stein zum Begleiter hatte. Im Jahre 1789 kehrte Schlabrendorf nach Frankreich zurück und nahm in Paris seinen Wohnsitz, weil es ihm damals schien, von hier aus könne eine neue Wohlfahrtsaera begründet werden. Jedoch er sah sich bitter enttäuscht in seinen Hoffnungen. Der mit Emphase verkündete Völkerfrühling wandelte sich um in eine Epoche voll tiefer Verwirrung und schwerer Versündigung an alle dem, was einer Nation theuer und heilig ist. Schlabrendorf erfuhr persönlich, was es heißt, inmitten der Anarchie und des Terrorismus zu leben. Seine Eigenschaft als amt- und berufslos in Paris befindlicher Preuße, sein Adelstitel, sein Verkehr mit den Girondisten Condorcet, Mercier und Brissot genügten den Jacobinern, ihn als Feind des Vaterlandes anzuklagen und in's Gefängniß zu werfen.

Schlabrendorf trug diese Schicksalsfügung mit Muth und Ergebung. Seinen Unglücksgefährten gab er Beweise echter Nächstenliebe. Er versagte sich jegliche Erleichterung, die er nicht mit seinen Leidengenossen theilen konnte. Er suchte Jedem, der es wünschte, durch seine Kenntnisse nützlich zu werden. Wer Rath oder Unterricht verlangte, dem gab Schlabrendorf gern solchen; wer, des Schreibens unkundig, von einer Vertheidigungsschrift Rettung hoffte, dem war Schlabrendorf (obwohl vergeblich, doch stets) bereitwillig Advocat.

Der Sturz Robespierre's befreite Schlabrendorf nach 18monatlicher Kerkerhaft. Stets gewärtig, dem Henkerbeil überliefert zu werden, entging er der Guillotine nur durch ein Wunder.

Eines Morgens verlas man auch seinen Namen, als zu denen gehörig, welche den Blutgerichtskarren besteigen sollten. Mit dem Tode der Verbrecher also sollte Schlabrendorf seine Theilhaberschaft an den Träumen von einem künftigen Bürgerglück bezahlen: Die Hochfluth der aus ihren Fugen gerissenen staatlichen Ordnung forderte auch ihn als unschuldiges Opfer. — Schlabrendorf kleidete sich befehlgemäß an, um fortgeführt zu werden. Als er aber seine Stiefel anziehen wollte, fehlten dieselben. Der herbeigerufene Kerkermeister suchte sie ebenfalls vergebens. (Man hatte sie dem Schuhmachermeister zur Ausbesserung übergeben.) Schlabrendorf äußerte mit der ihm eigenthümlichen Gemüthsruhe: „Nun, ohne Stiefeln kann ich nicht fort. Dies sehen Sie ein. Wissen Sie was. Ein Tag Aufschub schadet Nichts; holen Sie mich morgen." Die Männer des Blutgerichts hatten Eile; Schlabrendorf wurde zurückgelassen. Am andern Tage, den 27. Juli 1794, trat er in den Wiederbesitz seiner persönlichen Freiheit. Robespierre war inzwischen beseitigt worden. Die Zeit des Terrorismus hatte mit dem 9. Thermidor ihre Endschaft erreicht. Die neuen Gewalthaber öffneten die Thüren der Gefängnisse.

Weder die persönlich erlittenen Widerwärtigkeiten und Demüthigungen, noch der Ekel über die Greuel und Schandthaten jener Volksemancipation ließen Schlabrendorf's Eifer für das Menschheitswohl erkalten. Gleichsam als wenn er die während der Gefangenschaft verlorene Zeit nachholen wollte, trat er mit gesteigerter Thatenlust an Alles heran, was ihm gut und förderlich schien.

Schlabrendorf erachtete seine Geldmittel und seine Geistesgaben als ein von der Vorsehung ihm zu rechtschaffener Verwaltung anvertrautes Darlehen, welches er dem Gemeinwohl und der Privatwohlthätigkeit zinstragend zu machen verpflichtet sei. Er wurde thätiges Mitglied mehrerer Wohlthätigkeitsgesellschaften, die nach und nach in Paris entstanden, als segensreiche Reaction gegen die traurige revolutionäre Geistesblindheit. So z. B. schloß sich Schlabrendorf der Bibelgesellschaft an. Seinem Eifer, seinen Bemühungen, seinen pecuniären Opfern verdankte man großentheils die Einführung des Stereotyp-Buchdrucks in Paris. Der lutherischen Kirche in der Hauptstadt Frankreichs erwies sich Schlabrendorf als freigebiger Freund; denn er gab den Fond zur Einrichtung von lutherischen Schulen, deren man während mehrerer Jahre beraubt gewesen war. Schlabrendorf behauptete, sehr richtig, daß eine Kirche ohne Schule auf schwachen Füßen stehe. Aber nicht nur die geistlich Armen, sondern auch die leiblich Bedürftigen in der lutherischen Gemeinde zu Paris fanden in Schlabrendorf einen fröhlichen Geber. Am liebsten unterstützte er die durch Mittellosigkeit in der vollen Entwickelung ihres Talents Behemmten. Obwohl Schlabrendorf seine Hilfsbereitschaft nicht von confessionellen oder nationalen Unterscheidungen abhängig machte, so waren es doch hauptsächlich die fern von der Heimath in Noth gerathenen Landsleute, denen er seinen Beistand zuwendete. Die lange Abwesenheit aus dem Vaterland minderte nicht im Geringsten Schlabrendorfs Anhänglichkeit an dasselbe.

Während seines Aufenthalts in England erfuhr er, daß ein wegen Straßenraub ins Gefängniß gebrachter junger deutscher Handwerker dieses Verbrechen ohne Waffen und in drückendster Noth gewagt habe. Schabrendorf erbat sich die Erlaubniß, seinen Landsmann besuchen zu dürfen. Er erhielt dieselbe und empfand nach einigen Besuchen ein solches Mitleid mit dem Unglücklichen, daß er sich mit ihm einschließen ließ, um ihn besser trösten zu können; denn die Todesstrafe war unabwendbar. In Ermanglung eines lutherischen Geistlichen begleitete Schlabrendorf den Delinquenten zur Richtstätte und verließ ihn erst nach vollzogener Execution. König Georg III., hiervon benachrichtigt, wurde von Schlabrendorfs hochherziger Handlungsweise so lebhaft ergriffen, daß er ihm seine besondere Hochachtung bezeigte.

Indem Schlabrendorf unablässig sich als einen in der Fremde befindlichen Armenpfleger seiner Landsleute betrachtete und an allen Werken des allgemeinen Nutzens nach Kräften betheiligte, hatte er sein Lebensglück außerhalb des Vaterlands gefunden. Für immer sich an Paris fesselnd, blieb er dennoch in dauernder Bekanntschaft mit Allem, was innerhalb der vaterländischen Grenzen dem Gebildeten von Interesse war. Schlabrendorf blieb durchweg Deutscher, Preuße, Schlesier. Als Solcher erwarb er sich, ohne jemals ein öffentliches Amt bekleidet oder der Armee angehört zu haben, oder als Schriftsteller genannt worden zu sein, Verdienste um König und Vaterland.

Als Schlesier bewährte sich Schlabrendorf, indem er 1813 seinem Generalbevollmächtigten in Glogau die Aufforderung zufertigte, 10,000 Thlr. zur Einkleidung der schlesischen Landwehr in die Königlichen Cassen einzuzahlen.

Beinah wäre das desfallsige Schlabrendorfsche Schreiben, schon seinem Bestimmungsort nahe, statt in die Hände der Adressaten in die der Franzosen gefallen. Jedenfalls hätte Schlabrendorf hart dafür büßen müssen.

Des Grafen schlesischer Bevollmächtigter befand sich beim Eintreffen des aus Paris an ihn gerichteten Briefes nicht in Glogau. Er war, der bevorstehenden Belagerung halber, nach Liegnitz übersiedelt. Die Staffette mußte also dorthin nachgeschickt werden. Der Postillon, welcher die Depesche beförderte, sah einen Trupp Franzosen von ferne des Weges kommen. Eine Durchsuchung fürchtend, ermöglichte er es, unbemerkt noch seinen Brief in dem weichen Boden eines frisch bestellten Ackers zu verbergen. Die Franzosen visitirten den Postillon nun natürlich vergebens, und dieser holte sich seine Papiere, als die Luft wieder rein war.

Gern hätte Schlabrendorf persönlich Theil genommen an der, seinen heißesten Wünschen entsprechenden, gerade in seiner Heimathsprovinz Schlesien sich so kräftig gestaltenden Rüstung zum Kampf gegen fremdländische Tyrannei; aber man versagte ihm den nöthigen Reisepaß.

Als Preuße bewährte sich Schlabrendorf, indem er mehrfach während der Napoleonischen Kriege preußischen verwundeten, kranken und gefangenen Soldaten Beistand leistete. Namentlich geschah dies im Februar und März 1814.

Das Folgende beispielsweis. Eines Morgens früh benachrichtigte man Schlabrendorf, daß eine Colonne preußischer Gefangener soeben Paris passire. Gleichzeitig machte man ihm eine Beschreibung von dem für die rauhe Jahreszeit äußerst dürftigen Bekleidungszustand dieser Männer. Schlabrendorf entgegnete: „Hier muß geholfen werden.“ Er eilt sofort aus dem Bett an seinen Schreibtisch und übergiebt dem Berichterstatter einen Beutel mit 1000 Francs und ein Päckchen Papiergeld von demselben Betrage, mit den Worten: „Mein Herr, dies für die ersten Bedürfnisse dieser Unglücklichen. Kaufen Sie Kleider und Wäsche. Es wird gewiß noch mehr erforderlich sein. Benützen Sie Ihren Credit in Versailles, und geben Sie auf meine Rechnung Alles, was Sie für nöthig halten.“ — Diese Barmherzigkeitsspende gewinnt erhöhte Bedeutung, wenn man erfährt, 1) daß Schlabrendorf kurze Zeit vorher 6000 Francs den preußischen Gefangenen in Lille überwiesen hatte, und 2) daß diejenigen, denen Schlabrendorf in dergleichen Fällen Wohlthaten erwies, wenn nicht zufällig, selten oder nie den Namen des Gebers wußten. „Gegen Jedermann offen, verheimlichte er seine Tugenden.“

Den Kriegshospitälern der Occupationsarmee in Paris ist Schlabrendorf ein fürsorglicher, opferwilliger Helfer gewesen.

Seine deutsche Treue bewährte er, indem er 1814 ein Attentat auf die persönliche Freiheit des Königs von Preußen und des Kaisers von Rußland vereitelte. Man wollte nämlich beide Monarchen bald nach ihrem Einzug in die feindliche Hauptstadt aufheben; ein Vorhaben, welches leicht gelingen konnte, weil die Maaßregeln für die Sicherheit dieser Fürsten verhältnißmäßig geringfügig waren. Glücklicherweise erhielt Schlabrendorf rechtzeitig sichere Kunde von diesem Project: durch eine Emeute nachträglich noch Frankreich in Paris zu vertheidigen. Schlabrendorf sandte während der Nacht noch seinem König eine genaue Anzeige und Warnung. Dieser ließ ihm dafür danken und traf die zur Vereitelung jedes Angriffsversuchs nöthigen Anordnungen.

Schlabrendorfs langjähriger und vielfältiger, in anspruchloser Stille — muthvoll und opferwillig — bethätigter Patriotismus und Wohlthätigkeitssinn fanden bei dem königlichen Stifter des eisernen Kreuzes und des Luisenordens eine volle Würdigung. König Friedrich Wilhelm III. ließ Schlabrendorf am 30. Mai 1814 aus den Händen des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg das Eisenkreuz am weißen Bande empfangen und mittelst Cabinetsordre vom 17. Januar 1820, durch Seine Gesandschaft in Paris, das Johanniterkreuz.

(Fortsetzung folgt.)

Statistisches.

Man zählt in Indien 30 Millionen schulpflichtige Kinder; von diesen werden 100,000 von Missionaren, 127,000 in den öffentlichen Staatsschulen unterrichtet; alle übrigen wachsen in fast absoluter Unwissenheit auf. Die englische Missionsgesellschaft erhält 781 von ihr gegründete Schulen, in welchen 12 europäische und 846 eingeborene Lehrer den Unterricht ertheilen; etwa 15,000 Schüler besuchen diese Schulen.

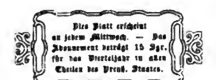
Die Wesleyanische Missionsgesellschaft hat 53 Schulen mit 8500 Schülern, und etwa 100 Lehrer sind an diesen Lehranstalten thätig. Die freie schottische Kirche unterrichtet in ihren Schulen 9500 Schüler, die baptistische Missionsgesellschaft 2000. In den Schulen der Baseler Gesellschaft zählt man 2600 Schüler.

Ein Journal in Calcutta „the friend of India“, weist durch Zahlen positiv nach, daß die Erziehung in den Staatsschulen viel theurer sei als in den Schulen der Missionare.

Berlin zählte am Schlusse des vergangenen Jahres 7152 Almosenempfänger. Zu Zwecken der Armen-Verpflegung verausgabte die hiesige Commune im vorigen Jahre 572,390 Thlr. Berlin zählte täglich 1071 arme Kranke, welche in Krankenhäusern auf Kosten der Commune untergebracht waren. Außerdem wurden für Rechnung der Stadtgemeinde noch 34,917 Kranke in ihren Wohnungen während des Jahres 1866 behandelt.

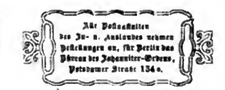
Expedition: Potsdamer Straße 27 b. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134 c zu Berlin, richten.



Wochenblatt

der







Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 23. Oktober 1867. **Nr. 43.**

1. Friedrich August Bodo von Dewitz, Justizrath und Rechtsanwalt zu Stettin, Rechtsritter seit 1855, † zu Stettin 17. October 1867.

2. Friedrich Maximilian von Hübel, Königlich Sächsischer Regierungs-Rath a. D. auf Klingewalde bei Görlitz, Ehrenritter seit 1864, † zu Klingewalde 16. October 1867.

Mittwoch, den 6. November d. J., Nachmittags 2 Uhr, gedenken wir so Gott will, unser Jahresfest zu feiern, und erlauben uns zu demselben die recht zahlreiche Gegenwart der Herrn Ordensritter zu erbitten.

Johanniter-Krankenhaus Reichenbach in Schlesien, den 8. October 1867.

Der Vorstand.
J. A.
von Prittwitz-Gaffron-Kreckwitz.

Die Wenden in der Mark.

4. Rhetra. Arkona. Schluß.

Die zwei Haupttempelstätten im ganzen Wendenland waren, wie mehrfach hervorgehoben, Rhetra und Arkona. Stettin und Branibor, ihnen vielleicht am nächsten stehend, hatten doch überwiegend eine lokale Bedeutung.

Rhetra und Arkona waren die großen Orakelstätten, bei denen in den großen Landesfragen Raths geholt wurde, und ihr Ansehn war so groß, daß der Besitz dieser Tempel, wie wir gesehen haben, dem ganzen Stamme, dem sie zugehörten, ein gesteigertes Ansehen lieh; die Rederier und die Ranen nahmen eine bevorzugte Stellung ein. Später entspann sich zwischen beiden eine Rivalität, wie zwischen Delphi und Dodona.

Rhetra war unter diesen beiden Orakelstätten die ältere, und wir beginnen mit Wiedergabe dessen, was Thietmar, Bischof von Merseburg, über diese sagt. Thietmar berichtet:

„So viele Kreise es im Lande der Liutizier giebt, so viele Tempel giebt es auch und so viele einzelne Götzenbilder werden verehrt; die Stadt Rhetra aber behauptet einen ausgezeichneten Vorrang vor allen anderen. Nach Rhetra schicken die Wendenfürsten, ehe sie in den Kampf eilen, und sorgfältig wird hier vermittelst der Loose und des Rosses nachgeforscht, welch' ein Opfer den Göttern darzubringen sei."

Stadt und Tempel von Rhetra schildert Thietmar nun weiter: „Rhetra liegt im Gau der Rhedarier, ein Ort von dreieckiger Gestalt, den von allen Seiten ein großer, von den Eingeborenen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgiebt. Der Ort hat drei Thore. Zwei dieser Thore stehen Jedem offen; das dritte Thor aber (das kleinste, nach Osten zu gelegen) weist auf das Meer hin und gewährt einen furchtbaren Anblick. An diesem Thor steht nichts als ein künstlich aus Holz gebautes Heiligthum, dessen Dach auf den Hörnern verschiedener Thiere ruht, die es wie Tragsteine emporhalten. Die Außenseiten dieses Heiligthums sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, die, so viel man sehen kann, mit bewundernswerther Kunst in das Holz hineingemeißelt sind, verziert; inwendig aber stehen von Menschenhand gemachte Götzenbilder, mit ihren Namen am Fußgestell, furchtbar anzuschauen. Der vornehmste derselben heißt Zuarasioi (Beiname des Radigast) und wird von allen Heiden geehrt und angebetet. Hier befinden sich auch ihre Feldzeichen, welche nur, wenn es zum Kampfe geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden. Um dies alles sorgfältig zu hüten, sind von den Eingeborenen besondere Priester angestellt, welche, wenn die Leute zusammenkommen, um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu sühnen, allein sitzen bleiben, während die anderen stehen. Indem sie dann heimlich untereinander murmeln, graben sie voll Zornes in die Erde hinein, um vermittelst geworfener Loose nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forschen. Nachdem dies beendigt ist, bedecken sie die Loose mit grünem Rasen und führen ein Roß, daß als heilig von ihnen verehrt wird, mit demüthigem Flehen über die Spitzen zweier sich durchkreuzenden, in die Erde gesteckten Speere weg. Dies ist gleichsam der zweite Akt, zu dem man schreitet, um die Zukunft zu erforschen, und wenn beide Mittel (zuerst das Loos, dann das heilige Pferd) auf ein gleiches Vorzeichen hindeuten, so handelt man darnach; wo nicht, so wird von den betrübten Eingeborenen die ganze Angelegenheit aufgegeben."

Als Bischof Thietmar diese Schilderung von Rhetra entwarf, stand dasselbe noch in höchstem Ansehen bei der

Gesammtheit des Wendenvolkes, aber schon wenige Jahre später ging sein Ruhm als erste Tempel- und Orakelstätte des Wendenreiches unter; Arkona auf Rügen trat an seine Stelle. Nach 1066 hatten die Wenden, nach einem siegreichen Rachezuge, den Bischof Johann von Mecklenburg nach Rhetra geschleppt und dem Radigast das Haupt des Bischofs geopfert; aber dies Ereigniß führte zugleich zu jener Niederlage Rhetra's, von der es sich nicht mehr ganz erholte. Im Winter 1067 auf 68 erschien Bischof Burkhard von Halberstadt vor Rhetra, stürzte das Götzenbild um und ritt auf dem weißen Rosse des Radigast heim. Dieser wohlberechnete Hohn blieb auf die Wendenstämme nicht ohne Einfluß, Eifersucht gegen die Rhedarier kam hinzu, und so wendeteten sich die Wendenstämme von dem Radigast zu Rhetra, der sich schwach erwiesen hatte, ab und dem Swatowit-Tempel in Arkona zu. Hundert Jahre lang, von jenem Tage der Niederlage ab, glänzte nun Arkona, wie vorher Rhetra geglänzt hatte. Auch von Arkona und seinem Swatowit-Tempel besitzen wir eine Beschreibung. Es scheint, daß 4 mächtige Holzpfeiler, die auf Thierhörnern ruhten, ihrerseits ein Dach trugen, dessen Inneres dunkelroth getüncht war. Der Raum zwischen den 4 Pfeilern war durch Bretterwände ausgefüllt, die allerhand bunt bemaltes Schnitzwerk trugen. Dies alles aber war nur die Außenhütte, und 4 mächtige Innen-Pfeiler, durch Vorhänge geschlossen, theilten den inneren Tempelraum wieder in zwei Hälften, in ein Heiligstes und Allerheiligstes. In dem letzteren erst stand das Bild Swatowit's. Arkona hatte besondere Tempeldiener, und mehr und mehr bildete sich hier eine Priesterkaste aus. Sie unterschieden sich schon durch Tracht und Kleidung von dem Rest der Nation und trugen Bart und Haar lang herabwallend, während die übrigen Ranen Bart und Haar geschoren trugen. Sie gehörten zu den Edlen des Landes; kriegerische und priesterliche Thätigkeit galt überhaupt den Wenden als wohl vereinbar.

Auch hier in Arkona diente das „weiße Pferd" zur Zeichendeuterei. Alle Poesie knüpfte sich an das „weiße Pferd". Oft fand man es des Morgens mit Schaum und Schmutz bedeckt in seinem Stall: dann hieß es, Swatowit selber habe das Pferd geritten und es im Streit gegen seine Feinde getummelt. Die Formen, unter denen das Orakel ertheilt oder die Frage „Krieg oder Friede" entschieden wurde, waren denen in Rhetra nah verwandt, aber doch nicht voll dieselben. Drei Paar gekreuzte Lanzen wurden in den Boden gesteckt und das Perd heran geführt. Schritt es nun mit dem rechten Fuß zuerst über die Speere, so war das Zeichen glücklich, unglücklich, wenn das Thier den linken Fuß zuerst aufhob. Entschiedenes Heil aber versprach das Orakel nur, wenn das weiße Pferd über alle drei Lanzenpaare mit dem rechten Fuße hingeschritten war.

Der Swatowit-Tempel auf Arkona war das letzte Bollwerk des Heidenthums; es fiel endlich in den Dänenkämpfen, im Kriege mit „Waldemar dem Sieger", nachdem es nicht nur den Radigast-Tempel Rhetra's, wenigstens den Ruhm desselben, um ein Jahrhundert, sondern auch den uns in gewissem Sinne näher angehenden Triglaff-Tempel zu Brannibor um zwanzig und einige Jahre überlebt hatte.

Dieser Triglaff-Tempel zu Brannibor, wenn auch für die Gesammtheit der Wenden nur ein Tempel zweiten Ranges, stand doch, wie eben schon angedeutet, für die märkischen Wenden in erster Reihe, und diese seine lokale Bedeutung — da uns die märkischen Wenden hier vorzugsweise beschäftigen — erheischt noch ein kurzes Verweilen bei ihm.

Der Triglaff, der in Brannibor verehrt wurde, war eine ursprünglich pommersche Gottheit und wurde, wie es scheint, erst in späterer Zeit, sei es aus Eifersucht oder sei es aus Mißtrauen gegen den Radigast (in Rhetra), von Pommern her eingeführt. In Kürze haben wir ihn schon an anderer Stelle beschrieben. Er hatte drei Köpfe, weil er Herr im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt war, und sein Gesicht war verhüllt, zum Zeichen, daß er die Sünden der Menschen übersah und verzieh. In seinen Händen hielt er einen gehörnten Mond, ein Symbol, über dessen Bedeutung nur Vermuthungen existiren. Seinen Haupttempel hatte er in Stettin, der den Schilderungen nach, die wir davon besitzen, den aus Holz aufgeführten, mit Bildwerk und Schnitzereien ausgeschmückten Tempeln in Rhetra und Arkona sehr verwandt gewesen sein muß. Auch der Triglaff-Dienst war dem Dienst des Radigast oder Swatowit mehr oder weniger verwandt. Die Zeichen wurden in ähnlicher Weise gedeutet, das Roß schritt über die gekreuzten Lanzenritzen hin, und das Berühren dieser oder jener Lanze, mit dem einen oder andern Fuß — alles hatte seine Bedeutung zum Heil oder Unheil. Nur das Roß selbst war nicht weiß sondern schwarz, vielleicht weil Triglaff selbst mehr den finstern als den lichtern Göttern zugehörte.

Um 982, unmittelbar nach dem großen Wendenaufstande, war es, daß nunmehr diesem Triglaff zu Ehren auch in Brannibor (wo bereits 50 Jahre ein Bischofssitz bestanden hatte) ein Tempel errichtet wurde; derselbe erhob sich auf dem Harlunger Berge und sah triumphirend in das dem Heiden- und Wendenthum wieder zurückeroberte Land hinein. Er war höchst wahrscheinlich kein Holzbau mehr (wie der Stettiner), sondern ein Steinbau, nach Art der christlichen Steinkapellen*), und M. W. Heffter in seiner trefflichen Geschichte Brandenburgs stellt sogar die Hypothese auf, daß aus diesem alten heidnischen Tempelbau, zunächst ohne wesentliche Umgestaltung, die später

*) Daß die Wenden, in späterer Zeit, solche aus Stein aufgeführte Tempel gehabt haben, dafür spricht manches, namentlich auch manche örtliche Tradition. So finden wir in einer 1619 zu Wittenberg gedruckten Jubelpredigt eines Jüterbocker Geistlichen folgendes: „Das uralte Templein allhier, welches ungefähr nur vor vierzig und etlichen Jahren ist eingerissen worden, darinnen der heidnische Götzendienst der Wendischen Morgengöttin soll sein geleistet worden, dies Templein ist in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckigt von Mauersteinen aufgeführt gewesen, hat oben ein Kreuzgewölbe und darüber ein viereckigt zugespitztes Dach von hellen Steinen gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts ist niedrig gewesen, also daß man im Eingehen sich etwas bücken müssen. Es hat auch keine Fenster gehabt, sondern nur ein rundes Loch ꝛc. — — also habe ich's von mehreren Personen, die noch am Leben sind, beschreiben hören. (Allerdings ist diese Angabe kein Beweis, daß das „Templein" wirklich heidnisch gewesen sei. Das Kreuzgewölbe spricht sehr dagegen. Als man hier Landes Kreuzgewölbe baute, war es mit dem Wendenthum schon vorbei.)

so berühmt gewordene Marienkirche auf dem Harlunger-Berge hervorgegangen sei. Wir halten dies für wahrscheinlicher als nicht, finden indessen den Beweis dafür weniger in der eigenthümlichen, in allem Wesentlichen aber doch immer noch byzantinischen Formengebung dieser Kirche, als in dem historisch nachgewiesenen Umstande, daß sich unter den märkischen Wenden der Uebergang aus dem Heidenthum ins Christenthum im Wesentlichen ruhig vollzogen zu haben scheint, so ruhig etwa wie 400 Jahre später der Uebergang aus dem Katholicismus in den Protestantismus. Der Fürst (Pribislaw) wurde Christ; das Volk folgte, theilweise widerwillig, aber doch vielfach auch willig und zwanglos. Man hatte sich bereits mit und nebeneinander eingelebt, und der bloße Umstand, daß das gestürzte Bild des Triglaff nicht verbrannt oder zerstört, vielmehr, allen bekannt und allen zugänglich, bis 1526 in einer Seitenkapelle der Marienkirche aufbewahrt wurde (in welchem Jahre Christian II. von Dänemark es unter Zulassung Joachim's I. mit fortnehmen durfte), deutet darauf hin, daß die innere Wandlung der Gemüther sich friedfertig genug vollzog und der Christengott den Wendengott ruhig bei Seite gedrängt hatte. Diese Umwandlung des Triglaff-Tempels in eine Marienkirche vollzog sich zwischen 1136 und 41; sechshundert Jahre hat vom Harlunger-Berge aus die berühmte Marienkirche in's Land gesehen. Ihre Entstehung bezeichnete den endlichen Sieg des Christenthums über das Heidenthum im Lande zwischen Elbe und Oder. Auf der Stätte des Triglaff-Tempels ging ein neues Leben auf, und der dreieinige Gott sprach hinfort statt des dreiköpfigen Gottes zu seinem Volke.

So, wie vorstehend geschildert, waren die Wenden zur Zeit der (endgültigen) deutschen Eroberung 1157 in dem Lande zwischen Elbe und Oder.

Es bleibt uns noch die Beantwortung der Frage übrig: was wurde aus den Wenden. Sie wurden keineswegs mit Stumpf und Stiel ausgerottet, sie wurden auch nicht (wie die Indianerstämme in Amerika) einfach zurückgedrängt bis zu Gegenden, wo sie Stammesgenossen vorfanden, — sie blieben vielmehr alle oder doch sehr überwiegenden Theils im Lande und haben in allen Provinzen jenseit der Elbe unzweifelhaft jene Misch-Race hergestellt, die jetzt die preußischen Provinzen bewohnt.

Einzelne Historiker haben dies bestreiten wollen, aber wie wir glauben mit Unrecht. Einmal würde eine solche consequent durchgeführte Racen-Geschiedenheit gegen die historische Ueberlieferung aller anderen Staaten, bei denen ähnliche Verhältnisse obwalteten, sprechen, (Polen und Deutsche hassen sich bis diesen Tag und heirathen sich doch), andererseits dürfte es, von allen Analogien abgesehen, nicht schwer halten, in aberhundert Einzelfällen solche Mischung der beiden Racen nachzuweisen. Es ist wahr, die Deutschen brachten den Stolz des Siegers mit, ein Race-Gefühl, das, auf geraume Zeit hin, eine Schranke gezogen haben mag; wir halten uns aber nichts destoweniger überzeugt, daß, noch ehe die Hohenzollern in's Land kamen, jedenfalls aber noch vor Mitte des 15. Jahrhunderts diese Unterschiede so gut wie verwischt waren. Sie mögen an einzelnen Orten länger bestanden haben, es mag Ortschaften geben, wo sich bis diesen Tag eine Exclusivität findet, die auf jene alte Wenden-Abneigung zurückzuführen ist, im Großen und Ganzen liegt die Verschmelzung aber weit zurück. Wir wollen dabei andererseits gern zugeben, daß, wenn die Jahrhunderte seitdem in ungestörtem Frieden verflossen und die Generationen in den Dörfern, säend und erndtend, in einem ewigen Wechsel und doch zugleich in einem ewigen Gleichmaaß sich gefolgt wären, diese Empfindungen des Racen-Dünkels vielleicht dieselben geblieben wären. Aber „die Noth giebt wunderliche Schlafgesellen,“ und die Conservirung von Race-Dünkel und Vorurtheil wurde durch die Verhältnisse, durch Brand und Krieg, durch die Gemeinschaftlichkeit des Unglücks unmöglich gemacht. Das Aufeinander-angewiesen-sein riß jene Schranken nieder, die in der Fülle selbstbewußten Glücks vielleicht geblieben wären. Mehrfach ging der schwarze Tod durch das Land und entvölkerte die Dörfer; was der schwarze Tod nicht that, das thaten, in nie rastenden Kriegen, die Pommern und Polen, und was die Pommern und Polen nicht thaten, das thaten die Hussiten. Im Barnim befinden sich vielleicht 20 oder 30 Feldmarken (jetzt einfache Acker- oder Brachfelder), die Namen wie Wüste Sieversdorf, Wüste Gielsdorf, Wüste Büsow ꝛc. führen, Benennungen aus jener Epoche immer neuer Verwüstungen her. Die wüst gewordenen Dörfer, namentlich solche, wo einzelne bewohnte Häuser und Hütten stehen geblieben waren, wieder neu zu besetzen, war die Aufgabe der Landesverwaltung, die in Brandenburg von jeher den friedericianischen Satz verfolgte: „Menschen! vor allem Menschen“. Man freute sich jeden Zuzugs, ohne nach der Racen-Abstammung zu fragen.

Das deutsche Dorf, in dem vielleicht ein Fritze, ein Hansen, ein Dietrichs wohnte, war froh einen Kroll, einen Noack, einen Posedien die wüst gewordenen Stätten einnehmen zu sehn, und ebenso die wendischen Dörfer empfingen den deutschen Zuzug mit Freude. Die Namensverzeichnisse im Landbuch von 1375, wie die Urkunden überhaupt, lassen keinen Zweifel darüber.

Alle diese Ausführungen haben selbstverständlich nur die Regel, nur die Verhältnisse in ihren großen Zügen schildern sollen, ganz besonders aber die der Mittelmark. Die Mittelmark, im Gegensatz zu den mehr Oder- und Elb-wärts gelegenen Landestheilen, war der eigentliche Mischungsbottich; die Verhältnisse forderten dazu auf. Auf dem platten Lande war es die Noth, in den Städten war es die Gelegenheit, die die Menschen, deutsch oder wendisch, zusammenführte. Die alten Bürgerfamilien freilich beharrten in ihrer Abgeschlossenheit und betrachteten den Wenden-Kietz um kein Haar breit besser als ein jüdisches Ghetto, aber dem „Zuzug“ gegenüber kamen die alten, alles nach Zunft und Race sondernden städtischen Traditionen wenig oder gar nicht in Betracht, und die „kleinen Leute“ thaten sich zusammen, unbekümmert um die Frage: wendisch oder deutsch. So lagen die Dinge in der Mittelmark, d. h. also in Teltow und Barnim, im Ruppinschen, in Beeskow-Storkow, in der Westhälfte von Lebus, überhaupt in allen Landestheilen, in denen sich Deutschthum und Wendenthum einigermaßen die Wage hielten. Anders freilich war es in West und Ost. Je mehr nach der Elbe zu, je exclusiver hielt sich das Deutsch-

thum, weil es ihm leicht gemacht war, sich aus seinen Stammesgenossen jenseits der Elbe zu rekrutiren; umgekehrt, je näher der Oder und den eigentlichen slavischen Landen zu, je länger blieb das Wendenthum in Kraft. Jetzt indessen, wenige Stätten abgerechnet, ist es, in Wirklichkeit, im Leben unsres Volks verschwunden. Es lebt noch fort in der Mehrzahl unserer Städte- und Dorfnamen, in dunklen Erinnerungen, daß an einzelnen, den Namen eines Wendengottes bis heute festhaltenden Lokalitäten (in Jüterbog, in Jütergotz) ein Tempel stand, vor allem in den Heidengräbern und Wendenkirchhöfen, die sich allerorten in der Mark verbreitet finden.

Aber es ist charakteristisch, daß eben das Einzige, was aus der alten Wendenwelt noch zu uns spricht, ein Begrabenes ist. Alles geistig Lebendige ist hinüber; selbst der Aberglaube und die in ihm wurzelnden Sitten, Gebräuche und Volksweisen, die wohl dann und wann für wendische Ueberreste gehalten worden sind, lassen sich vielfach (und die neuste Wissenschaft hat es mit Erfolg versucht) auf etwas Urgermanisches zurückführen, das, auch vor den Wenden schon, hier heimisch war. Mit Sicherheit lebt noch Alt-Deutsches in den Gemüthern, und das Volk erzählt von Wodan und Fricke (Freia) und dem Hackelberger Jäger; aber Radegast und Czernebog sind todt. Das Wendische ist weggewischt, untergegangen in dem Stärkern, in dem germanischen Leben und Gemüth, und nur noch am Rande der Oder hin, den polnisch slavischen Landen zu, zeigt sich dann und wann, neben slavischer Heiterkeit, auch noch jener auf Hartnäckigkeit und Verschlossenheit deutende finstere Zug, der an die alte Zeit und ihre Bewohner mahnt. Th. F.

Gustav Graf von Schlabrendorf.

(Fortsetzung und Schluß.)

Man hat sehr treffend den in langjähriger Verborgenheit zu Paris unaufhörlich Gutes wirkenden Grafen Schlabrendorf als einen „sehr ruhmwürdigen Unberühmten" bezeichnet.*) Seine einsiedlerische, außerordentlich genügsame Lebensweise verschaffte ihm den Beinamen „Pariser Diogenes". Ein Vergleich, welcher unzureichend ist. Schlabrendorf war bei Weitem anders geartet wie jener nur sich selbst lebende, indolente Naturmensch. Freilich umgab und befaßte auch er sich nicht mit Dingen, die ihm lästig, gewöhnlich, unnütz und nicht der Mühe werth schienen; aber dies geschah weder aus Sonderlingsmanie, noch in der eiteln Absicht, auffällig zu werden. Im Besitz eines beträchtlichen Vermögens, lebte er wie ein Armer, um fürstliche Freigebigkeit zu üben. Wenn es sich darum handelte, gemeinnützige Unternehmungen zu ermuthigen, Wohlthätigkeitsanstalten zu begründen oder zu unterhalten, oder dem Mangel einer armen Familie abzuhelfen, einem Kranken, einem verlassenen Fremdling beizustehen, so ertheilte Schlabrendorf seine Gaben mit vollen Händen. Die großen Summen, welche Schlabrendorf im Geheimen an die preuß. Kriegsgefangenen vertheilen ließ, brachte er in einer Zeit dar, wo ihm, wegen seiner steten Abwesenheit aus dem Vaterland, der größere Theil seines Vermögens mit Beschlag belegt war. Die große Menge Hilfsgesuche, welche man in Schlabrendorf's Hinterlassenschaft vorfand, sprechen für die große Beanspruchung seiner Ersparnisse.*) — Ausgerüstet mit Eigenschaften für den Verkehr in den besten und geistreichsten Cirkeln, hielt sich Schlabrendorf dem gesellschaftlichen Leben fern; seine Thür aber verschloß er nie; Jedermann hatte bei ihm Zutritt. Man suchte ihn auf. Reisende aus allerlei Ländern, Parteihäupter, Staatsmänner, Gelehrte kamen in Schlabrendorf's Klause; er verließ dieselbe selten, in seinen letzten 9 Lebensjahren gar nicht. Ohne Einfluß zu begehren, übte er ihn durch belehrende Unterhaltung und genaue Kenntniß der Personen und Dinge (wie Sokrates). Obwohl Schlabrendorf sich gegen Jedermann unverhohlen als Anti-Napoleonist äußerte, ließ ihn der corsische Usurpator unbeachtet, meinend, der deutsche Stubenhocker in der rue Richelieu werde dem großmächtigen französischen Gewalthaber weder schädlich sein wollen, noch schädlich sein können.

Wir sehen also Schlabrendorf zweierlei Vortheile ziehen aus seiner anachoretischen Art „zu sein". Einerseits gewährten ihm die Entbehrungen, welche er sich auferlegte, die Mittel zu reichen Wohlthätigkeitsspenden und mannigfachen Barmherzigkeitswerken. (Schlabrendorfs Standpunkt, dem leidigen Mammon gegenüber, war somit ein weitaus anderer, wie der, welchen sich heutigen Tages im Seine-Babel so Viele auserkoren, denen die Parole „Enrichissons-nous" die Bahn frei macht für rücksichtslosen Erwerb und egoistisches Genießen.) Andererseits schützte die Verborgenheit und die Lebensweise eines Sonderlings Schlabrendorf vor unangenehmen Berührungen mit der scharfen Polizei des Imperators.

Jeder, der Schlabrendorf näher kennen lernte, zollte ihm Bewunderung und Hochachtung. Nicht nur seine unzähligen wohlthätigen Handlungen, sondern auch die Wirkungen seines reichen und lebendigen Geistes machen ihn eines guten Andenkens werth.†)

Wer Schlabrendorf sprechen wollte, trat unangemeldet bei ihm ein; Schlabrendorf hielt sich keinen Bedienten. Er wohnte nach langen Jahren noch in demselben kleinen Zimmer eines Hôtels in der rue Richelieu, in welchem er nach seiner Ankunft aus England abgestiegen war —; ein dunkles Gemach mit einfachem, uraltem Mobiliar. Inmitten einer großen Menge in genialer Unordnung aufgestapelter Bücher, Flugblätter und Scripturen, ohne wegen der Störung in seinen Arbeiten unwillig zu werden, empfing der Graf — eine hagere, lange Persönlichkeit, — sehr häuslich gekleidet (und uncoiffirt), die Besucher aus den verschiedensten Ständen. War die Unterredung in Fluß gekommen, so vergaß man bei Schlabrendorf das seltsame Aeußerliche des Ortes und der Person (in seinen letzten Lebensjahren trug Schlabrendorf einen vollen weißen Bart von großer Länge; damals

*) Heinrich Zschocke. Selbstschau. Aarau 1842. S. 71.

*) Gegen sich verfuhr Schlabrendorf als Geizhals. Das Wohlfeilste war ihm das Liebste. Nur um seine Freunde besser bewirthen zu können, schaffte er sich ein Paar Mal eine trinkbare Weinsorte an.

†) Die bedauerliche Sucht einzelner Schriftsteller, auf Kosten der Wahrheit Pikantes zu erzählen, hat Schlabrendorf's Sonderlingseigenschaften in den Vordergrund gebracht und somit sein Lebensbild carikirt.

etwas Unbräuchliches); ja man vergaß auch die Zeit. So z. B. leuchtete Schlabrendorf eines Abends Wilhelm v. Humboldt zur Treppe; am andern Morgen befanden sich Beide noch bei der obersten Stufe, gefesselt von lebhafter Conversation. Schlabrendorf sprach mit Leichtigkeit, Anmuth, Wärme, Klarheit und unglaublicher Menschen- und Sachkenntniß. Noch als Siebziger hatte seine Unterhaltung das Feuer eines Zwanzigers. Schlabrendorf war „Redner" im höheren Sinn dieses Wortes, und schien dann selbst ein Wesen höherer Art zu sein, frei von Leidenschaften und Vorurtheilen der Sterblichen, — ein unbefangener Zuschauer ihres vergänglichen Treibens.

Schlabrendorf verband mit außergewöhnlicher Gedächtnißkraft den feinsten Scharfsinn; und indem er sich aus den Gesprächen Derer, die zu ihm kamen, über die unscheinbarsten Einzelheiten von Vorfällen oder Personalien zu unterrichten wußte, wurde er ein schätzenswerther Rathgeber und sogar Prophet für Andere in Verhältnissen, die sie nach ihrer Stellung hätten genauer kennen sollen wie er.*) Ausgerüstet mit großer Geschichts- und Weltkenntniß, eingedrungen in das Wesen der Staatskunde, sprach Schlabrendorf namentlich über politische Gegenstände gründlich, scharfsinnig, hinreißend. Manches, was in Büchern und Depeschen später Aufsehen erregte, war Fragment aus Schlabrendorf's täglichen Gesprächen. Das 1804 anonym in Cöln erschienene Buch „Napoléon Bonaparte und das französische Volk unter dem Consulat" (2 Bände, Herausgeber Capellmeister Reichardt), welches Deutschland zuerst über Napoléon's Selbstsucht aufklärte, ist größtentheils Schlabrendorf's Werk. Auch schrieb er 1816 „Einige entfernte Gründe für ständische Verfassung."

Nur ein Athletenkörper wie der Schlabrendorf's konnte in andauernder Entbehrung gesunder Luft ausharren. Die bei Napoléon's Rückkehr von Elba beabsichtigte Reise nach Deutschland mußte wegen abermaliger Paßverweigerung (wie 1813) aufgegeben werden. Spätere, seit dem zweiten Pariser Frieden oft besprochene Heimkehrprojecte blieben unausgeführt. Im Sommer 1824 erkrankte Schlabrendorf. Auf dringendes Verlangen seiner Freunde und seines Arztes übersiedelte er aus der Schwüle und Enge der hauptstädtischen Straßen in ein ländliches, luftiges Krankenhaus zu Batignolles (vor den Thoren von Paris.†)

Hier verschlimmerte sich jedoch sein Leiden. Schlabrendorf starb am 21. August 1824, über 74 Jahre alt. Auf dem Kirchhof Père la Chaise liegt er begraben. Die Leichenrede des Pfarrers Goepp, Präsident des protestantischen Consistoriums, über den Text: „Das Andenken der Gerechten bleibet im Segen", zeugt für die mannigfaltige Liebe und Verehrung, die der Verstorbene sich erworben. Das schönste Lob, welches ihm ertheilt werden konnte, war, daß er alles Gute, was er that, ohne Ostentation, mit einem Eifer und einer Herzenseinfalt gethan, die den wahren Christen ziert. Schlabrendorf's Wünsche für das Menschenwohl concentrirten sich in seinem täglichen inbrünstigen Gebet: „Herr, Dein Reich komme —, das Reich des Lichtes und der Barmherzigkeit."

Bei der Inventarisirung des Schlabrendorf'schen Nachlasses in seiner Pariser Wohnung fand man eine sehr werthvolle Sammlung von Büchern und Druckschriften aus der Revolutionszeit. Sie wurde verauctionirt. (Der Erlös betrug 1000 Francs.) Von den hinterlassenen Scripturen sind 4 Kisten nach Schlesien gesendet worden.

Diese handschriftlichen Aufzeichnungen, theils Prosa, theils Poesie — Manches darunter von dauerndem Werth, so z. B. die Vorschläge für eine internationale Schrift-Zeichensprache — waren vom Verfasser meist als lose Blätter in Quartformatsmappen, je nach dem Inhalt, gesondert und geordnet. (Eine unverbürgte Nachricht besagt, daß sich Jemand mit Sichtung und Herausgabe dieser Manuscript-Hinterlassenschaft befasse.)

Seinen eigenen Geld-Angelegenheiten widmete Schlabrendorf geringe Sorge. Im Gefängniß übergab er sein beträchtliches Vermögen, so weit es verfügbar, in Wechseln an einen Freund, der noch frei und ihn besuchen durfte, aber sich nicht mehr sicher fühlte in Paris. „Nehmen sie dies Geld," sagte Schlabrendorf zu ihm; „fliehen Sie noch zur rechten Zeit. Brauchen Sie es wie das Ihre. Sehen wir uns wieder, so geben Sie mir zurück, was noch da ist. Werde ich guillotinirt, so gehört es Ihnen ganz."

Es scheint, als sei jegliche Correspondenz in Vermögensangelegenheiten Schlabrendorf geradezu widerwärtig gewesen. Die Autorisation zur Rücknahme seiner confiscirten Herrschaft Kolzig hat er lange bei sich in Paris liegen lassen, ohne davon Gebrauch zu machen, bis ihm aus Berlin eine geeignete Persönlichkeit (Kreis-Justizrath Sattig in Glogau) zur Uebernahme und Verwaltung der Güter vorgeschlagen wurde. Schlabrendorf consentirte, beharrte aber auch ferner in seiner Gleichgültigkeit gegen die schlesischen Grundbesitzangelegenheiten. Die Anfragen des dortigen Administrators wurden fast nie beantwortet, so daß dieser sich veranlaßt sah, dem Grafen zu schreiben, jede Nichtbeantwortung werde für Bejahung seiner Vorschläge angesehen werden. Trotzdem stockte von Paris aus der schriftliche Verkehr. Schlabrendorf ließ sich alljährlich eine verhältnißmäßig geringe Summe aus seinen Gutserträgnissen schicken; dies sowohl, wie die gewissenhafte und umsichtige Administration, mehrte die Vermögenssubstanz, und es lag dem treuen Haushalter daran, dieselbe ordnungsmäßig dem Betheiligten zur Evidenz zu bringen. Schlabrendorf beauftragte (1817), auf desfallsiges Ansuchen aus Glogau, einen ihm nah bekannten Kaufmann in Breslau mit einer Kolziger Wirthschafts- und Rechnungs-Revision, behufs Ertheilung der gewünschten Decharge.

Schlabrendorf erhielt in einem, unter Mitwirkung geeigneter Hilfskräfte, ausführlich abgestatteten Bericht den betreffenden Nachweis und die Mittheilung, daß Alles in bester Ordnung gefunden worden sei. Dennoch erfolgte von Paris her die Decharge nicht. Es blieb dem Administrator kein anderer Ausweg, als nach Paris zu reisen, um sich die verlangten Zeilen selbst zu holen. Er wurde (so erzählt man, mit den Worten: „Ach Sie sind der gute, liebe Herr, welcher mir schon so viele Briefe in meinen Geldsachen zugeschickt hat und so wenig Ant-

*) Heinrich Zschocke machte seinen Lebensgang auf Grund Schlabrendorf'scher Principien.

†) Schlabrendorf's Arzt war medicinischer Vorstand dieses Krankenhauses und übernahm des Grafen Behandlung nur unter der Bedingung einer Uebersiedelung in jenes Etablissement

worten bekömmt“) sehr freundlich empfangen und das Geschäft ohne Weiteres erledigt (1818).

Das aus der Magdeburger Hochstifts zu Sct. Nicolai-Domherrenpräbende ihm zuständige Jahrgeld bestimmte Schlabrendorf dem Breslauer Schullehrerseminar, auf dessen Bedürftigkeit er aufmerksam gemacht worden war. Er selbst konnte ohnehin, seitdem er seinen Aufenthalt im Ausland genommen, keine weiteren Ansprüche auf diese Einnahmen erheben. Der König genehmigte jene Uebertragung. Die Revenuen wurden Jahr für Jahr bis zum Tode des Grafen zinsbar angelegt und dadurch ein Capital erzielt, welches zum Bau eines neuen Seminars (auf dem ehemaligen Festungsglacis) verwandt worden ist.*)

Schlabrendorf war nie verheirathet. In seinem (wegen bedenklicher Erkrankung auf der Reise nach Frankreich 1782 zu Bentheim niedergelegten, sehr ausführlich abgefaßten und 1825 eröffneten Testament bestimmte Schlabrendorf einen großen Theil seines Vermögens zu einer Landschulen-Stiftung auf der Kolziger Herrschaft und der damit zu verbindenden Waisenanstalt. (Letztere ist mit dem 1858 in Steinau errichteten Seminar verbunden worden.)

Erläuternd ist hier anzufügen, daß der Graf zur Verbesserung seiner in steriler Gegend liegenden Herrschaft eine Glashütte anlegte. Sie kam bald in großen Flor. Die Zahl der hier beschäftigten Arbeiter und mit ihnen die Zahl der schulpflichtigen Kinder wuchs stetig. Die vorhandenen Unterrichtsanstalten, ohnehin mangelhaft, erheischten eine wesentliche Aufbesserung.

Zur Zeit bestehen aus Schlabrendorf's menschenfreundlich fürsorglichem Vermächtniß 6 Schulhäuser in Kolzig ꝛc. (4 evangelische mit 5 Lehrern, 2 katholische mit 3 Lehrern). Zwei Waisenhäuser, ein evangelisches (zu Steinau, wie bereits erwähnt) und ein katholisches zu Liebenthal, sind theilweis aus dem Schlabrendorf'schen Stiftungsfonds dotirt.†)

Schlabrendorf's vielseitige Beobachtungen und Erfahrungen über menschliches Glück und Unglück fanden ihren Abschluß in dem Satz: „Nur die fortschreitende Civilisation, im Verein mit der sich mehrenden Ausbreitung des Gottesglaubens, vermögen das Wohlbefinden des Menschengeschlechts zu mehren.“ — Als naher Augen- und Ohrenzeuge der großen französischen Staatsumwälzung gelangte Schlabrendorf zu der Erkenntniß, daß das Gute, für welches redliche Menschen heiße Wünsche hegen, selten zu Stande kömmt, weil in der menschlichen Gesellschaft zu Viele von unreinen Beweggründen geleitet werden. Schließlich, so meinte Schlabrendorf, sind wir auch nicht in die Welt gekommen, um darin ein ruhiges und dauerndes Glück zu genießen, sondern um in derselben auf einen künftigen glücklichen Zustand vorbereitet zu werden, durch einen Kampf, der unsere geistigen und sittlichen Fähigkeiten weckt und entwickelt. Das Streben nach Sieg in diesem Kampf ist ein unerschöpflicher Quell der Glückseligkeit. (2. Timoth. 2, 5. Hiob 7, 1. Militia est vita hominis super terram.)

Wir schließen unsere Mittheilungen über den Grafen Gustav Schlabrendorf mit drei von seinen Kernsprüchen; er schrieb deren viele nieder.

„Zwei Augen hat die Seel': eins schauet in die Zeit,
Das andere richtet sich hin in die Ewigkeit.“

„Das Licht der Herrlichkeit scheint mitten in der Nacht,
Wer kann es seh'n? — Ein Herz, das Augen hat und wacht.“

„Des Weisen Adel ist sein göttliches Gemüth,
Sein tugendhafter Lauf, sein christliches Geblüt.“

Schlabrendorf's Wahlspruch lautete:

„Wolle fromm,
Denke frei,
Handle froh,
Trage frisch.“

(E. Gr. Lippe-Weißenfeld.)

*) Als die Kgl. Staats-Regierung dieses Haus zur Universitätsklinik bestimmte, erkaufte sie in Münsterberg und Steinau an der Oder Grundstücke für zwei neue Seminare.

†) Näheres über diese Anstalten und über Schlabrendorf's letztwillige Verfügung findet man im Kirchlichen Amtsblatt für Schlesien, Jahrgang 1859, Beilage zu Nr. 20, sowie in Pastor Beetschneider's (1864 zu Neusalz gedrucktem) Büchlein über innere Mission in Schlesien, S. 151 u. ff.

Gelübde.

(Von Ed. v. Schenk, geb. zu Düsseldorf 1788, gest. in Regensburg als Regierungspräsident 1841.)

Treu meinem Gott und Gottes Sohn,
Der Kirche treu, die er gegründet,
Ihr ewig treu, ob Wuth und Hohn
Der Welt sich gegen sie verbindet.

Treu meinem König, immer treu,
Ob ihn die Zeit lob' oder schmähe,
Und für ihn kämpfend ohne Scheu
In seiner Fern', in seiner Nähe.

Der Freiheit treu, wie sie im Staat
Durch weise Satzung sich gestaltet,
In deren Schirm aus reicher Saat
Wohlstand und Wohlthun sich entfaltet.

Doch Haß der Freiheitsheuchelei,
Die stürzt Altare, Throns, Volkes-Rechte,
Damit des Pöbels Führer frei
Und alle Freien werden Knechte.

Dem Geiste treu, dem Zeitgeist nicht,
Der Weisheit treu, die aus der Einung
Der Besten aller Zeiten spricht,
Doch nicht des Tages flücht'ger Meinung.

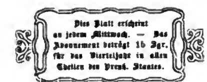
Dem Alten treu, das aus dem Strom
Der Zeiten ward zu uns gerettet,
Hab' es in Burg sich oder Dom,
In Dorf sich oder Stadt gebettet.

Doch auch dem Neuen, Frischen hold,
Des Geistes jüngster Offenbarung,
Die sich bewährt als lauter Gold
Am sichern Prüfstein der Erfahrung.

Treu meinem schönen Vaterland,
Mit dem ich rede, dicht' und denke,
Treu Deutschlands festem Eintrachtsband
Das Fürsten stets und Völker lenkt!

Expedition: Potsdamer Straße 134 c. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134 c zu Berlin, richten.



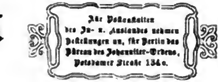
Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 30. Oktober 1867. **Nr. 44.**

Heinrich Erdmann von Koeckritz, Kreisgerichts-Rath zu Glogau, Ehrenritter seit 1858, † zu Glogau 19. October 1867.

Die Herren Ritter der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens beehre ich mich hierdurch zu der am 10. November c. stattfindenden Einweihung des hier neu erbauten Ordens-Krankenhauses ganz ergebenst einzuladen.

Pleß, den 24. October 1867.

Freiherr von Seherr-Thoß,
Ehrenritter.

Beirut.

Die Vorberge des Libanon senden in ihrem mittleren Laufe ein meist aus Kalksteingebilden bestehendes Felsenkap in das Meer. Der nördliche Rand dieses Vorsprungs tritt fast rechtwinklig aus der syrischen Küste heraus, bildet so eine schöne Bucht, darin einen günstigen Hafenplatz, und an seinem Hange liegt Beirut, sonst Berytus genannt, eine der ältesten Städte der Welt. — Hier ist es, wo der Orden der Hospitaliter, nachdem er so viele Jahrhunderte hindurch vom Lande seiner Wiege getrennt bleiben mußte, wieder das erste neue Ordenshospital auf heiligem Boden erbaute. — Die hohe Lage dieses Hauses ist eine der schönsten, die Beirut kennt, überhaupt eine der herrlichsten, die sich nur denken läßt, und weithin vom Meere aus winkt den landenden Schiffen das stattliche, hochgelegene Gebäude mit der Johanniterfahne entgegen. Das etwa fünf Morgen große, mit einer Mauer umgebene Grundstück, durch Vermittelung des Preußischen Generalconsuls Weber ein Geschenk der hohen Pforte, war zwar zumeist blos öder Kalkfelsengrund, auf dem einige Feigenbäume und Korkeichen stehen, ist jedoch jetzt bereits in einen fruchtragenden Garten umgewandelt oder mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt, den Kranken und Genesenden ein schöner Erholungsplatz, und wird der Küche des Hospitals eine willkommene Aushilfe geben.

Ehe ich von dem Bau ausführlicher spreche, wird es erwünscht sein, von dem Orte zu hören, wo er steht, von dessen Lage, Geschichte, von den anderen Missionsanstalten, die dort existiren, und dem Handel und Wandel, welcher dort getrieben wird.

Beirut liegt, wie erwähnt, auf dem nördlichen Abhange des Ras-Beirut (Vorgebirge von Beirut), das an dieser Seite sanft in das Meer abfällt. Wo nicht das Meer seine Mauern bespült, ist es rings umher von schönen Gärten umgeben, die mit Cactushecken eingefriedigt, besonders viel Maulbeerplantagen zeigen. — Arabische Landhäuser mit flachen Dächer liegen darin, Granaten, Orangen und Pflanzungen von Senselacht (eine Art spanischen Flieders) umgeben diese Gebäude, und hin und wieder ragt eine schlanke Palme aus den niedrigeren Baumarten hervor.

Der schöne Sykomorenwald, der ehedem vor den nach dem Libanon zu gelegenen Thoren Beirut's begann, ist leider zur Zeit der ägyptischen Invasion von Ibrahim Pascha aus Nützlichkeitsrücksichten abgehauen. Nur ein herrlicher Baum, der an der Saida-Straße ein Privathaus beschattet, gibt noch Zeugniß von dem Alter und dem Umfang, den diese Stämme gehabt haben müssen. — Dagegen besteht der schöne Pinienwald, den der berühmte Drusenfürst Fachreddin, von dem noch später die Rede sein wird, ebenfalls an der nach dem Libanon zu gelegenen Seite der Stadt anlegte, noch heutigen Tages. Schon lange vor Fachreddin's Zeit soll freilich hier solcher Pinienwald bestanden haben, und wird in Edrisi's Beschreibung (1152) erwähnt. Dieser soll jedoch zur Zeit der Kreuzzüge zu Sturmleitern und Belagerungsmaschinen verbraucht und auch sonst noch verheert worden sein. Auch aus dem jetzigen Pinienwalde wurde das Holz zu den Palisaden-Bauten in Akko genommen. Er ist nicht nur eine Zierde, sondern auch ein Schutz für Stadt und Gegend gegen die weite Sanddüne, welche den etwa dreihundert Fuß über das Meer sich erhebenden Scheitel des Ras-Beirut, sowie dessen südlichen Abfall deckt, und immer mehr und mehr gegen die cultivirten Ländereien, sowie den Ort selbst, vordringt. Fünf Fuß soll der jährliche Fortschritt dieses Stückes ägyptischer Wüste betragen, das sich in die üppigen, fruchtbaren Abhänge des Libanon hineingedrängt hat. Die Dicke der Sanddecke ist jedoch nicht bedeutend, man stößt bald auf eine rothe, thonhaltige Erdart, Rama genannt, die in den Mörtel gemischt, bei allen Bauten in Beirut verwendet wird. Unter der Rama kommen Sandsteinschichten von sehr verschiedener Qualität. Der bessere, festere Stein liegt gewöhnlich mehr nach

nach unten und ist bei weitem seltener als die leichte sehr poröse Art, welche letztere jedoch ebenso wie die erstere zu den Bauten verwandt wird, denn Ziegelsteine sind hier, bis auf weniges importirtes Material, unbekannt.

Die Abstufungen in der Güte des Steines sind sehr bedeutend, und dem entsprechend natürlich auch der Preis (etwa von 55—120 Piaster pro Hundert variirend), die schlechteste Qualität kann nur mit Abputz darüber verwandt werden. Ein Hauptfactor bei der Werthbestimmung des Hauses ist der Stein, den es enthält; deshalb sieht man auch Alle, die es vermögen, im Rohbau bauen, da bei einem abgeputzten Hause, im Fall eines Verkaufs, natürlich stets nur die leichteste Steinart angenommen wird. — Steinbrüche mit gutem Stein haben einen sehr hohen Werth, werden aber leider immer seltener und mit der Zeit vielleicht einmal ganz ausgehen. Beim Verkauf wird ein imaginärer Stein von etwa zwanzig Centimeter im Kubus als Einheit angenommen, und dann der Preis für das Hundert inklusive des Transports zur Baustelle, der durch Kameele oder Esel vermittelt wird, ausbedungen. Bei der Abnahme gehört nun viel Uebung dazu, sich nicht übervortheilen zu lassen, indem über jeden einzelnen anlangenden Stein gewissermaßen eine Einigung stattfinden muß, wie viel der imaginären Steineinheit er gelten soll.

Doch nun zurück aus der Sand- und Steinwüste, hinein in das Gewühl der morgenländischen Stadt. Der alte, türkische Theil des Ortes trägt noch ganz den ursprünglichen orientalischen Charakter. Enge Straßen winden sich hin und her, bergauf und bergab, theilweise mit einem Pflaster versehen, wie es bei uns schon in Dörfern etwas unerhörtes sein würde. Wie Adern winden sich nun wieder die schmalen Reihen der Bazars durch dieses Häusergewirre hindurch. Dort ist ein Menschengedränge vom Morgen bis zum Abend. In den Trachten desselben sieht man viel Seide und bunte Farben verwendet, Frauen gewahrt man in goldgestickten Gewändern und Kopfputz, Männer, durch den grünen Turban sich als directe Abkommen Muhammeds kennzeichnend, oder in weiße Beduinen gehüllt, den Sohn der Wüste zeigend. Auch das silberne, von den Frauen auf der Stirn getragene Libanon-Horn, Tantur genannt, früher sehr allgemein, erscheint noch hin und wieder.

Bettler und halbnackte Kinder liegen umher, hin und wieder durcheilt auch ein Mann in europäischer Kleidung geschäftig die Straße. Ruhig aber sitzt der Kaufherr, sein Nargile rauchend, auf dem Tisch seines Ladens oder des viereckigen Loches, das er so nennt, umgeben von seinen in Chaps aufgestapelten Waaren. Sinnend schaut er dem Treiben zu, das an ihm vorüberzieht, bedient die sich nahenden Kunden mit sehr vornehmer Herablassung und Gleichgültigkeit, und zeigt nichts von dem Eifer, mit dem unsere Commis in den Läden mit Spiegelfenstern ihre Artikel anzupreisen wissen. Kameele, Esel und Maulthiere, reich beladen, durchziehen gleichzeitig mit dem Menschen die engen Gassen.

Nur einen größern Platz hat Beirut. An diesem, der Kanonenplatz genannt, liegt die stattliche Ruine eines mittelalterlichen Kastells, das leider von den Engländern stark bombardirt und beschädigt worden. Ferner erblickt man da das Serail, den alten Pallast Fachreddins, des schon erwähnten Drusen-Emir's, der Beirut besonders liebte, es mit schönen Bauten schmückte, auch mit herrlichen Gärten und Pflanzungen umgab. Dieses Schloß, von dem ein Theil schon sehr alt, und noch weit über Fachreddin's Zeit zurückgehen soll, ist ziemlich groß, jedoch im Aeußern und Innern schmucklos gehalten. Jetzt residirt darin Kamil Pascha, der Gouverneur von Beirut, der jedoch nicht direct von Konstantinopel, sondern vom Pascha in Damaskus, dem Inhaber des Ejalats, d. h. Provinz, abhängig ist. Zwischen beider Gebiet, auf den Höhen des Libanon, herrscht Daud Pascha, als halbsouveräner Fürst, unter dem Schutze der fünf Großmächte, der in jungen Jahren Gesandtschafts-Attaché in Berlin war, auch noch eine große Vorliebe dafür bewahrt zu haben scheint, so daß er sein Wohnzimmer auf seinem Felsenschlosse Beiteddin mit den Möbeln geschmückt hat, die er dort gebrauchte. Er ist christlicher Religion, wie dieses das statut organique verlangt, und gehört der Armenischen Kirche an. Auch er residirt zeitweise in Beirut. Außer der großen Moschee (der alten St. Johannes-Kirche), sind alle andern muhammedanischen Gotteshäuser in der Stadt ohne Bedeutung. Von den hier meist viereckigen, nicht, wie in Konstantinopel Gebrauch, runden Minarets, läßt der Muezzin sein melancholisches Gebetsgeschrei drei Mal am Tage ertönen. Die genannte alte St. Johannes-Kirche, jetzt ziemlich zerfallen, hat zu Zeiten der Kreuzfahrer zu mehreren Krönungen der morgenländischen Könige aus den europäischen Fürstenhäusern gedient. An christlichen Gotteshäusern hat die Stadt neuerdings wieder zwei schöne römisch-katholische und eine griechisch-katholische Kirche erhalten. Alle drei gehen ihrer Vollendung schnell entgegen. Mit besonderm Luxus ist die aus russischem Gelde aufgeführte griechische Kirche ausgestattet. Ein wahres Kunstwerk ist die Kanzel aus weißem Marmor, die sie enthält. Auch die Amerikaner haben eine Kapelle, die gleichzeitig mit dem an der Saida-Straße gelegenen Neubau eines Schulhauses jetzt ebenfalls verschönert und vergrößert wird. Die andern Protestanten besitzen aber noch kein Gotteshaus. Die jetzt noch schwache, aber im Zunehmen begriffene Gemeinde, die unter dem Protectorat des Königs von Preußen steht, versammelt sich im Saale des Kaiserswerther Diaconissenhauses, woselbst der Pastor Ebel aus Königsberg in Preußen abwechselnd seine Predigten in deutscher und französischer Sprache hält. Der Zahl nach haben die Maroniten wohl die meisten Kirchen und Klöster in und bei der Stadt, sie sind jedoch alle ohne besonders hervortretendes Aeußere. Am Hafen, der gleich denen von Sidon und Tyrus, zur Zeit Fachreddin's, aus Besorgniß vor fremden Einfluß, zerstört sein soll, stehen noch zwei ruinenartige Kastelle, in das Meer hineingebaut. Ebenso findet man auch noch alte Mauerthürme aus mittelalterlicher Zeit, hier und dort. Von Resten aus der Römerzeit, in der nach alten Beschreibungen Beirut herrliche Bauwerke aufzuweisen hatte, zu denen der Granit sogar aus Aegypten geholt wurde, stehen namentlich noch drei Säulen, aus solchem Steine gehauen, aufrecht, in der Nähe der griechischen Kirche. Bruchstücke von solchen sieht man oft umher liegen, und schön gemeißelte korinthische Capitäle findet man bisweilen zu Sitzplätzen verwendet, an den Häusern oder in den Höfen

umherstehen. Die Grundmauern eines größeren Baues aus der Römerzeit sind am sog. kleinen Hafen noch kenntlich. Sehr bedeutende Baureste, aus Beirut's höchster Blüthezeit, sind jedoch nicht mehr vorhanden.

Soviel von dem alten, hart am Meere gelegenen Theile der Stadt. Tritt man nun in südlicher, westlicher oder östlicher Richtung aus dem dichten Straßenknäuel heraus, so kommt man in neuere, weitläufig gebaute Vorstädte, die von gut chaussirten, fahrbaren Straßen durchschnitten werden, und wo geschmackvolle Villen, in herrlichen Gärten stehend, zum großen Theil erst den letzten Jahren ihre Entstehung verdanken. Denn Beirut ist eine im schnellen Aufblühen begriffene Stadt von bereits nahe an hunderttausend Einwohnern. In diesen Villen hat sich ein ganz besonderer, Beirut eigenthümlicher Baustyl herausgebildet: eine Vereinigung und Vervollständigung des alten arabischen beiruter Baustyls mit dem damascener. Die ursprüngliche Bauart der Häuser dieser Gegenden ist sehr einfach: glatte Sandsteinmauern, mit oder ohne Anstrich, aus dem bereits vorhin beschriebenen Material bestehend, oft nur ein, selten höher als zwei Stockwerk aufgeführt, werden mit Balken und Brettern platt bedeckt, auf denen ein Estrich ruht. Nicht die geringste pente wird solchem flachen Dache zu besserer Abführung des Regens gegeben. Natürlich leiden diese flachen, wenig soliden Bedachungen stets sehr von den Wintergüssen, und es liegt auch meist für immer die kleine Steinwalze in einer Ecke derselben, um für die stets nöthigen Reparaturen zur Hand zu sein. Bisweilen haben diese Häuser hallenartige Vorbaue, mit schönen schlanken maurischen Bögen. Viele und hohe, durch Eisenstäbe geschützte Fenster, die meist auch mit Jalousien versehen werden, sind an den Wänden angebracht. Die Zimmerhöhe ist überall eine sehr bedeutende, durchschnittlich etwa 7 Meter. In den obern Theilen derselben sind meist von Osten nach Westen streichende Oeffnungen angebracht, um dort den für die heißen Monate so wichtigen Luftzug zu unterhalten. Die Fußböden sind gewöhnlich mit Marmorfliesen belegt, die bei Wohlhabenden mit Citronensaft gescheuert werden. Zu ihrem Schutze liegen oft auch Strohmatten darüber, welche ein höflicher Mensch erst dann betritt, wenn er sich zuvor seines Schuhzeuges entledigt hat, eine orientalische Sitte, die jedoch europäische Cultur in Beirut eigentlich schon sehr zurückgedrängt hat. Divans oder Decken zum Ausruhen liegen an den Wänden umher, sonst ist fast kein anderes Mobiliar in den Zimmern zu finden.

Früher, zum Theil auch noch, baute nun der Araber sein Haus zimmerweise, indem er hier eins derselben an-, dort eins aufsetzte, je nach Bedürfniß. In dieser Weise entstanden die unregelmäßigen Figuren, die man überall sieht, mit hohen und niedrigen Terrassen, auf denen die Familie zum Theil lebt.

Die neuen Häuser, welche die reichen Handelsherren jetzt vielfach in den Vorstädten Beirut's aufführen, zeigen jedoch eine ganz andere Bauart. Meist werden sie aus dem festen Steine erster Klasse im Rohbau aufgeführt; die Dicke der Umfangsmauern variirt durchgängig zwischen 25 bis höchstens 30 Centimeter; sie sind zwei oder auch drei Stockwerke hoch und werden nach der arabischen Art mit einem flachen Estrich-Dache versehen. Ihre Figur ist gewöhnlich ein regelmäßiges Viereck, das um einen freibleibenden Hofraum aufgeführt wird, wie solches eben in Damaskus üblich, wo dann diese Höfe, schön geschmückt mit Marmor-Fontainen, Orangenbäumen und Arkaden, den hauptsächlichsten Aufenthalt der Bewohner bilden. Hier bei diesen Beiruter Neubauten werden jedoch diese Höfe oft mit einem förmlichen Dachstuhl und Ziegeldach überwölbt und etagenweise getheilt. So erhält jeder Stock einen großen Saalraum in der Mitte, dessen vordere Wand ganz aus großen Fenstern besteht, die das gehörige Licht nach innen geben und wieder auf Balkons und Hallen münden, wo leichte, gewundene oder gerade Marmorsäulen schlanke, maurische Bögen tragen. Die hintere, diesen Vorhallen entgegengesetzte Seite ist gewöhnlich mit einer Erhöhung in Form einer Nische versehen, an deren Wänden die Divans umherstehen. Das oberste Stockwerk hat immer den schönsten dieser Saalräume aufzuweisen, der hier kirchenartig in das reich verzierte Gebälk des Dachstuhls hineinragt, und auch von oben noch sein Licht aus zahlreichen Machicoulis empfängt.

Je nach Reichthum und Geschmack entfalten nun die Bewohner oder Eigenthümer dieser Säle hier besonders ihre Pracht in orientalischen Seidenstoffen, kostbaren Teppichen, Porcellan-Vasen u. s. w. Eine große Zahl solcher Bauten liegt an und in der Nähe der sog. Preußischen-Straße, auch die des Preußischen Consulats genannt, an der der Preußische Generalconsul Weber ein eigenes Haus und Garten besitzt, der sich überhaupt ein besonderes Verdienst um den Bau dieses breiten, schön chaussirten Weges erworben hat. Er ist schon jetzt die eleganteste Straße von Beirut und wird es immer mehr noch werden; an ihm liegt das schöne, stattliche Kaiserswerther Diaconissenhaus, ein großes klosterartiges Gebäude, das ein Pensionat und ein Waisenhaus enthält und augenblicklich unter der Leitung der Schwester Louise von Trotha steht. Hier liegt auch das Miethshaus, in dem bis vor kurzem das Johanniter-Hospital aufgeschlagen war; an seinem Ende endlich kommt man zu dem Grundstück, auf dem jetzt der neue Johanniter-Bau steht. So sind an diesem Preußischen Wege, der immer mehr und mehr die Zierde Beirut's wird, augenblicklich alle Preußischen Anstalten vereinigt.

Auch in alten Zeiten muß die Stadt schon bis in diese jetzt erst wieder neu hinzugekommene Gegend gegangen sein. Viel Fragmente älterer Bauten kommen hier immer und immer wieder zum Vorschein. Auf dem Johanniter-Grundstück sind zwei verschüttete alte Cisternen entdeckt worden, außerdem mehrere alte Gräber an das Tageslicht gekommen, bis jetzt jedoch erst zum Theil geöffnet worden. Ein schöner aufgefundener Sarkophag wird vorläufig als Wassertrog am Brunnen benutzt.

Zeichen und Spuren von Beiruts sehr hohem Alter in der Geschichte erblickt man überall. Läßt doch die Sage das erste Menschenpaar aus Beiruter Schlamm entstehen, und eine andere Sage, die bekanntlich in anderer Form schon durch das Heidenthum hindurchgehende Legende vom heiligen Georg, der den Drachen tödtet, wird ebenfalls nach Beirut gelegt, und deutet wie dort auf den alten, so hier auf den neuen Adam hin, der der Schlange den Kopf zertritt. Die St. Georg, dem Schutzpatron

aller Ritter, geweihte Kapelle, an der Stelle erbaut, wo der Kampf geschehen sein soll, liegt auf dem Ras el Khudr nahe bei der Mündung des Nahr-Beirut, der eine kleine Stunde ostwärts der Stadt sich in das Meer ergießt.

Eine andere kleine Kapelle, der Sage eines gleichen Kampfes gewidmet, liegt auf Rhodos, auf dem Mont St. Etienne, am Meere, auch da nicht fern von der Stadt. Hier wird jedoch mehr als eine bloße Legende verewigt. Denn der Kampf des Johanniter-Ritters, nachherigen Großmeisters Gozon, den Schiller so schön besungen, mit dem Ungeheuer, das wahrscheinlich ein nach Rhodos verschlagenes Krokodil gewesen, wird von mehreren alten Geschichtsschreibern berichtet, und nichts spricht dagegen, daß diese That nicht in Wirklichkeit hier geschehen sei.

Es ist die Vermuthung aufgestellt worden, daß Beirut seinen Namen von dem Götzen Baal-Berith, der hier sein Heiligthum gehabt, empfangen habe, einem jener drei Baals-Götter (Baal-Peor, Baal-Zebub und Baal-Berith), die unter den heidnischen Völkern des alten Testaments, auch von den Israeliten selbst lange angebetet wurden, und deren Priester der Prophet Elias auf dem Berge Karmel durch ein vom Himmel erflehtes Wunder ausrottete (1. Kön. 18, 19 — 40). Baal-Berith besaß einen eigenen Tempelschatz (Richter 9, 4) und war die oberste Gottheit namentlich in den Gegenden des Libanon.

Es geschieht auch in der Bibel einer Stadt Berothai Erwähnung, womit sehr gut das heutige Beirut gemeint sein kann. einmal ist es genannt als eine Stadt des Königs Hadad-Eser von Zoba, welche dem Könige David, nachdem er die Syrer besiegt, die Kriegskosten ersetzen mußte (2. Sam. 8, 8). Ein anderes Mal wird es als die Nordgränze des gelobten Landes genannt (Hesekiel 47, 16); möglich, sogar sehr wahrscheinlich ist es, daß dieses Berothai das jetzige Beirut; doch es zu beweisen würde schwer sein.

In den Zeiten der griechischen, dann der macedonischen Macht hat Beirut gar keine Rolle gespielt.

Erst unter den Römern kam es zu größerer Bedeutung. Herodes der Große ließ hier auf Vorschlag des Julius Cäsar vor einem Römischen Gerichtshofe von hundert und fünfzig Richtern seine beiden Söhne Aristobulus und Alexander zum Tode verurtheilen. Sie wurden in Folge dessen zu Sebaste, dem alten Samaria, des Herodes Residenz, erdrosselt. So berichtet wenigstens der bekannte jüdische Geschichtsschreiber Josephus.

Unter Kaiser Augustus erhielt Beirut den Namen Julia Augusta Felix, wahrscheinlich zu Ehren von des Kaisers zweiter berühmter Gemahlin, der Livia, der später der Titel der Julia Augusta wurde.

Auch das jus Italicum bekam Beirut gleichzeitig mit diesem Namen. Zu noch höherem Glanze erhebt es sich unter dem jüdischen Könige Herodes Agrippa I., dem Enkel Herodes des Großen. Er floh Jerusalem und den jüdischen Fanatismus, wählte eine römische Colonie zu seinem Aufenthalt, um nach römischer Weise ungestört leben zu können, seine Prachtliebe in Bauten zu entfalten und seiner Vorliebe für die blutigen Spectakel der Arenen nachzugehen. Hier in Beritus errichtete nun Herodes Agrippa ein Amphitheater, das berühmt wurde wegen seiner Schönheit. Bäder, Theater und Porticus erstanden in dieser Zeit. Musiker und Künstler aller Art strömten zur Julia Felix, Wettkämpfe und Gladiatorenspiele waren an der Tagesordnung, in denen siebenhundert Verbrecher einst zu gegenseitiger Ermordung zusammengebracht wurden. Nachdem Herodes so seinen römischen Freunden mitten im Frieden das Schauspiel blutiger Schlachten verschafft hatte, starb er im Jahre 44 n. Chr. Geb.

Ganz in ähnlicher Weise feierte in Beirut der als so edel gepriesene Kaiser Titus einst das Geburtsfest seines Vaters Vespasian, welcher hier zum ersten Male mit der Krone der Imperatoren geschmückt, die Huldigungen der Völker des römischen Reiches entgegen nahm. Vielen Tausenden von Juden kostete diese Geburtstagsfeier das Leben. Auf solchem mit Blut und Schwelgerei befleckten Boden blühte im dritten Jahrhundert jene hohe Rechtsschule auf, welche die erste des römischen Reiches wurde, jedenfalls wenigstens mit denen zu Alexandrien und zu Athen auf eine Stufe kam, und solchen Ruf bis in das sechste Jahrhundert bewahrte. Hier lebte Ulpian, der Zeitgenosse des Alexander Severus;*) die römischen Jünglinge kamen von allen Gegenden des Reiches hierher zusammen, um die fünf Jahre, welche zur Studienzeit festgesetzt waren, an dem Orte zu verleben, der damals die Amme des Gesetzes hieß. Diesen Aufschwung behielt Beirut, bis unter Kaiser Justinian das furchtbare Erdbeben, das Antiochia verwüstete, auch die Colonia Julia Felix in einen Schutthaufen verwandelte, auch vielen Bewohnern und einem Theile der zahlreichen studirenden Jugend den Untergang bereitete. Nur die Grundmauern der Stadt blieben stehen, die Lehrer der Rechtsschule gingen nach Saida, kehrten zwar nach dem Aufbau von Beirut wieder zurück, aber der alte Glanz und Ruf mit ihnen nicht wieder. Die seit Kaiser Theodosius zu einer Metropolis erhobene Stadt, die ebenfalls ein Bischofssitz geworden war, sank mehr und mehr herab, bis Beirut gleichzeitig mit Sidon im Jahre 638, dem 17. der Hedschra, eine Beute der in Vorderasien eindringenden Muselmänner wurde. Diese ließen jedoch die Reste der hohen Rechtsschule bestehen, und Beirut blieb auch noch unter ihrer Herrschaft ein Sitz der Jurisprudenz. Im achten Jahrhundert lebte dort der berühmte muhammedanische Rechtsgelehrte Imam Ebn Omar Abderrahman.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Es war dieses die Zeit, wo Syrien und speciell die Gegend von Beirut dem römischen Reiche, nachdem, wie es bereits erwähnt, die Thronbesteigung des Spaniers Vespasian gesehen, jetzt wieder ein Geschlecht von Kaisern und Kaiserinnen gab. Die vier berühmten und berüchtigten Julien verließen die Berge des Libanon, um auf den Kaiserpallästen des Palatin über die Welt zu herrschen: — Julia Domna, die schöne Gemahlin des Septimius Severus, sowie deren Schwester Julia Maesa, die durch ihre beiden Töchter Großmutter von 2 Kaisern wurde: 1) des Heliogabal, der seine Carriere als Sonnenpriester zu Baalbeck begann, während Julia Sahemis, seine Mutter, berüchtigten Andenkens, dort als Venus-Priesterin fungirte; 2) des Alexander Severus, der den edlen Gegensatz zu seinem wahnwitzigen Vetter und Vorgänger Heliagabal bildete, ebenso wie seine treffliche Mutter Julia Mamaea, wahrscheinlich die erste Christin auf dem Throne der Cäsaren, das Andenken an die Sünden ihrer Schwester, der Julia Sahemis bedeckte. —

Das Arbeiterschloß zu Guise im Aisne-Departement.

In der kleinen Stadt Guise wird das Auge des Fremden durch ein prachtvolles, umfangreiches Schloß gefesselt, das eine Zierde des sonst unbedeutenden Städtchens ist, und wenn er nach dem fürstlichen Besitzer dieses Schlosses fragt, so wird er nicht wenig von der Antwort überrascht werden: Es sind Arbeiterwohnungen, die zum Fabrikgebäude des Herrn Godin-Lemaire gehören.

In der Nähe dieser Fabrik auf einer großen Halbinsel des Oiseflusses gelegen, ragt das Arbeiterschloß aus den dasselbe umgebenden Wiesen, Wäldern und Gärten gar stattlich empor. Vor dem Hauptgebäude, das etwas zurück liegt, befindet sich ein großer 80 Meter breiter Platz, der zu Küchengärten benutzt ist, und eingerahmt von allen drei Bauten liegt ein geräumiger Hofplatz, auf den nicht weniger als 380 Fenster- und Thüröffnungen gehn.

Aus dem von einem großen Glasdach überragten innern Hofe, der den Kindern bei schlechtem Wetter einen herrlichen Spielplatz gewährt, gelangt man zu den in die Wohnungen führenden Treppen der drei obern Stockwerke. An jeder Etage läuft eine mit einer Balustrade versehene 4 Fuß breite balconähnliche Gallerie entlang, von wo man in die einzelnen, ein durchaus abgeschlossenes Ganzes bildenden Arbeiterwohnungen gelangt. Oeffnet man eine der zwischen je zwei Fenstern befindlichen Thüren, so gelangt man in ein kleines Entrée, wo zwei einander gegenüber liegende Seitenthüren je zu einer aus 2 Zimmern bestehenden Wohnung führen. Da das ganze Gebäude als Schutz gegen Feuersgefahr alle 10 Meter mit einer bis zum Dach hinauf reichenden dicken Mauer durchzogen ist, so kommen überall im ganzen Hause auf je 10 Meter des Stockes 2 Wohnungen.

Das erste Zimmer einer solchen Arbeiterwohnung enthält Raum und Fachwerk zum Aufbewahren von Lebensmitteln und Küchenutensilien und kann im Uebrigen beliebig möblirt werden. Das zweite, größere Zimmer enthält verschiedene Wandschränke zur Bequemlichkeit für die Familie, und ist die sonstige Ausstattung desselben eine höchst heitre und saubere. In jedem der beiden Zimmer befindet sich ein Kamin.

Gehn wir nun zu dem den Arbeiterfamilien gebotenen Comfort über, so müssen wir zunächst bemerken, daß die Treppen sowie der Hof die ganze Nacht hindurch mit Gaslicht erleuchtet sind. Auf jedem Treppenabsatze sind Wasserbehälter mit Krahnen angebracht, die durch eine kleine Dampfmaschine, welche das Wasser in ein unter dem Dache befindliches Reservoir hebt, mit köstlichem Wasser versehen werden. Jede Person verbraucht durchschnittlich 20 Liter täglich, was einen Maßstab zu der wahrhaft holländischen Reinlichkeit in dieser cité ouvrière abgeben kann. Außerdem befindet sich gleichfalls auf jedem Treppenabsatze ein Cabinet mit einer Art Trichter, welcher der Hausfrau als Gosse dient. Jeder dieser Trichter steht in Verbindung mit einer langen, sehr weiten Röhre, durch welche aller Kehricht in ein unterirdisches, zu diesem Zwecke angelegtes Behältniß geführt wird, dessen tägliche Reinigung unter besonderer Controle steht.

Was den Bedarf einer Haushaltung an Nahrungsmitteln, Kleidungsstücken und sonstigen Dingen betrifft, so ist für Alles in nächster Nähe und im besten Ueberfluß gesorgt. Im Erdgeschoß des Gebäudes selbst sind unter der Aufsicht eines Verwalters stehende Läden zum Kleinhandel eingerichtet; und hier ist zu den billigsten Preisen alles zu haben, wonach einer Hausfrau gelüsten kann: Gemüse, Fleisch, Milch, Butter und Käse, alle möglichen Gewürze und Colonialwaaren; ferner Getränke, Wein, Bier und Branntwein, dann Brennmaterial und in den mit Manufacturwaaren versehenen Läden außer allen möglichen Stoffen, fertige Manns- und Frauen-Kleider, Fußzeug und dgl. mehr. Welche Zeit- und Geldersparnisse durch diese Einrichtung erzielt werden können, ist leicht zu ermessen.

Doch nicht bloß auf die Familie, auch auf die Unverheiratheten unter den Arbeitern ist Rücksicht genommen worden; jedoch wird keinem der Bewohner des Hauses irgend ein klösterlicher Zwang auferlegt, wie man leicht zu glauben geneigt ist; denn auch für eine Trinkhalle und Speiseanstalt hat man Sorge getragen, wo der ledige Mann ein tägliches Kostgeld von ¾ bis 1 Franc entrichtet und dafür ganz anständig beköstigt wird. Die Wohnpreise sind dem entsprechend. Die Miethe für eine unmöblirte Wohnung beträgt nämlich in Durchschnitt 4½ Fr. monatlich. Ein möblirtes Zimmer für eine einzelne Person, das außer der Bettlade zwei Matratzen, 3—4 Stühle, Tische und sonstiges nothwendiges Hausgeräthe enthält, kostet im Monat 8 Fr., und dafür werden dem Miether überdies wöchentlich zwei frische Handtücher und monatlich reine Bettwäsche gereicht, sowie das Zimmer täglich gesäubert und in Ordnung gehalten.

Außer dem zum Lebensunterhalt Erforderlichen ist jedoch nicht minder dem Angenehmen Rechnung getragen und für Erholung in Stunden der Muße bestens gesorgt worden. Im „Casino“ bietet sich dem Arbeiter gesellige und nützliche Unterhaltung dar, wo in dem wohlgeheizten und hell erleuchteten Lesesaal verschiedene Tagesblätter zur Lectüre dienen, und neben dem Billardsaal eine Restauration für die Gäste des Hauses sich befindet. Von den Stammgästen, die sich hier allabendlich nach den Mühen des Tages versammeln, heißt es, sie tragen durchaus den Charakter einer großen Familie; da der Standesunterschied rein professioneller Natur ist, und im Uebrigen völlige Gleichheit herrscht, so liegen derartige gesellschaftschaftliche Verhältnisse sehr nahe.

Für die Reinlichkeit sämmtlicher Bewohner dieses immensen Gebäudes sind geräumige Bade-, Wäsche- und Trockensäle angelegt. Selbst eine Kinderbewahranstalt für die Kleinen fehlt hier nicht, während für die heranwachsende Jugend in einer Knaben- und Mädchenschule gesorgt wird. Kindern und Erwachsenen ist für ihre Erfrischung an schönen Sommertagen Gelegenheit zu den herrlichsten Spaziergängen im angrenzenden Schloßpark sowohl wie in den freundlichen Anlagen an den Ufern der Oise geboten.

Die Bevölkerung dieses Arbeiterschlosses beträgt gegenwärtig etwa 700 Köpfe; jedoch steht es außer allem Zweifel, daß die Zahl derselben bei den vielen Vortheilen und Annehmlichkeiten, welche ihnen hier geboten werden, mit der Zeit bedeutend zunehmen wird. Herr Godin-Lemaire wird aber stets mit Stolz und Freude auf den Ur-

sprung eines Baues zurückblicken können, der nicht nur als ein Musterwerk angeführt werden kann, sondern zugleich in schönster Weise der Menschenliebe des Erbauers das Zeugniß redet.

(Im Auszuge aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung.")

Die Cholera-Epidemie zu Berlin im Jahre 1866.

Unter diesem Titel liegt uns — so schreibt der „Staatsanzeiger", dem wir diese Mittheilung entnehmen — ein im Auftrage der Königl. Sanitäts-Commission von dem Geheimen Medizinal- und Regierungs-Rath Dr. C. H. Müller bearbeiteter und im Verlage von Th. Chr. Fr. Enslin (Adolph Enslin) hierselbst so eben erschienener amtlicher Bericht vor. Derselbe beschäftigt sich zunächst mit den topographischen Verhältnissen der Stadt Berlin, ihrer Einwohnerzahl und deren Sterblichkeits-Verhältnissen, bespricht dann den Ausbruch und den Verlauf der Cholera-Epidemie, die Cholera-Epidemie des Jahres 1866 im Vergleich zu den früheren hiesigen Cholera-Epidemien, das Geschlecht und das Lebensalter, den Stand und die Beschäftigung der Erkrankten und Gestorbenen, die Ausbreitung der Epidemie unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse und verbreitet sich endlich über die ursächlichen Verhältnisse der Epidemie, die sanitätspolizeilichen Anordnungen, die Desinfection und die Cholera-Heilanstalten. — Dem Berichte sind 23 Tabellen, welche die vorstehend angedeuteten Verhältnisse, soweit dies angeht, statistisch näher specialisiren, sowie mehrere Beilagen, welche auf die Cholera-Epidemie bezügliche Polizeiverordnungen, Instructionen, Bekanntmachungen u. s. w. enthalten, und ein kolorirter, die Ausbreitung der Epidemie darstellender Plan beigefügt. Ein Anhang beschäftigt sich mit der Beschaffenheit des Brunnenwassers im Vergleich mit der Sterblichkeit und mit den mit Rücksicht auf die Gefahr des Ausbruches einer abermaligen Cholera-Epidemie angeordneten Desinfectionsmaßregeln.

Wir entnehmen dem vorliegenden Berichte folgende nähere Mittheilungen. Seit der Epidemie des Jahres 1855 war Berlin bis zum Jahre 1866 von epidemischer Verbreitung der Cholera verschont. Der erste choleraverdächtige Fall im letzteren Jahre betraf am 7. Juni einen von Oderberg ankommenden Schiffer, der an demselben Tage verstarb. Am 14. Juni kamen 2 weitere tödtliche Fälle vor. Von hier ab nahm die Zahl der Erkrankungen mit geringen Schwankungen allmälig zu, erreichte am 18. Juli, also nach Ablauf von 6 Wochen, ihre Höhe mit 251 an einem Tage vorgekommenen Erkrankungen und nahm dann ziemlich konstant ab, bis am 17. November der letzte Fall erfolgte. Die Abnahme der Epidemie dauerte sonach 17 Wochen Bis zur Höhe der Epidemie am 18. Juli kamen 2768, von da ab noch 5418 Fälle vor. Die Hälfte der Zahl der Erkrankungen wurde am 24. Juli, also dem 41. Tage der Epidemie, erreicht. Die ganze Epidemie, vom Tage der ersten Erkrankungen bis zum Tage der letzten Erkrankung, währte 157 Tage. Die Totalsumme der Erkrankungen betrug 8186; von diesen nahmen 5457 tödtlichen Ausgang. Die Zahl aller Todesfälle im Jahre 1866 betrug 27,102.

In den drei Jahren 1863—1865 kam durchschnittlich) (im Verhältniß zu der Einwohnerzahl des Jahres 1864 auf 31,1 Einwohner jährlich 1 Todesfall und 100 Todesfälle auf 122 Geburten; im Cholerajahre 1866 dagegen kam 1 Todesfall auf 24,2 Einwohner und 100 Todesfälle auf 100,3 Geburten. — Rücksichtlich des Geschlechts und des Alters der an der Cholera Erkrankten und Gestorbenen ergiebt sich, daß unter 100 Erkrankten 44 männliche und 56 weibliche Personen waren. Dies Uebergewicht der Erkrankten weiblichen Geschlechts trifft aber fast ausschließlich das Lebensalter vom 19. bis zum vollendeten 32. Jahre. In dieser Alterklasse kamen von 100 Erkrankungen nur 33 auf das männliche und 67 auf das weibliche Geschlecht. Vergleicht man die Zahl der in den einzelnen Altersklassen Erkrankten mit der Zahl der Lebenden derselben Klasse, so waren die beiden ersten Lebensjahre und das Lebensalter vom 30. bis 70. Jahre verhältnißmäßig am meisten an den Erkrankungen betheiligt. Die Mortalität der Erkrankten war für beide Geschlechter gleich ungünstig, obwohl in den verschiedenen Altersklassen sehr bedeutende Differenzen der Sterblichkeit stattfanden. Bei beiden Geschlechtern nahm die letztere vom 1. bis 20. Jahre allmälig ab und steigerte sich dann wieder successive bis zum höchsten Alter. — Vergleicht man die Zahl der Cholera-Todesfälle der letzten Epidemie mit der Zahl sämmtlicher Todesfälle, so ergiebt sich mit Rücksicht auf das Geschlecht, daß von sämmtlichen Verstorbenen männlichen Geschlechts (14,052) 17 pCt., von sämmtlichen Verstorbenen weiblichen Geschlechts (13,050) 23 pCt., und von sämmtlichen Verstorbenen überhaupt (27,102) 20 pCt. an der Cholera starben. — Aus der Zusammenstellung der Zahl der infizirten Häuser nach der Häufigkeit der Erkrankungen geht hervor, daß die Zahl der infizirten Häuser, in denen nur Eine Erkrankung stattgefunden hat, ungefähr die Hälfte aller infizirten Häuser betrug. Was den etwaigen Einfluß betrifft, den das Vorhandensein von Wasserleitung in den Häusern ausübt, so ist zu bemerken, daß von sämmtlichen 14,271 in Berlin vorhandenen Grundstücken 3550, d. h. 24,8 infizirt; von den mit Wasserleitung versehenen 5332 Grundstücken 1062, d. h. 19,9 pCt. und von den mit Wasserleitung nicht versehenen 8939 Grundstücken 2488, d. h. 27,8 pCt. von der Cholera infizirt waren. — Die Witterungsverhältnisse vor und während der Dauer der Cholera-Epidemie des Jahres 1866 sind der Jahreszeit und dem Klima des Zeitraums von 1848 bis 1865, in welchem die mittlere Temperatur für das ganze 7,30 Grad Reaum. betrug, entsprechend gewesen und haben besondere Eigenthümlichkeiten nicht erkennen lassen.

An Beiträgen für die innere Ausstattung des Johanniter-Krankenhauses zu Pleß sind bei dem Unterzeichneten ferner eingegangen:

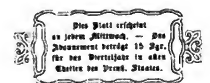
Vom Major v. Tiele-Winkler auf Michowitz 50 Thlr., Freiherrn v. Durant auf Baranowitz 25 Thlr., Gesandten v. Heydebrand und der Lasa in Kopenhagen 17 Thlr., Grafen v. Rothkirch-Trach auf Panthenau 10 Thlr., Herrn v. Schoenermarck auf Großburg 10 Thlr., Grafen v. Sauerma auf Ruppersdorf 10 Thlr., Oberst Freiherrn v. Kottwitz in Celle 10 Thlr., Landschafts-Director v Lieres auf Stephanshain 10 Thlr., Rittmeister v. Niebelschütz auf Meischlau 10 Thlr., Herrn v. Sanden in Görlitz 10 Thlr., Herrn v. Köckritz auf Jagatschütz 10 Thlr., Freiherrn v. Rothkirch-Panten auf Rothkirch 10 Thlr., Landschafts-Director v. Prittwitz auf Casimir 10 Thlr., Herrn v. Seydlitz auf Habendorf 10 Thlr., Regierungs-Rath v. Woyrsch auf Pilsnitz 10 Thlr., Herrn v. Debschitz auf Koschpendorf 5 Thlr., Obertribunals-Rath v. Ohlen und Adlerskron in Berlin 5 Thlr., Grafen v. Pückler auf Ober-Weistritz 5 Thlr., Grafen zu Dohna auf Cunzendorf 5 Thlr., Generalmajor v. Frankenberg in Frankfurt a. M. 5 Thlr., Schloßhauptmann Freiherrn v. Gaffron in Breslau 5 Thlr, zusammen 242 Thlr. Hierzu die früher nachgewiesenen 411 Thlr. 20 Sgr., giebt in Summa 653 Thlr. 20 Sgr.

Pleß, den 17. October 1867.

Freiherr von Seherr-Thoß.

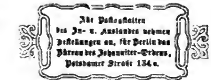
Expedition: Potsdamer Straße 134c. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134c zu Berlin richten.



Wochenblatt

der






Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 45. Berlin, den 6. November 1867. Nr. 45.

1) Carl Friedrich Ludwig Albrecht Christoph von Saldern, Kammerherr und Kreisgerichts-Rath a. D. auf Tamerow, Rechtsritter seit 1856, † zu Dessau 24. October 1867.

2) Otto Carl Ludwig von Mitzlaff, Kammerherr, Rittmeister a. D. und Landesältester, auf Ober-Schüttlau bei Schlichtingsheim, Ehrenritter seit 1861, † zu Ober-Schüttlau 25. October 1867.

Beirut.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit der Kreuzzüge befand sich Beirut seit seiner Einnahme im Jahre 1110 meist in den Händen der Christen. Erst nach der Schlacht von Hattin 1291, wo Palästina verloren ging, fiel es durch Verrath in die Hände des Sultans Aschraf von Aegypten, der die armen zurückgebliebenen Bewohner zum Theil niedermetzeln ließ.

Den Johannitern ward es aber vergönnt, sie wieder aus den Händen der Ungläubigen zu reißen. Unter ihrem Großmeister Philibert von Naillac, welcher von 1396 — 1421 zu Rhodos regierte, eroberten sie mit Hilfe der französischen Flotte unter Boucicaut die Stadt für den Orden. So ist auch Beirut zu den alten Ordensbesitzungen zu rechnen. Dieser glückliche Handstreich imponirte dem Sultan von Aegypten dermaßen, daß er die Ritter um Frieden bat. In Folge dessen erhielten diese das Recht, Consuln in Jerusalem und Alexandria zu halten. Sie durften die Mauern des heiligen Grabes schließen, und den Ort vor Entweihungen schützen. Sechs Ritter erhielten die Erlaubniß, wieder in Jerusalem zu wohnen, und Pilger und Ritter, welche dahin wallfahrteten, aufzunehmen und in ihren Häusern zu pflegen. So befand sich in Folge der Einnahme Beiruts im 15. Jahrhundert wieder ein Johanniter-Hospital und Hospiz in der heiligen Stadt, in welchem die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1435 Aufnahme fanden.

Nachdem die Ritter nach und nach ihre morgenländischen Besitzungen verloren hatten, zuerst Smyrna, wo noch heute eine stolze Ruine der alten Johanniterburg steht und in türkischen Bazars verbaut ist, die einst dem Eroberungszuge Tamerlans trotzte, dann aber dennoch sich zur Zeit des Großmeisters Philibert de Naillac ergeben mußte, nachdem St. Pierre, jenes Carische Schloß verloren war, bei dessen Eroberung Friedrich von Hohenzollern, der Großprior von Deutschland, sich durch seinen Heldenmuth so auszeichnete, daß zum ewigen Andenken desselben später festgesetzt wurde, daß der jedesmalige Großprior von Deutschland auch Commandant des Schlosses St. Pierre sein sollte, nachdem Rhodos selbst und ebenso auch Beirut wieder türkische Herrschaft anerkannten, war die alte Julia Felix lange Zeit hindurch eine unbedeutende Provinzialstadt des osmanischen Reiches, um welchen Besitz der Sultan jedoch mit den Drusenfürsten des Libanon vielfach im Streite lag.

Einer derselben, der schon mehrmals erwähnte Fachreddin, übte in dieser Stadt sowohl als in Saida eine ziemlich unbeschränkte Herrschaft aus, und war seine Regierung wieder eine Blüthenzeit für dieselbe. Er sah sie als seinen Lustgarten an, schmückte sie mit vielen Pallastbauten, Alleen und Hainen von Pinien, Orangen und Maulbeeren, Gärten von Obstbäumen und Blumen prangend, durch welche sich Beirut noch heute vor den andern Küstenstädten von Alexandria bis Constantinopel besonders auszeichnet. Seine Unterthanen folgten seinem Beispiele, durch die schöne fruchtbare Gegend und Lage angezogen, bedeckten sie dieselbe mit prächtigen Wohnhäusern und Landsitzen.*) Fachreddin, d. h. Ruhm des Glaubens, der lange Zeit in Europa und Asien von sich reden machte, war der vierte in der Reihe der regierenden Drusen-Emire aus dem Hause Moan, lebte um 1600 zur Zeit der Regierung Sultan Murad's III., und hatte die unglücklichen Kriege der Türken in Persien und Aufstände in Constantinopel wie zu Damaskus und Aleppo geschickt benutzt, um sich ein unabhängiges Reich in Syrien zu gründen. Er war

*) Im Garten des alten Sérail erblickt man noch heut einen herrlichen Baum, den Fachreddin gepflanzt haben soll. — Er hat die Größe einer alten Linde. Kein grünes Blatt trägt er im Frühjahr, sondern seine weit ausgestreckten Zweige bedecken sich dann mit einem hellröthlichen Blüthengewande, das später in das schönste Lila übergeht. Von fern sieht dieser Baum aus, als sei er ganz mit blühenden Veilchen überdeckt. Andere behaupten, er sei erst unter Ibrahim Pascha gepflanzt worden. Weder durch Ableger noch durch Saamen hat man ihn bis jetzt hier vermehren können. In Beirut ist er nur als der blaue Baum bekannt; auch den Persischen Lorbeer nennt man ihn bisweilen. —

ein geistvoller, ritterlicher Mann, lebte mit europäischen Fürsten, namentlich den Großherzogen von Toskana, in Freundschaft, sah Florenz und verpflanzte den Kunstsinn der Mediceer in seinen Lieblingsaufenthalt nach Beirut.

Als er sein Reich über den ganzen Libanon, Antilibanon und Cölesyrien ausgedehnt hatte und nun den übrigen Theil Syriens bedrohte, entschloß sich Murad im J. 1634 zum ersten Feldzuge gegen den großen Rebellen. Ali, Fachreddins Sohn und Thronerbe, kämpfte mit 10,000 Mann gegen Achmed Pascha und fand seinen Tod vor Damaskus. Der Drusenfürst, bei Safed zum zweiten Male geschlagen, flüchtete nun mit seinen Schätzen und seiner Familie in die unzugänglichsten Höhlen seiner Gebirge, die von Eschichuf, welche noch heute bekannt sind. Hier wurde er von Achmed belagert und durch Felssprengungen, Quellen und Feuerbrände endlich zur Uebergabe seiner Person und seiner Schätze gezwungen. Alles wird nach Constantinopel gebracht, dort schenkt man dem Großemir das Leben, seine Söhne werden Pagen am kaiserlichen Hofe, einer derselben, Hussein, steigt dort sogar zu hohen Ehren, wird Gesandter in Indien und der Biograph seines Vaters.

Aber ein Enkel Fachreddins setzt den Krieg gegen Achmed Pascha noch lange Zeit fort, plündert Saida, Akko und Tyrus, und bringt eine Zeit lang die Einheit des türkischen Reiches von neuem in Gefahr.

Da wird dem noch im Gefängniß zu Constantinopel befindlichen Großemir der Prozeß gemacht und derselbe in Folge dessen enthauptet. Der Kopf dieses berühmten Fürsten ward am Serail zur Schau gestellt, und sein Sohn Mesud erdrosselt und in den Bosporus geworfen. So war das tragische Ende dieser nach vielen Richtungen hin ausgezeichneten Familie und des zu Beirut, seinem Lieblingssitze, noch heut in dankbarem Andenken verehrten Regenten. — Fachreddins Lustgärten daselbst werden von Schriftstellern und Reisenden seiner Zeit mit den hesperischen Gärten verglichen, die Reste seiner Pallastbauten nahe dem Bab Mußella (Thor von M.) zeigen, daß er von dem sonst hier heimischen griechischen und römischen Style abging und sich der rein saracenischen Bauart bediente. Aber viele der begonnenen Arbeiten sind nie zur Vollendung gekommen, wie das schon beschriebene Schloß des Großemirs selbst. Sie wurden aufgegeben, als Fachreddin genöthigt ward, sich nach Deir el Kamar tief in die Berge seines Reiches zurückzuziehen, das ihm eine sichrere Residenz bot als Beirut, welches jedoch ebenfalls da immer noch in seinem Besitze blieb. Als später die Herrschaft der Drusen wieder ganz in das Gebirge zurückgedrängt ward, kam die Stadt und ihr Gebiet unter die Gewalt des Paschas von Akko; zu Ende des vorigen Jahrhunderts übte Dschezzar Pascha als türkischer Gouverneur seinen Druck und seine Tyrannei über Beirut. Die Vortheile der Douane wurden damals der Stadt entzogen, dadurch sank ihr Wohlstand, und der Handel wandte sich eine Zeit lang wieder der alten Rivalin Saida zu. Als später jedoch der Handel in Syrien von neuem frei wurde, lenkte sich der Verkehr wiederum in kurzem nach dem sowohl hinsichtlich der Meeres-Anfuhrt, wie auch für den Landtransport weit günstiger gelegenen Beirut. Unter Soliman Pascha, der von 1806 — 1820 das Regiment im Namen des Sultans führte, und der nach dem grausamen und gewaltthätigen Dschezzar Pascha wie ein Vater verehrt wurde, kam der beiruter Handel von neuem empor. Auch die Herrschaft Mehemed Ali's und Ibrahim Paschas wirkte günstig nach dieser Richtung, wenn gleich der Friede wieder auf kurze Zeit gestört wurde, als im J. 1840 die vereinigten östreichischen und englischen Geschwader bei der Vertreibung der ägyptischen Herrschaft Akko, Caipha, Tyrus, Sidon und namentlich auch Beirut bombardirten.

15—20,000 Aegypter lagen in und um Beirut, als der englische Admiral Robert Stopford mit 8 Linienschiffen, 3 Fregatten und 2 Briggs vor der Stadt erschien und dieselbe vom 10. bis 16. September bombardirte. In der ersten Woche des Octobers nahmen die Engländer im Namen des Sultans Besitz von derselben. Die drusischen Gebirgsbewohner waren zur Hülfe gegen die Aegypter herbeigerufen worden. Ihr Haupt jedoch, der Emir Beschir, aus der ersten Familie des Landes Schahab, in deren Händen sich schon eine Art erblicher Würde in der Regierung des Libanon ausgebildet hatte, hielt es mit Ibrahim Pascha. Es ist dieses der Erbauer des herrlichen Schlosses von Beiteddin, wo jetzt Daud Pascha seinen Hof hält, und das nur durch ein steiles Gebirgsthal von Deir el Kamar, der einstigen Residenz des Fachreddin, getrennt ist, wo in den letzten Jahren die furchtbarsten Acte der Christen-Massacres statt fanden. Dieser Emir Beschir, der letzte Schahab, der den Libanon regierte, ein reicher und prachtliebender Herr, wie seine Bauten es zeigen, ward jetzt seines Herrscherstuhls für verlustig erklärt und in das Exil nach Malta geführt. Von den jüngsten Christen-Metzeleien waren die blutigsten in Damaskus, Hasbeja und Deir el Kamar; hier wurden allein etwa 3000 Maroniten im Hofe des Schlosses, wohin man sie unter dem Vorwande der größern Sicherheit gelockt, nachdem sie auch vorher noch zum Ablegen der Waffen bewogen worden waren, Angesichts der zuschauenden türkischen Soldaten von den Drusen niedergemacht. Auch noch in den Gärten und Straßen vor Saida ward mancher der aus den Gebirgen fliehenden Christen ermordet. Hier war es dann auch, wo der Johanniter-Orden, vertreten durch die Grafen von Bismarck-Bohlen und Perponcher, sowie den Herrn von Bassewitz, das Hospital gründeten, das in der Folge nach Beirut übersiedelte. Hier war es anfangs 5 Jahre in einem schlechten Miethshause einstallirt, für welches jährlich circa 700 Thlr. Pacht gezahlt wurden.

Beirut, welches der Johanniter-Orden erwählte, um seine erste Station im Oriente zu werden, ist eine Stadt, der unstreitig eine bedeutende Zukunft bevorsteht. Es ist die Hafenstadt von Damaskus, der Perle des türkischen Reiches, dem irdischen Paradiese der Bekenner des Islam, mit welchem es jetzt durch eine herrliche, fahrbare Kunststraße, das Werk einer französischen Actien-Gesellschaft, verbunden ist. Auf diesem Wege, der ein Unicum in dem ganzen türkischen Reiche ist, legt man jetzt die Reise zwischen beiden Städten über die steilen Pässe des Libanon und Antilibanon hinweg, die sonst Tage erforderte und nur auf dem Rücken von Pferden oder Maulthieren, auf steinigen und steilen Saumpfaden möglich war, innerhalb 12 Stunden und in einem bequemen Postwagen zurück. Von Damaskus gehen die großen Caravanenzüge durch

die Wüste nach Mekka, sowie nach Bagdad, und vermitteln den Verkehr mit Arabien, Persien und Indien. — Wer weiß, ob die Zeit so fern, wo eine Eisenbahn Damaskus und Bagdad verbinden wird? Dann würde der große Handelsweg zwischen Orient und Occident, der jetzt zum größten Theile noch über Aleppo und seine Hafenstadt Alexandrette geht, sich auf diese südlichere Richtung wenden, und Beirut wird dann auch der Hafenplatz für Mesopotamien, Persien und selbst Ostindien werden. Aber wenn auch dieses Project niemals zu Stande käme, selbst wenn die schöne Straße nach Damaskus nie entstanden wäre, dennoch ist die Lage Beiruts eine in jeder Hinsicht so günstige, daß ihm immerhin eine bedeutende Zukunft noch zu prophezeien wäre:

Es versorgt die ganze Küste und das Innere von Syrien, Phönizien und Palästina mit europäischen Waaren. Von Alexandria bis Smyrna hin hat es die besten Rhede an der asiatischen Küste, wenngleich sein künstlicher Hafen seit Fachreddin's Zeiten fast zerstört ist, und die landenden Schiffe in den Winterstürmen in der oberhalb der Stadt, beim Ausflusse des Nahr-Beirut und der St. Georgs-Kapelle gelegenen Bay Schutz suchen müssen, denn die türkische Regierung hält es gegen ihr Interesse, wieder einen bessern Hafen herzustellen.

Trotzdem und aus den oben erwähnten andern Gründen lenkt sich der Verkehr, der sich sonst an den Küsten, nach Jaffa, Caïpha, Akko, Tyrus, Sidon, Tripolis, Alexandrette u. s. w. zertheilte, mehr und mehr nach dem einen, mächtig wachsenden Centrum: Beirut. Es scheint bestimmt durch die fortwährend wachsenden Beziehungen zu Europa, die Erbin von Tyrus und Sidon, seiner phönizischen Rivalinnen, hinsichtlich deren alten, berühmten Handelsverkehrs zu werden.

Außer dem Vortheil der günstigsten Rhede und den Beziehungen zu Damaskus, Bagdad u. s. w. hat Beirut nun aber noch den Vorzug seiner herrlichen, fruchtbaren Umgebungen, wo der viel gepflegte und gepflanzte Maulbeerbaum, namentlich seit auch Fachreddin ihm sein Interesse zuwandte, einen schon alten Handel mit Cocon und Seide hervorgerufen hat; wo die Olivenhaine schönes und weit über den heimischen Bedarf ausreichendes Oel liefern; wo Baumwollenstauden sowie die schönsten Südfrüchte gedeihen, namentlich auch der Weinstock, der jetzt freilich noch wenig vom Inländer, sondern fast nur von den Europäern zur Bereitung des köstlichen vino d'oro benutzt wird, aber schon in alten Zeiten ein von den Römern besonders hochgeschätztes und damals berühmtes Getränk lieferte.

Außer Wein, Oel, Baumwolle und Seide, die den hauptsächlichsten Export von Beirut bilden, besteht die einheimische Industrie vorzüglich in den Erzeugnissen der Seidenwirker, Gold- und Silbersticker, Baumwollenweber u. s. w. Von deren Fabrikaten wird aber im Verhältniß zu den genannten Rohstoffen nur wenig ausgeführt, denn der Orientale liebt zu sehr den Prunk der Seidenzeuge und der Goldfäden, als daß nicht solche Artikel im Lande selbst großen Absatz fänden. Schon unter dem vorhin genannten milden Regiment des Soliman Pascha und in der Folge auch unter dem Schutze Mehemed Ali's und Ibrahim Paschas, haben europäische Kaufleute die Vortheile der Lage von Beirut wahrgenommen und hier große Commissionsgeschäfte etablirt, welche die genannten Landesproducte nach Europa exportirten, dagegen europäische Waaren einführten, namentlich auch allerhand Luxusartikel und Quincailleriewaaren, an denen der Orientale ein kindliches Vergnügen findet; ebenso aber auch die nützlichen, nach unsern Begriffen unentbehrlichen Erzeugnisse des europäischen Gewerbefleißes, welche zum Theil bis dahin in diesen Gegenden kaum dem Namen nach bekannt waren. So kam es, daß man in Häusern, wo der Gebrauch von Löffeln und Gabeln noch völlig unbekannt, wo ein plattgekneteter biegbarer Brodteig, Chubs genannt, zu gleicher Zeit als Teller, als Serviette, als Löffel, als Gabel und dann auch wieder als Brod diente, eine Musikdose jetzt als nöthigen Hausrath ansieht. So verschieden ist Geschmack und Bedürfniß der Menschen. In dem abgelegenen Baalbeck, wo ich in der Wohnung des Scheichs im Jahre 1865 ein Mahl in oben beschriebener, einfacher Weise genoß, fand sich bei demselben ein Kasten vor, aus welchem vermittelst Drucks auf ein Ressort aus verschiedenen Fächern Riechfläschchen hervorsprangen und in demselben Augenblick ein Musikwerk im Innern des Kastens eine melodische Weise zu spielen begann.

Wenn es gleich vielleicht für die einfachen Sitten dieses Volkes in manchen Beziehungen besser wäre, sie kämen nicht mit der vorgeschrittenen Civilisation Europa's in zu nahe Berührung, so haben doch diejenigen, welche die günstige Lage Beiruts für den Handel erkannten, sich jedenfalls selten im Lichte gestanden.

Sowohl Einheimische als Ausländer haben hier in verhältnißmäßig kurzer Zeit schon oft bedeutendes Vermögen erworben, der Umsatz und die Gelegenheit zum Eingehen vortheilhafter Handelsgeschäfte ist so günstig, daß der übliche Zinsfuß, den die größeren und völlig sicheren Geschäfte für baare Darlehen zahlen, 12 bis selbst zu 18 Prozent beträgt. Bei den minder sicheren Häusern ist er sogar noch wesentlich höher. Es gibt sehr viel Reichthum und manche Millionäre schon jetzt in Beirut; diesen gehören zum großen Theil die schönen neuern Villen, mit denen die Stadt kranzförmig umgeben ist, und deren eigenthümliche Bauart ich bereits beschrieben habe.

Zu den bedeutendsten Commissionsgeschäften der Art, von welchen ich ebenfalls schon weiter oben einiges berichtete, rechnet man das Haus des Herren Duchêne, eines gebornen Schweizers, welcher ein würdiges Mitglied des Curatoriums des Johanniter-Hospitales war. Leider zog er sich ganz wieder nach Europa zurück und hat sein Geschäft dem Herrn Amsler, einem Bruder des Berliner Kunsthändlers in der Behrenstraße, abgetreten.

Aber nicht nur durch seinen Reichthum und seinen Handel hat die frühere Römerstadt und die alte Amme des Gesetzes jetzt wieder die Augen der Europäer auf sich gelenkt, eine andere noch größere Bedeutung hat Beirut gefunden als Sammelpunkt und Hauptort der verschiedenen christlichen Missionsvereine, die in Europa und Amerika ihre Blicke auf die alten Länder der Bibel richten und dem wahren Glauben auch da wieder die Herrschaft oder wenigstens Geltung verschaffen möchten, wo der Heiland lebte und wo dessen erste Jünger wirkten. Nach Jerusalem ist Beirut die erste Stadt in dieser Beziehung und

Richtung hin im heiligen Lande geworden. Ehe ich aber davon rede, in welcher Weise die Missionen der verschiedenen christlichen Confessionen hier in Beirut wirken, will ich einige Worte von den verschiedenen Religionen, die den Libanon beherrschen, daher auch in Beirut verbreitet sind, sagen.

Unter den Christen sind es vornehmlich die Maroniten, die Anspruch auf Beachtung verdienen. Sie bewohnen in compacter Masse hauptsächlich den Keßruan, die Gegend nördlich vom Hundsflusse bis Tripolis, finden sich jedoch auch in den andern Theilen des Gebirgs unter den Drusen zerstreut; ebenso in Damaskus, Aleppo, Beirut, Caïro u. s. w. Obgleich Daud Pascha ihr rechtmäßiger Souverain unter der Botmäßigkeit der Pforte ist, gehorchen sie doch weit mehr ihren eingebornen Emiren und Scheichs; in ihren unwegsamen Felsenschluchten und auf den hohen, schwer zugänglichen Bergen, wo der alte Cederwald aus den Zeiten Salomo's steht, und wo nahe dabei das Kloster Kanobin, die Sommer-Residenz ihres Patriarchen, liegt, wissen sie fortwährend ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Ihr jetziger Führer war bis vor Kurzem Joseph Karam, der im vorigen Jahre lange mit Erfolg gegen die Truppen Daud Pascha's kämpfte, dessen Besitzung jedoch jetzt niedergebrannt ist, während er selbst als Rebell verfolgt, lange in einem Kloster versteckt lebte und nun in das Exil nach Algier gegangen ist. — Die Blutrache gilt als Gesetz bei den Maroniten eben so wie bei den Drusen. Stifter der maronitischen Secte ist der Mönch Maro, der auf dem Concil zu Constantinopel (680) in Folge der monotheletischen Streitigkeiten sich mit seinen Anhängern von der Staatskirche schied und den Titel eines Patriarchen von Antiochien annahm. Die Kirchensprache ist die syrische, während die des gewöhnlichen Lebens die arabische ist. Die Maroniten haben freilich ihre besonderen Heiligen und viele Einrichtungen, die die katholische Kirche nicht duldet, erkennen jedoch den Papst als ihr Oberhaupt an; das heilige Abendmahl feiern sie aber nicht wie die römischen Katholiken, sondern in beiderlei Gestalt. Ihre Geistlichen, deren Haupt noch heute sich Patriarch von Antiochia und des ganzen Orients nennt, heirathen aber nur einmal und ehe sie Priester werden. Unter dem Patriarchen stehen zahlreiche Bischöfe und Geistliche. Ueber den ganzen Libanon sind die vielen Nonnen- und Mönchsklöster, deren letztere in drei verschiedene Klassen zerfallen, die Land-, die Libanon- und die Alepianerklöster, verbreitet. Die Mönchs-Druckerei im Kloster zu Hascheiah besorgt den Druck der maronitischen Kirchenbücher. Ein Theil der Schahab-Familie, so der letzte Groß-Emir aus diesem Hause, bekennen und bekannten sich zur Maronitenlehre.

Neben den Maroniten sind die Anhänger der orthodoxen griechischen Kirche, die seit dem Concil zu Chalcedon (451) eine selbstständige Stellung im Orient einnehmen, am zahlreichsten vertreten. Sie haben den Patriarchen von Constantinopel zu ihrem Oberhaupt. Die Ausscheidung der griechischen Katholiken von der orthodoxen griechischen Kirche geschah erst vor ca. 200 Jahren. Sie sind bis nach Aegypten hin verbreitet, und ihre Kirche nennt sich die unirte griechische Kirche, weil sie sich mit den Katholiken vereinigt und unter die Obhut des Papstes gestellt hat. Ihre Anhänger nehmen das heil. Abendmahl wie die Maroniten auch unter beiderlei Gestalt. Die höhere Geistlichkeit erhält meist in Rom ihre Ausbildung. Eine andere Abzweigung von der orthodoxen Kirche ist die griechische National-Kirche, die unter ihrer Synode zu Athen steht. Die Russen, die sich, wie diese National-Kirche in Griechenland es ebenfalls thut, immer noch zur orthodoxen Kirche rechnen, erkennen bekanntlich demohnerachtet längst nicht mehr den Patriarchen von Constantinopel als ihr Oberhaupt an. Die katholische Griechen nennen die orthodoxen, schismatische Griechen, und eben so nennen diese wiederum die Anhänger der unirten Kirche: schismatisch. Seit den Zeiten der Kaiserin Helena, die das heil. Grab in Jerusalem wieder auffand und diesen Gegenden ihres weiten Reiches eine besondere Fürsorge widmete, seit den Zeiten ihres Sohnes Constantin des Großen und dessen Nachfolger in griechischen Kaiserthum gewannen die griechischen Christen, namentlich bis zur Zeit der Kreuzzüge hin, die Oberhand unter den Christen in allen Gegenden des heil. Landes. Wie sie in Jerusalem die meisten und vornehmsten Orte in der heil. Grabeskirche besitzen, so haben sie ihre Klöster und Gotteshäuser nach allen Richtungen um sie verbreitet. Ihre Geistlichkeit, namentlich ihre Mönche, besitzen freilich nicht die geistige Regsamkeit, die sich bei den Katholiken der römischen Kirche in weit höherem Grade findet. Aber das russische Gold unterstützt die Missionsthätigkeit dieser Kirche wesentlich, wie solches das große russische Hospiz in Jerusalem und eben so die schöne hier in Beirut im Bau begriffene griechische Kirche bekunden. Ihre Missionswirkungen beschränken sich meist auf Errichtung von Schulen und Erbauung von Gotteshäusern, Klöstern und Hospizen; ein Hospital besitzt diese Kirche weder hier in Beirut, noch überhaupt in diesem Theile des Orients, außer dem allerdings sehr großartig und reich ausgestatteten in Jerusalem, das aber der russisch-griechischen Kirche gehört.

Auf die Griechen folgen wieder die römischen Katholiken nach Zahl und Bedeutung. Seit der Zeit der Kreuzzüge hat sich diese Kirche neben die griechische gestellt und ebenfalls das Land mit Kirchen und Klöstern der verschiedenen Orden bedeckt. So haben auch die Jesuiten in der Umgegend und in Beirut selbst ihre Stationen aufgeschlagen, und nachdem ihr Orden in den europäischen Reichen nach und nach unterdrückt wurde, hat er sich hierher unter den Schutz der türkischen Regierung zurückgezogen. Eine ihrer Hauptanstalten befindet sich in Zachleh, auf dem Wege nach Baalbeck. Dort wurde zur Zeit der Massacres ein altes Kloster niedergebrannt, der Prior desselben und mehrere Mönche gemordet. Von den erhaltenen Entschädigungsgeldern haben die Jesuiten aber jetzt ein großes Waisenhaus neu aufgerichtet. Außer ihnen sind Franciskaner, Capuciner und Carmeliter die vorherrschenden Orden von Beirut bis Jerusalem. Die katholische Kirche des Orients, namentlich die zu Beirut, hat ihre Hauptstütze in der französischen Regierung, sowie die griechische in der russischen. Beide Staaten mögen aber wohl mit dem Religionseifer auch politische Zwecke verbinden.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Jakob Wehrli.

Der Name dieses Armenvaters und Kinderfreundes möge in diesen unsern Blättern eine Stätte finden.

Wehrli — der Name giebt es, wenn wir an „Zwingli". denken — ist ein Schweizer, geboren den 6. November 1790 in Eschikofen (Canton Thurgau), heimgegangen 1855 den 15. März zu Guggenbühl (im gleichen Canton).

Sein Vater war Dorfschulmeister, der Großvater Dachdecker.*) Die Mutter, eine äußerst einfache, von allem Modetand entfernte Frau, fromm, arbeitsam zu Hause, rührig auf dem Felde, voll herzlicher Liebe für die Ihrigen, prägte dem kleinen Buben unauslöschlich die erhabene Lehre ein: „Bete und arbeite".

Von dem anspruchslosen aber unveränderlich lernbegierigen, strebsamen, kindlich guten und doch dabei gegen sich vorerst und dann gegen Jedermann sehr strengen Vater erbte Wehrli das Erziehertalent.

Frühzeitig mußte Johann Jakob in Gesellschaft seiner beiden Geschwister (Schwestern) Hand anlegen, um daheim zu helfen oder den Acker zu bearbeiten. Bald lernte er spinnen, spuhlen, weben und dergleichen; der Eltern knapper Haushalt erheischte dies. Für 20 Wochen Schulhalten erhielt der Vater 22 Gulden; vor 10 Uhr Abends kam er selten aus dem Webekeller zum Feierabend. Eben so wie in der Schule, hielt Wehrli's Papa bei der körperlichen und wirthschaftlichen Arbeit auf Ordnung und Genauigkeit. Dabei entwickelten sich des Kleinen leibliche Kräfte aufs Beste; er gewann Blick, Schick und Schaffenslust als praktische Grundlage seiner späteren Leistungen beim Heranbilden der ländlichen Jugend. Das Lesen hat Jung-Wehrli schon in seinem 5. Lebensjahr erlernt, und zwar eben so rasch wie nachher das Schreiben und Rechnen. Im 9. Jahr wußte er alle 110 Fragen und Antworten des christlichen Katechismus auswendig. Daß der Hausvater Wehrli, dessen Sinnesweise auf überwiegendem Ernst und großer Bibelfestigkeit beruhte, seinen heranwachsenden Familiengliedern viele Bibelsprüche, Psalmen und Lieder einprägte, ist selbstverständlich. Manche dieser in der Jugend gesammelten Perlen sind treulich bis zum Lebensende in unsers Wehrli Gedächtniß-Schatzkästlein aufbewahrt geblieben; so u. A.**) (aus dem Mildheimischen Noth- und Hülfsbüchlein) die belehrenden und ermuthigenden Verse:

„Kleider machen Leute —
Der Spruch ist nicht wahr;
Silber, Gold und Seiden
Trägt auch mancher Narr.
Selbst gesponnen, selbst gemacht,
Rein dabei — ist Bauern Tracht."***)

* * *

„Erwerben thut es nicht allein,
Mußt's Sparen auch versteh'n
Und billiglich Alles theilen ein,
So wird dir's wohl ergeh'n."

* * *

„Soll deine Sache gut stehen, so gehe selbst darnach,
Soll sie schlecht stehen, so schicke darnach."

* * *

„Das Lesen ist zwar recht und gut,
Doch besser — wer auch darnach thut."

* * *

Gar gering achtete Klein-Wehrli den äußern Flitter, den Kleiderklunker. Als einer seiner Schulgenossen von den Eltern ein Paar neue Schuhe mit silbernen Schnallen bekommen hatte, blickte unser Johann Jakob ohne Neid auf diesen kostbaren Zierrath, wohl wissend, daß zu dergleichen Tand seines Vaters Geldbeutel keine Kaufkraft enthielt. Um so verwunderter machte ihn des Papa's Frage, ob er wohl über das Geschenk eben solcher Schnallen Freude haben werde. „Vater, willst du mich recht erfreuen, so kaufe mir lieber das Junkersche Handbuch", lautete die Antwort; „ich will die Schuhe gern mit Bändern zuknüpfen." Diese Genügsamkeit, Entsagung und Bescheidenheit war eine streng anerzogene. Selten ließ der Eschikofener Schulmeister bei der Rangordnung, in welcher seine Zöglinge ihren Leistungen nach beim Unterricht sitzen mußten, den eigenen Sohn den Obersten sein, wie sehr sich derselbe auch mühte.

Als unerläßliches Hilfsmittel der Erziehung galt in Wehrlis Knabenzeit bei sehr vielen Lehrern die Ruthe. Sogar in der Kirche steckte man ein Paar solche birkene Zucht- und Respects-Gegenstände auf, 6—8 Fuß lang, um sich, wo es etwa Noth, derselben während der Kinderlehre zu bedienen. Wehrli junior — er erzählt es selbst — mußte dann und wann die Ruthe fühlen, namentlich für Lügen, die er sich im 9. und 10. Jahre bisweilen zu Schulden kommen ließ.

In den schulfreien Stunden half der heranwachsende Johann Jakob immer vielfältiger mit Handarbeit den Eltern und dem Großvater-Schindelmacher und Dachdecker. Im Winter mußte er Holz mit dem Handschlitten herbeiholen, dasselbe klein hauen und aufrüsten; wobei ihm jüngere und ärmere Kameraden, gegen ein Paar Aepfel oder ein Stück Brod, bereitwilligst Mitarbeiter wurden. In spätern Jahren, als Wehrli arme Kinder zu brauchbaren Menschen erzog, hat er oft mit Rührung an jene armen Schulgefährten zurückgedacht. Der blinde Zufall, richtiger gesagt, die göttliche Vorsehung war es, die ungeahnt und spielend in Wehrli den Armenerzieher-Beruf weckte und nährte.

„Ich will ein Schulmeister werden," erwiederte Johann Jakob ohne Besinnen, als ihn, 15jährig, sein Vater über die Berufsneigung befragte. Leicht gesagt, schwer gethan. Jedoch man kann, was man will, wenn man nur will, was man kann. Nach Frauenfeld, der nächsten Stadtschule, die während ein Paar Sommer besucht werden mußte, war fast 2 Stunden Weges. Ehe dieser Marsch angetreten wurde, vor 4 Uhr früh manchmal, in arbeitsvoller Zeit, bedurften die Eltern des Knaben Mitarbeit auf dem Acker oder im Garten; eben so spät Abends, nach der Heimkehr. Der städtische Lehrer, mehr Zuchtmeister als Vater seiner Zöglinge, handhabte fleißig in aufsteigender Schärfe ein eckiges Lineal, ein großes, breites Lineal und einen Ochsenziemer. Trotzdem zeichneten sich die Frauenfelder Schulbuben durch Ungezogenheit und Verwildertheit nachtheilig aus vor den Eschi-

*) Obiges ist einer von J. A. Pupikofer verfaßten, 1857 in Frauenfeld bei Beyel erschienenen Biographie entnommen.

**) Wehrli berichtet dies in seiner Selbstbiographie; wir notiren es als unsern Mann wesentlich characterisirend

***) Sirach 40, 18.

kosener Dorf=Studenten, welche nur ab und zu mit einer langen, dünnen Ruthe bedient wurden. Dies hat in unsers Wehrli Erzieherleben eine Abneigung gegen den Gebrauch von Stock und Ruthe hervorgerufen und ihn veranlaßt, letztere nur in schwierigsten Fällen anzuwenden.

Im Spätsommer 1807 nahm Wehrli an einem 6wöchentlichen Fortbildungscurs Theil, welchen der Frauenfeldische Stadtpfarrer für Landschullehrer abhielt. Vieles für die Folgezeit verdankte Wehrli diesem Cursus; namentlich gewann er klarere Einsicht in die Pestalozzi'sche Lehrmethode und lernte anschaulich unterrichten. Als einen Hauptgewinn erachtete es Wehrli, daß der ehrwürdige Pfarrer Kappeler ihn in der Lust am Lehrerberuf befestigte.

Nach beendetem Curs kehrte Wehrli zu den Eltern zurück. Beliebt im Dorf bei Alt und Jung, übertrug man ihm die Vertretung des greisen Großvaters. Das Lob für seine Leistungen, die Leichtigkeit und Kühnheit bei der Profession auf den höchsten Dächern, das Zureden der meisten Ortsbewohner, dies Alles hätte aus Wehrli beinahe einen Mann „zwischen Himmel und Erde", einen wohlbestallten Dachdecker gemacht. Eines schönen Tages saß er ganz lustig hoch oben bei seiner Arbeit. Ein Brief des Canton=Schulraths rief ihn hinab und zu Martini selbigen Jahres 1807, als Schulvicar, nach Leutenegg. Mit jedem Tage fand Wehrli mehr Freude am Schulhalten, und vergaß allmälich die Dachdecker=Passion. Dennoch war es ihm ein Glück, dieses Gewerbe erlernt zu haben; denn mancher Handgriff und mancher technische Vortheil kam ihm später als Armenerzieher zu Statten.

Im Frühjahr 1808 kehrte Wehrli in die Heimath zurück, herzlich erfreut über seinen gelungenen ersten Versuch in der Schulmeisterei. Eine letzte und Wehrli's volksbildnerisches Wirken eigenthümlich gestaltende Weihe für den pädagogischen Beruf erhielt Wehrli in Hofwyl. Nach einem zweiten Winter in Lautenegg, Ende März 1810, reiste Wehrli, einer glücklichen Fügung zufolge, zu Herrn von Fellenberg, Gutsbesitzer zu Hofwyl, welcher — um der im Canton Bern Gefahr drohenden Verarmung und Verwahrlosung der untern Volksschichten abzuhelfen — eine landwirthschaftliche Industrie= und Armen=Schule (nach Pestalozzi'scher Idee) eingerichtet hatte. Während der ersten 14 Tage ließ Fellenberg seinen neuen Gehilfen durch verschiedene Schriftstücke und eigene Umschau sich selbst Kenntniß der verschiedenen Einrichtungen von Hofwyl verschaffen. Demnächst beauftragte er ihn mit allerhand Berichterstattungen über bestimmte Gegenstände des Wirthschafts= und Unterrichts=Betriebes; ein Geschäft, dem sich Wehrli gern unterzog, weil es so eingerichtet war, daß er dabei nicht als Spion erschien. Nach 6 Wochen ließ Fellenberg 25 Tagelöhnerkinder kommen, stellte Wehrli als Lehrer und Arbeitsanleiter an deren Spitze und war bald mit dessen Mühwaltung so zufrieden, daß er, ihm auf die Achsel klopfend, äußerte: „Es geht, mein Freund; nun wollen wir die Armenschule beginnen."

Emanuel von Fellenberg, im Jahre 1810, als Wehrli zu ihm kam, 38 Jahr alt, geboren zu Bern als Sohn einer einflußreichen Familie, hatte sich dem Staatsdienst gewidmet, war bis zum Legationsrath in Paris aufgestiegen, kehrte jedoch, angeekelt von der französischen Freiheits=Epidemie, in die Vaterstadt zurück. Eingedenk der ihm, als zarten Knaben, von seiner Mutter auferlegten Pflicht der Barmherzigkeit gegen die Armen und durchglüht von Patriotismus, widmete sich Fellenberg einer veredelten Landwirthschaft und der Verbesserung der Volksschule. Ruhiger und sicherer wie Pestalozzi, der genialisch sein Ziel verfehlte, ging Fellenberg seinen eigenen Weg, um die untere Volksklasse durch eine Armenerziehungsanstalt der Verwilderung zu entziehen.*) In seiner kräftigen, hochbegeisterten Eröffnungsrede für die Vorlesungen in seinem Institut München=Buchsee, Mai 1809, sprach Fellenberg u. A. aus: „Es ist der Vervollkommnung des Landbaues vorbehalten, dem Menschengeschlecht wieder zu seiner Wohlfahrt zu verhelfen. — Das Volk wird zuverlässig gesünder werden, sobald der vervollkommnete Landbau zur Modesache der Welt gemacht sein wird."**) — Im Gegensatz gegen Pestalozzi stellte Fellenberg die Ansicht auf, die Wohlthätigkeit, das christliche Erbarmen reiche nicht hin, die Kinder der Armuth dem ihnen drohenden Elende zu entreißen; der dazu erforderliche Aufwand würde alle Kräfte der Edelmüthigen übersteigen. Die Armenerziehung so einzurichten, daß sie durch sich selbst sich beköstige und daß sie den Armen lehre, sich selbst zu helfen, dies war die große Aufgabe, mit deren Lösung sich Fellenberg beschäftigte und wozu die verbesserte Landwirthschaft ihm die erforderlichen Mittel zu bieten verhieß.

Wesentlich characteristisch in der Fellenberg'schen Lehr= und Erziehungsmethode ist, daß der Arbeitsführer und Lehrer bei seinen Zöglingen auch zugleich Vater= und Mutterstelle zu vertreten hatte; Arbeit und Beköstigung wies ihm und den Zöglingen der Gutsherr zu.

Da Fellenberg die besondere Leitung der Armenschule sich selbst vorbehalten, wurde der (wie erwähnt) durch sanften Faustschlag auf die Schulter zum Armenschulmeister ernannte Wehrli eigentlich nur zu einem bescheidenen Adjunctenposten berufen. Eine Stellung, die jedoch aus mehrerlei naheliegenden Gründen ebenso schwierig, ebenso wichtig war. Wehrli hatte das Letztere im 3monatlichen engern Verkehr (Gedankenaustausch) mit Fellenberg, deutlich erkannt und das Erstere — die schweren Pflichten — genau erwogen.***) Dennoch ging er begeistert und demüthig zugleich an seine neue Aufgabe, die ihm Fellenbergs Vocation zugetheilt mit den vielsagenden Worten: „Nun wollen wir die Armenschule beginnen."

(Fortsetzung folgt.)

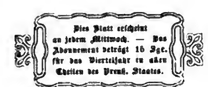
---

*) Das Fellenberg'sche Erziehungsinstitut nebst ökonomischen Musterwirthschaften zu Schönbühl bei Hofwyl hat bis 1848 bestanden.

**) Fichte in dem Capitel: „Ueber die Pflichten des Menschen nach seinem besondern Beruf" äußert u. A.: „Es ist die absolute Pflicht der niedern Classen, ihr Gewerbe zu vervollkommnen und höher zu bringen, weil dadurch das Fortschreiten des Menschengeschlechts überhaupt bedingt ist."

***) Anzufügen ist, daß Herr von Fellenberg lebhaften Gefühls und in Folge seiner vielen Geschäfte manchmal verdrießlich war. Anfänglich behandelte er jeden seiner neuen Dienstleute mit Schärfe, dann erst gelinder.

Expedition: Potsdamer Straße 134c. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich Potsdamer=Straße Nr. 134c zu Berlin richten.



Wochenblatt

der







Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 46. Berlin, den 13. November 1867. **Nr. 46.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen	Summa der am 1. Nov. 1867 vorh. Kranken u. Siechen	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1867	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. October 1867	48			
	Zugang pro October	17			
		65			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	45	45	1427	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. October 1867	50			
	Zugang pro October	13			
		63			
	Abgang " "	24			
	Bleibt Bestand	39	39	1269	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. October 1867	19			
	Zugang pro October	6			
		25			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	18	18	568	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. October 1867	27			
	Zugang pro October	10			
		37			
	Abgang " "	13			
	Bleibt Bestand	24	24	688	42
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. October 1867	12			
	Zugang pro October	12			
		24			
	Abgang " "	10			
	Bleibt Bestand	14	14	404	36
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. October 1867	16			
	Zugang pro October	6			
		22			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	17	17	536	23
7.	**Neu-Ruppin:**				
	Bestand am 1. October 1867	33			
	Zugang pro October	18			
		51			
	Abgang " "	17			
	Bleibt Bestand	34	34	1065	60
	zu übertragen		191	5957	307
	Uebertrag		191	5957	307
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. October 1867	14			
	Zugang pro October	17			
		31			
	Abgang " "	20			
	Bleibt Bestand	11	11	433	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. October 1867	30			
	Zugang pro October	16			
		46			
	Abgang " "	27			
	Bleibt Bestand	19	19	724	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. October 1867	47			
	Zugang pro October	21			
		68			
	Abgang " "	15			
	Bleibt Bestand	53	53	1594	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. October 1867	10			
	Zugang pro October	10			
		20			
	Abgang " "	7			
	Bleibt Bestand	13	13	341	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. October 1867	4			
	Zugang pro October	9			
		13			
	Abgang " "	5			
	Bleibt Bestand	8	8	142	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. October 1867	12			
	Zugang pro October	11			
		23			
	Abgang " "	9			
	Bleibt Bestand	14	14	432	41
14.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. October 1867,	6			
	Zugang pro October	4			
		10			
	Abgang " "	4			
	Bleibt Bestand	6	6	216	8
	zu übertragen		315	9839	603

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Nov. 1867 verb. Kranken u. Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro October 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		315	9839	603
15.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. October 1867	7			
	Zugang pro October	5			
		12			
	Abgang . .	6			
	Bleibt Bestand	6	6	201	10
16.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. October 1867	2			
	Zugang pro October	1			
		3			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	1	1	40	12
17.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. October 1867	4			
	Zugang pro October	7			
		11			
	Abgang . .	5			
	Bleibt Bestand	6	6	192	10
18.	**Pakosc**				
	Bestand am 1. October 1867	8			
	Zugang pro October	2			
		10			
	Abgang . .	4			
	Bleibt Bestand	6	6	196	12
19.	**Mansfeld (Siechenhaus):**				
	Bestand am 1. October 1867	15			
	Zugang pro October	3			
		18			
	Abgang . .	—			
	Bleibt Bestand	18	18	488	18
20.	**Altena:**				
	Bestand am 1. October 1867	20			
	Zugang pro October	12			
		32			
	Abgang . .	23			
	Bleibt Bestand	9	9	354	36
21.	**Plochingen** (in Würtemberg):				
	Bestand am 1. October 1867	2			
	Zugang pro October	2			
		4			
	Abgang . .	2			
	Bleibt Bestand	2	2	109	14
22.	**Ludwigslust** (in Mecklenburg):				
	Bestand am 1. October 1867	18			
	Zugang pro October	13			
		31			
	Abgang . .	14			
	Bleibt Bestand	17	17	529	28
	Zusammen		380	11,948	745

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1867 beträgt 239, davon sind:

a) gestorben . . . 18
b) geheilt 200
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 21

wie vor 239.

Beirut.

(Fortsetzung.)

Von den französischen oder katholischen Anstalten ist das große, mit einer herrlichen neu erbauten Kirche verbundene Institut zu nennen, das nicht fern vom Kanonenplatze zu Beirut gelegen ist. Es enthält ein Mädchen-Pensionat für 60 Zöglinge, ein Hospital mit 30 Betten, mit dem auch ein Polyklinik verbunden ist, und ein Waisenhaus, das augenblicklich 250 Kinder beherbergt und ernährt. Einige 30 soeurs de charité versehen den Dienst in diesen drei Anstalten. Das Kloster, das mit demselben verbunden ist, bewohnen Lazaristen, welche die geistlichen Handlungen für das Institut wie für die Stadt versehen. Einen freundlichen Eindruck empfängt man beim Eintritt in die Anstalt, die in allen Theilen den Geist der Ordnung athmet. Vier schöne Gärten gehören zum Institute, die mit Gemüsen, Obstbäumen und Blumen aller Art prangen. Weitläufige Baulichkeiten umgeben zwei größere und zwei kleinere Höfe, in deren einem eine schöne antike Säule aus oberägyptischem Granit, wie er sich bei Luxor und Karnak findet, steht; denn so weit holten die Römer das Material zu den Prachtbauten der Julia Felix. Sie wurde während der Fundamentarbeiten gefunden und stammt möglicherweise von dem Gebäude der alten Rechtsschule der Römer her, das, wie einige vermuthen, etwa die Stelle des jetzigen französischen Wohlthätigkeits-Institutes einnahm. Außer der Kirche liegt in dem Waisenhause auch noch eine schöne Kapelle, die durch hölzerne Scheidewände von drei Arbeitssälen getrennt ist. Alle Morgen werden diese wie Coulissen bei Seite geschoben, und ein weiter Kirchensaal entsteht, der Kinder und Lehrerinnen zur Messe vereinigt, mit der sie ihr Tagewerk beginnen. Obgleich die Propaganda in Paris bestimmte jährliche Beiträge zur Unterhaltung dieser Anstalt giebt, beruhen ihre Einnahmen doch meist auf öffentlicher Wohlthätigkeit, sowie auf dem Erlöse der schönen Handarbeiten der Waisenmädchen.

Außer den Bekennern der drei christlichen hier herrschenden Hauptconfessionen: Maroniten, Griechen und Katholiken, giebt es nun noch armenische Christen, die auch in Jerusalem besonders zahlreich vertreten sind, wo sie das herrliche Kloster, nicht fern der Zionsburg gelegen, besitzen. Ihnen ist der Apostel Jacobus der erste unter den Zwölfen, wie den Katholiken St. Petrus. Auch die Armenier zerfallen wie die Griechen in eine katholische und eine orthodoxe Kirche. In ähnlicher Weise, wie es dort der Fall, so hat ein Theil sich auch der Herrschaft des Papstes untergeordnet. In Beirut und bei Gazir giebt es armenische Klöster, die noch werthvolle Manuscripte, in armenischer Sprache geschrieben, besitzen. Da diese Mundart nur wenigen bekannt ist, so sind diese Schätze noch wenig durchforscht worden, und ist den Gelehrten noch Gelegenheit zu mancher Entdeckung geboten.

Ferner giebt es in Beirut syrische Katholiken, die sich nur wenig von den Maroniten unterscheiden; und endlich Protestanten, beides in geringer Anzahl.

Die hier wohnenden Juden gehören zur Secte der Sepharadim, haben eine Synagoge und sind wie überall meistens Krämer und Händler. Ihr großmüthiger Glaubensgenosse Montefiore, der auch für Jerusalem bereits so viel gethan hat, unterstützt sie reichlich — und einige halten ihn für den wiederkehrenden Nehemia.

Unter den muhammedanischen Religionen sind zuerst die Bekenner der Staatsreligion zu nennen. Sie sind

Sunniten, Anhänger Abu-Bekr's, des Schwiegervater des Propheten, und haben außer dem Koran noch eine Tradition, die Sunna; während die mehr in Persien verbreiteten Schiiten Ali, Muhammeds Schwiegersohn, zum Haupte haben, und den Koran allein als Richtschnur ihres Glaubens nehmen.

Die in den Gegenden des Libanon zumeist vertretene Secte bilden die Drusen. Ihr Stifter soll der fatimitische Chalif El Hakem sein, der um das Jahr 1000 lebte. Dieser, der dritte in der Chalifenreihe, welche von Fatime, des Propheten Tochter, in directer Weise abstammen will, bestieg als elfjähriger Knabe den Thron zu Kairo. Grausam und fanatisch, voll geistlichen Hochmuths, bildete er sich bereits als er 19 Jahre alt war ein, daß die Seele Ali's, Muhammeds Schwiegersohns, des Stifters der Schiiten, in ihm wohne. Von Ali selbst aber behauptete man, daß die Seele Adams in ihn übergegangen sei, der wiederum für Gott und Schöpfer des Universums gehalten wurde. Solcher Unsinn wurde auf El Hakems Befehl öffentlich in den Moscheen gelehrt. Er war außerdem blutdürstig und mordgierig im höchsten Grade; 18,000 Menschen starben während seiner 24jährigen Regierung auf dem Blutgerüste. Er wurde einem wüthenden Löwen verglichen, der in die Mitte der Menschen gelassen sei. Sein erster Günstling und Hauptverbreiter seiner Irrlehren war Muhammed-Ben-Ismail-ed-Derazi, ein Perser, den jedoch das Volk, empört über die öffentlich ausgesprochenen Blasphemien, zu Kairo steinigen wollte. Er entging dem Tode, floh in den Libanon und dort, reichlich mit Geldsummen von El Hakem unterstützt, wußte er durch baare Spenden seinen Lehrsätzen besser als in Aegypten Eingang zu verschaffen. Er predigte alle nur denkbaren Laster, namentlich den Mord gegen Andersgläubige, fand bald großen Anhang, besonders im Wadi-et-Teim und im Hauran, und fiel im Jahre 1120 in einem Gefechte gegen die Moslem. Aus seinem Namen ed-Derazi entstand der Name der Drusen. Neben ihm predigte ein anderer Perser, Namens Hamza, ähnliche Lehren, und wird auch dieser von den Drusen als Stifter ihrer Religion angesehen.

Ed-Derazi wie Hamza lehrten die Einheit und Unbegreiflichkeit Gottes und dessen Incarnation im Kalifen el-Hakem, welcher, nachdem er außerordentliche Thaten verrichtet habe, einst wiederkehren und ein allgemeines Weltreich gründen werde. Im Uebrigen lehren beide unter schönem, geheimnißvoll klingendem Wortschwall die abscheulichsten Laster, geben die Erlaubniß zur Rache, Mord und Todtschlag, preisen obscöne und liederliche Spiele als Gottesdienst an, und es ist unbegreiflich, wie eine solche Zusammenstellung von Unsinn sich bei einem im Ganzen tüchtigen und arbeitsamen Menschenschlage hat einbürgern und erhalten können. Die Massacres der letzten Jahre geben freilich Zeugniß, zu welchen Ausbrüchen solche Glaubensätze führen können. Die meisten und vornehmsten unter den Geschlechtern der Emire sind Drusen. So waren es die Moäns, bis dieses Haus nach Fachreddin's Hinrichtung unterging; so sind es noch heute zum Theil ihre Nachfolger, die Schahabs, deren letztes regierendes Haupt der Emir Beschir, der Erbauer von Beiteddin, zuletzt in das Exil nach Malta wandern mußte, der jedoch später mit seiner Familie den christlichen Glauben annahm. — Sein Sohn, in der Hoffnung auf den Libanon-Thron, wurde wieder Muhamedaner, doch mißglückte ihm diese Speculation auf die Gunst der Pforte. — Jetzt sind die Drusen meist in den südlich von Beirut gelegenen Theilen des Gebirgs verbreitet, in dem Gebiet, dessen Mittelpunkt etwa Deir-el-Kamar d. h. (Mondkloster), die schon mehrmals genannte Hauptstadt des ganzen kleinen Gebirgs-Fürstenthums, bildet. Daud, der christliche Pascha, regiert in ihrer Mitte und hat besonders auf sie gestützt in dem letzten Jahre die christlichen Maroniten unter Joseph Karam bekriegt, die nur durch solche Gewaltmittel bewogen werden können, hin und wieder Steuern zu bezahlen. Trotzdem sehen jedoch auch die Drusen ihre alten Emirfamilien, eben so wie die Maroniten es thun, als ihre allein berechtigten Herrscher an, deren Vertreter sonst zu Deir-el-Kamar tagten, um über die Angelegenheiten der kleinen aristokratischen Republik, die sich mitten in dem türkischen Reiche noch bis vor wenigen Jahren erhalten hatte, zu berathen.

Die Glaubensätze der Geheimlehre, welche die Drusen ihre Religion nennen, sind sehr wenig bekannt. Verschiedene Menschwerdungen Gottes und Seelenwanderungen bilden einen Theil ihrer Lehre. Ihre Akkâl (d. h. Eingeweihte), zu denen die weisen Emire und Scheichs gehören, vertreten die Stelle der Priester, besitzen die heiligen Bücher und halten Versammlungen ab, zu denen nur theilweise der Zutritt auch den Frauen gestattet wird. Gotteshäuser haben die Drusen nicht.

Die Metuwalis (oder Metawilehs), eine andere Secte, bewohnen meist die Hänge nach Sur und Akko hin, südlich von dem Drusen-Districte. Diese Gegend, deren Hauptort Dschezzin, ist eine der am wenigsten bekannten und erforschten in ganz Syrien. Eben so wenig weiß man von der Religion der Metawilehs; den Leuten aus dem gemeinen Volke soll sie selbst unbekannt sein, und sie verlassen sich auf ihre Eingeweihten, denen allein die göttlichen Geheimnisse anvertraut werden. Der Hauptdistrict, wo der kriegerische und tüchtige Stamm der Metawilehs wohnt, ist das in fünf Provinzen getheilte Belad-Bscharra, deren jede in einer der alten aristokratischen Familien ihre Häupter anerkennt, in der Weise, wie dieses die Drusen und Maroniten ebenfalls noch thun, im Widerspruch zu dem von der türkischen Regierung eingesetzten Gouverneur. Gotteshäuser haben die Metawilehs auch nicht.

Wieder eine andere Secte ist die der Ansahriah oder Nasarieh, die jedoch wenig zahlreich vertreten ist; sie haben weder Priester noch Kirche. Ungeachtet der vielen gemachten Versuche hat man bisher noch so gut wie gar nichts über ihren Glauben erfahren können. Sie beobachten ein tiefes Schweigen darüber und mögen wohl vielleicht den triftigsten der Gründe dazu haben. Es wird behauptet, sie hofften nach dem Tode im himmlischen Reiche wieder zu erwachen, worunter sie China verstehen. Die Seelen der armen Frauen müssen aber wieder in ihr Nichts zurückkehren; ihnen wird die Seele zum Theil ganz abgesprochen. Diese Secte ist nur schwach vertreten. Eine größere Anzahl wohnt nördlich von Tripolis, in der Gegend von Sefah, wo das Schloß einst den Johannitern gehörte. Der Großmeister Hugo von Revel (1260—1278) mußte

es jedoch 1271 nach 15tägiger tapferer Vertheidigung dem Sultan Bibars überlassen. Es ist dies die Gegend, wo ehemals die Assassinen ihre Hauptschlupfwinkel hatten, deren Erforschung von jeher große Gefahren bot, und in der seit den Zeiten der Kreuzfahrer bis auf die neueste Zeit schon mancher Reisende einen gewaltsamen Tod fand. Die noch heute hier existirende Secte der Ismaëlier wird als ein den Assassinen verwandter Stamm angesehen. Der Tschebel Ansariah (d. h. Berg der Nasairier), wo diese Secte besonders zu Hause, zieht sich am Meere entlang von Antiochia bis nach Tartus hinunter, gegenüber der alten Inselstadt Aradus gelegen, welche zusammen mit Sidon und Tyrus einst das berühmte phönizische Kleeblatt bildete, das Tripolis (die Dreistadt) gründete. Auch in Tartus, wie überhaupt in diesem Nasairier-District, wo auch die Ruinen der alten Hospitaliterburgen zu Maccab und zu Barin stehen, begegnet man wieder vielfach Johanniter-Reminiscenzen. Hier in Tartus oder Antaradus mußte einst Sultan Saladin unverrichteter Sache abziehen, als es im Jahre 1188 vom Großmeister der Johanniter, Ermengard d'Aps, selbst vertheidigt ward. Es ist dann der letzte Haltpunkt der Christen in Syrien geblieben, bis es im Jahre 1291 endlich von den Tempelherren übergeben wurde. Erobert ward es dann wieder mit Hilfe der Johanniter im Jahre 1367 vom Könige von Cypern aus dem Hause Lusignan, zur Zeit als Raimond von Berenger Großmeister in Rhodos war. Tortosa oder Antaradus ist heute fast ganz von Nasairieh bewohnt, deren Hauptlebensgenüsse Tabak und Kaffee bilden. Kaum glaublich ist es, daß von dieser sinnlosen Secte noch vier Untersecten, deren eine die andere an Rohheit und Unwissenheit immer noch übertreffen soll, existiren. Thomson, der amerikanische Missionar, von dem bereits gesprochen wurde, erzählt: wenn man einen Nasairieh über seinen Glauben ausfrage, so antworte er nur: „ich bin ein Fellah (d. h. Ackerbauer), einen besonderen Glauben habe ich nicht;" oder: „die Akkal werden es sagen, wenn die Engländer das Land erobert haben werden." Die Nasairieh leben mit den Ismaëliern in altererbter Blutfehde, seit erstere den Emir Edris, das Haupt der letzteren, in seinem Schlosse Masyad erschlugen.

Die 40,000 unsichtbaren Dolche, mit denen die Assassinen oder Sikarii ehemals die Kreuzfahrer bedrohten, als sie in diesem wilden Lande der Nasairieh ihre Schlösser zu bauen begannen, haben nun die beiden genannten Secten gegen einander gekehrt, nachdem das Land von den christlichen Eroberern wieder geräumt ist. Kadmus ist jetzt der Hauptsitz der Ismaëlier, dort residirt ein Emir, der an der Spitze von etwa 20,000 Mann dieses räuberischen, mordgierigen Stammes steht.

Stifter der Secte der Ismaëlier oder Assassinen ist Hassan, ein Perser, der erste der Alten vom Berge. Er leitet seinen Ursprung von einem Ismael, der wieder ein Abkomme jenes andern Ismael, Abraham's ältesten Sohnes, sein soll. Ali ist wie bei den Drusen auch hier wieder Gott und Prophet zugleich, der sich mehrere Male verkörpert hat. Den Tempelherren war es gelungen, den Alten vom Berge zinspflichtig zu machen. Dieser erbot sich sogar Christ zu werden, wenn die Steuer erlassen würde. Diese Verhandlung zerschlug sich jedoch wieder, nachdem bereits im Jahre 1148 Graf Raimund von Tripolis in der Kirche zu Tartus von den Assassinen erdolcht worden war, als wiederum im Jahre 1192 zwei als Mönche verkleidete Ismaelier dem Marquis Conrad von Monferrat ihre aus der Kutte hervorgezogenen Dolche ins Herz stießen. Ein gleiches Attentat geschah im Jahre 1272 wieder in St. Jean d'Acre gegen das Leben des Prinzen Eduard, Sohn Heinrichs IV. von England. Alles dies ließen die Templer ungestraft, denn der für solche Duldung gehobene Tribut ward pünktlich bezahlt. Haschischi ist noch ein anderer Name der Ismaëlier.

So viele Religionen in und um Beirut existiren, so viele Sprachen werden auch dort gesprochen. Außer vielen asiatischen sind auch fast alle europäischen Mundarten und Dialecte hier vertreten. Täglich ist man genöthigt, sich in den verschiedensten Arten zu verständigen. Französisch, Italienisch und Arabisch sind die Sprachen, deren Kenntniß am dienlichsten zur Verständigung ist.

Auf diesem Terrain babylonischer Sprachverwirrung und religiöser Irrlehren haben nun die europäischen und amerikanischen Missionen ihre Hauptsitze aufgeschlagen. Von denen der griechischen und römischen Katholiken habe ich schon gesprochen, jedoch noch nicht von denen der Protestanten.

Es sind die Amerikaner, welche den ältesten und erfolgreichsten Eifer an den Tag gelegt haben. Während die Engländer ihnen hier das Terrain fast allein überließen und sich nach Jerusalem und Palästina mit ihren Mitteln und Missionaren wandten, haben die Amerikaner dort das Feld mehr geräumt, und Beirut ist ihre Hauptstation im heiligen Lande, von wo aus sie ihre Betriebsamkeit über Syrien ausdehnen.

Die amerikanische Mission, welche sich zuerst etwa in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts hierher lenkte, hat ein besonderes Entgegenkommen bei der einheimischen Bevölkerung gefunden, als nach Ibrahim Pascha's Abzug das Volk, der ägyptischen und türkischen Barbareien und Plünderungen müde, in den die Ruhe wieder herstellenden christlichen Mächten seine Erretter sah, und so zu deren Glauben und deren Vertretern mehr und mehr Vertrauen faßte. Die vereinigten Kirchen Nordamerika's haben bis 1837 fünfzehn Missionare hierher gesandt, von denen jedoch viele schnell wegstarben. Damals begab sich auch der jetzige Veteran dieser Mission, der würdige Mr. Thomson hierher, der allen Kriegswechseln, Revolutionen und Erdbeben, mit denen diese Gegenden so oft heimgesucht wurden, trotzend, noch heute hier lebt, und ein schätzbares Mitglied im Curatorium des Johanniter-Hospitales ist. Im verflossenen Jahre erbauten die Amerikaner hier in Beirut, nahe der Saida-Straße, ein schönes, stattliches Gebäude, das eine Schule, ein Pensionat und die Capelle enthalten wird. In einem Nebengebäude befindet sich eine Druckerei, in welcher eine arabische Uebersetzung der heiligen Schrift und Uebertragungen anderer Erbauungsschriften in diese Sprache vervielfertigt werden, und so dem Volke den Weg zur Kenntniß der christlichen Lehre öffnen. Von der Hauptstation Beirut aus senden die Amerikaner im Arabischen gut geübte Geistliche und Lehrer in das Innere des Landes, nach Tripolis und Damaskus, Hasbeyä und Latakia, Antiochia und Aleppo, und die Protestanten, die

jetzt über ganz Syrien verbreitet sich vorfinden, sind Schüler dieser amerikanischen Missionare, die mit großem Eifer und großer Liebe ihr Werk betreiben. Aus den ehemaligen Schülern, aus Maroniten, Drusen, Muselmännern und Juden haben sie nun wieder Lehrer herangebildet, die auf Verbreitung der protestantischen Lehre bei ihren Landsleuten hinwirken.

Vertheilung von Tractaten, Berufung von christlichen Aerzten, ohne jedoch ein eigenes Hospital zu gründen, Seelsorge bei Kranken und Nothleidenden, Errichtung von Knaben- und Mädchenschulen, Anstellung einheimischer Bibel-Vorleser, Aussendung von Reise-Predigern u. s. w. sind die Mittel, deren die amerikanische Mission sich zur Förderung ihres Werkes bedient. Ihre Vertreter haben den Ruf, ohne Fanatismus und ohne feindselig gegen die orientalischen Kirchen und Secten aufzutreten, allmälig den Weg zu den Herzen des Volkes zu finden.

Außer den amerikanischen und den englischen protestantischen Gemeinden, welche letztere nur klein ist, jedoch einen eigenen Geistlichen, jetzt in der Person des Mr. Robertson besitzt, besteht noch eine dritte, welche unter dem Protectorate des Königs von Preußen und dem Schutze seines Generalconsuls steht. Sie ist nicht groß, hat bis jetzt weder eine Kirche noch ein eigenes Schulgebäude und hält noch im Saale des Diaconissenhauses ihre Andachten. Zu ihr gehören die Protestanten unter den Deutschen, Franzosen, Schweizern, Dänen u. s. w. Sie ist auch nicht reich oder wohlhabend genug, um Hoffnung auf baldige Begründung eines eigenen Gotteshauses zu haben.

Eine hervortretende Stelle nehmen nun auch die preußischen Missionen in Beirut ein: die Ernennung eines eigenen Geistlichen, jetzt in der Person des Pastors Ebel, die mit Hilfe des Jerusalem-Vereins in Berlin geschieht, und das große Kaiserswerther Diaconissenhaus an der preußischen Straße, worin ein Pensionat und ein Waisenhaus besteht, sind preußische Schöpfungen. Außer in Beirut haben die Kaiserswerther im Oriente noch vier Anstalten, eine Schule, Pensionat und Waisenhaus in Smyrna und drei Hospitäler in Constantinopel, Alexandria und Jerusalem; mit letzterem ist ein Erziehungshaus für eingeborne Mädchen verbunden.

Während so die Diaconissen die Krankenpflege in den genannten drei Capitalen ausüben, hat es der Johanniter-Orden übernommen, Beirut mit einem Hospitale zu versehen. Gleichzeitig mit dem früher beschriebenen französischen, versorgt es Syrien, den Libanon, Phönizien und Galiläa mit ärztlicher Hilfe. Aleppo, Damaskus, Tripolis, Tyrus, Sidon, Akko, Nazareth und Tiberias senden ihre Kranken dahin. Es kann nicht nur den armen, sondern auch den wohlhabenden Kranken ein passendes Asyl und die Wohlthaten einer geschickten ärztlichen Behandlung und liebevollen Pflege gewähren. Nirgends, von Antiochia bis Samaria und Jerusalem hin, von Akko und Sidon bis Damaskus, wird den Leidenden eine nur ähnliche Hilfe geboten. Nicht bloß das Hospital selbst, namentlich auch die damit verbundene Polyklinik hat bereits manchem, von den Arabern bisher für unheilbar gehaltenen furchtbaren Uebel abgeholfen. Manches Augenlicht wurde dort wiedergegeben oder gebessert, denn die Leiden dieses edelsten Organes sind eine besondere Plage dieser schönen Gegenden, und der Arzt dieses Hauses Dr. L'Orange hat es sich zur besondern Aufgabe gemacht, diesen furchtbaren Verheerungen mit Geschick und Erfolg entgegentreten zu können. Die Wahl von Beirut für dieses Krankenhaus scheint eine sehr günstige, denn es wird immer mehr und mehr das Centrum dieser türkischen Provinzen werden, die Verkehrswege dahin verbessern sich und nehmen zu, und mit dem Bekanntwerden des Hospitals mehrt sich auch das Vertrauen. (Schluß folgt.)

Johann Jakob Wehrli.

(Fortsetzung.)

Vor Wehrli hatten bereits 7 junge Männer bei Herrn von Fellenberg sich als Armenerzieher versucht. Es fehlte ihnen entweder an Beharrlichkeit oder Fähigkeit. Wehrli besaß Beides. In der von uns vorangeschickten Jugendgeschichte Wehrli's haben wir versucht, das Vorhandensein der Vorbedingungen darzulegen, welche Wehrli als den rechten Mann für das große Werk zeigen. Erst durch Wehrli ging Pestalozzi's Gedanke der Armenerziehung in That über. Durch Wehrli erkämpfte sich die Armenschule die Gleichberechtigung neben den andern Stiftungen Fellenbergs.

Verfolgen wir nun das Vorschreiten jenes Fellenberg-Wehrli'schen Werkes des Erbarmens mit dem Elend (ihrer Zeitgenossen und Landsleute) und den liebevollen Kampf gegen das Proletariat.

Mit 2 Zöglingen, welche Fellenbergs Industrieschule an Kindesstatt annahm, begann das Wirken. Von früh 6 bis Abends 7, oft bis 8 arbeitete Wehrli mit ihnen; Schulunterricht gab er denselben Sonntags. Durch eine kurze Ansprache nebst Lied und Musik, gelegentlich des landwirthschaftlichen Festes zu Hofwyl, Ende Juni 1810, führte Fellenberg den kleinen Anfang seiner „Armenschule" in die Oeffentlichkeit ein. Bis zur Ernte beschäftigte er dieselbe hauptsächlich mit Jäten und bei anhaltendem Regen mit Strohflechten, während der Ernte mit Nachlese von Aehren und Strohhalmen. Wehrli schreibt im Sommer 1810 seinem Vater, ihn in Fellenbergs Namen um einen neuen Armenschüler bittend: Wenn auch solcher viel arbeiten müsse, so hätte dies Nichts auf sich; man will eben zur Thätigkeit gewöhnen. „Die Armenschüler können doch hier zu gebildeten Menschen erzogen werden, die einst glücklich werden mögen." Wehrli selbst, der aufmerksame, lebendige, lernbegierige junge Mann, vergaß trotz anstrengender Feldarbeit und unausgesetzter Beanspruchung nicht die eigene Fortbildung. Im Spätherbst 1810 berichtet er seinem Vater eines Tages:

„Heut half ich von 7 Uhr Morgens bis 5½ Abends Erdäpfel ausgraben, während die Armenschüler die Erdäpfel den Knechten und Tagelöhnern auflesen mußten. Müde kam ich vom Feld heim; doch bin ich verpflichtet, bis 7 Uhr Abends noch Unterricht zu geben. Um 7 Uhr Nachtessen. Die Buben werden um 8 zu Bett gebracht. Dann gebe ich gleichwohl dem Mechaniker noch eine Stunde Lection." Ein ander Mal schreibt Wehrli: „In die Kirche bin ich Anfangs oft gegangen, aber jetzt einige Male nicht mehr; denn ich hatte viel zu lernen, und so blieb ich daheim, doch wahrlich nicht ohne Erhebung des Herzens und sonntägliche Andacht."

Allmälig lebte sich Wehrli ein in die Erziehung durch Arbeit. Abgesehen von manchem Knie-, Rücken- und Beinweh nach harten Tagen, befand er sich gesund und frisch, heiter und wohlgemuth. Fellenberg verkehrte freundlich und liebevoll mit ihm. Zu Weihnachten 1810 erfreut Wehrli seinen Vater mit der Kundgebung unaussprechlicher Berufsfreudigkeit. Er hat jetzt 8 Knaben um sich. Verdruß bereiten sie natürlich gar viel. — Fleisch giebt es nur zum Sonntagsessen; „doch gilt es mir gleich."

Nachdem Wehrli ein volles Jahr in Hofwyl zugebracht, liefert er seinem Vater einen kurzen Rechenschaftsbericht über sein Wirken bei der Armenschule: „Ich habe das Gelingen solcher Anstalten schon ziemlich aufheitern geholfen, und Alles zeigt, daß es in der Folge noch gut gehen könne." Fellenberg ließ es Wehrli nicht an Aufmunterung fehlen. So z. B. gab er es nicht zu, daß man Wehrli's Zöglinge, den sogenannten „Herrenknaben" gegenüber, „Armenknaben" nannte oder von „Armenschule" sprach; man mußte „Wehrliknaben" und „Wehrlischule" sagen.

Für manche Unannehmlichkeiten seines Amts fand Wehrli — fest entschlossen, gänzlich dem Erzieher- und Lehrerberuf zu leben — eine seinem Streben nach Kenntniß-Erweiterung willkommene Entschädigung in den Unterweisungen, welche er erhielt durch tüchtige Männer der Wissenschaft, angestellt bei der für Kinder höherer Stände in Hofwyl errichteten Elementarschule (Herrenknaben, s. o.) und in der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu München-Buchsee. Von allergrößtem Einfluß wurde für Wehrli die persönliche Bekanntschaft mit dem, von ihm abgöttisch verehrten Pestalozzi, den 21. Juni 1811. Pestalozzi gestand bei seinem Besuch in Hofwyl ein, nachdem er Wehrli als freundlichen Erzieher, Lehrer und Genossen mit seiner Knabenschaar arbeiten, lernen und leben gesehen, er finde seine Armenschul-Idee in der „Wehrlischule" verwirklicht. In diesem ehrenvollen Zeugniß lag Wehrli's Weihewort für den Armenerzieher-Beruf.*)

Fellenberg konnte bei der Jahresversammlung der landwirthschaftlichen Gesellschaft, den 29. Juli 1811, den Festgästen die Erfolge und die Erweiterung seiner Industrie-(Armen-)Schule vorweisen. Im folgenden Jahre, bei gleichem Anlaß (im September 1812) legten statt elf: ein und zwanzig Buben eine wissenschaftliche Prüfung ab, zeigten ihre Fertigkeiten in der Feldarbeit, producirten sich mit Musik, militärischen Uebungen und Turnen. Wehrli erhielt, nach beendetem Examen, von Fellenberg wiederum ein öffentliches Lob: „Ohne Dich," sagte er, „wäre ich nicht auf der Stufe, auf der ich jetzt bin; ja ohne Dich wäre meine Industrieschule kaum noch zu Stande gekommen." Außerdem behändigte Fellenberg seinem Wehrli (ebenso wie das vorige Mal) ein Geldgeschenk, „nicht um Dich zu belohnen, sondern um Dich in Deinem Werk aufzumuntern," so wie auch eine große silberne Medaille, „die mir mein seliger Vater für Fleiß und Treue gab." Die Meisten in der anwesenden Gesellschaft waren bis zu Thränen gerührt. — Wehrli theilt dies am 6. October 1812 seinem Vater mit, hinzufügend: „So habe ich nun gesehen, daß doch meine Thätigkeit und mein Eifer für die Sache nicht verkannt wird. Ich habe gesehen, daß meine Arbeit, meine Mühe Früchte bringen, über alle Begriffe. Nicht nur kommen von Zeit zu Zeit Commissionen oder Beauftragte aus verschiedenen Gegenden, unsere Armenanstalt zu untersuchen, sondern es hat sogar ein 60 Jahr alter Mann zu Genf in seinem Testament 100 Louisd'or für diejenigen jungen Leute bestimmt, die sich zu einem solchen Beruf als Lehrer für Armenschulen bilden wollen."

Wenn auch in Folge einer Einladung in öffentlichen Blättern (angefügt an eine Berichterstattung über die Armenschule zu Hofwyl, 20 Monat nach deren Entstehen) von nah und fern Neugierige herbeikamen, ja wenn auch die Wehrlischule anerkennendes Lob erfuhr, Nachahmung fand sie nicht. In Erwägung dieses Umstandes und der Thatsache, daß das Bestehen der Armenschule zu Hofwyl nur auf zwei Persönlichkeiten und deren gegenseitigem Einverständniß beruhte, so daß Zufall oder Tod leicht den Bestand des begonnenen Werkes sehr in Frage stellten — dies Beides bewog Fellenberg, eine eidgenössische Commission zu erbitten, welche die Einrichtung und die Erfolge seiner Armenerziehungs-Anstalt prüfen und, Falls man mit dem Befund zufrieden, unter ihren Schutz nehmen möge. Durch diesen Schritt hoffte Fellenberg den Behörden seine Bestrebungen zu weiterer Beachtung klar zu legen. In einer nachdrücklichen Anrede unterbreitete er, mittelst der Hofwyler Blätter, dem Publicum eine Darstellung seiner Armenerziehungs-Anstalt, meinend: dergleichen sei überall ein Bedürfniß, dem zu genügen christliche Humanität sowohl wie kluge Politik antreibe.

Nachdem Fellenberg in diesem Aufruf wahrheitsgetreu die socialen Uebelstände geschildert, weist er auf die Mittel zur Abhilfe hin. Der Arme muß nicht verzogen, sondern geheilt — erzogen — werden. Man muß ihm lehren, seine Kräfte zusammen zu nehmen und sie ordnungsmäßig zu verwerthen; man muß ihn unterweisen, sich seinen Erwerbsverhältnissen gemäß einzuschränken, seine Bedürfnisse zu vereinfachen und zu veredeln, man muß den Armen daran gewöhnen, auch das Geringste zu Rath zu halten. — Keinem Menschen kann zuverlässig anders geholfen werden, als indem man ihn dahin bringt, sich selbst zu helfen.

Nachdem Fellenberg ferner wahrheitsgetreu geschildert, wie übel beschaffen die Zöglinge seiner Armenschule gewesen, welche ihm die providentielle Fügung zugeführt,*) erläutert er die Resultate nebst Kosten und bespricht die Hoffnungen, welche er hegt für die weiterreichenden Vortheile von Armenerziehungs-Anstalten.

Die von Fellenberg erbetene Commission erschien im Herbstmonat 1813 zu Hofwyl und sammelte während 8 Tagen den Stoff zu einem eingehenden Bericht. Reng-

*) Wie grell verschieden die glückliche Verwirklichung der Armenschule durch Wehrli in Hofwyl, entgegengesetzt der mißrathenen Ausführung Pestalozzi's, seit 1818, erst in Clindy, dann in Iverdon, dies spiegelt sich ab in 2 verschiedenen Denckschriften: von M. G. A. Riecke und Jerem. Meyer, Stuttgart 1822 und 1823.

*) Bleichwangige, hohläugige Jammergesichter und Hungergestalten; lügnerische, unfuglustige Strolche, die ihren Lehrmeistern und Brodherren entlaufen; schmutzige Gassenjungen voll Ungeziefer; polizeilich festgenommene Bettelburschen; im Wohlleben und Nichtsthun zur Arbeitsscheu Herabgesunkene; ob und zu auch wohl ein gut geartetes Kind, verwaist und verlassen.

ger, der damalige Minister des Innern der helvetischen Republik, veröffentlichte denselben durch den Druck — 1815, in Tübingen, bei Cotta; gewidmet dem menschenfreundlichen Kaiser Alexander von Rußland.

Die Commission fand die Zöglingszahl auf 26 gestiegen; sie bestätigte die von Fellenberg publicirte Darstellung der Hofwyler Armenanstalt; sie erklärte sogar Manches dort in der Wirklichkeit weitaus trefflicher, als wie das geschriebene Wort es schildert. Das Urtheil der Commission lautete in jeglicher Beziehung sehr günstig. Schließlich sprach dieselbe die Ueberzeugung aus, daß solche Armenerziehungs-Anstalten überall leicht in Verbindung mit dem Betriebe größerer Gutsbesitzungen zu Stande gebracht werden können; die große Hauptsache sei: tüchtige Erzieher; und diese zu bilden, biete Hofwyl die Gelegenheit. „Die Armendirection in Freiburg und die Gemeinde Sumiswald haben bereits den Anfang gemacht, zu diesem Behuf junge Leute nach Hofwyl zu schicken.“

Es liegt nahe die Frage: „Wie lehrte Wehrli?“ Die Quelle, aus der der vorliegende, ihm geltende Aufsatz geschöpft ist, läßt uns zuförderst die Nachricht zufließen, daß der eigentliche Unterricht (das schulbankliche Informiren) gewissermaßen nur Nebensache, die Arbeit Hauptsache. Der Unterricht war eine Erholung von der körperlichen Arbeit. Man vermied das ermüdende Eintrichtern, und hielt es dagegen vorherrschend mit dem aufmerksamen Erfassen. „Sieht man Abends die Zöglinge mit lebendiger Theilnahme einer unterrichtenden Vorlesung beiwohnen, so sollte man kaum vermuthen, daß dies dieselben Kinder sind, welche den Tag über 10 Stunden auf dem Felde gearbeitet haben. — Unterrichtet wird nicht blos 2 Stunden hindurch täglich; bei Weitem mehr geschieht: in allen Stunden des Tages wird Unterricht ertheilt — bei den Mahlzeiten wie auf dem Felde, auf dem Felde wie beim Spielen.“ —

Um nicht zu lange bei Beantwortung obiger Frage zu verweilen, genüge es, zu erfahren: Wehrli's Erzieherberuf wurzelte in seinem Gemüth. Wehrli's Resultate reiften heran unter der segensreichen Obhut seines moralischen Characters. Einer der Schüler Wehrli's, später selbst Erzieher, äußert: „Wehrli war das persönliche Gewissen seiner Anstalt.“ Eine durch musterhaftes Beispiel erweckte Achtung, eine durch Freundlichkeit angeregte und dauernde Liebe, eine manchmal fast an Schwäche grenzende Gutmüthigkeit, eine gleichmäßig ruhige Heiterkeit, vor Allem aber eine herzliche Religiosität regelte und veredelte das innige Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler.

Vergeblich sprach die Commission mit Wärme für die Armenschule, vergeblich begründete dieses Lob eine nationale Anerkenntniß; — die staatliche Restauration des Jahres 1815 lähmte den Muth selbst der Edelsten. Viel Wasser floß vom St. Gotthard zum Weltmeer, seit sich die helvetische Commission durch Autopsie überzeugt hatte von dem auf Fellenbergs Armenerziehung ruhenden Segen; mancher Tourist beaugenscheinigte seitdem die Sehenswürdigkeiten der Schweiz und mit ihnen als eine der ersten — nach Anweisung des Reise-Handbuchs — Hofwyl; aber eine zweite eidgenössische Deputation nahte sich der Wehrli-Anstalt nicht wieder.

Es gab Leute, die in der Fellenberg-Wehrli'schen Volkserziehung eine staatsgefährliche Freiheits-Morgenluft rochen, während factisch gerade Fellenbergs Anstalten der Demokratie entgegen strebten; ein Barmherzigkeitswerk für das revolutionssüchtige Elend.

Graf Ville Vieille beobachtete, im Auftrage des französischen Ministeriums, während 3 Jahren an Ort und Stelle die Institute in Hofwyl — die Wehrli- oder Industrie-Schule, die neu gegründete Mädchen-Armenschule 2c. — und er fand, daß man in sämmtlichen dortigen Anstalten ganz andere als politische Zwecke verfolge. Das Ergebniß seiner Beobachtungen gelangte in Genf 1822 zum Druck.

Dem gerechten Ruhm heftete sich Neid an die Fersen; Mißtrauen und Verleumdung zog einem weitern Raumgewinn für edelmüthiges Streben Schranken.*) Es fehlte an Herz und Muth, die durch den „über alles Lob erhabenen“ Wehrli**) zuerst gelöste Aufgabe, durch landwirthschaftliche Armenerziehung ein entsittlichtes Proletariat zu bekämpfen, zu verallgemeinern. In England ist, in Folge der Ocular-Inspection des menschenfreundlichen Volkserziehungsbeförderers Lord Brougham, die „Wehrlischule“ zur Einführung gekommen. In der Schweiz haben ein Freund Wehrli's (Eberhard) und einige von Wehrli in Hofwyl herangebildete Armenerzieher einzelne gleiche oder verwandte Anstalten ins Leben zu rufen geholfen. — Pecuniäre Gründe für die Unternehmer, dauernder Nutzen für die Zöglinge lassen es geboten erscheinen, die Erziehung und Beschäftigung in dergleichen Instituten bis in das 20. und 21. Lebensjahr auszudehnen. Die Hochpotenz solcher Anstalten ist: eine sich selbst genügende Armencolonie.

Die sociale Aufgabe, welche der Wehrlischüler in Hofwyl zu lösen hatte, bestand darin: durch Arbeitstüchtigkeit, durch Fleiß und Genügsamkeit sich über das Loos seiner Dürftigkeit zu erheben. Von der Dankbarkeit, welche Wehrli's Zöglinge bethätigten für die ihnen gebotene Hilfe, wollen wir uns durch einen aus dieser Schaar erzählen lassen:

„Das Jahr 1816 brachte, wie aller Orten, so auch in Hofwyl, eine Zeit der Heimsuchung und des Jammers. Nahebei 400 Personen aßen damals ihr täglich Brod an der Tafel eines für sie gemeinsamen Vaters: Fellenberg. Trug er auch die Bürde mit starken Schultern, so verursachte sie ihm dennoch manchen Kummer durch den Druck der Zeit, welcher auf ganz Europa lastete. Die Saaten waren auch in Hofwyl nur theilweis zur Zeitigung gelangt. Ein großer Theil der Kartoffelernte ging, von früher Winterkälte ereilt, durch Frost zu Grunde. Man sammelte die durch Kälte verdorbenen Knollen in Fässer, um sie (zur Verspeisung untauglich geworden) noch zur Gewinnung von Stärkemehl zu benutzen. Allein dies war ein sehr geringer Ersatz für die große Einbuße, welche der Nahrungsvorrath des ausgedehnten Haushalts erlitten hatte. Dazu kam, daß im Februar 1817 noch der geschnittene Hafer unter der Schneedecke begraben lag und auch die übrigen Culturen einen wenig nachhaltigen Ertrag geliefert hatten. Das Bedürfniß zu decken, mußte

*) Man argwöhnte wohl auch, die Empfehlung der Wehrli-Schule sei ein Aushängeschild zur Empfehlung der Hofwyl'schen Bildungsanstalten überhaupt.

**) So bezeichnet ihn der französische Graf.

Herr von Fellenberg aus weiter Ferne, aus Italien und von jenseit des Oceans, mit schweren Summen Getreide herbeischaffen. Im wissenschaftlichen Institut, bei den Oekonomie-Eleven, bei Handwerkern, Knechten, Mägden dachte Niemand an Entbehrung und Sparsamkeit. Nur bei den Armenschülern, deren die Anstalt damals 40 zählte, fanden die Worte Fellenbergs eine gute Stätte. In einer hierfür veranstalteten Versammlung, bei welcher er die ungeheure Last seiner Sorgen schilderte, um seine Pflegebefohlenen zu weiser Sparsamkeit zu ermuntern, begegnete er bis zu Thränen gerührten Herzen. Da zeigte sich aufrichtige Theilnahme, und es bekundete sich Liebe um Liebe, Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten. Sichtbar war der Mangel, dem sich die Wehrlischüler freiwillig unterzogen. Sie ertrugen ihn zwar mit Zagen; denn die Jugend fühlt die Entbehrung schwerer als das reifere Alter; aber auch mit Wonnegefühl, weil sie darin eine Gelegenheit erkannten, sich dankbar zu erweisen, und weil an ihrer Seite ihr Freund und Meister Wehrli keinen Vorzug für sich verlangte. Als im Frühling die Fluren grünten, die Gräser in Halme stiegen, zogen wir auf die Wiesen aus, um Sauerampfer, Bocksbart, Nesseln nebst andern genießbaren Kräutern aufzusuchen, solche wie Spinat zu kochen und als Gemüse zu verspeisen. Es geschah dies nicht im Auftrage Fellenbergs oder Wehrli's, sondern aus freiem, opfervollem Triebe. — Bald erbarmte sich indessen der Herr des Himmels und der Erde seiner darbenden Kinder. Der Sommer mit seiner Fruchtfülle kam herbei in die Berge und Thäler. Speicher und Scheunen füllten sich mit dem Segen der Felder und Fluren. Mangel und Noth traten zurück. So auch die Zöglinge der Wehrlischule. Fröhlicher und inniger als sie jubelten keine Herzen dem ersten Erntewagen zu, der wieder in die leeren Scheunen Hofwyls eingefahren wurde."

Trug Wehrli unablässig Sorge für das Wohlbefinden seiner Zöglinge, so lange sie um ihn in der Hofwyler Anstalt, so bewährte er sich nicht minder fürsorglich für ihr Glück auch in künftiger Zeit; denn er wußte Jeden bei seiner Entlassung in diejenige Berufsbahn zu bringen, die den vorhandenen individuellen Kräften und Neigungen angemessen. War Wehrli auch mit ganzer Seele dem Erzieherberuf zugethan, er verleitete dennoch keinen seiner Zöglinge, sich dieser Laufbahn zu widmen, es sei denn, daß Jemand ganz besondere Anlagen und deutliche Vorliebe dazu besaß. Aus der Wehrlischule gingen Männer der verschiedensten Berufszweige hervor, die sich fast ausnahmslos bei ihren Beschäftigungen glücklich fühlten. Sie wurden meist dem geliebten Lehrer Freunde für's Leben.*) Wehrli's Namenstag feierte seine Schule kindlichen Sinnes und in freudiger Dankbarkeit, namentlich seit 1818, wie ein Familienfest, mit allerhand sinnigen Ueberraschungen. (Schluß folgt.)

*) J. Eberhard schreibt aus Morlegnin bei Genf u. A.: Mes sentiments pour Wehrli sont restés les mêmes et n'ont rien perdu de leur vivacité, quoiqu'il y ait actuellement 36 années, que notre séparation a eu lieu.

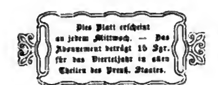
Herzogin Sibylla von Brieg.

Johann Christian Herzog von Brieg nannte seine mit ihm seit 1610 vermählte Gemahlin Sibylla, geborene Markgräfin von Brandenburg, scherzweise „seinen fürnehmsten Schulrath", weil sie dem Schulwesen eine große Fürsorge widmete. Gleichzeitig aber auch war sie der Armuth eine sorgsame Pflegerin und „Patronesse." In der Stadt wie in den Dörfern hatte sie geheime Kundschafter, die ihrer Unterthanen Noth und Elend ihr berichten mußten. Erhielt sie nun von diesen Vertrauenspersonen sichere Kunde über arme und hilfsbedürftige Leute, so leistete sie denselben Beistand, noch ehe die Betreffenden darum gebeten hatten; „und sie hat es sich wohl gar selbst abgedarbt" — so berichtet uns einer ihrer Gehilfen in der Armenpflege. Eben so half sie mit inniger Hingabe den Kranken und Leidenden. Dagegen konnte sie gegen das lose faule Bettlervolk auch recht strenge sein.

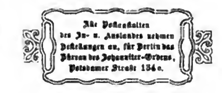
Als der Herzog im Jahre 1618 in Wien war und seine Gemahlin inzwischen, als Fürstenthums-Verweserin, das Regiment in Brieg führte, schrieb sie Folgendes an den Rath dieser Stadt, „wie es mit der Armuth gehalten werden soll".

„Einem Rath wird auch nicht unbekannt geblieben sein, wie das Bettelvolk besonders des Dienstags und Freitags, zum Theil aber auch die ganze Woche hindurch, in großen Schaaren nicht allein die Häuser der Bürgerschaft, sondern auch unser Schloß mit Singen, Blöken und Geheul ungestüm belästigt. Solch' schändlicher und gräulicher Unfug müßte Euch schon längst gedrungen haben, auf Abstellung zu sinnen. Darum soll sich der Rath von jetzt ab darin als christliche Obrigkeit erweisen, solche hochwichtige Sache eifrig berathen wegen tüchtiger Mittel, das Wehe wegzuschaffen. Hierbei wollen wir einem Rath nicht bergen, wie es wohlgethan wäre, baldigst aus einem jeden Stadtviertel 2 oder 3 tüchtige Männer zu erwählen, denen es dann obliegen sollte, die Armuth zu untersuchen und solche Leute, die des Almosens bedürftig sind, von dem liederlichen Volk abzusondern, das faul ist und nicht arbeiten will. Auch möchten Solche verordnen, daß ihre Mitbürger und Zunftgenossen, ein Jeder nach Kräften und Vermögen ein Gewisses in den Almosenkasten legten, daraus die Armuth könnte unterstützt, das Betteln aber durch Vögte und Stadtdiener verhindert werden. Es ließe sich auch bei Hochzeiten, Kindtaufen und andern festlichen Gelegenheiten Etwas sammeln. Die gottlosen und gesunden Leute aber, die nicht arbeiten mögen, sondern sich in Faulheit aus dem Bettelsack nähren, soll der Rath mit Almosen und Hilfe nicht bedenken, sondern mit Drohen und scharfen Mitteln zur Arbeit beim Rammen und Gassenkehren gegen genügenden Lohn anhalten. Die Widerspenstigen und Trotzigen sollte der Rath einsperren, zu Arbeit und Gebet treiben, auch zu gelegener Zeit, wenn keine Arbeit vorhanden ist, durch einen christlichen Prediger im christlichen Glauben belehren und stärken lassen. U. s. w."

Expedition: Potsdamer Straße 134 c. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.



Wochenblatt



der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 47. Berlin, den 20. November 1867. **Nr. 47.**

Pleß, den 10. November 1867.

Nachdem die Johanniter-Ordens-Genossenschaft der Provinz Schlesien im Jahre 1865 beschlossen hatte, unter Beihilfe einer Seitens der Kreisstände gewährten Geldsumme von rc. 6000 Thlr. in Pleß ein Krankenhaus zu bauen, in welchem dem Kreise eine dem Verhältniß des erwähnten Zuschusses entsprechende Anzahl Betten zur Verfügung gestellt bleiben sollte, ist im Mai vorigen Jahres zu demselben der Grundstein gelegt und der Bau selbst ungeachtet der gerade den genannten Kreis schwer bedrohenden Kriegsgefahr der Art gefördert worden, daß die Einweihung des stattlichen, auf einem der schönsten Punkte der nächsten Umgebung der Stadt erbauten Krankenhauses heute erfolgen konnte. Dieselbe geschah durch den früheren langjährigen Ortsgeistlichen, Consistorialrath Weigelt, zu Breslau, nachdem Se. Durchlaucht der Fürst von Pleß in einer längern Ansprache den Schlüssel dem Landrath Frhn. von Seherr-Thoß als Bevollmächtigtem des Ordens übergeben und dieser das Haus den in großer Anzahl erschienenen Festtheilnehmern geöffnet hatte.

Dem Herrn Fürsten von Pleß gebührt die Anerkennung, das segensreiche Werk durch ein Geldgeschenk von 6000 Thlr. unter Gewährung des großen schönen Grundstücks wesentlich gefördert zu haben.

Das neue Krankenhaus ist, wie es eine Segensstätte für den Kreis sein wird, eine Zierde für die Stadt und gleichzeitig ein Denkmal opferwilliger Liebe. Die Pflege der Kranken ist von Kaiserswerther Diakonissen übernommen worden, unter deren Leitung in unmittelbarer Nähe der Stadt auch ein großes Waisenhaus steht, welches an 100 Kinder zählt, die dort zum größten Theile unentgeltlich aufgenommen sind.

Mögen diese beiden Anstalten, welche das geistige Leben unsres an dem äußersten Südosten des Vaterlandes gelegenen Grenzstädtchens hinlänglich kennzeichnen, im Segen wirken und zu wachsendem Gedeihen sich entwickeln. —

Beirut.

(Schluß.)

Ich habe meist bisher von den Vorzügen Beiruts und seiner Umgebungen geredet, jedoch noch ganz die Schattenseiten, die es wie alles Irdische ebenfalls bietet, verschwiegen. Einer solcher Nachtheile ist der große Wassermangel, der namentlich auch auf dem Ras-Beirut und in dem Hospitale sehr fühlbar ist. In dem alten Theile der Stadt existiren mehrere kühle Brunnen, meist aus der Zeit Fachreddin's stammend, wo unter schattigen Bäumen der die Quellen liebende Orientale sitzt und sein Nargile raucht. Röhrenleitungen sammeln kleine Quellen vor der Stadt auf und liefern für die alte Stadt wenigstens den größten Theil des Jahres hindurch diese Erquickung. Brunnen in den Häusern und Grundstücken findet man schon seltener; wo solche existiren, bilden sie oft einen Erwerbszweig der Besitzer, die Eselsladungen mit Wasser-Gullen versehen zum Verkaufe aussenden. Größere Häuser besitzen stets ihre eigenen Cisternen.

Dem Johanniter-Hospitale und andern Wohlthätigkeitsanstalten ist von Kiamil Pascha eine schriftliche Erlaubniß zum Empfangen von Wasser aus den kleinen Stadtbrunnen und Fontainen zu Theil geworden. Doch hängt es nun immer noch von der Laune und Willkür der Unterbeamten, Aufseher u. s. w. ab, ob solchem Befehle Folge gegeben wird, oft kehrt der Hospital-Esel von dem weiten Wege ohne Wasser zurück, bisweilen geht es auch nicht ohne Conflicte mit der türkischen Brutalität ab. So sieht sich das Hospital ebenfalls dennoch genöthigt, vorläufig noch bis zur gänzlichen Vollendung seiner neu angelegten Cisterne den größten Theil seines Wasserbedarfs zu kaufen.

In alten Zeiten führte ein herrlicher Aquaduct die schönen Quellen und Bäche aus den Thälern des Libanon zur Stadt, die Ruinen desselben stehen noch in einer einsamen Schlucht, und das Project der Anlage eines neuen Wasserlaufes ist bisher noch ein solches geblieben und wird auch wohl nie oder jedenfalls erst in einer ferneren Zeit in Ausführung kommen.

Eine andere Calamität von Beirut sind die häufigen Erdbeben; die Geschichte berichtet, wie solche die Stadt bereits vollständig zerstörten und die Ursache zum Untergange der berühmten Rechtsschule der Römer wurden.

Merkwürdige Naturerscheinungen sind hier an der Tagesordnung: Wind- und Wasserhosen erscheinen häufig; von letztern sah ich während eines Gewitters fünf hintereinander aus den schwarzen Wolken in das aufgeregte Meer hinabsteigen und sich allmälig wieder hinaufziehen.

Haifische umkreisen die felsigen Gestade der syrischen Küsten in besonders großer Menge. Bei dem Chan Nebi

Junis, an der Küste zwischen Beirut und Sidon gelegen, soll der Ort sein, wo der Wallfisch den Propheten Jonas, nachdem er drei Tage in seinem Bauche gelebt, wieder an das Land spie (Jona 2, 11).

Eine furchtbare in den letzten Jahren und auch im verflossenen wieder aufgetretene Landplage bilden die Heuschrecken. In der Dichte von Schneeflocken kommen plötzlich solche Schwärme über das Land, die Luft verfinsternd, bisweilen sich nun auf ein fruchtbares Land werfend, bisweilen aber auch vom Winde, dem sie nicht widerstehen können, in das Meer getrieben, dort ihren Untergang findend. Wo sich ein solcher Schwarm niederläßt, legt er seine Eier, indem er sie röhrenartig in den Sand hineinbohrt. Nach mehreren Wochen kommen dann solche Nester aus, die Wandelheuschrecke erscheint und frißt in ihrem Laufe mit unglaublicher Geschwindigkeit die Felder und Gärten kahl. Auch als Vorbote der Cholera wird die Heuschrecke angesehen und verkündet dem armen Bewohner diese andere furchtbare Geißel, mit der diese Gegend ebenfalls besonders heimgesucht wird. Die unglücklichen Menschen kennen kein Mittel dagegen, die Läden werden geschlossen, jede Arbeit hört auf, Reich und Arm flieht aus Beirut in die Berge, die Häuser stehen verlassen, und Raubgesindel nistet sich in der verödeten Stadt ein, die günstige Gelegenheit zum Plündern benutzend.

So sind die Stätten des heiligen Landes, theils von der Natur überreich bedacht, theils aber auch mit den furchtbarsten Plagen überschüttet. Das ist das Land, dem der Johanniter-Orden, eingedenk seiner alten Bestimmung, sich wieder in helfender Weise zu nähern sucht.

Nachdem ich einen Ueberblick von Stadt und Gegend hinsichtlich seiner Lage und Geschichte, seiner religiösen und Culturverhältnisse gegeben, will ich nun den Bau beschreiben, den der Orden St. Johannis über dem alten Beirut jetzt neu emporsteigen ließ.

Ein zweistöckiges Gebäude von 28 Meter Länge und 16 Meter Tiefe, in der Mitte der Südseite mit einem fünfeckigen, die steinerne Haupttreppe enthaltenden Ausbau versehen, ist ganz aus behauenem, rothbraunem Sandstein aufgeführt. Das Innere wird in jedem Stock durch zwei sich kreuzende Corridors eingetheilt und enthält in dem untern ein großes Empfangzimmer, 3 Wohnungsräume für das Pflegepersonal, ein Eßzimmer, eine Apotheke, eine Depense, ein Badezimmer, einen Krankensaal für 12 Betten, ein kleineres Krankenzimmer und die Küche; in dem oberen 5 große Krankensäle à 8 bis 12 Betten für die ganz unentgeltlich aufzunehmenden Kranken, und 3 kleinere Krankenzimmer zu 1 oder 2 Betten für bezahlende Privatkranke.

Auf 50 bis 60 Betten ist das Hospital eingerichtet worden, 4 Brüder des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg haben in demselben bis zum 1. Juli d. J. die Pflege versehen. Nachdem dieselben den 1. Juli c. in die Heimath zurückgekehrt sind, werden Diakonissen aus Kaiserswerth noch im Laufe des Herbstes dort als Pflegerinnen eintreten. Das Material zum Bau ist zum Theil auf dem Johanniter-Grundstücke selbst gefunden; so der Kalkstein, der zu den Fundamenten, dem Sockel, und ebenso auch zur Umfassungsmauer des Terrains gedient hat.

Es liefert gleichfalls sämmtlichen Kalk und ist in einem auf dem Grundstücke selbst errichteten Kalkofen gebrannt worden. Die zur Mischung des Mörtels nöthige Rama, von der schon früher die Rede war, findet sich ebenfalls nesterweise zwischen den Kalkfelsen hier vor. Der zu den Außenfaçaden nöthige Sandstein kam meist auf Kameelen aus Hadet, einem Emirendorfe am Rande der kleinen Wüste, er hat eine bräunliche Färbung und und ist sehr schöner, fester und feinkörniger Natur. Eine leichtere poröse, aus dem Innern der kleinen Wüste kommende Art ward zu den Scheidewänden gebraucht. Der weiße Stein, aus dem die Friese und Ornamente hergestellt worden, ist aus Djouny, einem Flecken nördlich von Beirut gelegen, und wird ebenso wie der gleichfalls vielfach verwandte s. g. Fournystein von der Gegend der St. Georgs-Capelle her über die Bucht von Beirut auf Kähnen gebracht.

Der erwähnte Fourny wurde zur Haupttreppe und zur Einfassung der Hauptthür, Pflasterung der Küche u. s. w. verwandt. Die Fußböden erhielten zumeist Fliesen von italienischem Marmor in der hier allgemein üblichen und nöthigen Weise. — Das Balkenwerk, sowie das Holz zu den Thüren und die übrige Tischlerarbeit wurde theils aus amerikanischen Tannen, theils aus Libanon-Pinien gefertigt. — Die Kücheneinrichtung kam aus Berlin, die Schlosserarbeiten wurden aus Solingen verschrieben. — So kamen die hauptsächlichsten Werkstücke zum Bau aus drei verschiedenen Welttheilen zusammen, und in Europa sind es wieder die verschiedensten Länder, welche ihre Producte dazu lieferten. — Die erste Zeichnung der Façade entwarf der im vorigen Jahre verstorbene Johanniter-Ritter, Hofbaurath von Arnim in Potsdam; Architect Weinmann in Beirut machte den Anschlag, und der Herr Jardin, im Dienste der französischen Compagnie zu Beirut, welcher die Straße nach Damaskus gehört, war dann einige Zeit als Sachverständiger bei dem Bau.

Ein flaches Ziegeldach von nur 35° Steigung bedeckt das Haus, dessen stattlichste Façade nach Norden zu steht.

Hier ist in einem Aufbau über der Hauptthür und dem senkrecht über derselben befindlichen großen Fenster das Johanniterkreuz aus weißem italienischen Marmor bestimmt, dem Orientalen wieder bekannter zu werden. Auch an der großen Hauptthür in dem eisernen Eingangs-Thor zum Grundstück und im Marmor-Parquet rc. ist dasselbe als Verzierung angebracht worden. Die schönen gothischen Zinkfenster, die sich in der Hauptfront und in den beiden Seitenfaçaden befinden, kamen aus Berlin und waren einst für Bukarest bestimmt worden. Nur die hintere Front hat Holzfenster erhalten.

Im Allgemeinen ist das Gebäude in einfachem Style aufgeführt, jedoch hat es schöne Friese und Simse aus dem erwähnten weißen Steine gemeißelt und bietet, wegen des schönen Materials aus dem es besteht, einen soliden und stattlichen Anblick dar.

Die beiruter Steinmetzen sind sehr geschickte und geübte Leute in ihrem Fache, besitzen außerdem das schöne passende Material, so daß solche in Accord gegebene Ornamentationen mit verhältnißmäßig geringem Kostenaufwande herzustellen sind.

Eine Terrasse umgiebt das hochgelegene Gebäude an drei Seiten und ist an ihrem äußeren Rande mit Cypressen eingefaßt.

Ein älteres auf dem Grundstücke vorgefundenes, ehemals als Café verpachtetes Häuschen wurde versetzt und zu Wirthschaftsräumlichkeiten aus- und umgebaut. Eine andere Bau-Anlage bildet die große Cisterne, die nöthig war, da das Wasser, das der Brunnen liefert, nur zu einigen Zwecken gebraucht werden kann, und zwei im Grundstücke entdeckte alte Cisternen nicht die ausreichende Größe haben, jedoch dessenungeachtet ebenfalls von Nutzen sein werden.

An Arbeitskräften zur Ausführung des Baues fehlte es im Allgemeinen nicht, wenngleich die vielen Feiertage der verschiedenen Confessionen und Religionen, die unter den Arbeitern vertreten sind, viel Unregelmäßigkeiten und Aufenthalte verursachten, und es nie festzustellen war, wie viel Arbeiter kommen und wie viele feiern würden. Bruder Hörler aus dem Hospital führte die Aufsicht über die bisweilen etwas schwer zu leitende Gesellschaft, die je nach den Confessionen in sich bitter befeindende Parteien zerfiel. Eine nicht ungewöhnliche Erscheinung war es, daß nach ganz fleißig vollendeter Arbeit am Feierabend die große Prügelei zwischen Türken und Christen, zwischen Griechen und Katholiken &c. begann. — Die Opfer des Kampfplatzes lagen dann bisweilen als Pfleglinge im Hospital, statt in der Arbeit zu sein.

Ein ganz besonderer Arbeitstrieb wohnt freilich im Allgemeinen dem Orientalen bekanntlich nicht inne, Zurechtweisungen aber liebt er gar nicht, sondern er steckt sich dann ruhig seine Cigarrette an und geht nach Hause.

Das Grundstück, das zu dem Gebäude gehört, ist etwa 5 Morgen groß und bildet ein unregelmäßiges Viereck mit einem nach Süden zu hervortretenden kleineren Viereck. Eine Mauer umgiebt das Ganze.

Zwei Schluchten in der Richtung von Süden nach Norden streichend, befinden sich in der Westgrenze und nahe der Ostgrenze. — Kalksteinfelsen mit dazwischen liegenden thonhaltigen Erdnestern bilden die wesentlichsten Bestandtheile des sonst kahlen und wilden Terrains, das aber jetzt zum Theil terrassirt und in fruchttragende Obst- und Gemüsegärten oder in Bosquets verwandelt worden ist.

Der Abfall der angelegten Terrassen streicht meist von Süden nach Norden; Feigen, Maulbeer-Bäume, Oliven, Orangen und Granaten als nutzbringend; Pinien, Senfelacht, Palmen und Korkeichen als Zierbäume werden das Terrain einst hoffentlich mehr beschatten, als es augenblicklich der Fall ist. Die Umfassungsmauern sollen später zum Theil mit Weinreben bedeckt werden.

Wundervoll ist der Blick, wenn man aus der Hausthür an der Nordfaçade heraustritt und vor sich die schöne Rhede von Beirut erblickt, die so manches weltgeschichtliche Ereigniß sah, seit der Zeit, als hier die Cedern vom Libanon, bestimmt zum Bau von Davids Burg und dem Tempel Salomonis, nach Jerusalem verschifft wurden. Zahlreiche Kriegs- und Kauffahrteischiffe bedecken stets den Hafen, Dampfboote kommen und gehen, kleine bewimpelte Ruderboote schaukeln an den Küsten. Jenseit der Bucht streicht der schneebedeckte 7776 Fuß hohe Sanin aus der langen Bergkette des Libanon hervor, die sich an der syrischen Küste entlang zieht. — Zwei bis drei Meilen nördlich von Beirut ergießt sich der Nahr el Kelb (Hundsfluß) in das Meer, an dessen Ufer zahlreiche assyrische Inschriften und Riesenbilder den Wanderer überraschen. Ortschaften hängen an den Bergwänden, und man sieht ein Stück jenes mittelalterlichen Libanonstaates vor sich liegen, dessen viele Kuppen Klöster bedecken, in einer Anzahl, wie es in keinem anderen Lande zu sehen; bloß in dem kleinen Maronitendistricte Kesroan soll es circa 200 Klöster geben. Die Schlösser und Burgen der Emire und Scheiche, deren mächtigste dem Hause Schahab angehören, liegen gewöhnlich über den Ortschaften, die sie beherrschen. Die feudalen Elemente sind vielleicht nirgends in der Welt heutigen Tags noch so vorwiegend vertreten zu finden, als in den weglosen Schluchten dieser Berge, in denen einst der Alte vom Berge mit seinen Assassinen hauste und, wie man sagt, die muhammedanische Uebersetzung und Parodie der christlichen Ritterorden war. Hier im Gebirge ist die Blutrache noch heute heimisch, und leider zerfleischen unaufhörliche Bruderkriege fortwährend das schöne, aber verwahrloste Land. Diesseits der Bucht bilden üppige Gärten den Vorgrund der Landschaft, in denen die Häuser und Villen der Besitzer zerstreut umher liegen; nach Osten zu ziehen sie sich an den Bergen hinauf und verdecken so dem Auge die Stelle, wo St. Georg den Drachen erlegte. Die schönen schlanken Palmen, die in die klare Luft hineinragen, verleihen überall dem Bilde einen ächt morgenländischen Charakter. Der Blick nach Westen geht auf das Meer, nach Süden ist er aber wieder mehr verdeckt durch vorspringende Berge und von Cactushecken eingefriedigte Maulbeerplantagen, die sich bis an einen einsam am Felsengestade stehenden Leuchtthurm hinziehen. Dort haben wandernde Beduinen ihre schwarzen Zelte aufgeschlagen, Ziegenheerden klettern an den Felsenklippen, und das Meer spühlt in die s. g. Taubengrotten hinein, eine seltsam geformte Felsenpartie mit unterirdischen Höhlen und Tunneln und schroff aus der See heraussteigenden Riffen und Wänden. — Ein schattiger Fußpfad zwischen Cactushecken führt vom Hospitale in einer kleinen Stunde fast bis heran zu diesem merkwürdigen Spiele der Natur. Noch weiter südlich wandernd, gelangt man zum Ausflusse des Damur, des Tampras der Alten, der wie der Nahr el Kelb im Norden, so hier im Süden den natürlichen Abschluß macht für die Beiruter Gestade. —

A. Graf v. Wartensleben.

Johann Jakob Wehrli.

(Schluß.)

Nach einer fast 6jährigen Abwesenheit vom Elternhause — ein Zeitraum, der für den (ich bin versucht zu sagen) außergewöhnlich weichen Gemüthsmenschen Wehrli, im Besondern wegen des ihm fehlenden gesellschaftlichen Verkehrs und der Ferne von Vater, Mutter und Geschwistern, manche Heimwehanwandlung gebracht haben mag — Ende 1815, nach langer Entbehrung, wandte sich Wehrli besuchsweis wieder den häuslichen Räumen zu, wo er als Kind glückliche Tage verlebt, spielend, lernend, betend und arbeitend. Wie sehr beglückte ihn dieses Wiedersehen, dieses Rückerinnern. „Seit ich bei Euch gewesen,“ schreibt Wehrli, wieder in Hofwyl, „denke ich sehr viel an Euch, ihr Lieben daheim.“ — Doch er verscheucht seine Sehnsucht nach dem vertraulichen Kreise der nächsten Angehö-

rigen, gestärkt durch den Gedanken, vielleicht wolle sich Gott seiner bedienen als eines Werkzeugs, das gesunkene Zeitalter wieder aufzurichten. „Wer kann in der That so unmittelbar auf das Volk wirken, wie ich in meiner Armenschule." — Ist es doch, als wenn wir in diesem berufsfreudigen Trostbrief den Worten des Sirach begegnen: „In Widerwärtigkeiten sei getrost und trotze auf dein Amt; denn wer an seinem Amte verzaget, wer will Dem helfen. — Vertraue Gott und bleibe in Deinem Beruf."

Alle 2 oder 3 Jahre wiederholte Wehrli seine Besuchsreisen in die Heimath. Fing ihm wohl, im neunten Jahre seines Aufenthalts zu Hofwyl, an, das „Buckeln und Jäten" beschwerlich zu werden, hätte er auch wohl vortheilhafte Stellungen mit einem gemächlicheren Leben haben können — man trug Wehrli solche an —, er war gewissermaßen verwachsen mit seiner Fellenberg'schen Armenschule. Erst im Herbst 1833 schied Wehrli, der sich 1829 verheirathet hatte, von Hofwyl, blutenden Herzens. Er kehrte in seinen Heimathscanton zurück, einem von dorther ihm gewordenen ehrenvollen Ruf folgend, um als Seminar-Director thurgau'sche Volkslehrer zu bilden. Seine Eltern fand Wehrli freilich nicht mehr wieder — sie waren wenige Jahre früher verstorben — und es war ihm somit ein in jungen Jahren geträumtes Glück versagt: den Lieben daheim nahe einen Wirkungskreis zu haben.

Seit 1810 sind durch Wehrli 210 Zöglinge herangebildet worden, die Jahre lang der Armenschule angehörten.

Wir wollen noch einige Worte sagen von der Erweiterung der Wehrlischule in Hofwyl zu einer Mutteranstalt des Armenerziehungswesens.

Die Jahre des Mißwachses, der Theuerung, der Gewerbestockung 1813 — 1817 multiplicirten erstaunlich das Proletariat. In gewerbfleißigen, übervölkerten Gegenden trat unabweisbar die Erziehung der Armen in ein nahes wahlverwandtschaftliches Verhältniß mit der neuerdings durch Fellenberg und Wehrli dargebotenen Hilfe gegen die heranwachsende Armuth; anderenfalls hätte man die Heilung des jugendlichen Volkselendes einem ungewissen Schicksal Preis gegeben. Wollte Jemand verwahrloste Kinder retten oder Armenschullehrer bilden, so war er auf Hofwyl verwiesen. Diesem Sachverhalt gegenüber verändert sich unmerklich Wehrli's Standpunkt. Ueberwiegend in seiner Aufgabe wurde die Lehrerbildung; die Armenschule stellte sich als Mittel zu diesem Behuf dar, verwandelte sich somit von einer Hauptsache zu einem jetzt als Doppelhebel wichtigen Beiwerk. Hierzu kam, daß man nun nicht mehr die Wehrlischule ein Asyl sein ließ für gänzlich verderbte Kinder, sondern eine Erziehungsanstalt für arme, junge Handarbeiter.*) Der Kreis der Helfenden und Empfangenden erweiterte sich. 12 Schulamts-Aspiranten standen Wehrli als lehrbedürftige Jünger zur Seite. Die Zöglingszahl in der Armenschule war bis zu 40 gestiegen. Man muß Wehrli's Selbstbekenntnisse lesen, hinsichtlich seiner wesentlich veränderten Stellung (in der Schrift, die wir hier ausbeuten), um dem klaren Kopf, dem demüthigen, Gott vertrauenden, thatkräftigen Herzensmenschen eine erhöhte Hochachtung zu zollen.

Nachdem sich Wehrli einige seiner Jünger zu Gehilfen herangebildet, erleichterte sich ihm die schwierige Ueberwachung von 40—60 Zöglingen. Ueberdem kam ihm eine von Fellenberg getroffene (aus dem Verlangen der Armenschüler selbst hervorgegangene) Neuerung zu Statten, wonach die 15—21 Jährigen der Wehrlischulknaben Pflegebrüder der minderjährigen wurden.

Fellenberg, gestützt auf Wehrli's zuverlässigen Beistand, erweiterte sein philanthropisches Wirken durch Herstellung einer Armenschule für Mädchen und einer Erziehungsanstalt für Kinder des Mittelstandes. Erstere, seit 1818 schon vorbereitet, entsprach einem dringenden Bedürfniß.*) Letztere, die Vorbereitungsschule für Knaben des Gewerbestandes (1828 eröffnet), fehlte in Fellenbergs Instituten als Mittelglied zwischen der höheren Erziehungsanstalt und der Armenschule. Ueberdies richtete Fellenberg, auf Drängen mehrerer im Canton Bern angestellter Lehrer, zu deren Fortbildung Sommercurse ein, in derselben Weise, wie sie in Hofwyl schon bestanden hatten, bevor die Wehrlischule in Schwung kam. Wehrli's Vater hatte ehedem an einem solchen Curs Theil genommen. Meinend jedoch, er sei schon zu alt dafür, bat er Fellenberg, seinen Sohn schicken zu dürfen. So war damals Wehrli zu Fellenberg gekommen, dessen rechte Hand er nach und nach wurde in Sachen der Armenerziehung und den sich ihr anreihenden Volkswohlfahrtsbestrebungen. — Ueber alle Erwartung günstig gestalteten sich die Ergebnisse des Schulhalter-Fortbildungscursus. Die große Menge Derer, welche sich trotz harter Bedingung zu diesem Curs einstellten, sprach für die mangelhafte Lehrerbildung einerseits, und für die ehrenhafte Strebsamkeit von Männern, die — um uns eines Schillerschen Worts aus der Capucinade zu bedienen — sich nicht mit dem Hausbrod begnügten. Mitwirkend erkennen und erwähnen wir hierbei eine von unten herauf Raum gewinnende Zeitströmung. Man warf nämlich der seit 1815 an's Staatsruder gekommenen Aristokratie vor, sie wolle das Volk verdummen. Die staatlichen Umwälzungen des Jahres 1830 machten den neuen schweizerischen Behörden eine Reorganisation der Volksschule zur Pflicht. 1832 besuchten 100 Schullehrer den 3monatlichen Bildungscurs zu Hofwyl. Nicht nur Bern, sondern auch andere Cantone machten von Fellenbergs Einladung Gebrauch. Wie schon 1808, sandte Thurgau wieder, in Ermangelung einer eigenen Lehrerbildungsanstalt, ein Schulhalter-Contingent. Dieser Umstand, in seinen weiteren Consequenzen, gab dem Leben und Wirken Wehrli's eine neue Wendung. Er

---

*) Sehr fälschlich spricht man wohl von „arbeitender Klasse" und meint damit die von Handarbeit resp. niederer Arbeit lebende Volksschicht. Schreiber dieses unterscheidet „arbeitende Klasse" als die große Mehrheit des Volks (d. i. der gesammten Bewohnerschaft eines Landes) von den (nicht arbeitenden) Drohnen im Staat (d. h. in einer großen sittlichen Gemeinschaft innerhalb gewisser zebrafarbiger Grenzpfähle).

*) Eine Nation, in der gute Hausmütter rar werden, geht eilenden Schritts ihrer völligen Depravation entgegen. Hausmütter vermögen der künftigen Generation eine veredelnde Erziehung zu geben — die feste Basis der Volkswohlfahrt. Erinnern wir uns der Worte Rousseau's: L'éducation doit commencer dès la naissance.)

wurde — wie wir bereits vorgreifend erwähnten — zur Einrichtung und Leitung des thurgauischen Lehrerseminars nach Kreuzlingen berufen.

Im September 1833 schlug für Wehrli die schwere Abschiedsstunde von 180 Zöglingen in Hofwyl. Da es des Endesunterzeichneten Absicht war, an Wehrli vornehmlich als Armenvater zu erinnern, begleitet er denselben nicht weiter in seinem segensreichen Wandeln und Schaffen als Seminar-Director. Wehrli's Pädagogik war vorzugsweise Praxis. Für entschieden nachtheilig, ja sogar den ganzen Volksstamm entkräftend, erachtet Wehrli das lange Stillesitzen 6—8jähriger Knaben in der Schulstube. „Handarbeit giebt wackere tüchtige Leute, die im Leben brauchbar sind. Bei dem Bücherdurchstöbern und Dintenrühren wird der junge Mensch Nichts; das Leben ist das beste Schulbuch. Der Lehrer muß die Kunst verstehn, das Gute aus dem Papierbuch ins Leben überzutragen, sonst heißt es: „Je gelehrter, desto verkehrter." —

Es erübrigt noch anzufügen, daß Wehrli im Jahre 1835 die Stiftung einer landwirthschaftlichen Gesellschaft anbahnen half; eine That, eines Wehrli würdig, der mit der Leuchte seines Geistes und sittlichen Mustergültigkeit seines Wandels schlicht und im besseren und besten Sinn ein Mann des „Fortschritts" war. Er sprach sein „Vorwärts" für das Agriculturbereich und bekämpfte einen verrotteten Schlendrian. Wehrli verdankte man das nach langem Hin und Her ins Leben Treten einer volksthümlichen Erziehungsanstalt für Bauernsöhne des Cantons Thurgau.

Die Armenerziehung blieb Wehrli stets Herzenssache. Ende 1843 entstand auf seine Anregung, durch Privat-Mildthätigkeit begründet, die Armenschule zu Bernrain (unweit Kreuzlingen).

Gesundheitsrücksichten und andere Gründe bewogen Wehrli, 60 Jahr alt, nach 20jährigem Wirken in Kreuzlingen, in die Ruhe des Lebenssabbaths überzutreten. Hofwyler und Kreuzlinger Zöglinge, so wie eine große Zahl Thurgauer Lehrer übergaben dem geliebten, väterlichen Freund als Dankbarkeitszeichen Zuschriften und Albums. Die Behörde des Cantons sprach dem wohlverdienten Mann, beim Scheiden aus dem Amt, ihre Anerkennung aus. Einen Ruf an das Lehrerseminar zu München-Buchsee, Seitens der Berner Regierung, lehnte Wehrli ab. Im Jahr 1841 hatte er einen vortheilhaften Ruf nach Dänemark zurückgewiesen. Vater Fellenberg war todt; die Hofwyler Erziehungsanstalten waren aufgelöst. Die Rückkehr in die Nähe von Hofwyl — Wehrli's zweite Heimath — entbehrte somit eines erfreulichen Reizes. Wehrli beschloß bei seiner zu Guggenbühl verheiratheten Tochter, auf dem Landgut des Schwiegersohns, unter seinen Enkeln noch eine kleine Erziehungsanstalt einzurichten, da er denn doch nur unter Kindern des Lebens froh sein konnte. Im Mai 1853 übersiedelte Wehrli von Kreuzlingen nach dem herrlich gelegenen Guggenbühl; ein den mannigfaltigsten Naturgenuß gewährender Luginsland, nur eine Meile weit vom Seminar Kreuzlingen. Wehrli bezog ein zu einer Erziehungsanstalt eingerichtetes Haus. „Rast' ich, so rost' ich", hieß es, und bald ging er wieder ans Werk mit 2 Lehrgehilfen und 20 Alumnen aus der westlichen Schweiz.

Gegen seine Lungenleiden brauchte Wehrli im August 1854 das Bad Weißenburg. Auf der Rückreise wurde ihm die Freude, die Rettungsanstalt Bächteln als eine der ursprünglichen Wehrlischule sehr nahe kommende Einrichtung kennen zu lernen. Die Brunnenkur hatte wenig gebessert. Husten und Engbrüstigkeit vermehrten sich derart, daß Wehrli's Besuche in den Lehrzimmern immer seltener wurden. Das neue Jahr 1855 brachte die gewisse Aussicht auf das Lebensende. Wehrli bestellte sein Haus und entschlummerte sanft und selig, der Gattin und den Umstehenden fast unmerkbar, am 15. März 1855. Er lebte ein Leben voll Entsagung und Selbstverleugnung, der Menschenbildung und Seelenrettung dienstbar; treu seinem Beruf.

„Er sah der Menschheit Schmerzen,
Der Mann mit edlem Herzen,
Selbst arm, bot er der Armuth seine Hand."

Wehrli's Asche ruht auf dem Gottesacker zu Antwyl, unter einem bescheidenen Marmor-Grabstein, auf welchem Wehrli's Denkspruch zu lesen ist: „Bete und arbeite".

(Ernst Graf Lippe.)

Der Hilfsverein zur Pflege verwundeter Krieger in Spanien.

Auch in Spanien hat sich, nach Mittheilungen, welche dem Genfer Central-Comité zugegangen sind, definitiv ein Hilfs-Verein zur Pflege im Felde verwundeter Krieger gebildet. Durch Ordonnanz J. M. der Königin vom 6. Juli 1864 ist der Verein unter die Auspizien des Militair- und Hospitaliter-Ordens von St. Johannes zu Jerusalem gestellt, und steht in Folge der Resolutionen der Genfer Conferenz mit dem Central-Comité dieser Stadt in Verbindung. Er erfreut sich ferner des Patronates JJ. Majestäten und JJ. kk. Hoheiten, sowie der Marschälle, Cardinäle und Erzbischöfe des Reiches und des Patriarchen beider Indien als Groß-Almoseniers der Armee. Das Central-Comité des Vereins führt den Namen „Versammlung" wie bei dem Orden von St. Johannes, denn es hat mit diesem einen und denselben Präsidenten; die Comités in den Provinzen führen den Namen Provinzial-Comités. — Die Mitglieder der Versammlung sind folgende: Lebenslänglicher Präsident S. k. H. der Groß-Prior des Ordens von St. Johannes zu Jerusalem. Lebenslänglicher Vice-Präsident: der Vice-Präsident der Versammlung von St. Johannes General d'Osset. Vice-Präsidenten: Graf v. Ripalda, Senator; Perez-Rico, Königl. Kammerherr; Santucho Director des Militair-Sanitäts-Corps; Fro, Parlaments-Mitglied. Controleur: Gavilan. Schatzmeister: Barrie-Aguero. General-Inspector: Dr. Landa (einer der Delegirten der Genfer Conferenz von 1863) Magazin-Director: Vallesteros. General-Secretair: de Castellanos, Königl: Kammerherr. Secretaire: Gortari; Fanés, Parlaments-Mitglied; Moreno ehemaliger Beamter des auswärtigen Ministeriums. Alle genannten Mitglieder gehören dem Orden von St. Johannes zu Jerusalem an.

(„Kriegerheil.")

Vor Kurzem wurde in Ban-de-la-Roche (Steinthal) im Elsaß ein denkwürdiges Fest gefeiert: der hundertjährige Jahrestag der Amtseinführung des evangelischen

Pfarrers Johann Friedrich Oberlin,*) gestorben 1. Juni 1826. Das Andenken dieses treuen Hirten steht unter seiner Gemeinde noch fortwährend in Segen: alte Leute erzählen ihren Kindern und Großkindern, was sie dem Pastor Oberlin hinsichtlich ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt verdanken. So wurde denn auch diese Feier von einer zahlreichen Menge begangen. Zwei Prediger, Nachkommen Oberlins, waren gegenwärtig. Dr. Bruch, Dekan der lutherischen Fakultät in Straßburg, Professor Cuvier aus Straßburg und Prediger Vernes aus Paris hielten Ansprachen. Der Schluß der Feier fand auf dem Kirchhofe, am Grabe Oberlin's, statt.

Statistisches.

Die evangelische Mägde-Bildungsschule und Herberge zu Berlin, welche jüngst ihr 13. Jahresfest feierte, zählte in den 13 Jahren ihres Bestehens 4885 Pfleglinge. Vom 1. October 1866 bis 1. October 1867 waren ihrer 692; im Vorjahre 469. Die Durchschnittszahl der täglich Beherbergten im letzten Jahre war 84; im Jahre vorher 66; die Zahl der Pflegetage im letzten Jahre war 30,324, im Vorjahre 23,392. Die höchste Zahl der Mädchen an einem Tage war im letzten Jahre 107; die Zahl der Bildungsschülerinnen 151. Aus Berlin waren von 1865 bis 1866: 65; von 1866 — 1867: 96. Vermiethet wurden von der Anstalt aus im verflossenen Jahre 477. Selbst vermiethet haben sich 30. Vor ihrem Eintritt in die Anstalt hatten Stellen 91; in Krankenhäuser gebracht wurden 4; wegen Ungehorsams mußten entlassen werden 21. Die Zahl der Herrschaften, welche Mädchen begehrten: 1115. Die Zahl der Sonntagsbesuche der Mädchen in der Anstalt beträgt 1920. Die Ausgaben betrugen (einschließlich der Reparaturen in der Herberge) für 30,324 Pflegetage 7498 Thlr; also ungefähr für 1 Pflegetag 7 Sgr., während das Kostgeld in der Herberge täglich 2 Sgr. und in der Bildungsschule täglich 3 Sgr. beträgt. An Geldgeschenken sind im letzten Jahre 7793 Thlr. eingegangen. Auf der Anstalt lasten, außer den 18,000 Thlr., welche sie aus Kaiserswerth erhalten hat, noch 9000 Thlr. Kapitalschulden; außerdem noch 500 Thlr. an Pflasterungskosten.

Nachdem durch Gesetz vom 8. December 1851 die Errichtung einer französischen Strafkolonie in Französisch-Guyana (Cayenne) beschlossen worden war, lief am 31. März 1852 das erste Schiff mit 301 Deportirten aus dem Hafen von Brest. Seitdem folgten bis zum 1. September v. J. noch weitere 50 Transporte, welche in Allem 17,017 Sträflinge verschifften. Von den Deportirten waren 212 weiblichen Geschlechts; 392 verurtheilt wegen politischer Verbrechen und Vergehen; die übrigen kamen fast ausnahmlos aus den französischen und algierischen Zuchthäusern. Nur 7 Personen schlossen sich dieser nothwendigen Auswanderung aus freien Stücken an. Am 1. September 1866 befanden sich nach der „Süddeutschen Presse" von obigen 17,017 Deportirten nur noch 7466 in den Strafhäusern der Kolonie anwesend; 6806 waren durch das ungesunde Klima weggerafft worden; 800 waren definitiv verschwunden; 166 hatten die Erlaubniß erlangt, als Kolonisten zu leben; 1770 war es gestattet worden, die Kolonie zu verlassen. Die Gesammtkosten der Strafkolonie betrugen bis Ende 1865 45 Mill. Frcs., auf den Kopf durchschnittlich 287 Frcs. In einem Theile der Kolonie belief sich 1856 die Sterblichkeit auf $62\frac{8}{10}$ Prozent; Fälle, wo dieselbe über 10 Prozent steigt, kommen häufig vor. Aerzte giebt es in der Kolonie 33, welche von 43 Paulaner-Schwestern in der Krankenpflege unterstützt werden.

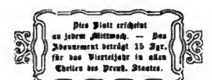
Da das Klima Guyana's so verheerend ist, so verfolgt man seit 1864 den Plan, in Zukunft die Deportation in Neu-Caledonien zu konzentriren. Neu-Caledonien ist eben so gesund wie fruchtbar. Im Jahre 1865 waren hier 245 Sträflinge, auf die nur ein Todesfall kam. (Staatsanzeiger.)

Folgende statistische Notizen gehören zu den amtlichen Berichten mehrerer englischen Aerzte an ihr Ministerium. Es handelt sich über den günstigen Einfluß, den die Anlage von Wasserleitung und städtischen Abzugskanälen, Trockenlegung des Untergrundes und öffentliche Reinlichkeit im Allgemeinen auf die durch Epidemieen verursachte Sterblichkeit ausübte. Das Resultat ist überall ein höchst günstiges und tritt schon in den allerersten Jahren nach Einrichtung der angeführten Reformen ein. In Cardiff (30,000 Einwohner) fiel die enorme Sterblichkeit von 33 zu je 1000 auf 22 (wir lassen die Bruchtheile aus); in Newport (20,000 E.) von 32 auf 21 und in Salisbury, Croydon, Macclesfield und Merthyr fiel sie um ein ganzes Fünftel des Prozentsatzes. In Cheltenham, wo vor Einführung der öffentlichen Wasser- und Latrinenwerke bei einem im Ganzen sehr günstigen Gesundheitszustande die Ziffer der an Typhus Sterbenden 8 zu 10,000 betrug, beträgt sie jetzt nur mehr etwas über 4; in Bristol fiel sie um ein Drittel, in Leicester um die Hälfte. Ganz ähnliche und zum Theil noch günstigere Verhältnisse ergaben sich in acht anderen volkreichen Städten nach Einführung der genannten Reformen. Der Verlauf und die Sterblichkeit von Cholera bietet dieselben Resultate dar. Ueberall, wo man seit ihrem früheren heftigen Auftreten für Kanalisirung und Reinlichkeit gesorgt hatte, zeigte sie bei späteren Invasionen ungleich geringere Heftigkeit. Sehr merkwürdig und von höchster Wichtigkeit sind die Angaben über Abnahme der so sehr häufigen Lungenschwindsucht in solchen Städten, wo zugleich eine Trockenlegung des Bodens stattfand. So betrug diese Abnahme 10 Prozent der speciellen Todesfälle in Merthyr; 16 in Bristol, Cardiff und Croydon, 20 in Dower und Warwick, 25 in Cheltenham, 23 in Worthing, Leicester und Newport, 40 in Rugby und Banbury und beinahe 50 Procent in Salisbury und Ely. (Staats-Anz.)

*) Siehe Nr. 32 und 33 dieses Blattes de 1865.

Expedition: Potsdamer Straße 134c. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

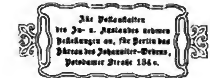
Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134c zu Berlin richten.



Wochenblatt

der





Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 48. Berlin, den 27. November 1867. **Nr. 48.**

Ueber die milden Stiftungen Flensburgs.

Daß Flensburg, als die wohlhabendste Stadt Schleswigs, — für die es namentlich zu Zeiten durch günstig auf ihren Handel einwirkende Verhältnisse Perioden blühenden Wohlstandes gegeben hat, — vor allen Städten des Landes vorzugsweise reich an milden Stiftungen sei, ist nicht nur eine natürliche Voraussetzung, sondern auch zur Ehre der Flensburger Bürger eine in der Wahrheit begründete Thatsache.

Jedoch würde derjenige sich sehr getäuscht fühlen, der nach den milden Stiftungen der Stadt sich umsehend, hier eine Menge großartiger, diesem Zwecke dienender Prachtbauten zu finden erwartet, wie man deren heut zu Tage in größeren Städten nicht wenige findet. Allein der Grund liegt darin, daß die große Mehrzahl von Legaten, deren Zahl sich im Ganzen auf mehr denn 70 beläuft, derart testirt sind, daß dieselben unter der Verwaltung des Magistrates zur jährlichen Vertheilung an die studirenden Söhne unvermögender Bürger, zum Besten der Gelehrtenschule, zur Unterstützung für verschämte Arme oder zum Begräbniß derselben ꝛc. bestimmt sind.

Obwohl man den Flensburgern von Alters her eine überwiegend materielle Richtung zum Vorwurf gemacht hat, so verdient es hier doch rühmend hervorgehoben zu werden, daß eine große Anzahl nicht unbeträchtlicher Legate zur Erziehung armer oder elternloser Kinder, zum Besten der Schulen, zur Bestreitung der Universitätskosten für studirende Söhne der Stadt, sowie zur Ausbildung von Volkslehrern ausgesetzt sind, woraus jedenfalls hervorgeht, daß man trotz der überwiegend materiellen Interessen, wie eine Handelsstadt diese mit sich führt, die Ausbildung des Geistes gebührend zu würdigen gewußt und dies höchste Bedürfniß keineswegs in den Hintergrund gestellt hat.

Unter den verschiedenen Legaten der Stadt ist als das älteste das von dem ehemaligen Flensburger Bürgermeister Gerdt von Merfeldt im Jahre 1599 errichtete Testament zu erwähnen, in welchem es heißt, daß die Hälfte seines Vermögens „zu Unterhaltung der lateinischen Schulen und derselben armen nothdürftigen Jugend" zu verwenden sei.

Das größte Legat verdankt die Stadt einem im Jahre 1786 errichteten Testamente des weiland Rathsherrn Gottfried Hansen und dessen Ehegattin Anna Hansen, die ein Vermögen von 258,000 Thlr. Pr. ihrer Vaterstadt vermachten, mit der Bestimmung, daß die Zinsen dieses Capitals in 5 gleich großen Portionen zur Unterhaltung und Erziehung armer Kinder außer dem Waisenhause, zum Besten der Gelehrtenschule, zur Errichtung eines Hospitales für kranke Arme, zur Verbesserung des gesammten Schulwesens der Stadt und als außerordentlicher Unterstützungsfond für verschämte Personen zur Verwendung kommen solle.

Das infolge dieses Testamentes gestiftete Hospital, auf einer Höhe außerhalb der Stadt gelegen, zeichnet sich mehr durch seine schöne und gesunde Lage als durch seine Größe aus.

Außer den körperlich Kranken können auch geistesschwache Personen gegen eine geringe Vergütung hier Aufnahme und Pflege finden. —

Das Kloster — aus dem ehemaligen ziemlich reich dotirten Franziskanerkloster entstanden — ist ein Asyl für altersschwache Leute aus dem Bürgerstande geworden, die sich hier für ein Geringes einkaufen können und ein für ihren Stand sorgenfreies und angenehmes Leben führen. Aus den reichen Einkünften des Klosters, zu dem nicht weniger als 64 Landstellen, sowie die Hälfte des bei Flensburg gelegenen Dorfes Jürgensby gehört, sind auch ein Theil Freiplätze errichtet worden, die an besonders würdige und bedürftige Bürger der Stadt vergeben werden. Im Ganzen können 50 Personen sowohl männlichen als weiblichen Geschlechts in diesem Asyle Aufnahme finden; sie müssen jedoch das Alter von 60 Jahren erreicht und einen tadellosen Lebenswandel geführt haben.

Ein Jeder muß eine anständige Garderobe, namentlich Leibwäsche, und die zur Aufbewahrung seiner Kleidungsstücke erforderlichen Möbel mitbringen, und fällt dies alles nach ihrem Tode dem Stifte zu, mögen sie sich eingekauft haben oder nicht. Erstere zahlen bei ihrem Eintritt die Summe von 250 Thlr. Pr. und bekommen dafür jährlich 10 Thlr. Zinsen ausbezahlt, außerdem eine eigne geheizte Stube und freie Verpflegung in Krankheitsfällen; diejenigen aber, welche Freiplätze inne haben, benutzen ein großes, gemeinschaftliches Wohnzimmer während des Winters, da ihre Stübchen nicht geheizt werden; auch ist ein gemeinschaftliches Krankenzimmer für sie eingerichtet.

Was indeß die Beköstigung anbetrifft, so ist diese für Alle gleich; zu Mittag essen Alle in Gemeinschaft in einem großen dafür bestimmten Saal, und sind die Speisen, für deren Bereitung der an dem Asyle angestellte Klostervogt Sorge zu tragen hat, vorzüglich kräftig und nahrhaft. Außer einer Köchin ist noch ein zweiter Dienstbote zur Aufwartung und Verpflegung der alten Leute da. Ihre Zeit gehört ihnen vollständig, und sie können dieselbe zu ihrem Vortheil so weit als angänglich verwerthen. Die Stuben sind fast alle ungefähr von gleicher Größe, die Wände entweder freundlich gemalt oder tapeziert und die meisten haben eine sehr hübsche Aussicht, entweder auf den freundlichen zum Kloster gehörigen Blumengarten oder auf den blauen Arm der Flensburger Bucht.

Da das Gebäude noch ein Theil des ursprünglichen Mönchsklosters ist, so findet man hier noch lange schmale Corridore, an welchen jedoch statt der früheren finstern Zellen jetzt die kleinen, freundlichen Stuben der Bewohner gelegen sind, die diese sich nach Belieben heiter und wohnlich ausgeschmückt haben. Das Ganze ist ein Bild des Friedens und der Ruhe; denn abgeschieden von dem Geräusch der Straßen, umgeben von dem schattigen Blumengarten, leben die Alten hier unberührt von dem lauten Treiben der Welt, und man sieht es ihren heitern Mienen an, daß sie den sie umgebenden Frieden theilen. Von keinem hört man eine Klage oder Beschwerde, sondern alle sind zufrieden mit ihrer Lage und des Lobes über ihren Aufenthalt voll. Manche erreichen daher auch ein hohes Alter und verjüngen sich gleichsam, statt älter zu werden; denn für die meisten ist der Aufenthalt hier ja nur stiller Feierabend nach dem langen Werkeltage ihres mühevollen Lebens. In der hübschen und geräumigen Klosterkirche, die mit den Wohnungen in unmittelbarer Verbindung steht, wird alle Montag Gottesdienst gehalten, weil kein besonderer Prediger für diese kleine Gemeinde angestellt ist, der denselben am Sonntag verrichten könnte.

Eine Treppe führt aus der Kirche in den Gerichtssaal hinauf, der auf die eigenthümlichste Weise in die Kirche hineingebaut ist, indem er gleich einem großen Glaskasten von der Decke der Kirche herabzuhängen scheint. Vermuthlich hat man diese Einrichtung getroffen, um den einzigen Raum, über den man zu diesem Zweck zu gebieten hatte: die Höhe der Kirche — zu benutzen. Der Saal selber nimmt sich recht freundlich aus, so eigenthümlich die Aussicht aus seinen Fenstern in das Innere der Kirche ist. Hier kommen die Vorsteher des Klosters, welche aus den ersten Bürgern der Stadt gewählt werden, monatlich zusammen, um die finanziellen Verhältnisse des Asyles zu controliren, über die Aufnahme neuer Mitglieder abzustimmen u. dergl.

In einem Schrank des Archivs werden noch die Chorkleider des letzten Mönches aufbewahrt. Dieser, ein geborener Flensburger, Namens Ludolf Namann, hatte sich aus Liebe zu den Wissenschaften dem Klosterleben gewidmet, und da er der einzige Sohn wohlhabender Eltern war, bestimmten diese ihr Hab und Gut der Kirche. Als nun im Jahre 1530 das Kloster von Friedrich I. aufgehoben und der Stadt zu milden Zwecken geschenkt wurde, bot Namann den obdachlosen Mönchen ein Asyl in seinem in der Nähe des Klosters gelegenen elterlichen Hause an, um so ein neues Kloster zu gründen. Allein da ihm dies von dem lutherischen Magistrate nicht gestattet wurde, bestimmte er dies Gebäude zu einer Gelehrtenschule und erwarb sich dadurch ein dankbares Andenken um seine Vaterstadt. Er selbst lebte noch 30 Jahre, sich den Studien widmend, still und zurückgezogen in seinem Hause, das er mit den Kostgängern der Schule theilte. Zwei Stiftungen aus der neuesten Zeit, die besondere Erwähnung verdienen, sind das Martinsstift und das Seemannshaus. Ersteres etwa 1/4 Meile von der Stadt an der von Flensburg nach Schleswig führenden Chaussee gelegen, ist eine Besserungsanstalt für verwahrloste Kinder beiderlei Geschlechts, die seit einer Reihe von Jahren mit großem Segen wirkt.

Im Jahre 1847 gegründet, hatte das Martinsstift, das nach unserm Luther seinen Namen führt, gleich zu Anfang mit den ungünstigen Verhältnissen der damaligen Kriegswirren zu kämpfen, zumal mehrere derjenigen Männer, unter deren besonderer Fürsorge es ins Leben gerufen worden, durch die politischen Ereignisse gezwungen, die Heimath hatten verlassen müssen. Der Anfang war daher ein höchst bescheidner; die Stadt schenkte von ihren Ländereien das Terrain für die Anstaltsgebäude und außerdem so viel Ackerland, wie zu einem Garten und zum Landbetrieb der kleinen Colonie erforderlich war. Und wie an allen Stiftungen werkthätiger Nächstenliebe ein wunderbarer Segen sich offenbart, so ruhte der Segen des Herrn ersichtlich auch auf dieser Anstalt.

Nach dem Muster des „Rauhen Hauses" bei Hamburg eingerichtet, erfreute das Martinsstift sich alsbald der regsten Theilnahme von Stadt und Land. Von dem Flensburger Magistrat ward aus dem schon erwähnten R. Hansenschen Legat alljährlich eine gewisse Summe bewilligt; die Direction der Flensburger Sparkasse leistete einen Beitrag von 120 Thlr. jährlich; im Uebrigen ist das Stift indeß auf die Beiträge der Mitglieder des Stiftungsbaues sowie auf sonstige milde Gaben angewiesen, die durch die Vermittlung „des Sonntagsboten" (ein vom Probst Versmann in Itzehoe herausgegebnes christliches Wochenblatt) aus allen Theilen des Landes der Anstalt zufließen; eine nicht unbedeutende Summe wird aber außerdem aus dem Kostgeld der Zöglinge, sowie aus dem Verkauf der Producte erzielt.

Da die Anstalt, die einzige ihrer Art im Lande, sich nicht auf Flensburger Kinder beschränkt, das geforderte Kostgeld aber nur 40 Thlr. jährlich ausmacht, und der Segen, den die Anstalt unter der Leitung des vortreflichen Vorstehers Paulsen auf so viele verwahrloste Kinder ausgeübt, allgemein anerkannt ward, so mehrte sich die Zahl der Aufnahme suchenden Zöglinge von Jahr zu Jahr, und das Bedürfniß einer Erweiterung des Stiftes machte sich mehr und mehr geltend. Man beschloß daher schon vor etlichen Jahren von Seiten des Ausschusses der Mitglieder, diese Vergrößerung in Angriff zu nehmen; allein da man, ohne alle Mittel für diesen Zweck zu besitzen, an's Werk gehen mußte, war man natürlich genöthigt, die Sache so bescheiden wie möglich auszuführen, und man wählte daher von den drei vorgelegten Kostenanschlägen den niedrigsten; der höchste betrug 960, der niedrigste 640 Thlr.

Allein kaum war diese Beschlußnahme bekannt ge-

worden, als sich die Herzen mildthätiger Menschenfreunde öffneten, um den guten Zweck nach Kräften zu fördern. Von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde in Kiel ward eine erhebliche Beihilfe in Aussicht gestellt, und aus Lübeck wurden 80 Thlr. zugesagt, da das Martinsstift seit einer Reihe von Jahren eine Anzahl von Kindern aus diesen Orten unter seinen Zöglingen gezählt hatte. Der Gouverneur Freiherr von Manteuffel, welcher nebst dem Regierungs-Präsidenten Freiherrn von Zedlitz die Anstalt mit großem Interesse in Augenschein genommen, schenkte zum bevorstehenden Bau aus preußischen Unterstützungsfonds 300 Thlr. Außerdem fiel aus dem Nachlasse eines Ungenannten eine gewisse Summe dem Martinsstifte zu; durch so viel unerwartete Beihilfe ermuthigt, beschloß die Direction ohne Zögern an's Werk zu gehen, und statt des niedrigsten, den zweckmäßigsten aber kostspieligeren Plan zu wählen.

Im September vorigen Jahres ward die Einweihung des Neubaues unter großer Theilnahme gefeiert, und ist die Anstalt dadurch so viel erweitert worden, daß 60 Zöglinge in derselben Aufnahme finden können. — In der untern Etage des Neubaues befindet sich die geräumige Schulstube, in welcher Knaben und Mädchen gemeinschaftlich unterrichtet werden; im obern Stock ist ein großes luftiges Schlafzimmer für die Mädchen eingerichtet, an welches ein kleineres für die Gehilfin stößt. Im alten Hause befindet sich die Wohnung des Vorstehers, sowie ein Arbeitszimmer für die Mädchen, wo sie unter steter Aufsicht zu allerlei nützlichen Thätigkeiten angehalten werden. Außerdem liegen hier zwei Schlafzimmer für die Knaben.

In einem Nebengebäude beschäftigten diese sich mit verschiedenen Handarbeiten, und ein Theil von ihnen arbeitete in dem die Anstalt umgebenden Garten. Manche hatten sich auf einem freien Plätzchen hinter dem Garten eigne kleine Gärtchen angelegt, die jeder nach seinem Geschmack mit Blumen ausgeschmückt hatte. Im Winter nach vollbrachter Schulzeit, die 5 — 6 Stunden täglich dauert, dreschen die größeren das auf dem eigenen Boden des Stiftes producirte Korn, im Sommer müssen sie je nach ihren Kräften bei der Feldarbeit behilflich sein. Die Kleineren werden mit Flechtarbeit beschäftigt, und wer dazu nicht tauglich ist, muß in der Küche allerlei kleine Dienste thun. Die Mädchen haben fortwährend hinreichend mit Spinnen, Nähen, Stopfen und Flicken zu thun, und müssen die Stärkeren auch bei der Wäsche behülflich sein.

So bietet das ganze Stift das wohlthuende Bild eines thätigen Familienlebens, dessen Hausvater in treuester Weise schon seit 20 Jahren für die stets wachsende Zahl der ihm anvertrauten Kinder sorgt. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Zöglinge 55, nämlich 31 Knaben und 24 Mädchen. Die meisten Kinder bleiben bis zu ihrer Confirmation in der Anstalt, und man darf mit Recht sagen, daß für die überwiegende Mehrzahl der Aufenthalt in derselben ein wahrer Segen gewesen ist.

Leider fehlt es dem Vorsteher, dessen unermüdete und segensreiche Wirksamkeit sich auch der Anerkennung Sr. Majestät des Königs zu erfreuen gehabt, an den nöthigen Kräften, um, so wie er möchte, nach allen Seiten hin für diese verwahrloste Jugend Sorge zu tragen. Namentlich wäre die Anstellung eines Schuhmachers und Webers sehr wünschenswerth, theils um den Knaben in diesen Handwerken Unterricht zu ertheilen, theils um dadurch auch der Anstalt einen directen Nutzen zukommen zu lassen. —

Das ganze Leben im Stifte ist in einem echt christlichen Geiste geregelt, und Sonntags wandern sämmtliche Kinder in Begleitung des Lehrers nach Flensburg, um dem Gottesdienst daselbst beizuwohnen. Die Nachmittage sind der Erholung gewidmet, und liefert eine kleine Bibliothek für diejenigen unter ihnen, die gern lesen, eine heilsame und unterhaltende Lectüre der besten Jugendschriften. — Manche, die das Glück eines Familienkreises nie gekannt oder nie zu schätzen gewußt haben, sind hier unter der heilsamen Zucht der Anstalt allmählich für ein besseres Leben gewonnen worden, und manche, um deren geistige und sittliche Entwickelung sich keiner gekümmert hat, haben hier die Wohlthat eines christlichen Familienlebens kennen und lieben gelernt. —

Aus dem Jahresbericht ersehn wir, daß die Gesammt-Einnahme des Jahres 1866 sich auf reichlich 3656 Thlr. belaufen hat, unter welcher Summe das Kostgeld für die Zöglinge die größte ausmachte. Die Ausgaben beliefen sich auf nur 3650 Thlr.

Das vorhin erwähnte Seemannshaus ist die neueste mildthätige Stiftung Flensburgs. Am jenseitigen Ufer des Hafens auf einer hohen Terrasse erbaut, bietet dieses Stift altersschwachen und arbeitsunfähigen Seeleuten ein freundliches Asyl, von dessen Fenstern aus man einen schönen Blick über den prächtigen Hafen genießt. Dies Asyl verdankt seine Entstehung dem jüngst in Kopenhagen verstorbenen Kammerherrn Rönnekamp, der als geborener Flensburger seiner Vaterstadt dies schöne Zeichen dankbarer Erinnerung hinterlassen hat. — D. Chr.

Ueber den Ursprung der „Petites soeurs des pauvres."

Der Ursprung dieses eben so eigenthümlichen wie segensreichen Schwesterordens, dessen großartige Wirksamkeit uns jetzt mit gerechter Bewunderung erfüllt, war ein so armseliger und geringer, und man möchte sagen so wenig auf das große Werk, das ihm vorbehalten, angelegt, daß man nicht ohne das lebhafteste Interesse dem Anfang und Fortgang dieses Ordens folgen kann, da er zugleich ein schöner Beweis aufopfernder Nächstenliebe und selbstverleugnenden Christenglaubens der Neuzeit ist.

Es war im Jahre 1840, als ein junges Mädchen Namens Marie Augustine, wohnhaft in dem kleinen Städtchen St. Servan, an der Nordküste der Bretagne gelegen, zu dem Abbé Le Pailleur kam, sich von ihm einen Rath zu erbitten. Schon lange war es ihr lebhafter Wunsch gewesen, ihr Leben dem Wohle ihrer Nebenmenschen zu widmen, ohne jedoch zu wissen, auf welche Weise sie ihre Kräfte am geeignetsten in den besonderen Dienst des Herrn zu stellen vermöchte. Der Abbé, selbst schon seit langer Zeit von dem Wunsche beseelt, für die vielen Kranken und Nothleidenden seines Sprengels Rath und Hilfe zu schaffen, begrüßte das Anerbieten des jungen Mädchens mit geheimer Freude.

Freilich war er selber durchaus ohne Mittel, um auf

eigene Hand an die Gründung eines Asyles denken zu können, und das junge Mädchen war nicht besser daran, da sie von dem mühsamen Erwerb ihrer Nadel lebte; allein der fromme Mann schöpfte nichts destoweniger aus diesem Ereignisse die Ermuthigung, daß der Herr ihm in der Ausführung des Werkes zu Hilfe kommen wolle.

Er führte das junge Mädchen einer anderen Gleichgesinnten unter seinen Pfarrkindern zu, Marie Therese mit Namen, und forderte beide auf, im Gebet nicht nachzulassen, bis der Herr die rechte Zeit und Stunde zum Beginne ihres Werkes ihnen zeigen werde. So vergingen den jungen Mädchen zwei Jahre, während welcher Zeit sie fleißig miteinander Werke über christliche Mildthätigkeit lasen, besonders solche, die sich mit dem geistigen und leiblichen Wohle der Armen und Kranken befaßten. Gegen das Ende des zweiten Jahres, als der Abbé Le Pailleur aus dem einfältig frommen Wandel und dem wachsenden religiösen Sinn der beiden Mädchen auf ihren Beruf zu dem Werke, dessen Ausführung sie beseelte, schließen durfte, theilte er ihnen seine eigenen stillgehegten Wünsche in dieser Beziehung mit und forderte sie auf, jetzt in Gottes Namen den Beginn zu machen.

Ihr Liebeswerk begann mit der Pflege einer blinden Frau, die der Abbé ihnen zuführte, und die zugleich die Dritte in ihrem Bunde ward. Es war dies die später in Frankreich so wohlbekannte Jeanne Jugau, die damals 48 Jahre alt war und ein kleines Vermögen besaß, das sie treulich zum Besten ihrer Nebenmenschen verwandt hatte. Jetzt fand sie in den beiden jungen Mädchen die treuesten Pflegerinnen in ihrer hilflosen Lage, doch trug sie durch Spinnen das Ihrige zum gegenseitigen Unterhalte bei. Bald ward der kleine Haushalt in Jeanne's Keller durch eine Vierte vermehrt, die dem Tode nahe, ihrer Pflege übergeben wurde. Als diese sich wider Erwarten von ihrem schweren Leiden erholte, beschloß auch sie sich dem frommen Werke ihrer Pflegerinnen anzuschließen, und so war der kleine Kreis auf vier gewachsen.

Jetzt beschloß man, den kleinen Keller zu verlassen, um in einer geräumigeren Wohnung mehr für die Krankenpflege thun zu können, und man miethete eine bescheidene Parterrewohnung. In dieser Wohnung war Raum für zwölf Betten, die, nachdem sie kaum aufgeschlagen waren, auch alsbald alle besetzt wurden. Die Armenverwaltung des Ortes fuhr allerdings fort, den Armen, die hier Aufnahme gefunden, das früher bezogene Armengeld auch ferner auszuzahlen, allein es war dies keineswegs hinreichend, um die Kranken mit Nahrung und Kleidung zu versehen. Sie gingen daher, sowie ihre Kräfte es ihnen gestatteten, aus, um, wie sie ehedem gethan, durch Betteln das Uebrige zu sammeln; doch die Folge war, daß sie meistens in trunkenem Zustande und oft gar schlimmer als vorher wieder in das Asyl zurückkehrten. Dies war nun für die vier Frauen, denen das wahre Wohl ihrer Pflegebefohlenen innig am Herzen lag, ein großer Kummer, dem sie vergeblich abzuhelfen suchten. Da faßten sie, um die Versuchung abzuschneiden, den heroischen Entschluß, selber auszugehen, um statt der Armen ein Almosen für sie zu sammeln. Jeanne Jugau als die älteste war die erste, die das Werk selbstverleugnender Nächstenliebe ausübte, da sie meinte, es ihres Alters wegen am besten unternehmen zu können.

Nach und nach folgten indeß auch die andern ihrem Beispiel, überall wo sie sammelten, den Grund ihrer Bitte erklärend. Ein solches Almosensammeln armer Frauen für andere Hilflose und Arme war für die Leute etwas gänzlich Neues, und vielfach wurde in den Familien die Frage discutirt, ob eine derartige Gemeinschaft unwissender Arbeiterinnen wohl jemals einen günstigen Erfolg würde haben können. Häufig wurden sie befragt, ob sie irgend einem Orden angehörten oder die Absicht hätten, einen solchen zu bilden, und da dies nicht der Fall war, hatten sie nicht wenig an Spott und Verhöhnung auszustehen, wenn sie Almosen bittend durch die Straßen St. Servan's wanderten. Dankbar nahmen sie indeß jede, auch die geringste Gabe an, die man ihnen reichte. Manche, die sonst vielleicht gern bereit gewesen, in ihrem Liebeswerk an den Kranken ihnen beizustehen, wurden um der Demüthigungen willen, denen sie ausgesetzt waren, wenn sie mit ihrem Korbe am Arm vor den Thüren standen, zurückgeschreckt. Jede andere Art werkthätiger Nächstenliebe erschien leicht gegen diese Art von Samariterdienst der sogenannten „kleinen Schwestern".

Die erste, die nach vier Jahren schwerer Prüfung für die Schwestern das Vorurtheil überwand, war eine Frau, die ihnen zur Zeit großer Noth eine Zeit lang hatte beistehen wollen; doch angezogen von dem heitern Frieden, der unter den guten Schwestern herrschte, bat sie diese schließlich, sie auf die Dauer bei sich aufzunehmen. Ein andermal kamen zwei Näherinnen, ihre Dienste anzubieten, da sie eben nichts zu thun hatten und meinten, ihre Zeit nicht besser anwenden zu können, als indem sie für die Armen nähten. Ihre Dienstleistung wurde begreiflicherweise mit Dank angenommen, und als sie nach vollbrachter Arbeit das Asyl verließen, versprachen beide bald wieder einzukehren. Sie kamen auch wirklich wieder, und nicht nur, um ihre überflüssige Zeit gelegentlich dem Herrn zu opfern, sondern um ihm in Gemeinschaft mit diesen stillen Seelen ihr ganzes Leben fortan zu weihen.

Die Zahl der Kranken und Hilfsbedürftigen, die bei den „kleinen Schwestern" Hilfe suchte, mehrte sich indeß von Jahr zu Jahr, und die Wohnung im Erdgeschoß war längst nicht mehr ausreichend, um die vielen Hilfesuchenden aufzunehmen. Da beschlossen die Schwestern im Jahre 1842, ein eigenes, geräumiges Haus anzukaufen, das ehemals einem religiösen Orden zugehört hatte. Sie besaßen freilich Alle nur sehr wenig, wofür sie diesen Kauf unternehmen konnten; der gute Abbé hatte nichts als seine goldene Uhr, die er zu diesem Zweck verkaufte; allein das schreckte sie nicht zurück, und siehe, ehe das Jahr um war, hatte man Mittel gefunden, die ganze rückständige Summe von 20,000 Fr. abzutragen.

Jetzt schien dem Abbé Le Pailleur die Zeit gekommen, die Schwestern durch ein Gelübde zu einer religiösen Schwesterschaft zu verbinden und ihr Leben durch gewisse Regeln zu ordnen. Zu dem Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams fügte er das der Barmherzigkeit, eine Pflicht, die ja vor allen mit gewissenhafter Treue von ihnen ausgeübt ward. In der Ansprache, die Le Pailleur bei dieser Veranlassung hielt, sagte er ihnen

warnend voraus, welches ihr Loos sein werde. „Man wird Euch überall, wohin Ihr kommen werdet, für die größten Thörinnen halten; man wird zu Euch sagen: Aber welche Verrücktheit ist es, sich Arme aufzuladen, wenn man selber so arm und mittellos ist! Allein ich sage Euch: Fürchtet Euch nicht, der Herr wird für Euch sorgen!" Die Schwestern nahmen jetzt den Namen: Les petites soeurs des pauvres an, den man im Volksmunde ihnen längst gegeben, und der Herr zeigte ihnen, daß Er gnädig ist über Alle, die ihn anrufen.

Obgleich sie jetzt, wo ihre ganze Zeit durch die Krankenpflege in Anspruch genommen war, keine andere Quelle des Einkommens hatten als das Betteln, litten sie doch niemals Noth. Jeden Mittag, nachdem die Armen gesättigt waren, setzten sie sich selber an den Tisch, und wenn Jemand hätte etwas entbehren sollen, so hätten sie es gethan, aber niemals ihre Pflegebefohlenen. Eines Abends im Winter, nachdem ihre Schützlinge alle zu Bette waren, setzten die Schwestern sich an das frugale Abendbrot, das an diesem Abend in dem vierten Theile eines Laibes Brot bestand. Nachdem sie ein Dankgebet gesprochen, entstand ein heiterer Streit unter ihnen, wem dieser Ueberrest heut zu Gute kommen solle, denn jede erklärte keinen Appetit zu haben und desselben nicht zu bedürfen. In diesem Augenblick ward die Hausglocke geschellt; die Thür ging auf und ein Bote trat herein, der ihnen eine reiche Gabe an Fleisch und Brot von dem Abbé überbringen sollte. —

Zahllose ähnliche Beispiele ereigneten sich in ihrem Leben, und immer mehr gestärkt und ermuthigt, auf dem betretenen Wege fortzufahren, überließen sie voll kindlichen Glaubens dem Herrn die Sorge für das tägliche Brot.

Außer der leiblichen Pflege, die sie selbst ohne alle Mittel so vielen Armen hatten dürfen zu Gute kommen lassen, ward ihnen aber die noch weit höhere Genugthuung zu Theil, an vielen der verwahrlosten Seelen, die ein weit größeres sittliches als leibliches Elend mit in das Asyl brachten, ein Werk echt christlicher Barmherzigkeit auszuüben. Dies gab ihnen mehr und mehr den Wunsch ein, ihren Wirkungskreis weiter ausdehnen zu können, denn das Haus, das sie bewohnten, war stets dermaßen mit Hilfsbedürftigen angefüllt, daß die Schwestern sich auf eine Bodenkammer hatten zurückziehen müssen.

In der Nähe der Stadt war ein kleines Grundstück zu kaufen, und das Augenmerk der Schwestern richtete sich auf diesen Platz, um daselbst ein größeres Asyl erbauen zu lassen; doch ihr ganzes Capital bestand in jenem Augenblick in einer Summe von fünf Pfennigen! Dennoch ward das Grundstück gekauft. Und siehe, von allen Seiten erbot man sich zu Hilfsleistungen der verschiedensten Art, um an diesem Werke der Nächstenliebe einen Antheil zu haben. Die Handwerker des Ortes, in dem sie einstmals so viele Demüthigungen hatten ertragen müssen, boten freiwillig ihre Dienste an; von andern ward das erforderliche Material geschenkt, und an Geld zum Ankauf des Platzes fehlte es eben so wenig wie an milden Gaben.

Um diese Zeit floß auch das erste Legat in die Kasse des Asyls, und zwar von einem Herrn aus St. Servan, der seine letzten Jahre in Jersey verlebte. Er hatte dies Geld, eine Summe von 7600 Francs, von einer Tante geerbt, die, ehemals der Trunksucht ergeben, durch die unermüdete Sorge der Schwestern wie umgewandelt worden war; jetzt, wo er seinen Tod herannahen fühlte, bestimmte er, daß dies Geld dem Abbé Le Pailleur zufallen solle. Eine andere Summe von 3000 Francs lief um dieselbe Zeit ungefähr ein, und zwar von der Akademie als Tugendpreis für die anerkannte Aufopferung der Jeanne Jugan; auch diese Summe ward mit Freuden zum Besten des Baues hingegeben, und alsbald hatten die frommen Schwestern die Genugthuung, ihr Asyl einer weit größeren Anzahl von Hilfsbedürftigen öffnen zu können.

Da der Herr ihr Werk also aller Wege gesegnet hatte, beschlossen sie ihre Liebesthätigkeit nicht auf den kleinen Ort, wo sie lebten, allein zu beschränken. Als daher die Zahl der Pflegeschwestern so groß geworden, daß man an die Ausführung dieses Planes denken konnte, ging Marie Augustine, jenes junge Mädchen, dem wir gleich zu Anfang begegnet sind, nach Rennes, fest vertrauend, daß der Herr das Werk, das er einmal so reich gesegnet, auch ferner mit seinem Segen begleiten werde. Ihre erste Sorge nach ihrer Ankunft in dieser Stadt ging darauf aus, sich Arme und Elende zu suchen, für die sie Sorge tragen könnte, und sie ließ sich zu diesem Zweck in der Vorstadt nieder, wo fast nichts als Wirthshäuser und Kneipen der schlimmsten Art lagen.

Ueberall, wo sie für ihre Armen milde Gaben suchte, fand sie hier die wärmste Sympathie, und nach kurzer Zeit schon bot man ihr ein eignes Haus zur Verpflegung ihrer Schützlinge an. Dankbar nahm sie dies Anerbieten an, und so groß war die Anerkennung, die sie in Rennes fand, daß, als sie die Vorstadt mit ihren Kranken verließ, die Soldaten, welche dort die Wirthshäuser zu frequentiren pflegten, sich freiwillig erboten, diese in die neue Anstalt zu tragen. Marie Augustine, der jetzt der Name einer Oberin beigelegt wurde, überließ dies Asyl der Sorgfalt von vier andern Schwestern, die auf ihre Bitte von St. Servan ihr zugeschickt wurden, sie selber aber eilte nach dem Städtchen Dinan, um hier ihr Werk der Barmherzigkeit fortzusetzen.

Nachdem sie die Genehmigung des Bischofs von St. Brieux, sowie die des betreffenden Gemeindevorstandes eingeholt, begann sie auch hier damit, sich Arme und Schwache zu suchen, denen sie ihre Hilfsleistung anbieten konnte. Ein ehemaliges Gefangnenhaus diente zur Aufnahme der ersten Kranken; doch auch hier fand ihr liebevoller Eifer eine so rege Theilnahme, daß man im Jahre 1851 daran denken konnte, ein einfaches aber geräumiges Haus auf dem nach Brest führenden Landwege zu erbauen.

Im Jahre 1846 besaß der Schwester-Orden drei eigene Asylshäuser mit 15 Pflegeschwestern, und dieser erfreuliche Erfolg ihres Liebeswerkes feuerte sie zu immer neuem Eifer an. Der Ruf ihrer Demuth und Frömmigkeit ging alsbald, wohin sie kamen, vor ihnen her. Auf die Aufforderung einer jungen Dame in Tours, die mit Bewunderung und Theilnahme von dem Wirken der Petites soeurs des pauvres gehört, kamen sie im Jahre 1847 nach dieser Stadt, nichts fordernd als eine Wohnung und Erlaubniß, für die Kranken sorgen zu dürfen. Eine Hütte war hier ihr erstes Asyl, allein schon im folgenden Jahre sahen sie sich in den Stand gesetzt, ein großes, schönes Gebäude nebst Garten und Kapelle zu errichten, woselbst 150 Arme Aufnahme finden konnten.

Wie es ihnen möglich geworden, die Summe für dies Hospital aufzubringen, und wie sie es vermochten, so viele Menschen täglich zu unterhalten — es war immer das nämliche Wunder, das sich aller Orten wiederholt! Allein mit welchen Schwierigkeiten sie hatten kämpfen, wie vielen Mühseligkeiten sie sich hatten unterziehen müssen, bevor ihr Wirken mit solchem Erfolg gekrönt worden, davon redeten die Schwestern in der frommen Einfalt ihres Herzens nicht. Das Beschwerlichste war unstreitig, daß bei der stets wachsenden Zahl an Hilfsbedürftigen die Zahl der Schwestern nur sehr langsam zunahm; für die 18 Kranken, mit denen sie den Anfang machten, hatten nur 3 Pflegeschwestern aus dem Mutterhause abgegeben werden können, und als im Jahre 1851 die Zahl der Armen auf 100 stieg, waren nur 7 Schwestern für ihre Pflege da. Früh am Morgen pflegten sie abwechselnd auszugehen; jede von ihnen trug eine große, mit verschiedenen Abtheilungen versehene Kanne, in welche sie das Fleisch, das Brot, die Gemüse oder die Ueberreste thaten, welche ihnen vor den Thüren der Leute verabreicht wurden. In das Asyl zurückgekehrt, begann das mühevolle Tagewerk, dem sie sich in der Sorge für ihre Pflegebefohlenen ge-

widmet hatten, und keine Arbeit erschien ihnen zu schwer, keine Hilfsleistung zu erniedrigend, die sie nicht mit Freuden um des Herrn willen vollzogen hätten.

Von Tours aus verbreitete sich die Wirksamkeit der Petites soeurs über ganz Frankreich; wer da sah, wie und was diese armen, unwissenden jungen Mädchen gewirkt und gethan, konnte ihrem Wirken seine Anerkennung und Bewunderung nicht versagen; aus dem einen Tagesblatt ging die Erzählung von ihnen in das andere über und gewann ihnen im ganzen Lande warme Freunde, und was das wichtigste war — gleichgesinnte Seelen, die willig waren, mit ihnen sich in die Pflege der Kranken und Armen zu theilen.

Sie beschlossen jetzt, ihre Wirksamkeit auch auf Paris auszudehnen, wo sie in Nazareth, dem Asyl für Altersschwache, Aufnahme fanden. Nachdem sie ein geräumiges, luftiges Haus zur Aufnahme für ihre Alten gefunden, begannen sie ihre Arbeit, und obwohl sie hier mit den nämlichen Entbehrungen und Demüthigungen zu kämpfen hatten, die sie anfangs in ihrem Heimathsorte hatten erdulden müssen, so ließen diese einfachen, bretonischen Mädchen sich doch nicht zurückschrecken, in dem gewissen Vertrauen, daß der Herr auch hier ihre Arbeit segnen werde, wo für dieselbe ein so weites Feld war. Um dieselbe Zeit ward ein anderes Armenasyl zu Nantes gegründet. Der Abbé Le Pailleur wurde nämlich von den Mitgliedern des St. Vincent de Pauls-Vereines aufgefordert, nach Nantes zu kommen, und da dieser Verein seinen Beistand zusagte, ward die Sache hier alsbald im Gange gebracht. Nachdem der Abbé die Genehmigung von Seiten der geistlichen Behörden eingeholt, verließ er die Stadt, da er genöthigt war, in seine Heimath zurückzukehren. Er übergab an Marie Therese die Summe von 20 Francs, indem er sagte: Gott segne Dich, meine Tochter! In seinem Namen beginne Dein Werk. In drei Monaten werde ich wieder kehren, und ich hoffe Dich dann von Pfleglingen umgeben wieder zu finden und ein Stübchen in Eurem Hause, wo ich werde wohnen können.

Marie Therese beeilte sich jetzt, ein Haus zu miethen; doch als man sie bei ihrem Einzug nach ihrer Mobilien fragte, zeigte sie auf einige Strohsäcke, die ihr und ihren Freunden zum Lager dienen sollten. — Als der Abbé nach Verlauf von drei Monaten sie wieder zu besuchen kam, fand er das Haus auf's Beste mit allen erforderlichen Möbeln und Haushaltungsgeräthen versehen. So wunderbar hatte Gott auch hier für die Bedürfnisse der geringsten unter seinen Kindern gesorgt!

In den meisten Städten pflegten die Schwestern sich zuerst auf die Märkte der Orte zu begeben, und so hatten sie auch in Nantes gethan. Als sie hier zuerst auf dem Markte erschienen, im Namen Gottes eine Gabe für ihre Armen und Kranken erflehend, brach eine der Gemüseverkäuferinnen in die Worte aus: Von Herzen gern sollt Ihr haben, was ich vermag, denn was Ihr thut, ist gar zu schön! Eine andere meinte: Wenn ich alt und elend bin, werdet Ihr auch mich verpflegen, wie sollte ich Andern jetzt nicht willig helfen! Und alsbald waren ihre Körbe mit einem solchen Ueberfluß von Gaben gefüllt, daß sie dieselben kaum zu heben vermochten. Da nahmen die Weiber ihnen die Last ab, trugen die Körbe selber bis an's Asyl und forderten beim Abschied die dankerfüllten Schwestern auf, alle Mittwoch und Sonnabend wieder zu kommen, damit sie ihnen aufs Neue die Körbe füllen könnten.

Im selben Jahre wurden außer dem Hause zu Paris und zu Nantes andere zu Besançon, Angers, Bordeaux, Nancy und Rouen gegründet. Es wäre überflüssig, in die Details der Gründung dieser Armenasyle näher einzugehen, da die Geschichte eines jeden derselben sich gewöhnlich gleich bliebe; überall war es das Senfkorn, aus dem der stattliche Baum heranwuchs, unter dessen Schatten eine Menge Hilfsbedürftiger Erquickung finden sollten!

Es flossen ihnen von Seiten der Reichen und Wohlhabenden eine Menge reicher Gaben zu, die ihr Werk stützten und förderten; allein was ihr Werk am meisten förderte, das war der eigenthümliche Charakter ihrer Wirksamkeit, die ihnen überall die Herzen des Volkes selbst gewann. Denn ähnlich wie in Nantes ward ihnen auch in andern Städten die Sympathie und der Beistand der Armen und Unbemittelten zu Theil. Die Victualienhändler, die Schlächter und Bäcker füllten ihnen überall die Körbe; selbst die Soldaten sparten sich an manchen Orten einen Theil ihrer Ration ab, um dieselbe in den Korb der Petites soeurs des pauvres legen zu können.

Außer Nahrungsmitteln flossen ihnen auch reiche Gaben an Leinen und Kleidungsstücken für ihre Armen zu.

Dennoch schien es manchmal, trotz aller Theilnahme, die man ihnen entgegentrug, als ob sie die Vorsehung hätten versuchen wollen. So z. B. bei der Errichtung des Asyles zu Paris, das eine Reihe von Jahren mit zahllosen Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, bis der Abbé Le Pailleur einmal selber dorthin eine Reise unternahm, um sich von diesen Schwierigkeiten persönlich zu überzeugen. Nachdem er sich die Sache lange im Gebete überlegt hatte, sprach er: Wir müssen so viele Arme einnehmen, als das Haus zu fassen vermag. 30 Altersschwache wurden hierauf in das Asyl aufgenommen, — und siehe da, von diesem Augenblick an flossen demselben reiche Gaben zu, und man hatte hinfort nicht wieder über Noth zu klagen.

Im Gegentheil, ein zweites Asyl sollte alsbald gegründet werden. Die Nationalgarde der zehnten Legion wandte sich nämlich mit der Bitte an die Petites soeurs: für das zehnte Arrondissement ein Asyl zu gründen; sie erboten sich, zu diesem Zweck 14,000 Fr. zusammen zu bringen, wofür jeder Compagnie der Legion das Recht gewährt werden sollte, 2 Betten für sich zu reserviren, welche Plätze dann mit 80—100 Fr. bezahlt werden sollten. Die Schwestern ließen sich willig finden, auf dies Begehren einzugehen, und so ward das zweite Asyl in der Rue du Regard errichtet, das nach Verlauf von 7 Monaten schon 150 Arme aufzunehmen vermochte.

Im folgenden Jahre ward die zum Asyl gehörige Capelle vom Erzbischof von Paris aufs feierlichste eingeweiht, an welcher Feier die ganze National-Garde Theil nahm. In seiner Rede sprach der Erzbischof die Hoffnung aus, daß der fromme Eifer der Petites soeurs des pauvres bald bis in jede Gemeinde von Paris dringen und sich über das ganze Reich verbreiten werde. Seine Worte sind in Erfüllung gegangen; denn die Wirksamkeit der Schwestern ward mit einem über alle Erwartung großen Erfolge gekrönt; und nicht nur auf Frankreich beschränkte sich der Segen ihres schönen, selbstverleugnenden Wirkens, sondern auch die benachbarten Länder begehrten den Beistand der Petites soeurs des pauvres.

Der Cardinal Wiseman wandte sich zuerst mit solcher Bitte an den Verein des heiligen Vincent de Paula, durch dessen Vermittelung es ihm auch gelang, einige der Schwestern für England zu gewinnen. Keine von ihnen konnte Englisch lesen oder sprechen, allein sie meinten: Der Herr wird für uns reden und — für uns sorgen!

Expedition: Potsdamer Straße 134 c. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134 c zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Alle Postanstalten des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 134c.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.



Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 4. December 1867. **Nr. 49.**

Friedrich Albert August Herrmann Eugen von Zander, Oberst-Lieutenant z. D., Ehrenritter seit 1864, † im November 1867 zu Königsberg i. Pr.

Die Einweihung des Johanniter-Krankenhauses in Pritzwalk am 19. November 1867.

Im September 1864 traten die Johanniter-Ritter der beiden Kreise Ost- und West-Priegnitz in Pritzwalk zusammen und beriethen über die Gründung eines Ordens-Krankenhauses.

Es wurde alsbald der ziemlich einstimmige Beschluß gefaßt, in Pritzwalk, als dem Mittelpunkte beider Kreise, ein Krankenhaus zu bauen, das Interesse der Kreisversammlungen für diesen Zweck anzuregen und die Hilfe der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens zu erbitten.

Mit den zur Förderung des Unternehmens nothwendigen Arbeiten wurden zwei Ritter beauftragt; da auch die Herren Landräthe beider Kreise, Persius in Kyritz und v. Jagow in Perleberg, sich warm für dasselbe interessirten, so wurde es möglich, daß schon im November desselben Jahres die Kreisversammlung der Ost-Priegnitz auf die ihr gemachten Propositionen beschloß, für den Bau eines Johanniter-Krankenhauses in Pritzwalk 7000 Thlr. zu bewilligen, ein Beispiel, welchem bald darauf die Kreisversammlung der West-Priegnitz nachfolgte.

Seitens der Johanniter-Ritter beider Kreise wurden Beiträge von mehreren tausend Thalern gezeichnet; die Stadt Pritzwalk erbot sich außer einem Beitrage von 500 Thalern zur unentgeltlichen Gewährung eines angemessenen Bauplatzes.

Endlich, nachdem die Anschläge gefertigt und geprüft waren, bewilligte das Kapitel des Johanniter-Ordens auf Antrag des Herrn Commendators der Brandenburgischen Genossenschaft einen Beitrag von 5000 Thalern und die Brandenburgische Genossenschaft einen solchen von 1000 Thalern, so daß nahe an 24,000 Thaler zur Disposition standen.

Unter specieller und aufopfernder Leitung des Rechtsritters v. Rohr gen. v. Wahlen-Jürgaß auf Schloß Meyenburg begann der Bau im Jahre 1866 und ist im Laufe dieses Jahres vollendet worden. Auf einem freigelegenen Platze vor der Westseite der Stadt erhebt sich inmitten eines 4 bis 5 Morgen großen Gartens das weithin sichtbare stattliche Gebäude, 110 Fuß lang, über 40 Fuß tief, im Ziegelrohbau ausgeführt, mit Schieferdach; über dem geschmackvollen Portale das Johanniterkreuz mit der Inschrift: „Johanniter-Krankenhaus der Ost- und West-Priegnitz.“

Ueber dem Souterrain für die Wirthschaftsräume erheben sich zwei Etagen mit den Krankensälen, Wohnungen der Diakonissen und den übrigen nothwendigen Räumen. In der oberen Etage befindet sich zwischen zwei Krankensälen der Betsaal, dessen Altar mit Bekleidung, silbernem Abendmahls-Geräth, Kruzifix und Leuchtern ein Geschenk des Herrn Commendators, Oberst v. Rochow.

Wasserleitung, Gasbeleuchtung durch das ganze Haus; die Zimmer der vorstehenden Diakonissin mit den Wirthschafts- und oberen Räumen durch Sprachröhren verbunden; in jeder Etage ein Badezimmer. Das Haus bietet Räume zur Aufnahme von 50 bis 60 Kranken.

Auch die innere Ausstattung desselben ist in der Hauptsache vollendet; ein Theil der in dem Johanniter-Kriegs-Lazareth des vorigen Jahres zu Erdmannsdorf entbehrlich gewordenen Gegenstände, als Matratzen, Wäsche, Kleidungsstücke, Verbandzeuge ist dahin abgegeben; Anderes ist aus den bereiten Mitteln angeschafft und Vieles geschenkt worden. Schwester Amalie, aus dem Central-Diakonissenhause zu Berlin, welche im vorigen Jahre mehrere Monate in dem Johanniter-Kriegs-Lazareth zu Erdmannsdorf gepflegt, und zur vorstehenden Schwester des Pritzwalker Hauses bestimmt worden, hatte schon seit 6 Wochen die innere Einrichtung des Hauses geleitet, unterstützt von einer großen Anzahl Damen der Stadt Pritzwalk, welche sich zu einem Nähverein vereinigt und der neuen Anstalt viele Wochen hindurch Liebesdienste geleistet haben.

Das Haus ist im Hypothekenbuche als Eigenthum der Kreis-Corporationen beider Kreise eingetragen mit dem Bemerken, daß dem Johanniter-Orden die Oberaufsicht über die Verwaltung des Hauses übertragen worden, und demselben das Recht zusteht, das Capital von 6000 Thlr. zurück zu verlangen, wenn das Haus je ein Mal seiner Bestimmung entzogen werden sollte.

Die Krankenpflege und innere Verwaltung hat das Diakonissenhaus Bethanien zu Berlin übernommen, und vorläufig 2 Schwestern zu diesem Zweck entsendet. Die feierliche Einweihung des Hauses und die Einführung der Schwestern fand am 19. November statt.

Schon am Tage vorher waren der Herr Commendator v. Rochow, mehrere Ritter, der Landrath der Ost-Priegnitz und der Pastor Schulz aus Bethanien in Berlin, eingetroffen, um über alle Fragen der künftigen Verwaltung des Hauses Festsetzungen zu treffen.

Am Vormittag des 19. begaben sich in feierlichem Zuge die Ordens-Ritter beider Kreise (die Rechtsritter v. Rohr-Wahlen-Jürgaß auf Meyenburg, Major a. D. v. Rohr-Levetzow auf Daunenwalde, Kammerherr Gans Edler Herr zu Putlitz auf Wolfshagen, Landrath v. Graevenitz auf Frehne, zu Hirschberg, Majorats-Besitzer v. Karstedt auf Fretzdorf, Lieutenant a. D. Gans Edler Herr zu Putlitz auf Laaske, die Ehrenritter: Rittmeister v. Kröcher auf Lohme, v. Winterfeld auf Carwe, Landrath v. Bülow aus Neu-Ruppin — (an der Theilnahme verhindert waren die Rechtsritter: General Graf v. Voß auf Stavenow, Oberpräsident v. Jagow auf Dallmin in Potsdam, Landrath a. D. v. Kröcher auf Vogtsbrügge, Erb-Jägermeister v. Jagow auf Rühstaedt), — geführt von dem greisen Herrn Commendator, viele Ständemitglieder und Freunde des Hauses aus Stadt und Umgegend, die Geistlichen, die Werkmeister und Handwerker, welche am Bau gearbeitet, nach dem festlich geschmückten Hause, an dessen Eingang sie durch eine Anrede des Landraths Persius begrüßt wurden.

Hierauf nahmen die Ritter und eingeladenen Gäste, so wie die Damen der Stadt und Umgegend in dem Betsaale Platz, die Geistlichen an den Seiten des Altars, die Diakonissen demselben gegenüber, die übrigen zahlreichen Theilnehmer in den geöffneten anstoßenden Krankensälen.

Nach Gesang des Liedes: „O heiliger Geist kehr' bei uns ein" hielt der Oberprediger Eickhoff die Einweihungsrede, worauf der Pastor Schulz die Diakonissen einführte, nach Johannes Cap. 13 V. 20: „Wer aufnimmt, so ich Jemand senden werde, der nimmt mich „auf; wer aber mich aufnimmt, der nimmt den auf, der „mich gesandt hat." —

Es war eine schöne erhebende Feier, bei welcher die allgemeine Theilnahme für dies neuerstandene Werk sich in wohlthuendster Weise offenbarte; schon am Tage darauf sollten verschiedene Kranke gebracht werden, welche der Aufnahme harren.

Der Verpflegungssatz ist auf 6 Sgr. für Erwachsene, auf 3 Sgr. für Kinder festgestellt.

Die Stadt Pritzwalk hat sich verpflichtet, fortlaufend drei Betten zu unterhalten.

Die Kreis-Corporation der Ost-Priegnitz trägt zur Unterhaltung jährlich 600 Thlr., die Brandenburgische Genossenschaft des Johanniter-Ordens 500 Thlr. bei. Hoffentlich wird die Kreisversammlung der West-Priegnitz ebenfalls einen jährlichen Beitrag bewilligen. —

Wolle der HErr das mit der Bitte um Seinen Beistand begonnene Werk segnen zu Seiner Ehre! —

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Siebenter Artikel.

In welchem Verhältnisse stehen die allgemeinen Naturkräfte: Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus zu den epidemischen Krankheiten?

(Fortsetzung.)

2. Die Wärme.

Ueberall und in jedem Zeitalter hat man der atmosphärischen Wärme, weil sie der sinnlichen Wahrnehmung am zugänglichsten, hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Epidemie, eine große Aufmerksamkeit zugewendet. Schon im Alterthume wurde eine hohe Sonnengluth irrthümlich für die primitive Ursache verschiedener Volks-Krankheiten gehalten. Der damals vorherrschende Siderismus schrieb den Pfeilen des Sonnengottes Helios die Erzeugung von Seuchen zu, wie dies z. B. in Betreff der während der Belagerung von Troja ausgebrochenen Pest geglaubt wurde. Im Mittelalter verdächtigte der astrologische Wahn die — gewöhnlich von erhöhter Temperatur begleiteten — Kometen als Geschäfts-Reisende der orientalischen Pest. Wiewohl schon Virgil in seinen Büchern vom Landbau (Georgica) mit den Worten: „Solem quis dicere falsum audeat?" die Vertheidigung der Sonne beginnt, ist dieselbe doch beim ersten Weltgange der asiatischen Cholera (1830) wiederum angeklagt worden. Dies darf nicht befremden. Die Epidemie herrscht in der Tropenzone am häufigsten und oft in allgemeiner Verbreitung. In beiden Hemisphären der Erde beginnt und entwickelt sich die Mehrzahl der Volkskrankheiten gewöhnlich während der wärmsten Jahreszeit. Diese trifft, wie bekannt, auf der nördlichen Halbkugel in die Periode vom Sommer-Solstitium (22. Juni) ab bis zum Herbst-Aequinoctium (22. September); gleichzeitig finden auf der südlichen Halbkugel die entgegengesetzten Jahreszeiten statt. Die Einwirkung der Temperatur auf die Epidemie unterliegt keinem Zweifel.

Für die Naturlehre der Krankheit, und insbesondere für das vorliegende Thema, sind die Mittheilungen tief forschender Aerzte von Interesse. Sydenham, Boerhave und der Freiherr van Swieten vermochten, nach vieljährig sorgfältiger Beobachtung, einen ursachlichen Antheil der Atmosphäre an epidemischen Krankheiten nicht aufzufinden. Sydenham versichert: er habe einen Einfluß äußerer Veränderungen der Atmosphäre, als Wärme, Kälte, Trockenheit, Feuchtigkeit, Elasticität und Schwere der Luft, nicht wahrgenommen.[63] In seinem Commentar zu Boerhaves Aphorismen § 1408 erwähnt van Swieten: er habe zehn Jahre lang, Tag für Tag, den Barometer- und Thermometer-Stand, die Menge des Regens u. s. w. beobachtet, ohne den mindesten Einfluß atmosphärischer Veränderungen auf den Gang epidemischer Krankheiten zu bemerken. Sydenham und van Swieten blieben in so weit entschiedene Gegner der medizinischen Witterungslehre; sie erkannten dabei den Einfluß jener Veränderungen auf intercurrirende Krankheiten an.[64]

[63]) Sydenham Opuscula, Amstelaedami 1683, sect. I. cap. 2. Epistola resp. I. ad R. Brady, p. 357.

[64]) Schnurrer, Materialien u. s. w. Tübingen 1810, S. 5, 6; Krit. Blätter f. d. Gesch. d. Epid., Arnstadt 1805, Heft I. S. 24, 25.

Unter letzteren versteht man gewöhnlich die, während einer herrschenden Epidemie, zwischenlaufenden Krankheiten anderer Art oder — wie Schnurrer a. a. O. Seite 3 bemerkt — solche Krankheiten, die aus nachweisbaren äußeren Umständen entstehen. Einer der bedeutendsten englisch-ostindischen Aerzte im Staatsdienst (Surgeon and Secretary to the board) William Scot zu Madras versichert in seinem amtlichen Berichte: [65]) „alle im Innern Ostindiens gesammelten, wie die von Bengalen und Bombay eingesandten Berichte beweisen, daß kein Verhältniß der Atmosphäre, so weit unsere Sinne uns davon in Kenntniß setzen, irgend einen deutlich wahrnehmbaren Einfluß auf die Milderung oder Steigerung der Cholera-Epidemie gehabt habe." Unter den verschiedenen Krankheits-Formen oder Zweigen der Epidemie ist vorzugsweise das Gelbfieber von höheren Wärmegraden abhängig. August Hirsch bemerkt jedoch: „es zeigt sich die Krankheit doch anderer Seits so weit unabhängig von Temperatur-Einflüssen, daß sie, einmal „zur Epidemie entwickelt, auch bei geringeren Wärmegraden, als den zu ihrer Genese nothwendigen, fortzudauern vermag." Derselbe erwähnt, mit Aufführung zahlreicher Winter-Epidemien: „noch mehr aber, als bedeutenden Hitzegraden, hat die Pest in vielen Fällen bedeutender, selbst intensiver Winterkälte widerstanden." Dasselbe berichtet und documentirt A. Hirsch auch hinsichtlich der Cholera. Dieser bedeutende Forscher gelangt zu dem Schluß, „daß klimatische und speciell Witterungs-Verhältnisse mit Ausnahme starker Winterkälte und reichlicher Niederschläge durchaus ohne Einfluß auf das Vorkommen und die Verbreitung der Cholera sind." [66]) Nach den Berichten aus Arabien und Ober-Aegypten herrschte diese Krankheit dort bei 35 bis 40 Grad R. Schattenhitze und eben so — wie J. R. Lichtenstädt in Petersburg aus amtlichen Quellen mittheilt — verstärkte und verbreitete sich die Cholera, im Winter von 1829 zu 1830, an mehreren Orten des Gouvernements Orenburg, bei einer Kälte von 27 bis 30 Graden R. [67]) Auf den im Eismeere der nördlichen Polarzone eingefrorenen Schiffen entwickelte sich mitunter der Schaarbock (scorbutus) während einer excessiven Kälte. Von der Außenwelt und ihren Temperatur-Extremen am meisten unabhängig erscheinen die Menschenpocken (Variola) und die Influenza (la Grippe); diese Leiden haben daher auch, unter allen Krankheiten, das größte Verbreitungsgebiet auf der Erde.

Unter den Epidemiologen hat namentlich der wissenschaftlich forschende Mühry sich bemüht, Krankheits-Zonen für die verschiedenen Krankheiten zu ermitteln; insbesondere hat derselbe versucht, mit Heranziehung der Thermal-Linien [68]) geographisch zu begrenzende Verbreitungs-Gebiete für einige epidemische Krankheiten aufzufinden. In soweit seine sonst gehaltreichen Schriften das Ausbreitungs-Terrain der Epidemie betreffen, vermag Referent, welcher auch diesem Thema seine Aufmerksamkeit gewidmet, dem von Mühry angedeuteten Princip nicht beizustimmen. Demselben tritt schon die Thatsache entgegen, daß seit zwölf Jahren das Gelbfieber aus der amerikanischen Aequatorialflur über Rio Janeiro hinaus vorgedrungen ist, und daß die Cholera seitdem bis zur südlichsten Provinz von Brasilien (San Pedro do Rio Grande do Sul), seit zwei Jahren bis in die Staaten am la Plata sich ausgebreitet hat. Die Natur läßt sich nicht in den Rahmen der Schablone spannen. Gleich heftig hat die Cholera geherrscht zu Calcutta und zu Petersburg. Zu Calcutta beträgt die mittlere Temperatur des Jahres 26,27 Grad C. und des Sommers 28,36 Grad C., dagegen hat Petersburg nur 3,8 Grad C. Jahres-Temperatur und 16,7 Grad C. Sommer-Temperatur. Aehnliche Wahrnehmungen bietet der Verbreitungsgang der orientalischen Pest und des schwarzen Todes (la Mortalega grande) dar. Letzterer drang aus Süd-China bis Dänemark, Norwegen und Schweden hinauf, in welchen Staaten er als „den sorte Dod" und „Digerdöden" wüthete; auch die Isländer kannten ihn mit der Bezeichnung: „Svartur Daudi."

Aus den Verzeichnissen, welche von Dove, Schnurrer (Chronik der Seuchen), Barral, Arago, Foissac, Plieninger u. A. über die heißesten und kältesten Jahre geliefert sind, ergiebt sich, daß in diesem Jahrhundert auf einem großen Gebiete der nördlichen Halbkugel die Jahre 1834, 1842, 1846 am heißesten waren, und daß die Weltgeschichte keinen kälteren Winter kennt, als den des Jahres 1709. Nach Barral und Arago fiel, am 13. Januar 1709, zu Paris der Thermometer auf 23,1 Grad C. unter Null. Es waren die Jahre 1834, 1842, 1846 epidemiefrei; der Winter von 1709 vermochte das die orientalische Pest erzeugende Agens nicht zu mildern und noch weniger zu zerstören, vielmehr wüthete sie im Jahre 1810 und in den darauf folgenden Jahren in Central-Europa heftiger als je. [69]) Gleichzeitig herrschten auch der Scorbut, das merkwürdige Universitätsfieber zu Altdorf, die Influenza, die Kriebelkrankheit und die Viehseuche. (Schnurrer a. a. O.)

Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich, daß in der Temperatur bei allen Thermometer-Graden die ursprüngliche (genetische) Ursache epidemischer Krankheiten nicht zu finden ist, und daß atmosphärische Kälte, wiewohl sie im Allgemeinen beschränkend auf Volks-Krankheiten einwirkt, den Tod der Epidemie nicht herbeiführt. Außer diesen negativen Lehrsätzen besitzt die Epidemiologie für das vorliegende Thema auch positive Thatsachen. Auf Grund der übereinstimmenden Wahrnehmung zuverläßiger Beobachter in allen Ländern darf als feststehend angenommen werden, daß die Volks-Krankheiten — beim Vorhandensein der epidemischen Luft-Constitution — vorzugsweise über den jüngsten Erdgebilden sich entwickeln, wenn

---

[65]) W. Scot, Report on the Epidemic Cholera, Madras 1824, fol. 76.

[66]) A. Hirsch, Handbuch d. hist. geogr. Pathologie, Bd. I. S. 86, 201, 202, 130 bis 134.

[67]) Lichtenstädt, d. asiat. Chol. in d. Jahren 1829 und 1830 in Rußland, Berlin 1831, S. 68, 97, 101, 144, 149, 150, 153.

[68]) A. v. Humboldt gab (Kosmos I. S. 349) den Linien, welche die Orte gleicher Temperatur verbinden, die bekannten Bezeichnungen Isotheren (Linien gleicher Sommerwärme), Isothermen (Linien gleicher Jahres-Temperatur), Isochimenen (Linien gleicher Winter-Wärme). Um diesen interessanten Gegenstand haben in ihren Werken vor Allen Dove, außerdem Marbach, Emsmann, H. Kiepert u. A. sich verdient gemacht.

[69]) Hirsch Handbuch S. 201; v. Alle, Gesch. der Pest, S. 22 bis 25; Schnurrer, Chronik der Seuchen, Thl. II. S. 239—245.

dieselben — gleichviel ob durch Grundwasser, durch Ueberschwemmung oder durch atmosphärische Niederschläge — durchfeuchtet sind und, begünstigt durch die Einwirkung äußerer Wärme, gasförmiges Wasser ausdünsten (s. den vierten Artikel). In dieser Verdunstungssphäre, unmittelbar über dem Erdboden, entsteht und verbreitet sich zunächst das organische Wesen, welches die von Hufeland als „atmosphärische Krankheiten" bezeichneten Seuchen hervorruft. Daher erkranken auch während ihrer Herrschaft am meisten diejenigen Personen, welche im Freien campiren, welche im feuchten Erdreiche ihre Beschäftigung finden und welche in Keller-Wohnungen, Parterre-Localen u. s. w. schlafen. Zur Geburt der Epidemie bedarf es weder der Gluthhitze, noch überhaupt eines hohen Thermalgrades in der Thermometer-Scala. Epidemische Krankheiten haben zwar im Sommer ihre „Brutzeit" — wie Lallemant jene Jahreszeit charakteristisch bezeichnet — aber sie entstehen auch häufig im Frühling und Herbst, wie A. Hirsch in Betreff der Cholera nachweiset. Pruner berichtet: „Wo ein gewisser Wärmegrad mit der nöthigen Tränkung des Bodens sich vereint, da sind die Hauptbedingungen zur Entwickelung der Pest gegeben." Nach seiner Ansicht mag das Mittel der erforderlichen Temperatur zwischen 17 bis 22 Grad R. fallen. Lallemant nimmt an, daß „Brutwärme", „feuchtwarme Luft", „hinreichende Brutwärme meistens unter einigem Feuchtigkeitsgrade" zur Entwickelung und Ausdehnung des Gelbfiebers über größere Volksmassen erforderlich ist.[70]) Wie schon erwähnt, vermag die Epidemie bei trockener Wärme — wie z. B. in den tropischen Wüsten und in den oben erwähnten epidemiefrei gebliebenen Gluth-Jahren 1834, 1842, 1846 — sich nicht zu entwickeln, während in den sehr heißen Jahrgängen 1848, 1852, 1865 — in denen der Hygrometer einen höheren Feuchtigkeitsgehalt der Luft wahrnehmen ließ, der sich auch durch sehr ergiebige Thaubildung kundgab — in Central-Europa die Cholera wiederum auftrat. Da die Aetiologie der Epidemie in der Natur zur Hauptaufgabe des Referenten gehört, darf derselbe hier die auf dem ätiologisch-pathologischen Gebiete zu erörternde Wahrnehmung nur andeuten, daß, während der Herrschaft von Volks-Krankheiten eine hochgesteigerte Temperatur die individuelle Disposition zur Erkrankung mitunter zu befördern scheint. (Fortsetzung folgt.)

Georg Wilhelm v. Driesen.

„Wacker und schlicht
Bei ernster Pflicht."

Driesen zählt zu denjenigen Kriegsmännern Friedrichs des Großen, welche in einem tiefen Religionsgefühl den Quell der Berufsfreudigkeit fanden für mühevolle Zeit und schwierige Aufgaben. Man hat in dieser Beziehung Driesen zu nennen neben Zieten, Belling, Moller (dem berühmten Artilleristen), Stille, Schmettau (Generalquartiermeister), Saldern, Schwerin (Feldmarschall) u. A. m.

[70]) Hirsch, Handbuch S. 130—132; Pruner, Die Krankheiten des Orients, S. 419; Lallemant, Das Gelbe Fieber, S. 14. 273.

Driesens Vater diente während mehrerer Feldzüge mit Auszeichnung unter den Fahnen der Brandenburger. Als ihm in seiner Ehe mit einer v. Below am 8. Juni 1700 unser George Wilhelm geboren wurde, lebte er auf Klein-Gilgehnen bei Friedland in Ostpreußen. Dieses Rittergut, nebst Groß-Gilgehnen, hatte unseres Driesen Großvater erkauft, nachdem er — um unangefochten der reinen evangelischen Lehre nachleben zu können — aus dem Bergischen ausgewandert war.

Georg Wilhelm hatte zwei Brüder. Der ältere widmete sich der Soldatenlaufbahn, mußte jedoch schon als Lieutenant, eines Augenleidens halber, invalid ausscheiden. König Friedrich Wilhelm I. anerkannte sein Wohlverhalten durch ein Gnadengehalt. Der andere (jüngere) Bruder, Christoph Fabian, starb als preuß. Capitain 1757, zu Magdeburg, an einem hitzigen Fieber.

Georg Wilhelm zeigte schon frühzeitig besondere Fähigkeit und entschiedene Neigung zu ernsten Studien. Der Vater schickte ihn, durch einen tüchtigen Hauslehrer gehörig vorbereitet, 14 Jahr alt, nach Elbing in das dortige sehr gute Gymnasium. Bald that sich der junge Driesen hervor unter seinen Mitschülern als firmer Lateiner und wohlbewandert in der Geschichte. Nach reiflichem Ueberlegen, einem innern Ruf folgend, entschied er sich für das Studium der Theologie. Das Schicksal fügte es jedoch, daß Driesen statt eines tapferen Geistlichen ein gottesfürchtiger Soldat wurde.

König Friedrich Wilhelm I. kam 1717 zur Revue nach Preußen, gerade als Driesen im Begriff war, von Elbing nach der Universität Königsberg zu übersiedeln. Friedr. Wilhelm, immer genau unterrichtet von Allem, was für die Armee irgend brauchbar und förderlich, hatte eine Liste bei sich von denjenigen jungen Edelleuten in seiner entlegenen Provinz, welche für den Militärdienst geeignet schienen. In dieser Liste stand auch unser Driesen, mit dem Vermerk: „fähig, offener Kopf". Und somit wurde er dann vor den Monarchen beschieden. Dieser fand Gefallen an dem 17jährigen Gymnasiasten, obwohl derselbe nur mittelgroß; aber er war wohlgewachsen und kräftig, hatte ein schöngeformtes Gesicht, lebhafte Augen und ein natürlich-freundliches Wesen. Der König ließ bei Driesens Vater anfragen, ob es ihm recht sei, wenn sein Sohn bei der Rückreise nach Berlin mitfahre, um dort Soldat zu werden; als solcher solle derselbe künftighin der väterlichen Fürsorge des Königs gewiß sein. Vater Driesen hatte dem — nach damaliger Anschauungsweise — für einen jungen lutherischen Adelichen sonderbaren Entschluß seines Sohnes, Prediger zu werden, seine Genehmigung ertheilt, meinend, eine höhere Macht habe es so gewollt. Jetzt sah er in des Monarchen gnädigem Vorschlag eine mit Dank annehmbare anderweite Schicksalsgestaltung. Georg Wilhelm, als Nächstbetheiligter, dachte ebenso. Er glaubte, der Stimme Gottes zu folgen, indem er dem Wunsch seines Landesherrn gehorsamte. Er gelobte sich, bestmöglichst auch im Soldatenstand ein geistliches Leben zu führen. Im September 1717 reiste er ab nach Berlin. Hier mußte er ins Cadettencorps wandern, verließ dasselbe aber schon nach 9 Monaten, als Kürassier-Cornet, vom König völlig equipirt und mit einem Paradepferd beschenkt. Drie-

sen bezeigte seinen Dank durch Eifer im Dienst. Der König anerkannte dies, indem er Driesen nach noch nicht voller zweijähriger Dienstzeit zum Lieutenant beförderte. Elf Jahr später, bei der Berliner Revue, ernannte er ihn zum Stabsrittmeister. Noch im gleichen Jahr, 1739, wurde Driesen wirklicher Compagniechef; gleichzeitig erhielt er eine Anweisung auf eine Zulage aus der Hofstaats-Casse — ein Jahrgeld, welches Driesen bis an sein Lebensende bezogen hat.

War Driesens militärische Laufbahn bis hierher eine dem Friedensleben angehörige, so saß er dennoch nicht die ganze Zeit über stille in der Garnison in der Priegnitz. Er erwarb sich bei der Reichs-Execution in Mecklenburg des Feldmarschall Schwerins Vertrauen und fand bei den Werbungsreisen nach Polen, Lübeck und dem „Reich" manche Gelegenheit zur Befriedigung seiner Wißbegierde.

Im ersten schlesischen Kriege, gleich anfangs, erwies sich Driesens Unternehmungslust und Soldatenglück. Noch vor der Mollwitzer Schlacht zeichnete ihn der König aus durch Beförderung zum Major. Die erste Schlacht, in welcher Driesen zum Einhauen gelangte (Czaslau), bewährte Driesens Geistesgegenwart und Tapferkeit. Der König selbst zollt in seinen historischen Aufzeichnungen den Leistungen der Cavallerie in der Czaslauer Bataille große Anerkennung. „Ihr hauptsächlich verdankte man den Succeß." Aber er kostete derselben viele Opfer.

„Der gute Wille der Cavallerie ließ für das Unmögliche versuchen." (T. II, 122.) „Nos cavaliers ont été autant de Césars" (Brief des Königs an Jordan, d. d. Lager bei Ilrby, den 20. Mai 1742). Dieses königliche Lob — ein schöneres Lob giebt es nicht für cavalleristische Leistung in einer Schlacht — gilt im Besonderen der Reiter-Brigade (15. Escadron), zu welcher Prinz Wilhelm-Kürassiere gehörten.

Das (schwere) Reuter-Regiment „Prinz Wilhelm," bei dem Driesen diente (5 Escadrons stark), konnte nach dem Siege nur zu 2 Escadrons rangirt werden; der Rest war todt oder verwundet. Unseres Majors Pferd stürzte in der pêle mêle zusammen, von einer feindlichen Carabinerkugel getödtet. Driesen sah sich sofort von einem Haufen feindlicher Reiter umschlossen, welche behende zugriffen nach Uhr, Geld, Schärpe und Pallasch. Schon war er im Begriff, auch seine Freiheit zu verlieren — man wollte ihn eben fortführen als Gefangenen, — da befreite ihn ein neuer preußischer Angriff. Driesens Umgebung wendete den Blick auf die herannahenden Preußen. Diesen günstigen Moment nützte Driesen, nahm den blutigen Hut eines gefallenen Infanteristen, sowie dessen Seitengewehr, und schwang sich auf ein lediges Pferd. Zwei wackere preußische Reuter sprengten herbei, ihrem Major zu Hilfe. Driesen schlug sich durch. Er gelangte aus dem großen feindlichen Schwarm unverwundet und rasch zu den Seinen, welche sehr staunten, daß ein so schwaches Pferd den robusten Oberst-Wachtmeister hatte fortbringen können.

Der König belohnte „die rechtschaffenen Dienste" des Reuter-Regiments Prinz Wilhelm durch Ertheilung des pour le mérite an sämmtliche Stabsoffiziere und Rittmeister, ferner durch eine Geldentschädigung für verlorenes Feldgeräth und schließlich durch die Erlaubniß, ein Erfrischungs-Lager zu beziehen, um sich zu retabliren. Außerdem bezeigte der König noch durch Beförderungen und mündliches Lob seinen speciellen Dank. — Driesen avancirte zwei Tage nach der Schlacht zum Oberst-lieutenant.

Im zweiten schlesischen Kriege erwarb sich Driesen wiederum die königliche Zufriedenheit; denn er verrichtete alle seine Obliegenheiten und Unternehmungen mit Ueberlegung, Entschlossenheit und gutem Erfolge. Er kehrte 1746 als Oberst und Regiments-Commandeur in die Friedens-Garnison Kyritz zurück. 1752 erhielt er das Generalmajors-Patent. Bei der Revue im Mai 1754 befriedigte Driesen die strengen Ansprüche des Königs so vollständig, daß dieser sich bewogen fand, Driesen mehrere Gnadenbeweise zu ertheilen.

Driesens Briefe an seine Gattin enthalten darüber das Folgende:

„Die Revue ist überstanden. Ich habe für diesmal einen sehr gnädigen König gehabt. Er war sehr zufrieden, und versicherte, meiner nicht vergessen zu wollen. Ganz unerwartet erhielt ich am Abend des 23. Mai ein Schreiben des Geheimrath Köppen (Kgl. Trésorier), worin er mir meldet, der König habe mir 2000 Thlr. geschenkt, welche ich abholen lassen möge. Am 26. früh bedankte ich mich beim König. Er antwortete: „Es ist noch nicht genug; ich werde mehr geben." Selbigen Tages noch erhielt ich ein Höchsteigenhändiges Königliches Schreiben, mittelst dessen mir die Amtshauptmannschaft von Osterode, welche 500 Thlr. jährlich einbringt, und außerdem ein extraordinäres Jahrgeld von 1000 Thlr. allergnädigst ertheilt wird."[1])

Driesen stand nur als Vicechef an der Spitze der gelben Reuter. (Das einzige Kürassier-Regiment mit gelben statt weißen Collets). Der eigentliche Chef war der Prinz von Preußen (August Wilhelm). Im Juli 1755 erhielt er ein eigenes Regiment — Kürassier Nr. 7, in der Altmark —, jedoch mit der Bedingung, dem bisherigen Chef desselben, General der Cavallerie v. Bredow, welcher in den Ruhestand trat, 1000 Thlr. jährliche Gnadengelder zu überlassen (das im vorigen Jahre an Driesen ertheilte jährliche Extraordinarium also).

Bei Lowositz, den 1. Octbr. 1756, befehligte Driesen eine Brigade, mit der er zwei Mal attackirte, heftig und ruhmbegierig. Eine Todtenliste verzeichnete irrthümlich Driesen als geblieben, weil ihn eine ganz dicht über den Kopf vorbeisausende feindliche Kanonenkugel eine kurze Zeit lang betäubt hatte. In der Schlacht bei Prag fand Driesen keine Verwendung. Während der Kolliner Bataille war er bei dem Belagerungscorps vor Prag. Nach dem Rückmarsch des Preußenheeres aus Böhmen nach Sachsen wurde Driesen der Armee des Herzogs

[1]) Wenn Friedrich große Verdienste belohnt, so giebt er stets in sehr gnädiger Weise und gern mit vollen Händen, reichlich. Generallieutenant v. Buddenbrock, der cavalleristische Hauptacteur in der Schlacht bei Czaslau, wurde 3 Tage nach der Schlacht zum General der Cavallerie befördert. Anfang 1743 erhielt er Urlaub zu seinen Verwandten in Preußen; bei der Rückreise zum Regiment nach Schlesien citirte ihn der König zu sich nach Berlin, beschenkte Buddenbrock mit Seinem, reich mit Brillanten besetzten Portrait, und gab ihm außerdem eine Amtshauptmannschaft und eine Gehaltszulage. Buddenbrock starb 1757 als Feldmarschall und Gouverneur von Breslau. — Sehr denkwürdig ist ein Eigenhändiges Königliches Schreiben ohne Datum, an den Gen.-Lieut. v. Buddenbrock (vormaliger Kgl. Flügeladjut., Gouverneur des Thronerben 2c.), Sohn des Vorgenannten: „Sie gehen nach Ihren Gütern, Sie werden Geld bedürfen. Als einer Ihrer alten Freunde liefere ich Ihnen einen kleinen Vorrath, der sich vermehren kann, nachdem ich Einnahme und Ausgabe dieses Jahres geregelt haben werde."

v. Bevern zugetheilt, welche Schlesien gegen die Oesterreicher vertheidigen sollte, während der König sich gegen die Franzosen und Reichstruppen wandte. Driesen nützte in Gemeinschaft mit Zieten dem Bevern'schen Heerestheil in und nach der unglücklichen Schlacht bei Breslau (22. Novbr. 1757) durch erfolgreiche Standhaftigkeit und pflichtgetreue Unverzagtheit. Der König würdigte Driesens Wohlverhalten durch Ernennung zum General-Lieutenant am 1. December 1757. Als solcher commandirte er bei Leuthen (den 5. Decbr.) 50 Schwadronen. Mit ihnen fiel er dem österreichischen Cavalleriecorps Luchesi mit größter Heftigkeit in die rechte Flanke und in den Rücken, und zwar in einem Augenblick, wo Alles auf dem Spiele stand. Dieser rechtzeitige, kühne Angriff entschied die Schlacht. Nicht nur die unterliegende kaiserliche Reiterei, sondern auch die bis dahin noch nicht bewältigte feindliche Infanterie löste sich auf. Der Tag von Leuthen entriß den Oesterreichern den Vortheil eines ganzen Feldzuges.

Nach Eroberung von Schweidnitz (den 16. April 1758) konnte der König die in Sachsen befindliche Neben-Armee verstärken. Auch Driesen wurde an dieselbe abgetreten; er führte ihr zu: 15 Schwadronen Kürassiere, 10 Schwadronen Husaren, 2 Bataillons Infanterie. Prinz Heinrich, der preußische Höchstcommandirende in Sachsen, erhielt von seinem königlichen Bruder den Befehl, während der Operationen des Hauptheeres in Mähren die „Reicher" zu zerstreuen, den Bischof von Bamberg und andere Preußenfeinde mit Contribution zu belasten (und, wenn möglich, eine Diversion auf Prag zu machen). Der Prinz entsendete demgemäß zuvörderst den Generallieut. v. Driesen mit ungefähr 4000 Mann (Infanterie und Cavallerie) nach Franken. Driesen ließ bei diesem Streifzuge die strengste Mannszucht beobachten. Seine Proclamation — d. d. Bayreuth, 29. Mai 1758 — an den fränkischen Kreis und die Stadt Nürnberg, spricht für die gutherzige Absicht, „den armen Einwohnern, welche sich ruhig und friedfertig verhalten, die Ungemächlichkeiten des Krieges nach allem Vermögen zu lindern." Neben dieser Milde fehlt natürlich die unabwendbare Schärfe nicht, mit der Driesen jeden Landeseinwohner bedroht, der sich irgendwie feindlich gegen preußische Truppen betrage oder seinen Wohnort verlasse. Betreffs der etappenmäßigen Verpflegung nach kaiserlicher Norm forderte Driesen „allseitige prompte Parition."

Driesens humanes und ordnungsmäßiges Verfahren erhält eine erhöhte Bedeutung, wenn wir uns das Tohuwabohu der kunterbunten Soldateska seiner Gegner vergegenwärtigen. Ein Zurückschauen auf die Misère der Reichsarmee — ein Zerrbild deutscher Uneinigkeit — müßte recht häufig stattfinden; denn es ist ebenso ergötzlich wie lehrreich. Einzelne kleindeutsche Contingente hatten im siebenjährigen Kriege eine so üble Conduite und einen so schlechten Ruf, daß man oft lieber feindliche Truppen beherbergte, als diese eigenen. Man widersetzte sich sogar ihrem Durchmarsche und verweigerte ihnen das Winterquartier. Die Reichs-Kriegscasse und das Feld-Commissariat waren meist ärmlich und saumselig, kläglich und liederlich beschaffen. So z. B. hatten die bei Leuthen kämpfenden Württemberger und Bayern den Befehl, ihre Munition zu schonen; dennoch schoben die Oesterreicher diese schlecht ausgerüsteten „Hilfsvölker" ins Vordertreffen.

Die Bürgerschaft der Stadt Bamberg mißachtete Driesens „Vorschlag zur Güte." Sie mußte mit starker Contribution ihre Widersetzlichkeit büßen. Die Reichsarmee, statt die Ihrigen zu schützen, entzog sich dem „Kriegsungemach"; sie verschwand nach Saaz zur Deckung Böhmens. Driesen kehrte jetzt mit dem Prinzen Heinrich in das vorherige Lager, bei Tschoppau, zurück. Er kam daselbst mit gichtischen Beschwerden an, die schon früher ab und zu sich gemeldet hatten. Er wollte sich jedoch durch sein Uebelbefinden nicht in seinen Dienstverrichtungen stören lassen. Der Prinz bemerkte, wie sehr sich Driesen Gewalt anthat, und befahl ihm, sich nach Dresden bringen zu lassen, um hier in Ruhe sich ärztlicher Hülfe zu bedienen. Anfänglich war gute Hoffnung auf Genesung vorhanden; aber die Gicht trat nach einiger Zeit in den Leib und verursachte eine Entzündung. Erst wenige Stunden vor seinem Abscheiden empfand Driesen das Lebensgefährliche seines Zustandes. Er beklagte, daß sein Tod auf dem Krankenlager erfolgen müsse; es sei immer sein Wunsch gewesen, durch einen Tod auf dem Bett der Ehre seinem König, seinem Vaterland und seinen Mitbürgern nützen zu können. Am 2. November 1758 starb Driesen, unverzagt und gottergeben wie er gelebt. Sein entseelter Körper wurde ranggemäß, unter zahlreicher Begleitung Abends bei Fackelschein beigesetzt in der Neustädter Kirche zu Dresden.

Offiziere wie Mannschaft des Driesenschen Regiments betrauerten aufrichtig den Verlust eines Chefs, der im Dienst die reglementsmäßige Strenge unnachsichtig handhabte, außer Dienst aber mit Jedem freundschaftlich, offenherzig und leutselig verkehrte. Während der Feldzüge war Driesen ein beredter Advocat seiner Truppe, in Sachen der Lebensmittelvertheilung oder Bequartierung. Zu Driesens Sondertugenden gehört eine vielfältig bethätigte kameradschaftliche und bürgerfreundliche Hilfsbereitschaft. Jedermann fand ihn zugänglich. Seine Angehörigen besaßen in ihm einen zärtlichen Verwandten. Die 25jährige Ehe mit Sophia Gottlieb v. Quast ist zwar kinderlos, aber äußerst glücklich gewesen. Mit den Geschwistern theilte Driesen redlich und reichlich, was er an Geld oder Geldeswerth besaß. Als Driesen 1720 nach Hause auf Urlaub kam, um sich als neu ernannter Lieutenant sehen zu lassen, fand er die pecuniären Angelegenheiten der Seinigen und den Zustand der Güter nicht günstig. Dies veranlaßte ihn, seinen jüngeren Bruder mit sich in die Garnison zu nehmen. Er ließ ihn hier ein Jahr lang auf eigene Kosten unterrichten, brachte ihn dann ins Cadettencorps, unterstützte ihn in der Lieutenantszeit und bezahlte ihm die Unkosten bei Uebernahme der Compagnie. Schließlich adoptirte er, im Verein mit seiner Gattin, die durch den frühen Tod der Mutter verwaisten unerzogenen Kinder dieses Bruders. — Dem Geiz und Eigennutz zeigte sich unser Driesen sein Lebelang Feind. Mit Vergnügen widmete er dem königlichen Dienst: Fleiß und — Geld. Er verwendete einen bedeutenden Theil seines Vermögens auf Werbungen. Er unterzog sich allen Obliegenheiten seines Berufs jederzeit schonungslos. 1757 im Winterquartier schreibt Driesen einem Freunde:

„Gott ist mein Zeuge, ich beschäftige mich wenig mit häuslichen Angelegenheiten. Ich lasse Alles beiseit und befasse mich mit dem, was meine größte Schuldigkeit ist —, ich meine den Dienst des Königs. Wollte Gott, ich könnte in demselben so viel thun, wie ich wünsche; glücklich würde ich mich schätzen. So ist aber die Arbeit für einen Menschen nicht übersehbar genug. Es fehlt mir an Hilfe. Aber ich nehme mein Joch mit Freuden auf mich, und eben deswegen glückt es mir, ohne Ruhm zu melden, ziemlich. Ich bin mit Allem beim Regiment fertig; mir fehlt kein einziger Mann mehr. U. s. w."

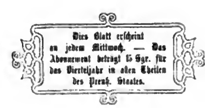
Driesens Handschrift ist deutlich und zierlich. In allen dem Offizier unentbehrlichen Wissenschaften gründlich orientirt, verstand Driesen das Französische eben so gut wie das Latein. Er besaß einen kleinen, aber ausgewählten und täglich benutzten Bücherhausrath.

Der ehrenvolle Name dieses frommen Helden hat auf dem Fußgestell (Südseite) der Reiterstatue Friedrichs des Großen zu Berlin einen ihm gebührenden Platz.

(G. L.)

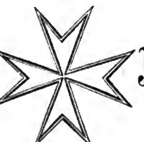
Expedition: Potsdamer Straße 134c. Druck und Verlag von F. Heinicke in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer-Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.


Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 50. Berlin, den 11. December 1867. **Nr. 50.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1867 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Decbr. 1867 vorhandenen Kranken und Siechen.	Summa der Kranken-Verpflegungstage pro Nov. 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**				
	Bestand am 1. November 1867	45			
	Zugang pro November "	16			
		61			
	Abgang " " "	13			
	Bleibt Bestand	48	48	1374	54
2.	**Polzin:**				
	Bestand am 1. November 1867	39			
	Zugang pro November "	18			
		57			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	40	40	1173	54
3.	**Preußisch-Holland:**				
	Bestand am 1. November 1867	18			
	Zugang pro November "	16			
		34			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	27	27	681	38
4.	**Gerdauen:**				
	Bestand am 1. November 1867	22			
	Zugang pro November "	19			
		41			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	24	24	694	42
5.	**Bartenstein:**				
	Bestand am 1. November 1867	15			
	Zugang pro November "	25			
		40			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	25	25	523	36
6.	**Jüterbog:**				
	Bestand am 1. November 1867	17			
	Zugang pro November "	12			
		29			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	21	21	601	23
7.	**Neuruppin:**				
	Bestand am 1. November 1867	34			
	Zugang pro November "	27			
		61			
	Abgang " " "	17			
	Bleibt Bestand	44	44	1200	60
	zu übertragen		229	6246	307
	Uebertrag		229	6246	307
8.	**Stendal:**				
	Bestand am 1. November 1867	11			
	Zugang pro November "	14			
		25			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	15	15	355	35
9.	**Züllchow:**				
	Bestand am 1. November 1867	19			
	Zugang pro November "	13			
		32			
	Abgang " " "	15			
	Bleibt Bestand	17	17	560	50
10.	**Erdmannsdorf:**				
	Bestand am 1. November 1867	53			
	Zugang pro November "	22			
		75			
	Abgang " " "	24			
	Bleibt Bestand	51	51	1691	60
11.	**Reichenbach:**				
	Bestand am 1. November 1867	13			
	Zugang pro November "	15			
		28			
	Abgang " " "	8			
	Bleibt Bestand	20	20	461	42
12.	**Falkenberg:**				
	Bestand am 1. November 1867	8			
	Zugang pro November "	10			
		18			
	Abgang " " "	7			
	Bleibt Bestand	11	11	265	60
13.	**Neusalz a/O.:**				
	Bestand am 1. November 1867	14			
	Zugang pro November "	6			
		20			
	Abgang " " "	9			
	Bleibt Bestand	11	11	384	41
14.	**Pleß** (neu eröffnet):				
	Bestand am 1. November 1867	—			
	Zugang pro November "	9			
		9			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	7	7	70	20
	zu übertragen		361	10,032	615

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa		
			der am 1. Decbr. 1867 vorhandenen Kranken und Siechen.	der Kranken-Verpflegungstage pro Nov. 1867.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		361	10,032	615
15.	**Tirschtiegel:**				
	Bestand am 1. November 1867	6			
	Zugang pro November "	4			
		10			
	Abgang " " "	4			
	Bleibt Bestand	6	6	184	8
16.	**Pinne:**				
	Bestand am 1. November 1867	6			
	Zugang pro November "	3			
		9			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	6	6	208	10
17.	**Fraustadt:**				
	Bestand am 1. November 1867	1			
	Zugang pro November "	4			
		5			
	Abgang " " "	3			
	Bleibt Bestand	2	2	88	12
18.	**Murowana-Goslin:**				
	Bestand am 1. November 1867	6			
	Zugang pro November "	4			
		10			
	Abgang " " "	6			
	Bleibt Bestand	4	4	180	10
19.	**Pakosc:**				
	Bestand am 1. November 1867	6			
	Zugang pro November "	4			
		10			
	Abgang " " "	2			
	Bleibt Bestand	8	8	239	12
20.	**Mansfeld** (Siechenhaus):				
	Bestand am 1. November 1867	18			
	Zugang pro November "	—			
		18			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	17	17	520	18
21.	**Altena:**				
	Bestand am 1. November 1867	9			
	Zugang pro November "	13			
		22			
	Abgang " " "	10			
	Bleibt Bestand	12	12	313	38
22.	**Plochingen** (in Württemberg):				
	Bestand am 1. November 1867	3			
	Zugang pro November "	—			
		3			
	Abgang " " "	1			
	Bleibt Bestand	2	2	63	14
23.	**Ludwigslust** (in Mecklenbg.):				
	Bestand am 1. November 1867	17			
	Zugang pro November "	17			
		34			
	Abgang " " "	18			
	Bleibt Bestand	16	16	523	28
	Zusammen		434	12,350	765

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1867 beträgt 218, davon sind:

a. gestorben 23
b. geheilt 184
c. ungeheilt oder nur gebessert entlassen . 11
wie vor 218.

---

1) **Hans Ludwig Alexander Emil v. Roux**, Ober-Regierungsrath und Regierungs-Abtheilungs-Dirigent zu Koblenz, Ehren-Ritter seit 1865, † zu Koblenz den 27. November 1867.

2) **Dietrich Carl August v. Stein**, Herzoglich Sachsen-Koburg-Gothaischer Staatsminister a. D., auf Wöllershausen bei Meiningen, Ehrenritter seit 1833, † zu Meiningen den 3. December 1867.

Die sämmtlichen geehrten Herren Mitglieder der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens lade ich hierdurch auf **Sonnabend, den 14. d. M., Nachmittags 3½ Uhr**, zu einem Rittertage **im Königlichen Schlosse zu Stettin** ganz ergebenst ein.

Gegenstände der Verhandlung werden sein:

1) Verwaltungs-Bericht des Commendators und des Werkmeisters,
2) Wahl eines Convents-Mitgliedes und Schatzmeisters an Stelle des verstorbenen Justizraths v. **Dewitz**.

Stralsund, 1. December 1867.

Graf **Krassow**,
Commendator.

Die Einweihung des neuen Johanniter-Krankenhauses in Fraustadt am 12. November 1867.

Im Jahre 1858 schenkten die Stände des Fraustadter Kreises dem Johanniter-Orden in Fraustadt ein Grundstück, um daselbst ein Krankenhaus zu gründen. Das darauf befindliche Gebäude war sehr klein und sehr entlegen, und deshalb wurde es für zweckmäßig erachtet, dasselbe zu verkaufen und ein größeres, massives und besser gelegenes Haus zu erwerben. Dieses neue Krankenhaus, zu dessen Ankauf und Einrichtung die Posener Genossenschaft ungefähr 2000 Thaler zugelegt, ist nunmehr vollkommen eingerichtet und wurde am 12. November d. J. eingeweiht. Es hatten sich zu dieser Feier der Herr Ober-Präsident v. Horn, viele Johanniter-Ritter, alle Offiziere der Fraustadter Garnison, die Spitzen der Ortsbehörden eingefunden. Nach dem Gesange des Liedes: Lobe den Herren, den mächtigen König ꝛc. hielt der Herr Prediger Pfeifer die Einweihungsrede.

Zuletzt nahm der Commendator der Posener Genossenschaft das Wort und sagte: Meine Herren! Nachdem der Diener des Wortes Gottes über dieses neue Krankenhaus den Segen des Herrn erflehet, und dieser Stätte der christlichen Barmherzigkeit die rechte Weihe ertheilt hat, möchte ich auch einige Worte zu Ihnen reden. Vor Allem muß ich gedenken des lieben im vorigen Jahre plötzlich dahingeschiedenen Barons v. Hiller, des ersten Commendators der Posener Genossenschaft; durch die Güte der ältesten Tochter des Verstorbenen, der Frau Gräfin zu Dohna, habe ich sein Bild erhalten, ich habe es heute hier aufgehangen, damit wir durch dasselbe immer wieder an ihn erinnert werden. Wir wollen nie aufhören, seiner zu gedenken. Wer ihn ge-

kannt, wer seine Liebe, seinen Eifer für alles Gute gesehen, wer es erfahren, wie unermüdlich er dafür sorgte, daß alle Zwecke des Ordens erfüllt werden möchten, der wird ihn nie vergessen, er wird fort und fort in unserem Andenken bleiben. Nun aber muß ich auch meinen Dank allen denen aussprechen, die sowohl in dem bisherigen kleinen Krankenhause für die Pflege der Kranken das Ihrige gethan, als auch denen, die bereits Vieles für dieses größere Krankenhaus geleistet. Ich will keinen beim Namen nennen, aber ich weiß, was und wie Vieles mehrere der hier Anwesenden geopfert. Seit dem Bestehen des Krankenhauses, seit dem 8. September 1858, sind über 200 Kranke an 8351 Tagen verpflegt worden, und davon nur sehr wenige ungeheilt entlassen und sehr wenige gestorben. Wie viel der würdige Arzt der Anstalt, wie viel der Krankenwärter zu thun hatten, das kann nur der beurtheilen, der es ja oft mit angesehen, wie viele sehr schwer Erkrankte und Verwundete hier verpflegt wurden. Ich danke Ihnen, meine Herren, für Alles, was Sie aus Liebe zu Gott hier gewirkt haben, und bitte Sie, auch ferner nicht nachzulassen in Ihrem Eifer. Ich bitte Alle, die sich als Wohlthäter der Anstalt erwiesen, auch ferner nicht aufzuhören, Werke der Barmherzigkeit zu üben, und auch Andere dazu aufzufordern; der Herr wird ja all Ihr Thun nicht unbelohnt lassen. Ich danke auch den Ständen des Kreises, die durch ihre Gaben das Entstehen dieses Krankenhauses ermöglicht haben. Ich wünsche, daß dieses Krankenhaus recht Vielen in der nächsten Umgegend Gelegenheit gewähre, Werke der christlichen Barmherzigkeit zu vollbringen. Ich wünsche, daß dieses Haus nie leer stehe. Aber ich habe auch noch Wünsche für alle die Kranken, die hier werden verpflegt werden, auf meinem Herzen.

Als unser Herr und Heiland Jesus Christus auf Erden wandelte, als man Kranke zu ihm brachte, damit Er seine Hände auf sie lege und sie heile, da hat Er zu vielen gesagt: Deine Sünden sind dir vergeben, und hat damit den rechten Lebensbalsam in ihre Wunden geträufelt. Er hat zu vielen gesagt: Dein Glaube hat dir geholfen; Er hat ihnen und uns Allen damit gezeigt, daß der Glaube, der lebendige Glaube an Ihn das einzige Mittel sei, alle Leiden zu überwinden und für ewig zu genesen. Mein Wunsch für alle Kranken, die hier ihre Genesung suchen werden, ist es, daß sie hier möchten zur Erkenntniß ihrer Sünden und zum rechten lebendigen Glauben kommen, daß der Herr auch zu ihnen sagen wolle: Deine Sünden sind dir vergeben, dein Glaube hat dir geholfen. Der Herr wird diesen Wunsch erfüllen, denn Gott ist die Liebe. Gottes Liebe umwallet Alles wie das Meer. Wie alle Ströme und Bächlein zum Meere eilen, und in seinem weiten tiefen Schooße erst Ruhe finden, also sollen alle Herzen in heiliger Liebe dem Herrn sich hingeben, Ihm sollen sie alle zuströmen. Aus Seiner Liebe kommt auch die Bruderliebe. Wer Gottes Liebe geschmecket hat, der muß Ihn wieder lieben, und auch dem Bruder seine Liebe erfahren lassen. Denn dieses Gebot haben wir von Ihm, daß wer Gott liebet, daß der auch seinen Bruder liebe; Herr, schenke uns Allen solche Liebe zu Dir und unsern Brüdern. Amen.

Geburt, Leben und Tod der Epidemie,

vom Standpunkte der Naturwissenschaft betrachtet.

Achter Artikel.

In welchem Verhältnisse stehen die allgemeinen Naturkräfte: Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus zu den epidemischen Krankheiten?

(Fortsetzung.)

3. Die Elektricität.

Ueber den Einfluß dieser Urkraft auf epidemische Krankheiten haben Viele sich geäußert. Ueberraschen muß dabei, daß kenntnißreiche Schriftsteller in ihren Urtheilen wesentlich differiren und divergiren. Einige bezweifeln jede Einwirkung der atmosphärischen Elektricität auf die Epidemie; dagegen haben Andere sich bemüht, ein verändertes elektrisches Verhältniß der Atmosphäre als die directe Ursache der asiatischen Cholera und sonstiger Seuchen darzustellen.[71]) Keiner von diesen diametral sich gegenüberstehenden Ansichten vermag die Naturwissenschaft beizutreten.

Im Meinungskampfe der Epidemiologen kam hauptsächlich in Frage und zur Erörterung:

1) ob eine Verminderung (lessening, diminution) der atmosphärischen Elektricität die veranlassende Ursache (causa efficiens) epidemischer Krankheiten und ihrer jedesmaligen Lebensdauer sei?
2) ob bei Entstehung und bei Ausbreitung der Epidemieen in der elektrischen Ladung der Atmosphäre überwiegend die negative (Harz-) Elektricität vorwaltet?[72])

Elektrometrische und elektroskopische Untersuchungen des epidemisch ergriffenen Luftkreises sind äußerst selten zur Veröffentlichung gelangt. Häufiger wurde über die während der Cholera und anderer Seuchen an den Elektrisir-Maschinen gemachten Wahrnehmungen berichtet. Von Einigen ward gemeldet, daß sie diesen Instrumenten keine elektrischen Funken entlocken konnten, während Anderen alle Experimente gelangen. An der Treue dieser sich widersprechenden Beobachtungen darf nicht gezweifelt werden. Zur Ermittelung der Stärke (Intensität, Spannung) und Qualität der Luft-Elektricität dienen die von Volta, Bohnenberger, Bennet, Peltier construirten Elektrometer und Elektroskope; dagegen sind Elektrisir-Maschinen kein Elektrognomon. Ihre Wirksamkeit und

[71]) Die Worte: „epidemische Krankheiten, Volkskrankheiten, Seuchen“ sind drei Bezeichnungen für denselben Gegenstand und in diesen Aufsätzen, ohne damit auf einen Gegensatz hindeuten zu wollen, promiscue gebraucht. Einen Unterschied nimmt die Wissenschaft nicht an. Gebel ist anderer Meinung in seinen interessanten „Aphorismen über die Brechruhr“. (Liegnitz 1831. S. 15. 16.)

[72]) In der Grundlage existirt nur eine Elektricität. Die Entgegensetzung oder die Trennung in zwei entgegengesetzte Pole entsteht, nach dem Gesetz der elektrischen Vertheilung, nur durch die Strom-Verhältnisse der Elektricität. H. Hern (a. a. O. Heft 8, S. 28) schreibt: „Da Magnetismus, Elektricität und Galvanismus in der eigentlichen Grundlage für ihr Wesen identisch sind, so nenne man dieses Wesen elektrischen Aether.“ Der Baron von Reichenbach hat dafür die Bezeichnung „Od“ gewählt. Schon Du Fay unterschied (1735) die Glas- und Harz-Elektricität, welche Bezeichnungen Franklin (1747) in positive (+) und negative (—) Elektricität änderte. Neuere Terminologen haben monirt, daß jene Bezeichnungen theils nicht erschöpfend, theils nicht sachgemäß sind; aber Jedermann weiß, was damit gemeint ist.

Nichtwirksamkeit ist von Wärme und Trockenheit der Luft, von deren Feuchtigkeit und Hydro-Meteoren, von den Jahreszeiten u s. w. abhängig. Feuchte Luft leitet die Elektricität fort. Hiernach bietet das technische Erfahrungs-Wissen, bei dem Mangel ausreichender experimental-physikalischer Thatsachen, für das Gesetz der elektrischen Einwirkung auf Volkskrankheiten, zur Zeit noch keine Grundlage dar.

Einen Beweisgrund für das genetische Princip der Seuchen und ihre Herrschaft liefert nicht der oft betonte Mangel an Gewittern, obwohl ihre Bildung und Entladung in mehreren Cholera-Jahren vermißt worden ist. Unser Luftraum befindet sich zu jeder Zeit in einem elektrischen Zustande. Man bezeichnet die Elektricität als im gebundenen (statischen, ruhenden, latenten) Zustande befindlich, so lange das elektrische Gleichgewicht nicht gestört ist. Die durch leitende Körper in Bewegung gesetzte (strömende) oder freie Elektricität wird durch den elektrischen Funken, durch das Phänomen der Ströme wahrnehmbar. Für diese beiden Zustände sind die Bezeichnungen: Elektro-Statik und Elektro-Dynamik üblich. Die statische Elektricität ist die vorherrschende; die bedeutendsten Gleichgewichts-Störungen sind, wie allgemein bekannt, bei den Gewittern und Stürmen vorhanden. Bei gestörtem Gleichgewicht der Luft wird durch die Gewitter eine gleichmäßige Vertheilung der Elektricität zwischen der Atmosphäre und der Erde wieder hergestellt. Der von einer Wolke zur anderen, oder von einer Wolke zur Erde strömende Blitz bewirkt die elektrische Ausgleichung im Luftkreise. Das Fehlen, wie das Vorhandensein solcher Ausgleichung erzeugt keine Volks-Krankheiten, wenn auch jeder atmosphärische Zustand auf das menschliche Befinden influirt, weil alle Organismen unter dem Einflusse der Außenwelt stehen und unter diesen Einflüssen die Elektricität jedenfalls der mächtigste und bedeutsamste ist.

Aus der geographischen Vertheilung der Gewitter ist zu entnehmen, daß deren Mangel nicht entscheidend ist. In den tropischen Ländern, wo epidemische Krankheiten am häufigsten und sehr heftig herrschen, kommen elektrische Entladungen am häufigsten und sehr heftig vor. Hutchison fand jährlich mehr als 150 Gewittertage in Jamaica (Arago, Bd. 4, S. 137, 138). Aus der Zusammenstellung von Arago und Kämtz ist ersichtlich, daß die jährliche Anzahl der Gewitter in Calcutta 60 und dagegen in Kairo nur 3 bis 4 beträgt. (Foissac a. a. O. S. 103.) In den höheren Breiten nehmen die Gewitter immer mehr ab, jenseit des 70. Grades N. B. in der arktischen Zone gehören sie zu den größten Seltenheiten; dennoch ist die Epidemie in den Polarländern eben so absent, wie in der Sahara, über deren Flur noch keine elektrische Entladung stattgefunden hat. In den Monaten Juni, Juli, August, September der epidemiefreien drei Gluthjahre 1834, 1842, 1846 wurde in mehreren Ländern von Central-Europa kein Blitz und keine Regenwolke wahrgenommen; dies hatte 1846 das Mißrathen der Cerealien und dann das bekannte Theuerungs- und Noth-Jahr 1847 zur Folge. Im Cholera-Jahre 1855, vor und während der grassirenden Epidemie, kamen zahlreiche Gewitter zur Entladung. Sie waren 1865 und 1866 keine Seltenheit auf der epidemisch ergriffenen Flur, haben jedoch keinen erkennbaren Einfluß auf die Cholera wahrnehmen lassen.

Wir kehren zu den bei 1 und 2 erwähnten Controversen zurück. Dr. Eduard Jörg (in Pennsylvanien) macht die zutreffende Bemerkung: „Andere haben ohne Weiteres zu viel und wieder Andere zu wenig Elektricität in der Luft für Veranlassung der Cholera erklärt, sich aber nicht allein gegenseitig vollständig widerlegt, sondern es auch völlig unerklärt gelassen, warum das vermeintliche Mißverhältniß der Elektricität nur gewissen Orten und Menschen nachtheilig, anderen hingegen ganz nahe gelegenen oder wohnenden durchaus unschädlich sei." [73]) Gegen Orton, der eine Verminderung oder Verringerung der Elektricität der Atmosphäre als erzeugende Ursache betrachtet, hat Scot (a. a. O. Seite 81 bis 84) eine wissenschaftliche Entgegnung gebracht. Beide sprechen sich über die Cholera aus. Lallemant in seiner ausgezeichneten Monographie über das gelbe Fieber (Breslau bei Hirt 1857, S. 18, 19) betont den „Todesschlaf der Elektricität", welcher in den Jahren vor und während der Gelbfieber-Epidemie zu Rio de Janeiro durch den Mangel der sonst sehr zahlreichen Gewitter sich kundgegeben hat; dagegen kann A. Hirsch (Handbuch S. 89) vorläufig noch keinen Grund finden: der Luft-Elektricität irgend eine wesentliche Bedeutung für das Gelbfieber, so wie für die acuten Infections-Krankheiten im Allgemeinen beizulegen. Bei Beleuchtung der Hypothese des genialen Fourcault, welcher den Gleichgewichts-Zustand der atmosphärischen Elektricität und des Erdmagnetismus für gestört hält und darin die Ursache der Cholera finden will, bemerkt Foissac (Meteorologie S. 171) sehr richtig: „es ist noch gar nicht bewiesen, daß die gewöhnliche elektrische Stärke in den Jahren und zu den Zeiten, welche durch große Epidemien besonders bezeichnet sind, eine Schwächung erlitten habe." Aus eigener Anschauung vermag Referent Folgendes anzuführen: Im Sommer 1852 wüthete mehrmonatlich zu Warschau und Posen, so wie auf dem — an der linken (westlichen) Uferseite der Weichsel und Wartha liegenden — Theile des Königreiches Polen und des Großherzogthums Posen, an mehreren Orten (Städten und Dörfern), eine der heftigsten Cholera-Pandemien. Während ihrer Herrschaft bot die Atmosphäre eine Temperatur von 20 Gr. R. dar, die oft bis zu einer Gluthitze von 24 bis 26 Gr. R. sich steigerte; bei einem mittleren Feuchtigkeits-Gehalt (Saturation) im Luftkreise, und einer dem entsprechenden täglichen Thaubildung, fehlte der Regen gänzlich; es fehlte auch jede Windströmung und jedes Gewitter. Dabei wurde die Wahrnehmung einer normal-elektrischen Spannung in der polnischen Zeitung „Kuryer Warszawski" (Warschauer Courier) gemeldet; der damals in Posen als amtlicher Lehrer der Physik beschäftigte Techniker Spiller berichtet: „in diesem Sommer aber war eine auffallend reiche Entwickelung von atmosphärischer Elektricität." [74])

Die Mitwirkung der Elektricität ist für die Entstehung (Genesis) der atmosphärisch-epidemischen Krankheiten so wesentlich, insbesondere erscheint ihre Mit-

[73]) Ed. Jörg, Die Tropenkrankheiten, Leipzig 1854, Seite 22.
[74]) P. S., d. Natur d. Cholera, Posen bei Merzbach 1853, S. 4.

wirkung zur Belebung aller epidemischen Agentien so unentbehrlich, daß jeder Versuch einer ätiologischen Darstellung der Seuchen scheitern muß, wenn die elektrische Dynamide dabei ignorirt wird. Zu dieser Ueberzeugung sind viele Aerzte und Naturforscher gelangt, wenn sie auch über das „wie?" der elektrischen Einwirkung streiten. Bei der hohen Bedeutung des Gegenstandes werden noch einige Aeußerungen von wissenschaftlich bedeutenden Männern interessiren.

Ph. v. Walther nimmt an: „In der herrschenden Krankheits-Constitution hängt das Endemische besonders von tellurischen, das Epidemische von atmosphärischen, das Pandemische vorzüglich von allgemein kosmischen Verhältnissen und Einflüssen ab." Nach A. v. Humboldt liegen kosmische Ursachen der Epidemien ganz außerhalb des Bereichs unserer wirklichen Erfahrung. Foissac gelangt zu dem Schluß: „Ungeachtet der geringen Anzahl von Beobachtungen, welche die Wissenschaft besitzt, scheint uns der Einfluß der atmosphärischen Elektricität in der Aetiologie der Krankheiten unbestreitbar." Lamont (in München) schreibt: „Der sogenannten Luft-Elektricität ist häufig ein Einfluß auf den Gesundheitszustand zugeschrieben worden, die deshalb ausgesprochenen Ansichten beruhen jedoch auf Mißverständnissen." Anderer Meinung, und zugleich übereinstimmend mit dem gründlich unterrichteten Naturforscher Foissac, sind die Aerzte Ferdinand Jahn, Dr. Pruner-Bey, Herrmann Horn, Heinrichsen ꝛc., welche mit tiefgehender Forschung den Einfluß des elektrischen Fluidum auf die Genesis der Krankheiten in ihren Werken überzeugend dargethan. Bei Betrachtung der atmosphärischen Verhältnisse in Jahren, in denen häufige Todesfälle durch den Sonnenstich (coup de chaleur) vorgekommen sind, erwähnt C. F. Riecke der heftigen, von Hagelschlag begleiteten, Gewitter. Er bemerkt dabei: „Es wird fast in allen Fällen über eine drückende Schwüle der Luft geklagt, wie sie kurz vor heftigen Gewittern oft herrscht. Man pflegt dies von einer Ueberladung der Luft mit Elektricität abzuleiten." Von demselben Epidemiologen wird angenommen: „Die kosmisch-tellurischen Einflüsse haben auf die asiatische Cholera dieselbe Wirkung, welche sie auf andere epidemische Seuchen ausüben." Als Primordialgrund der Cholera bezeichnet Ed. Lichtenstein: „Eine alterirte Elektricität der Atmosphäre und durch sie die uns selbst innewohnende"; dagegen Fickel: „Abnahme oder relativen Mangel der Elektricität in der Erde und respective Entziehung in centripetaler Richtung." L. Dieterich nimmt an: „Die Entstehung des Cholera-Miasma bedingt das Vorherrschen von positiver Elektricität. Der bedeutende Forscher im Orient Dr. Pruner-Bey (S. 82 a. a. O.) gelangt zu dem Resultat, daß die Ursächlichkeit der Cholera höchst wahrscheinlich in den Verhältnissen der Luft-Elektricität und in dem Mangel an positiver Luft-Elektricität zu finden ist. Mit Searle stimmt Grohmann darin überein, daß bei Entstehung der Cholera „entwickelte negative Elektricität eine Hauptrolle spielen mag." Dies weiset H. Horn überzeugend nach. Rud. Wagner lehrt: „Wenn Elektricität, Feuchtigkeit, Temperatur u. s. w. allerdings einigen Einfluß auf Epidemien und Contagien haben, so ist dieser jedoch bei Weitem nicht so bedeutend, als man gemeiniglich glaubt." [75])

So haben technisch-unterrichtete Männer, auf Grund ihrer Anschauung und Wahrnehmung, über den causalen Zusammenhang der Elektricität mit der Epidemie sich geäußert. Die Richtigkeit der Beobachtungs-Resultate darf nicht bezweifelt werden. Es finden die aus den mitgetheilten Urtheilen hervorgehenden Gegensätze in der Thatsache die Aufklärung, daß Volkskrankheiten bei allen möglichen Verhältnissen der atmosphärischen Elektricität zu beginnen und zu existiren vermögen. Erfahrungsmäßig entstehen und verbreiten sich die Seuchen bei jeder elektrischen Spannung des großen Luftkreises. Der von Einigen vermuthete Mangel an Elektricität in der Atmosphäre ist naturwissenschaftlich nicht denkbar. Aus der Erde und auf ihrer Oberfläche entwickelt sich das elektrische Fluidum ununterbrochen aus zahllosen Quellen und der Ausgleichungs-Proceß mit den Aeußerungen der ungleichnamigen (+ und —) Elektricität befindet sich unaufhörlich in geregeltem Gange. (Volta, de Saussure, Pouillet, Peltier, Becquerel, Quetelet, Biot, Ampère, Arago, Gavarret, Faraday, Dove, Schübler, Kämptz u. A.) Als Hauptquellen der atmosphärischen Elektricität werden die, über dem Festlande und auf dem Meere, ohne Unterbrechung vor sich gehende Verdunstung und der Vegetations-Proceß mit seinen physikalisch-chemischen Vorgängen angenommen. Interessiren werden folgende Aussprüche. A. v. Humboldt schreibt: „Wo Organismus und Leben ist, da tritt elektrische Spannung oder das Spiel der Voltaschen Säule ein, wie die Versuche von Nobili und Matteucci, vor Allem aber die neuesten bewundernswürdigen Arbeiten von Emil Dubois-Reymond lehren." Der Nordamerikaner M. F. Maury gelangt zu dem Schluß, daß der Magnetismus und die Elektricität zu den Kräften gehören, welche bei der Circulation der Atmosphäre mitwirken. Foissac lehrt: „Man darf selbst dann, wenn das Elektroskop auch keine Spur von Elektricität zeigt, nicht schließen, daß die Luft im neutralen Zustande sei; denn wendet man in solchem Fall einen empfindlichen Condensator an, so überzeugt man sich vom Gegentheil." [76])

„Variabel ist die Natur in ihren Erscheinungen, aber jede Anomalie bleibt ihr überall fremd, wie im Aufsatz über den Magnetismus näher dargethan werden

[75]) v. Gräfe und v. Walther, Journ. d. Chir., Bd. 21, S. 42; A. v. Humboldt, Kosmos Bd. I. S. 25; Foissac, Meteorologie, S. 174, 161, 162; A. Hirsch, Handbuch Bd. I. S. 133; F. Jahn, Syst. d. Physiatrik, Bd. I. S. 298, 299, 402 bis 406; Pruner-Bey, d. Weltseuche Cholera, S. 69 bis 83; Heinrichsen, Ideen über d. wechselseit. Elektr. Verhältniß, Leipzig b. Schumann 1839; H. Horn, d. Wirken d. Elektricität (Heft I. S. 16, 17, 23, 29, H. III. S. 14 bis 16, 18, 22, 26, 27, 32, 33, H. IV, S. 9); C. F. Riecke, d. Tod durch d. Sonnenstich, S. 13, 14, Nr. 3, d. asiat. Chol. S. 72, 81 Nr. 1; Lichtenstein, neuer Beitrag zur Chol., S. 5, 6; Fickel, d. epid. Cholera, S. 61; Dieterich, d. Cholera, Nürnberg b. Campe 1837; Radius, allg. Chol.-Zeitung. Bd. II. S. 51, Bd. V. S. 305; Searle, übers. von C. F. v. Graefe, S. 59; R. Wagner, Nat. Gesch. d. Menschen Thl. II. S. 271.

[76]) A. v. Humboldt, Ansicht d. Natur, Bd. I. S. 226, 227; Maury, d. phys. Geograph. d. Meeres, deutsch v. Böttger, S. 114; Foissac a. a. O. S. 92.

soll. Wir kommen nochmals auf die Gewitter zurück, weil, aus ihrer verschiedenartigen Wirkungs-Aeußerung auf epidemische Krankheiten, ein anomales Verhalten der Natur von Einigen vermuthet worden ist. In der Literatur constatiren die Berichte aus vielen Ländern, daß die Gewitter in der Regel keine Einwirkung auf die herrschende Epidemie wahrnehmen lassen. Das hat sich auch im Cholera-Jahre 1866 bestätigt. Außerdem ist nicht selten berichtet worden, daß heftige Sommer-Gewitter, begleitet von starkem Regen und warmem (Süd- oder West-) Wind, bei schwüler Temperatur, die Epidemie in der Natur gesteigert und den Zustand der an der Cholera, am Gelbfieber, an der orientalischen Pest u. s. w. Erkrankten verschlimmert haben. Ein Professor der medicinischen Elektricität, G. A. Kohlreif zu Petersburg, hat im Jahre 1794 über „die Schädlichkeit der Gewitter“ und über das Thema „Gewitter verderben die Luft“ geschrieben. Er macht — dies sei als Curiosum erwähnt — dabei den Vergleich: „wie das Erbrechen eines Menschen, sind die Gewitter Unordnung in der Natur.“ Es ist noch häufig berichtet worden, daß, während das Stadium der Abnahme einer Epidemie, nach einem — von kaltem Regen und kaltem Nord- oder Ost-Winde begleiteten — Herbst-Gewitter, die Cholera, die Pest u. s. w. beinahe sofort am betreffenden Orte gänzlich erloschen sind. Dies wurde z. B. im Königreiche Polen und im Großherzogthum Posen, bei der oben erwähnten Cholera-Pandemie, in der dritten Octoberwoche 1852 wahrgenommen. Foissac bemerkt: „Die Windrichtung hat auf die Art der Elektricität großen Einfluß und zwar sind die Regen am häufigsten glaselektrisch (positiv elektrisch) bei Nordwinden, am häufigsten harzelektrisch (negativ elektrisch) bei Südwinden.“[77]) Darin findet die verschiedenartige Einwirkung der Gewitter auf die Epidemie den naturwissenschaftlichen Aufschluß. Dasselbe gilt von den, während der Herrschaft der Volkskrankheiten, ohne Grund so sehr gefürchteten Nebeln. Die dichten oder starken Nebel sind, nach Schübler's Beobachtungen, fast immer glaselektrischer Natur; dagegen hat de Saussure die negative Spannung der aus den Alpenthälern aufsteigenden Nebel direct beobachtet.[78]) Hiernach mögen diejenigen Recht haben, welche den Grund der — in Betracht der Einwohnerzahl — unbedeutenden Extension der Cholera-Epidemien zu London in den dort häufig vorkommenden Nebeln finden wollen. Wir erinnern an das (im zweiten Artikel) dahin angedeutete Naturgesetz: „die Epidemie findet in der Sphäre erhöht positiv-elektrischer Spannung (Glas-Elektricität) einen ihr ungünstigen Factor; dagegen in der Sphäre erhöht negativ-elektrischer Spannung (Harz-Elektricität) einen sie begünstigenden Factor. Das sogenannte Wetterleuchten (faire des éclairs, to lighten) ist ohne Einfluß auf die Epidemie in der Natur. Ein solcher ist auch vom St. Elms-Feuer — auch St. Nicolas-Feuer, St Clara-Feuer genannt — bis jetzt nicht wahrgenommen worden, obwohl dieses Elektro-Meteor auf einen erhöht-elektrischen Zustand der Atmosphäre hindeutet. Die Franzosen sagen vom St. Elms-Feuer: es leuchtet, aber brennt nicht (brille et ne brûle pas).

Ueber das Verhältniß der Elektricität zur Epidemie sind zuverlässige Resultate erreichbar, wenn von der experimentirenden Wissenschaft — mehr als bisher geschehen — die Luft der epidemisch getroffenen Gegenden geprüft wird. Diese Prüfung ist nicht auf die freie atmosphärische Luft zu beschränken, vielmehr ist eben so die eingeschlossene Luft in den meist feuchten Parterre-Localen derjenigen Gebäude, wo die Erkrankungen am häufigsten vorkommen (Infections-Centra), so wie die Stubenluft in Krankensälen, mit geeigneten elektrischen Instrumenten zu untersuchen. Vorzugsweise aber wird die Untersuchung des elektrischen Zustandes der Luft dort zu veranlassen sein, wo das die verschiedenen Volkskrankheiten erzeugende Agens gewöhnlich seine Geburtsstätte hat. Solche Orte sind wie bekannt der Dunstkreis über dem durchfeuchteten Boden am Ufer der Flüsse, Bäche und Canäle, so wie am Rande der Sümpfe und endlich die Ausdünstungs-Sphäre, welche — nach erfolgter Ueberfluthung — aus dem Rückstande der überschwemmt gewesenen Landflächen sich entwickelt.

Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft kann — auf dem Fundamente der feststehenden Thatsachen und auf Grund der physikalischen Erfahrungssätze — der ätiologische Einfluß der atmosphärischen Elektricität nur darin gefunden werden, daß ihre erhöht-negative Spannung über den erwähnten durchfeuchteten Terrains die Entwickelung der organischen Wesen (Agentien) begünstigt und befördert, durch welche die Seuchen atmosphärischen Ursprungs zum Dasein gelangen.

Wir reihen noch einige Notizen über Ozon und Jodosmon an, welchen Stoffen früher von den Aerzten große Aufmerksamkeit gewidmet worden ist. Das im Jahre 1840 von C. F. Schönbein (in Basel) entdeckte Ozon und das einige Jahre später von H. Horn (in München) entdeckte Jodosmon berühren die Riechnerven, indem ersteres wie Phosphor und letzteres dem Salpeteräther ähnlich duftet. Beide Namen sind aus griechischen Worten gebildet, nämlich aus „ozein“ (riechen, stinken), so wie aus „iödaes“ (giftig) und „osmos“ (der Hauch). Dem Wesen nach ist Ozon negativ-elektrischer Sauerstoff und Jodosmon positiv-elektrischer Stickstoff. Nach H. Horn's Untersuchungen tritt ersteres als Begleiter der positiven Luft-Elektricität und das Jodosmon als Begleiter der negativen Luft-Elektricität auf. Beide Gase, in freier Entwickelung dem menschlichen Körper zugeführt, sind von Einfluß auf das Befinden. Sie werden verschwindend klein in der Atmosphäre aufgefunden. Houzean hat die Menge des Ozon in der atmosphärischen Luft auf ungefähr Einhundert Milliontheil ermittelt. Die Wissenschaft nimmt an, daß Ozon und Jodosmon epidemische Krankheiten nicht erzeugen; es haben Moffat und Stiemer in ihren Schriften das Gegentheil nachzuweisen sich bemüht. Auch nimmt die Wissenschaft an, daß beide Gase auf die Beförderung und Verbreitung der Epidemie keinen Einfluß ausüben. Es ist nur ermittelt, daß eine mit Ozon beladene Luft katarrhalische Leiden hervorzurufen vermag. Auf Grund ihrer sorgfältigen Beobachtung sind R. Wolf (in Bern), Schieferdecker (in Königsberg), Boeckel (in Straßburg) u. A. m. zu dem Resultate gelangt, daß zwischen dem Ozon-Gehalte der atmosphärischen Luft und der Entstehung und Verbreitung der Krankheiten keine Beziehung aufzufinden ist.[79])

(Fortsetzung folgt.)

---

[77]) Kohlreif, Abhandlg. v. d. Einflusse d. Luft, Weißenfels u. Leipzig 1794, S. 298 bis 306; Foissac, Meteorologie S. 96.

[78]) Foissac a. a. O. S. 96, 97; J. Gavaret, Lehrbuch der Elektr., deutsch v. Arndt, Thl. II, S. 496.

[79]) H. Horn, d. Wirk. d. Elektr. (Heft 4 und 9); Moffat, medicin. Meteorologie und atmosph. Ozon; Stiemer, d. Cholera, Königsberg 1858, S. 192, 193; Foissac, a. a. O. S. 174; A. Hirsch Handbuch S. 133; R. Wolf, Ozongehalt der Luft, in den Mittheilgn. d. naturforsch. Gesellsch. zu Bern aus dem J. 1856, S. 57 bis 69, Schieferdecker's Bericht, in d. Wiener Sitzungs-Berichten, Juli 1855, S. 66; de l'Ozone, thèse présentée etc. par E. Boeckel, Strasbourg 1856 p. 68.

Expedition: Potsdamer Straße 134c. Druck und Verlag von F. Heinicke in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer Straße Nr. 134c. zu Berlin richten.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der



Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin das Büreau des Johanniter-Ordens, Potsdamer Straße 134c.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 51. Berlin, den 18. December 1867. **Nr. 51.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg“ für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Potsdamer-Straße Nr. 134c., machen zu wollen.

Theodor von Waldaw, Ehrenritter seit 1836, † zu Görlitz 3. December 1867.

Die englische Zunge des Johanniter-Ordens und ihre Wiederbelebung.

Unter den acht Zungen des Ordens war die englische die sechste (lingua sexta). Jede der acht Zungen wählte bekanntlich nach dem Ordensstatut aus ihrer Mitte einen der Großwürdenträger, der zugleich das Oberhaupt der Zunge war, und dessen Würde in der Zunge forterbte. Die Zunge England wählte den Grand-Turcopolier, der das Commando über die Reiterei führte.

Der in England sehr reiche und mächtige Orden, dessen Prior von St. John in London, als erster Baron von England im Parlamente Sitz und Stimme hatte, wurde durch die Kirchenreformation, die sich unter Heinrich VIII. in England vollzog, aufs Härteste betroffen. Selbstverständlich auf der Seite des Papstes stehend, der in die Ehescheidung von Katharina von Arragonien nicht willigen wollte, fühlte er die ganze Schwere des königlichen Zorns. Die Häupter mehrerer Ordens-Ritter fielen unterm Beil, andere wurden eingekerkert oder verbannt, die Güter des Ordens eingezogen und die Zunge England für aufgehoben erklärt.

Viele der englischen Ritter, die nur mit Mühe den Verfolgungen Heinrichs VIII. entkommen waren, langten flüchtig in Malta an und wurden vom Großmeister de l'Isle Adam aufs Väterlichste empfangen und versorgt.

Nach dem Tode de l'Isle Adams bekamen die Englischen Ritter, obgleich keine Zunge mehr bildend, ihren Antheil an den Einkünften des Ordens und behielten die ehemals an die Zunge fixirten Würden, namentlich die des Grand-Turcopoliers, blieben auch eine Corporation und hatten als solche bei der Vertheidigung von Malta (unter La Valette) ihren eigenen Posten auf dem Molo beim Borgo. Im Jahre 1550 jedoch, als der Grand-Turcopolier starb, ging diese Würde ein und fiel 1582 an das Magisterium zurück.

Obgleich unter der kurzen Regierung der katholischen Maria Tudor (1553—58) die Zunge von England wieder hergestellt und die Güter dem Orden zurückgegeben wurden, so hob Königin Elisabeth, die Nachfolgerin Maria Tudors, die Zunge noch einmal auf und seitdem ist der Johanniter-Orden in England als erloschen zu betrachten.*)

Nach Ablauf von etwa 300 Jahren aber — wir vermögen die Jahreszahl nicht genau anzugeben — ist die englische Zunge des Ordens, und zwar, wie es scheint, unter ähnlichen Bedingungen, wie die Balley Brandenburg, wieder ins Leben getreten. Am 3. April d. J. (1867) hat die Capitular-Commission der Zunge bereits anderweite Statuten entworfen, die am 24. Juni dem General-Capitel vorgelegt und von diesem sanctionirt worden sind. Diese Statuten lauten wie folgt:

Statuten.

Capitel 1. Von der Zunge.

Die englische Zunge (lingua sexta) des souveränen Ordens von St. Johann von Jerusalem, — die hiermit die edlen Familien des britischen Reichs und ihre Descendenz willkommen heißt — besteht aus Baillis, oder Großkreuzen, Commendatoren, Rechtsrittern, Caplanen und Waffenträgern oder Knappen (Esquires), dazu aus verschiedenen Genossen unter dem Namen von Gnadenrittern, Ehrenrittern, dienenden Brüdern und Donaten. Auch Damen sind zulässig. Folgend dem Vorgange der Balley von Brandenburg im 14. Jahrhundert, ist der jedesmalige Meister des Ordens von St. Johann von Jerusalem innerhalb des britischen Reiches, auch zugleich das Haupt dieser Zunge, und dem Meister zur Seite stehen die Capitularbaillis, der Präceptor von Torphichen,

---

*) Zwei Jahrhunderte später (1782) trat an die Stelle der englischen Zunge die bairische, der man, zum ehrenden Andenken der erloschenen Vorgängerin, den Namen der „englisch-bairischen“ und die Würde des Turcopoliers verlieh. Diese englisch-bairische Zunge hatte aber vom Englischen nichts als den Namen.

der Präsident der Capitular-Commission und die Executiv-Beamten der Zunge.

Capitel 2. Von den Baillis oder Großkreuzen.

Mit Ausnahme des Conventualbaillis, des Grand-Turcopoliers, bestehen die Baillis aus zwei Klassen. 1) Aus den Capitularbaillis. 2) Aus den Ehrenbaillis, die auf Lebenszeit zum Großkreuz ernannt werden. Sie haben das Privilegium bei dem Generalcapitel oder bei jeder Commission, zu der sie speciell ernannt wurden, mittelst Stellvertretung stimmen zu dürfen. — Auch Damen können zum Großkreuz ernannt werden.

Capitel 3. Von den Commendataren.

Jeder Ritter, der, in Gemäßheit der alten Statuten, eine dem Orden Revenuen eintragende Commende hält oder gründet, wird ipso facto Commendator. Außerdem aber sollen auch in Gemäßheit der Sitte, die unter den letzten Großmeistern in Malta herrschte, Ritter zu dieser Würde befördert werden.

Capitel 4. Von den Rechtsrittern.

Die Rechtsritter werden durch Kugelung gewählt; zwei schwarze Kugeln schließen aus. In Gemäßheit der alten Ordensstatuten haben sie die Ahnenprobe dahin zu leisten, daß sie von 4 zu Helm und Schild geborenen Großeltern abstammen, außerdem aber ihren Beitrag für den Unterstützungsfonds in der Weise zu zahlen, wie Capitel 17 ihnen vorschreibt. Nur Rechtsritter und Caplane können zu Aemtern ernannt werden.

Capitel 5. Von den Caplanen.

Die Caplane werden ebenfalls durch Kugelung gewählt; andererseits wird die Zahlung eines Opfers, wie es vordem geboten war, von ihnen nicht gefordert; wogegen man sich von denselben Förderung aller Interessen des Ordens, insonderheit seiner mildthätigen Zwecke versieht.

Capitel 6. Von den dienenden Brüdern.

Die dienenden Brüder werden durch die Mitglieder der Capitular-Commission ernannt. Jedes Mitglied und zwar in der Reihenfolge, die seiner Anciennetät entspricht, hat das Privilegium der Ernennung, so oft die Capitular-Commission es überhaupt wünschenswerth erachtet, die Zahl der dienenden Brüder zu erhöhen.

Capitel 7. Von den Gnadenrittern.

Diese Ritter werden in derselben Weise wie die Rechtsritter gewählt, aber an die Stelle der Ahnenprobe dürfen als ein Aequivalent andere Qualificationen treten: solche wie hervorragende Dienste, die der Zunge von dem zu ernennenden Gnadenritter bereits in seiner Eigenschaft als Knappe (Esquire) geleistet wurden, nahe Verwandtschaft mit solchen, die die Interessen des Ordens gefördert haben, ferner anderweitige Ritterschaft anerkannter Orden, hoher moralischer Werth und hervorragende gesellschaftliche Stellung, überhaupt alles, was dem Orden förderlich sein und zum Glanze der Institution beitragen kann. Sie zahlen ihren Beitrag wie in Capitel 17 vorgeschrieben; außerdem ist es in ihre Macht gegeben dadurch, daß sie sich den entsprechenden Satzungen unterwerfen und die Differenz zwischen ihren Beiträgen und den Beiträgen der Rechtsritter zahlen, in die Reihe dieser einzutreten.

Capitel 8. Von den Ehrenrittern.

Da die Statuten des Ordens für die Großpriorschaft eines Landes immer nur solche Personen zulässig erklären, die in dem betreffenden Lande geboren wurden, so können Fremde nur als Ehrenritter zugelassen werden.

Capitel 9. Von den Waffenträgern oder Schildknappen (Esquires.)

Jeder Ritter darf einen Knappen für die Zulassung vorschlagen, indem er sich für folgende Punkte verbürgt: 1) daß der Zuzulassende ein Christ von ausreichender Erziehung ist, hervorragend durch Tugend, Moralität und gute Sitten und in einer ehrenvollen Lebensstellung steht; 2) daß er die Erklärung, wie sie Capitel 21 enthält, unterzeichnet und 3) daß er den Beitrag, wie im Capitel 17 vorgeschrieben, eingezahlt hat. Diese Punkte sind Seitens des Bürgen dem Registrator als sicher zu bezeichnen, welcher letztere nun autorisirt sein wird, den Namen des Knappen einzutragen. Sobald dieser zum Ritter ernannt wird, zahlt er die Differenz.

Capitel 10. Von den Donaten.

Donaten, sowohl Damen wie Herren, sind Genossen der Zunge, berechtigt das Halbkreuz zu tragen und dürfen nach vorhergegangenem Votum des General-Capitels oder der Capitular-Commission jene Opfer beisteuern, wie sie in Capitel 17 für die mildthätigen Zwecke des Ordens vorgezeichnet sind.

Capitel 11. Von den Damen.

Die Damen (dames chevalières) haben das Recht, unter Leitung der Capitular-Commission sich selbst als ein Capitel zu constituiren und einen Präsidenten zu ernennen. Sie haben, wenn sie nicht die Frauen oder Töchter von Mitgliedern sind, sich derselben Ahnenprobe zu unterziehen, wie die Rechtsritter. Es steht ihnen auch zu, immer unter der Voraussetzung der Gutheißung seitens der Capitular-Commission, solche Regeln und Nebengesetze in Betreff ihrer selbst festzustellen, wie sie etwa für nöthig erachten. Es steht ihnen zu, sich einmal im Monat zu versammeln, oder öfter, wenn nöthig. Ihre Pflichten werden darin bestehen, die durch die Almosen der Zunge unterstützten Kranken zu besuchen und von Zeit zu Zeit der Capitular-Commission Bericht darüber abzustatten.

Capitel 12. Vom General-Capitel.

Das General-Capitel der Ritter ist die höchste Autorität der Zunge und verfügt, bei der gegenwärtigen gestörten Organisation des Ordens*), nothwendig über das Recht des Dispenses, beispielsweise von Opfern, Beiträgen 2c. Es besteht aus Baillis, Commendatoren und Rechtsrittern und versammelt sich jährlich in London am

*) Die Resolution Nr. VIII. des General-Capitels vom 24. Juni 1841, dem Sir Henry Dymoke, Bart., als Groß-Prior präsidirte, erklärt wie folgt:

„Daß bis dahin, wo das General-Capitel aller acht Zungen des Ordens und zwar einerseits behufs Bestätigung der Wahl des Großmeisters ad interim, andererseits behufs Ratification aller in den Großprioreien[1]) stattgehabten Vorgänge zusammenzutreten berufen ist, — daß bis dahin die englische Zunge fortfahren wird, durch ein Consilium und in General-Capiteln zu fassende Beschlüsse, ihre inneren Angelegenheiten zu regeln, Mitglieder zu wählen und alle Rechte einer Corporation zu üben."

[1]) Wir fügen hinzu, wie Resolution VIII. außerdem noch hervorhebt, daß die Groß-Prioreien, seit der gestörten Organisation des Ordens, unter dem Großkanzler gestanden haben, dem in

Tage Sanct Johannes des Täufers, oder aber, wenn dieser Tag auf einen Sonntag fällt, am folgenden Tage, wo dann jeder Genosse des Ordens erscheinen mag. Das General-Capitel kann übrigens auch auf Wunsch von sieben stimmberechtigten Mitgliedern zusammenberufen werden, nachdem dieselben, 14 Tage vorher, schriftlich die Propositionen zur Kenntniß gebracht haben, die sie zu unterbreiten gedenken. Nicht weniger als zehn Mitglieder — von denen übrigens fünf durch Stellvertretung stimmen dürfen — sind nöthig, um ein reguläres Capitel zu bilden. In den Zwischenzeiten überträgt das General-Capitel seine Machtbefugnisse auf die Capitular-Commission, die dem Capitel für alles Geschehene direct verantwortlich bleibt.

Capitel 13. Von der Capitular-Commission.

Diese Commission besteht aus dem Präsidenten, den ein Amt innehabenden Baillis und den Ordensbeamten (s. Capitel 14), unter Beigesellung von fünf gewählten Mitgliedern. Im Falle einzelne Mitglieder durch Nicht-Erscheinen oder auch anderweitig sich als unqualificirt erweisen, ernennt die Capitular-Commission andere bis zu Ablauf des Amtstermins. Kein Mitglied, das mit seinen Beiträgen in Rückstand ist, kann innerhalb der Commission dienen. Diese versammelt sich an jedem ersten Dienstag der Monate Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August und December um 2 Uhr Nachmittags und zu solchen anderen Zeitpunkten, die dem Präsidenten als nöthig erscheinen.

Capitel 14. Von der Executive.

Die Beamten der Zunge sind: Der Kanzler, der General-Secretär, der General-Einnehmer und der Almosenier. Die übrigen Executiv-Beamten sind: Der Registrator und der Secretär. Ein General-Caplan und ein Genealog werden ebenfalls ernannt. Der Registrator functionirt zugleich als Wappenrichter und Archivar. Der General-Einnehmer, der Präsident und fünf erwählte Mitglieder der Capitular-Commission werden jährlich durch das General-Capitel ernannt.

Capitel 15. Vom Schatz.

Kein Mitglied darf im Namen des Ordens Geld in Empfang nehmen, ausgenommen der General-Einnehmer, und dieser Beamte seinerseits darf wiederum keine Ausgaben machen ohne ein Mandat vom General-Capitel oder von der Capitular-Commission. Die Rechnungen, nach vorgängiger Prüfung durch die Capitular-Commission, werden dem General-Capitel vorgelegt, zugleich — wenn Rückstände vorhanden sind — mit einer Liste dieser. Der Almosenier vertheilt die mildthätigen Gaben der Zunge und stattet darüber alljährlich dem General-Capitel Bericht ab.

Capitel 16. Von den Commissaren außerhalb England.

Commissare und Unter-Commissare werden für die britischen Colonieen ernannt und mögen auch an fremde Autoritäten abgesandt werden. Für letztere Aufgabe sind Ehrenmitglieder wählbar.

drei General-Capiteln am 7. Februar 1823 und am 7. und 9. April 1826 seitens der Zungen von Provence, Auvergne, Frankreich, Arragonien und Castilien — die also (fünf von acht) eine Majorität des Ordens bildeten — unbeschränkte Vollmacht ertheilt wurde.

Capitel 17. Von den Opfern und Beiträgen (Oblations).

Folgende Geldbeiträge, die den mildthätigen Zwecken des Ordens dienen, sind von den Mitgliedern bei ihrem Eintritte zu zahlen:

Einzahlung als Donat 5 Lstr.
" als Knappe (Esquire) 5 Lstr.
" als Gnaden-Ritter 10 Lstr.
Jahresbeitrag als Gnaden-Ritter 1 Lstr.
Einzahlung als Rechtsritter 15 Lstr.
Jahresbeitrag als Rechtsritter 2 Lstr.
Bei Beförderung zum Commendator 5 Lstr.
Jahresbeitrag als Commendator 3 Lstr.
Bei Beförderung zum Bailli ad honores 5 Lstr.
Jahresbeitrag als Bailli ad honores 5 Lstr.
" als Capitular-Bailli 10 Lstr.
" als Dame 1 Lstr.
Bei Beförderung zum Großkreuz 5 Lstr.
Jahresbeitrag als Großkreuz 5 Lstr.

Die Jahresbeiträge sind pränumerando und zwar am 1. Januar jedes Jahres zahlbar; vor Zusammentritt des General-Capitels am St. Johannistag muß die Zahlung erfolgt sein. Sie sind bindend für alle diejenigen, die seit Ausgabe der letzten Statuten (16. April 1862) eingetreten oder befördert sind. Uebrigens kann an Stelle der Jahresbeiträge folgende einmalige Zahlung treten:

Gnadenritter 10 Lstr.
Rechtsritter 20 Lstr.
Commendatoren 30 Lstr.
Bailli ad honores 50 Lstr.
Capitular-Bailli 100 Lstr.
Dame 10 Lstr.
Großkreuz-Dame 50 Lstr.

Capitel 18. Von der Beförderung der Mitglieder.

Rechtsritter können nicht vor Ablauf von drei Jahren, vom Tage ihres Eintritts in den Orden an gerechnet, zum Commendator und Commendatoren nicht vor Ablauf von fünf Jahren vom Tage ihrer Ernennung zum Commendator an gerechnet, zu Baillis ad honores ernannt werden. Eine Ausnahme von dieser Regel ist nur mit Rücksicht auf solche Personen zulässig, die zu Capitular-Baillis ernannt werden sollen; diese können, während einer und derselben Capitel-Sitzung, durch verschiedene Grade gehen. Maßgebend für diese Abweichung von der Regel sind die Interessen des Ordens, nicht die Rücksichtnahme auf diese oder jene Person. Jedes Mitglied des Ordens hat ein Recht, den Sitzungen, in denen Aufnahmen oder Beförderungen stattfinden, beizuwohnen.

Capitel 19. Von den Creditiven oder Beglaubigungsschreiben.

Jedem Mitgliede wird bei seiner Wahl oder Beförderung von Seiten des General-Secretärs officielle Mittheilung gemacht und vom Registrator, nachdem dieser die entsprechende Information empfangen, ein Diplom unter dem Siegel des Ordens und von wenigstens zwei Executiv-Beamten unterzeichnet, eingehändigt.

Capitel 20. Von den Insignien.

Kein Mitglied kann dem Generalcapitel ohne die Insignien des Ordens beiwohnen, und bei Notificirung seiner Wahl wird deshalb jedem Neu-Eintretenden von

Seiten des General-Secretairs eine Anweisung auf den Juwelier der Zunge zugestellt, die diesen anweist, ihm die Insignien des Ordens zu einem bestimmten Preise und nach festgesetztem Muster zu behändigen. Die Decoration (the Badge) ist ein goldenes, weiß emaillirtes, achtspitziges Kreuz, abwechselnd in jedem der vier Hauptwinkel durch einen Löwen und ein Einhorn verziert und oben von einer Krone überragt. Die Krone hat einen Ring, durch den das schwarzgewässerte Band gezogen wird, an dem nun die um den Hals zu tragende Decoration hängt. Die Großkreuze tragen die Decoration an einem von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte gehenden grand cordon, während die linke Seite der Brust mit dem „Crachat", dem weißen achtgespitzten, nach Wahl des Ritters emaillirten oder silbernen Kreuz geschmückt wird. Die Commendatoren und Rechtsritter tragen Decoration (Badge) und „Crachat" von derselben Form, nur ein Weniges kleiner (die erstere um den Hals), während die Gnadenritter und Caplane eine noch kleinere Decoration auf der Brust tragen und zwar ohne den Crachat. Die Decoration der Caplane ist ohne die Krone, aber geschmückt mit Löwen und Einhorn; die Decoration der Knappen (Esquire's) ist ein einfaches weißes, achtgespitztes Emaillekreuz; die Donaten tragen ein Halbkreuz von ebenfalls weißer Emaille. Das Kreuz der dienenden Brüder ist dem der Esquire's ähnlich, aber statt von Emaille von Silber. Die drei letzteren Klassen tragen das Kreuz im Knopfloch. Das Linnen-Kreuz, der alten Sitte gemäß, mag anstatt des Crachats getragen werden; das Kreuz der Großkreuze wird auf einer Suprawefte von schwarzer Seide und zwar 10 Zoll im Quadrat groß, mitten auf der Brust getragen; das der Commendatoren und Rechtsritter, halb so groß, auf der linken Brust. Die Decorationen der Ladies, von gleicher Form wie die der Ritter, nur um etwas kleiner, wird gewöhnlich an einer Schulterschleife von schwarzem Bande angeheftet, mag aber auch anderweitig, nach jedesmaligem Geschmack, getragen werden. Das Großkreuz der Damen ist durchaus übereinstimmend mit dem der Ritter. Ein Ring, der das Kreuz trägt und für alle Mitglieder ein und derselbe ist, wird bei ihrem Eintritt in den Orden an diese ausgegeben.

Die Wappenschilde der Baillis, Commendatoren und Rechtsritter, denen im Schildhaupte das Wappen des Ordens (das Balkenkreuz) zugefügt wird, werden auf das Johanniterkreuz gelegt und mit dem „Rosenkranz" umgeben, an dem die Ordensdecoration (the Badge) hängt. Die Wappenschilde der Ladies, Gnadenritter und Ehrenritter werden nur mit dem Rosenkranz und der Ordens-Decoration geschmückt. Die der Caplane tragen die Decoration an einem Bande befestigt.

Capitel 21.

Von der Aufnahme und den Verpflichtungen.

Der Modus der Aufnahme in die englische Zunge des Ordens kommt dem in der Balley Brandenburg herrschenden so nahe wie möglich.

Das Gelübde legt jedem Mitgliede bei seinem Eintritt eine Erklärung auf, in der er sich auf Ehrenwort dahin verpflichtet: 1) Zu wahren und aufrecht zu halten alle Rechte und Privilegien, so wie die Unabhängigkeit des souveränen Ordens. 2) Zu beobachten und zu gehorsamen allen Regeln und Statuten, so weit sie verträglich sind mit dem geleisteten Unterthaneneid (with his allegiance) und dem bestehenden Zustand der britischen Gesellschaft und 3) auf's Beste wahrzunehmen die Interessen der Zunge Englands.

Nichts was die Zunge betrifft soll gedruckt, veröffentlicht, angezeigt oder in Umlauf gesetzt werden, ohne die Sanction eines Capitels, und jedes Mitglied, das diese Regel übertritt oder irgendwie anderweitig zum Nachtheile des Ordens handelt, soll seiner Grade entkleidet und ausgestoßen werden.

Nach den Capitular-Baillis rangiren alle Mitglieder nach der Anciennetät ihrer Wahl innerhalb jeder Klasse. Ausgenommen von dieser Regel sind alle diejenigen Commendatoren, die Commenden für Hospitalzwecke und zwar zu einem Werthe von wenigstens 500 Lstr. gründen. Diese haben den Vorrang vor allen andern Commendatoren.

Von und nach dem Tage, an dem diese Statuten ausgegeben werden, darf kein Mitglied dieser Zunge, das noch mit seinen Beiträgen im Rückstande ist, irgend ein Privilegium ausüben.

Jeder Ritter ist gebunden, dem Registrator einmal im Jahr über seinen Wohnort Mittheilung zu machen, und die Papiere der Zunge werden allen denen nicht länger zugehen, die die Circulare nicht anerkennen oder den General-Capiteln nicht beiwohnen.

Ausgegeben durch die Capitular-Commission vom 3. April 1867 und bestätigt durch das General-Capitel vom 24. Juni selbigen Jahres.

(L. S.) Manchester, Großprior von England.
John St. George, Generalmajor, Kanzler.
Edmund Anthony Harley Lechmere Bart.,
Generalsecretär.

Würdenträger.

Herzog von Manchester, Großprior in England.
Graf v. Salis, Ritter des preußischen Rothen Adler-Ordens, Großprior von Irland.
Lord Leigh, Bailli von Aquila.
Lord Torphichen, Präceptor von Torphichen in Schottland.
Oberst William Burlton, Präsident der Capitular-Commission.
Generalmajor John St. George, Kanzler und Archivar.
Sir Edmund Anthony Harley Lechmere Bart., General-Secretär.
Oberstlieutenant Whitworth Porter, General-Einnehmer und Almosenier.
Rev. Edward Walford, Registrator und Secretär.
Rev. William Bentinck Letham Hawkins, General-Kaplan.
Rev. Thomas Hugo, Genealog und Bibliothekar.
Julius A. Pearson, stellvertretender General-Secretär.

Die Capitular-Commission.

Sie besteht, neben dem Großprior, den im Amt befindlichen Baillis und den Beamten der Zunge überhaupt, aus folgenden erwählten Mitgliedern:

Oberst William Burlton (Präsident).
Sir Edward Hoare, Baronet.
Generallieutenant James Ramsay.
Charles Pemberton Carter.
John Furley.
Rev. William Bentinck Letham Hawkins.

Auswärtige Commissare.

Für Canada: Obristlieutenant George Herman Ryland.
Für Australien: Adam Burnes.
Für Frankreich: Vicomte de Lastic St. Jal.
Für Italien: Marquis F. Lancia, Herzog von Brolo.
Für Deutschland: General Frhr. von Salis-Soglio.
Für Nordamerika: Oberst John T. Heard.
Für Südamerika: General Flores.

Juwelier des Ordens: Mr. Robert Phillips, 23 Cockspur Street, London.
Banquier des Ordens: Die London- und Westminster-Bank, 1 St. James Square, London.

Mitglieder der Englischen Zunge.
(Berichtigt bis Juli 1867.)

I. Großkreuze.

1) Capitular-Baillis.

Erwählt:
1860 Herzog von Manchester, Kimbolton Castle.
1859 Graf Fane de Salis, Turnham Green.
1863 Lord Leigh, Stoneley-Abbey, Kenilworth.

2) Ehren-Baillis.

1847 Sir John Philippart.
„ Sir Edward George Lambert Perrott.
1855 Ewen Macpherson, Häuptling der Macphersons und vom Clan Chattan.
„ Generallieutenant Sir Charles O'Donnell.
„ Robert Bigsby.
„ William Crawford.
1857 Henry de Bliß.
1858 Captain Fischer Alexander Wilson.
„ Generallieutenant Sir John Lysaght Pennefather.
1860 Generalmajor James Ramsay.
1861 Admiral Sir Alexander Dundas Young Arbuthnott.
1862 Lord Robert Torphichen.
„ Oberst William Burlton.
1864 Sir Edward Hoare.

II. Commendatoren.

1841 Sir Francis Charles Knowles.
„ Joseph Compton Pott.
1842 Oberst Sir James Edward Alexander.
1847 Sir Henry Mervyn Vavasour.
„ Sir John Bell William Mansel.
1857 Captain Richard Sprye.
„ Major Frederick Wollaston.
„ Generalmajor Walter John Browne.
1858 Oberst John Le Couteur, Vicomte von Jersey.
„ Sir Francis Shuckburgh.
1859 Henry Pownall.
„ Rev. William Sloane-Evans.
„ Oberstlieutenant Whitworth Porter.
„ Oberstlieutenant George Herman Ryland.
1861 Contreadmiral George Ramsay.
„ Generalmajor John St. George.
1863 Oberstlieutenant Thomas Anderson.
1865 John Obins Woodhouse.
1867 Rev. William Bentinck Letham Hawkins.

III. Rechtsritter.

1840 Robert Lucas de Pearsall.
1848 Somerville Waldemar Burges, Captain a. D. von der Grenadier-Garde.
1857 Generalmajor John Holmes.
„ Lieutenant Fitzjames Holmes Burnes.
„ John Farley Leith.
„ Adam Burnes.
„ Oberstlieutenant Henry James Barr.
„ Sir John Fife.
„ Captain Trevenen James Holland.
1858 Henry Brinsley Sheridan.
„ Lieutenant Sidney Holmes Burnes.
„ Hugh Gibb.
1859 Lieutenant Alexander Holmes Burnes.
1860 John Robert Burlton-Bennett, früher Generalpostmeister von Bengalen.
„ Major Joseph Wallis O'Bryen Hoare.
„ Oberstlieutenant Robert Anderson Ramsay.
1862 Henry Brougham Loch, Gouverneur der Insel Man.
1863 Charles Pemberton Carter.
1864 William Thomson, Captain im 78. Hochländer-Regiment.
„ John Furley.
1865 Sir Edmund Anthony Harley Lechmere, Bart.
1867 Rev. Edward Walford.
„ Julius Alexander Pearson.

IV. Caplane.

1867 Rev. William Bentinck Letham Hawkins (General-Caplan).
1855 Rev. William Sloane-Evans.
1857 Rev. Gustavus Adolphus Warner.
1858 Rev. William Ifin.
1867 Rev. Thomas Hugo.
„ Rev. Edward Walford.

V. Schildknappen oder Esquires.

1859 Joseph Henderson.
1861 Alexander Anderson.
1865 Frederick Charles Dodsworth.
1867 Albert Harford Pearson.
„ Captain Charles John Burgeß.
„ Henry Churchill Maxwell Lyte.

VI. Ladies.

1862 Harriet Charlotte Ramsay.
„ Annie Shirley Porter.
„ Elisabeth Marianne St. George.
„ Agnes de Lastic St. Jal.
„ Esther Sarah Burnes.
1863 Harriet Hoare.
1865 Louisa Rosamond Lechmere.
1867 Elisabeth Hawkins.
„ Caroline Amelia Leigh.
„ Catharina Porter.

VII. Gnaden-Ritter.

1848 Oberstlieutenant Charles Archibald MacAlester.
„ Oberst Claudius Shaw.
1857 William Beattie.
„ Lieutenant Dalhousie Holmes Burnes.
„ William Alexander Laurie.
„ William Pringle.
„ Oberstlieutenant George Washington Gibson.
„ James Copland.
„ Luigi Bella, Archiv-Oberintendant auf Malta.
„ Rev. Gustavus Augustus Warner.
1858 Rev. William Ifin.
„ Lieutenant Holland Ward Holmes Burnes.
„ Lieutenant Hamilton Farquhar Holmes Burnes.
„ William Nichols Clay.
1859 Alexander Bell.
„ Warren Hastings Ryland.

1860 Richard Clay, Lieutenant im 78. Hochländer-Regiment.
„ Oberstlieutenant Ermatinger.
1864 Charles Ratcliff.
1867 Richard Woof.

VIII. Ehren-Ritter.

1) Großkreuze.

1855 General Flores, früherer Präsident von Ecuador.
„ General Duca Luigi Riario-Sforza.
„ General Stagg.
1858 General Ulrich Baron de Salis-Soglio.
1865 Frederico Lancia, Duca di Brolo.

2) Commendatoren.

1847 Theophil Anton Wilhelm Graf v. Wisbecq, Neffe und Erbe des 69. Großmeisters.
„ Carl Georg Alexander Baron v. Bülow.
„ Baron Metternich.
1858 William Winthrop, Consul auf Malta.
„ Oberst John Heard.
„ Oberst John Winthrop.
1864 Jean, Comte de Bustelli-Foscolo.

3) Ritter.

1861 Louis, Vicomte de Lastic St. Jal.
1864 Octave Delepierre, belgischer Consul.

IX. Donaten.

1862 Robert Phillips, Juwelier.

X. Dienende Brüder.

1867 Charles Hilton.

Eine genaue Durchsicht dieser Statuten hat, im Gegensatz zu unsrer ursprünglichen Meinung, die Ansicht bei uns festgestellt, daß wir es hier — wie bei unserer Balley Brandenburg — mit einer protestantischen Wiederaufrichtung des Ordens zu thun haben. Einige Namen der Ritter und Würdenträger (wie beispielsweise Vicomte de Lastic, St. Jal, Baron Salis-Soglio, Duc de Brolo, General Flores, Ewen Macpherson, Sir Charles O'Donnell u. a. m.) haben zwar einen katholischen Klang, das mehrmalige Recurriren aber auf die Balley Brandenburg, das Verheirathetsein der Ritter und Capläne, wie auch der ganze Inhalt der Anmerkung (S. 308) scheinen uns nichtsdestoweniger den Beweis zu führen, daß wir es innerhalb der wiedererstandenen englischen Zunge nicht mit katholischen, sondern mit evangelischen Johanniter-Rittern zu thun haben.

Wir würden uns freuen, von competenter Seite Bestimmteres und Eingehenderes darüber und über die bisherige Thätigkeit der englischen Zunge in Erfahrung bringen zu können.

Ernest Graf zu Mansfeld.

Historische Darstellung von Ludwig Grafen Uetterodt, zu Scharffenberg. Gotha, F. A. Perthes. 1867.

Der Herr Verfasser, seit einer Reihe von Jahren mit historischen Special-Forschungen beschäftigt, bietet uns hier, als Resultat seiner Studien, eine neue höchst werthvolle Arbeit. Seiner 1862 erschienenen trefflichen Monographie „Graf Günther von Schwarzburg"*) folgt nur diese umfangreichere, 47 Bogen starke historische Darstellung: Graf Mansfeld. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die eine Arbeit wie von selber zur anderen hinübergeleitet hat. Das Durchforschen von Archiven, je ernster und mußevoller es geschieht, pflegt zu Entdeckungen zu führen, die oft in wenig oder gar keiner Beziehung zu dem stehen, was erforscht werden sollte. Man sucht und man findet; häufig nicht das, was man suchte, aber ein Anderes, oft Wichtigeres, als das, auf das man ursprünglich aus war. So mag es auch hier gewesen sein. Jedenfalls kamen der Arbeit beim Durchforschen von Archiven Briefe und Actenstücke zu gute, in die Einblick zu nehmen bis dahin noch keinem Darsteller jener Epoche vergönnt war. Wir zählen dahin, außer Originalbriefen Mansfelds selbst, eine Anzahl Tillyscher Handschreiben, die von dem Herrn Verfasser im Haupt-Staatsarchive zu Dresden aufgefunden wurden. Neben der Liebe und Gewissenhaftigkeit, die auf jeder Seite erkennbar sind, werden speciell auch diese Actenstücke (die wir in einem Anhange beigefügt finden) dem Buche einen dauernden Werth verleihen. Dieser kann dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß der Herr Verfasser in lebhafterer Weise seine Sympathieen mit Graf Mansfeld äußert, als das bisher, selbst von protestantischen Schriftstellern, in der Regel zu geschehen pflegte. Wen man zu seinem Helden macht, den liebt man nicht nur vorweg, sondern gewinnt ihn auch, in dem intimen geistigen Zusammenleben mit ihm, immer lieber. Dies ist das Natürliche, und der Leser wünscht es so, auch wenn er Abzüge macht.

Das Erscheinen solcher Special-Geschichtswerke aber heißen wir um der Zeit, wie um der Wissenschaft willen hoch willkommen.

*) Der Erlös dieser Schrift (Günther Graf von Schwarzburg, erwählter deutscher König. Leipzig. T. O. Weigel. 1862) wurde durch den Herrn Verf. zum Besten des Johanniter-Ordens bestimmt. Auch die Erträge aus dem uns heute vorliegenden Buche (Ernest von Mansfeld) sollen einem gleichen Zwecke dienen, worauf wir alle Mitglieder des Ordens noch besonders aufmerksam gemacht haben möchten.

An Stelle des am 15. November d. J. zu Prag im Alter von 84 Jahren verstorbenen Großpriors von Böhmen und Großkreuzes des Johanniter-Malteser-Ordens Grafen Franz von Khevenhüller-Metsch, Kaiserlich Oesterreichischer General-Feldzeugmeister, Inhaber des Oesterr. Infanterie-Regiments Nr. 35, Geheimer Rath &c., ist am 2. d. Mts. in Wien der bisherige Gesandte des genannten Ordens am Oesterr. Hofe, Bailli Graf Franz von Kolowrat-Krakowsky, Kaiserlich Oesterr. Geheimer Rath und Kämmerer, zum Großprior im Böhmischen Großpriorate erwählt worden.

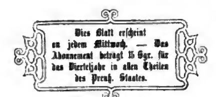
Die am 5. v. M. zur Uebernahme des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien von Kaiserswerth abgereisten 2 Diakonissen mit einem Wärter sind am 23. v. M. wohlbehalten dort angelangt. Nach der aus Beirut hier eingegangenen, vom 27. November datirten Nachricht hoffte man bis zum 2. d. M. in der Lage zu sein, die Anstalt, die seit dem Rücktritt der Brüder aus dem „Rauhen Hause", welche bis 1. Juli c. als Pfleger in derselben fungirt haben, leer gestanden hat, wieder zur Aufnahme von Kranken eröffnen zu können.

Zwei Diakonissen, von denen die eine mit der Leitung des Hauses betraut werden soll, werden von Jerusalem in Beirut erwartet.

Des Weihnachtsfestes wegen wird die nächste Nummer dieses Blattes schon am Dienstag, den 24. d., ausgegeben werden.

Expedition: Potsdamer Straße 134 c. Druck und Verlag von F. Heinicke in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



Alle Postanstalten
des In- und Auslandes nehmen
Bestellungen an, für Berlin das
Büreau des Johanniter-Ordens,
Potsdamer Straße 134c.

Wochenblatt

der





Balley Brandenburg.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von C. Herrlich in Berlin.

Nr. 52. Berlin, den 24. December 1867. **Nr. 52.**

Heinrich Ludwig Graf zu Lynar, Ehrenritter seit 1817, † zu Lübben 14. December 1867.

Friedrich Reinhard Freiherr von Röder, Königl. Württembergischer General-Lieutenant a. D., Ehrenritter seit 1832, † zu Ludwigsburg 15. December 1867.

Die Arbeitnachweisungsanstalt zu Hamburg.

Ehe wir auf die Wirksamkeit der genannten Anstalt, die seit fast 20 Jahren mit großem Segen hier thätig gewesen ist, näher eingehen, dürfte es angemessen sein, einen Blick auf die Zweckmäßigkeit solcher Anstalten im Allgemeinen zu werfen, die es gewiß verdienen, in erster Reihe unter die Wohlthätigkeitsanstalten unserer Zeit gezählt zu werden.

Das Capital des Vermögenslosen besteht in seinen Kräften; ihm behülflich sein, diese zu verwerthen, das ist gewiß ein so schönes und lohnendes Unternehmen, daß man es dreist jeder Versorgungs- und Verpflegungs-Anstalt an die Seite stellen darf. Wie edel und über alles Lob erhaben es ist, an Kranken und Altersschwachen, an Waisen und Arbeitsunfähigen ein Werk christlicher Barmherzigkeit zu üben, das bedarf keines besonderen Nachweises; nehmen diese durch ihre Leiden und ihre Hilflosigkeit doch unwillkürlich unser Erbarmen in Anspruch — allein wie wichtig und richtig es ist, den Gesunden und Arbeitsfähigen eine hilfreiche Hand zu bieten, um sie vor Mangel und Verarmung zu schützen, das ist eine Sache, die außer ihrer schönen und edlen Seite auch eine von großer, socialer Bedeutung hat.

Der Zweck dieser Anstalten ist nämlich der, den arbeitenden Klassen, welche darauf angewiesen sind, Arbeit zu suchen, durch unentgeltliche Vermittlung zwischen Arbeitgebern und Arbeitsuchenden zur Erlangung derselben behilflich zu sein. — Nur das Gesinde ist davon ausgeschlossen, da es nicht in der Absicht dieser Anstalten liegen kann, den Miethscomtoiren Concurrenz zu machen. Auf der andern Seite bieten diese Institute den Arbeitgebern die große Annehmlichkeit, ihnen zu jeder Zeit gut empfohlene und erprobte Arbeitskräfte zuzuführen. Daher ist eine solche Arbeitnachweisungsanstalt, namentlich in großen Städten, wo es oft so schwer hält, für den Arbeiter die gewünschte Arbeit, für den Arbeitgeber den zuverlässigen Arbeiter zu finden — um ihrer Gemeinnützigkeit willen von großer Bedeutung. Geschäftsleute begreifen leicht, wie angenehm und vortheilhaft es ist, durch einen Gang nach dem Bureau der Anstalt für eintretende zufällige oder dauernde Arbeit die erforderlichen Kräfte erlangen zu können, und zwar von bester Qualität; und die Hausfrau wird es nicht minder wohlthätig empfinden, wenn es gilt, eine gute Näherin, Wäscherin, Wärterin oder für irgend welche sonstige häusliche Arbeit eine geeignete Person zu finden, sich diese auf eine so bequeme und einfache Weise verschaffen zu können.

Wie oft sollte diese oder jene Arbeit im Hause, im Hofe, im Garten, oder an der Straße nothwendig gethan werden — aber sie unterbleibt, weil man nicht weiß, wo man augenblicklich die geeignete und nicht ungebührlichen Lohn fordernde Person auftreiben könnte. — Und doch würde am Abend vielleicht eine Familie weniger hungrig das Lager gesucht haben, wenn dem Vater oder der Mutter die unbesorgt gebliebene Arbeit wäre nachgewiesen worden.

Dieß führt schon auf den unverkennbaren Nutzen einer solchen Anstalt für die arbeitende Klasse; denn daß die Einwendung: ein tüchtiger Arbeiter findet überall Arbeit — nicht allemal stichhaltig ist, das beweisen die massenhaften Nachfragen nach Arbeit, von denen die Listen der Hamburger Arbeitsnachweisungsanstalt ein redendes Zeugniß ablegen.

Und während sie den Arbeitgebern auf der einen Seite zunächst besonders Bequemlichkeit und Garantie darbietet, gewährt sie den Arbeitern außer dem vermehrten Angebot von Arbeit die Vortheile, daß sie einmal nur geringe Zeit auf Arbeitsuchen zu verwenden brauchen; daß sie ferner durch Aufnahme in das Register der Anstalt sich der nachdrücklichsten Empfehlung erfreuen, und daß sie endlich ohne irgend welche Kosten Arbeit finden können, ein Vortheil, der zumal in großen Städten, wo außer dem notorischen Schwindel, den die bezahlten Arbeitnachweisungscommissionäre häufig treiben, eine nicht unerhebliche Summe für das Eintragen in die Register (Listen) gezahlt, und nach erlangter Stelle noch

eine bedeutende Gratification des zu erwartenden Gehaltes gefordert wird.

Wer die Klagen vieler fleißiger und brauchbarer Arbeiter über Mangel an Beschäftigung aus Erfahrung kennt, der muß davon überzeugt sein, daß eine Arbeitnachweisungsanstalt, wie sie hier in Hamburg besteht, für Manchen ein schützender Damm gegen hereinbrechende, unverschuldete Armuth ist; wie groß daher ihr praktischer Nutzen auch in socialer Beziehung sein muß, das dürfte bei näherer Betrachtung jedem Denkenden von selber einleuchten.

Wer von der genannten Anstalt angenommen und empfohlen zu werden wünscht, der meldet sich auf dem ungefähr im Mittelpunkte der Stadt gelegenen Bureau derselben, das mit Ausnahme der Sonn- und Festtage täglich von Morgens 8 bis Abends 7 Uhr geöffnet ist, um Arbeitsbestellungen entgegen zu nehmen. Für die Arbeitsuchenden sind an 3 bestimmten Tagen der Woche die Morgenstunden von 8—9 Uhr festgesetzt; da die Vorstandsmitglieder es übernommen haben, persönlich abwechselnd während dieser Zeit die Anmeldungen der Arbeiter und Arbeiterinnen entgegen zu nehmen. Der oder die Betreffende haben bei dieser Gelegenheit ihre Zeugnisse oder sonstigen Beziehungen dem Vorstandsmitgliede mitzutheilen, so wie über ihre Herkunft, Alter, Geschäft, Wohnung, Größe der Familie rc. die genaueste Auskunft zu geben, was alsdann von dem betreffenden Herrn auf den gedruckten Anmeldungsbogen aufgezeichnet wird, und zwar möglichst genau und ausführlich, worauf dem Meldenden bedeutet wird, daß Erkundigungen über ihn eingezogen werden sollen, von deren Resultat es abhängig sei, ob die Anstalt ihn berücksichtigen könne oder nicht.

Die Vorstandsmitglieder, die sich dieser Thätigkeit auf drei Jahre freiwillig unterzogen haben, bemühen sich darauf in den nächsten Tagen, sowohl bei den Personen, auf welche die Arbeiter sich etwa bezogen haben, als auch, zumal wenn Erstere ihnen nicht genügend erscheinen sollten, so viel möglich anderweitige Erkundigungen über den Charakter und die Fähigkeiten des Betreffenden einzuziehen. In der Regel pflegen sie auch die Arbeitsuchenden in ihren Wohnungen aufzusuchen, theils um sich von der Wahrheit der gemachten Angaben zu überzeugen, theils um aus dem ganzen Zuschnitt des häuslichen Lebens sich ein maßgebendes Urtheil bilden zu können.

Bei den Erkundigungen wird die äußerste Sorgfalt angewandt, trotz der großen Mühwaltung, die meistens zur Erlangung derselben erforderlich ist, da es ja nur dadurch der Anstalt möglich wird, ihre Aufgabe zu lösen, nämlich: möglichst vielen empfehlenswerthen, arbeitsuchenden Personen zu festem oder zeitweiligem Broterwerbe zu verhelfen. Das Resultat dieser Erkundigungen wird nun von dem betreffenden Vorstandsmitgliede möglichst genau und ausführlich auf den Anmeldungsbogen bemerkt und diese alsdann dem Controlleur der Anstalt eingehändigt. Dieser, der Controlleur nämlich, wird allmonatlich von den Mitgliedern des Vorstandes aus ihrer Mitte gewählt, und er hat die Verpflichtung, die eingezogenen Erkundigungen und die in Folge derselben erlangte Auskunft über die Arbeitsuchenden zu prüfen und darnach über die Aufnahme des Betreffenden zu entscheiden. Im günstigen Fall versieht er nach sorgfältiger Prüfung jetzt die Anmeldebogen mit der Bemerkung „aufgenommen“, die ihm nicht zur Aufnahme geeignet erscheinen, mit der entgegengesetzten Bemerkung; diese Bogen werden alsdann dem Präses des Vorstandes zugesandt, und nach erfolgter Genehmigung desselben wird der Arbeitsuchende in das Journal der Anstalt eingetragen.

Bei etwaiger Meinungsverschiedenheit zwischen Controlleur und Vorsteher oder dem Präses darüber, ob die Aufnahme eines Arbeitsuchenden stattfinden könne, bleibt der fragliche Fall in suspenso, bis er in der nächsten monatlich stattfindenden Versammlung sämmtlichen Herren des Vorstandes zur Entscheidung vorgelegt worden ist.

Dem von der Anstalt angenommenen Arbeiter wird bei seinem Wiedererscheinen, das 8 Tage nach der Meldung stattzufinden hat, eine Aufnahmekarte eingehändigt, auf der der Name, unter welchem er in das Journal eingetragen, so wie das Datum der Ausfertigung angemerkt ist, und diese Karte dient dem Inhaber bei seinen späteren Anfragen als Legitimation dem Buchhalter gegenüber, der sich während des ganzen Tages zu diesem Zweck auf dem Bureau aufzuhalten hat. Demjenigen, dessen Aufnahme beanstandet worden, wird mit möglichster Schonung die Erklärung gegeben, daß die über ihn eingezogene Auskunft nicht genügend sei. — Kann dem Arbeitsuchenden nun nicht sofort die gewünschte Beschäftigung zugewiesen werden, so hat er sich von Zeit zu Zeit im Büreau zu melden, damit man weiß, daß es ihm noch um eine Nachweisung zu thun sei.

Was nun die Bestellungen auf Arbeit betrifft, so werden diese schriftlich oder mündlich vom Buchhalter entgegengenommen und in ein Journal eingetragen; doch sucht man außer auf diesem directen Wege auch vermittelst der in den Localblättern veröffentlichten Annoncen den Arbeitsuchenden passende Stellen zu verschaffen; findet sich für diese oder jene Annonce im Journale eine geeignete Persönlichkeit verzeichnet, so wird diese durch den Boten der Anstalt sofort ins Büreau gerufen und alsdann mit einem Scheine versehen zu dem betreffenden Arbeitgeber gesandt.

Auf diesem Scheine sind die Bedingungen verzeichnet, denen der Arbeiter sich unterwerfen muß, wenn er die Empfehlung der Anstalt in Anspruch nehmen will. Er muß vor allem geloben, sich ehrlich, fleißig, dienstfertig und ordentlich zu betragen; ohne Erlaubniß seine Arbeit nicht verlassen zu wollen und nach vollbrachter Arbeit sich von der betreffenden Herrschaft ein Zeugniß ausstellen zu lassen. — Wenn ein Arbeiter zu Klagen Veranlassung giebt, so ist der Buchhalter verpflichtet dem Präses hiervon Anzeige zu machen, worauf der betreffende Arbeiter aufs Büreau citirt wird, um anzuführen, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen hat. Im Fall einer geringeren Vernachlässigung oder dergl. wird er den Umständen nach mit einer Verwarnung entlassen, in einem schwereren Falle jedoch von der Anstalt ausgeschlossen und ihm seine Karte sofort genommen. Wie sehr diese Controle, der sich jeder Arbeitsuchende zu unterwerfen hat, zur sittlichen Hebung der arbeitenden Klassen beitragen muß, ist begreiflich, und ist der heilsame Einfluß, den die Arbeitnachweisungsanstalt in dieser Hinsicht ausübt, gewiß nicht hoch genug in Anschlag zu bringen.

Zur Annehmlichkeit, oder besser gesagt, von besonderem Nutzen für das Publicum ist die Einrichtung, daß während der Nacht eine Liste zuverlässiger Wärterinnen nebst genauer Angabe ihrer Adresse auf dem Stadthause ausgelegt ist, so daß es zu jeder Stunde der Nacht möglich ist, sich im Nothfalle die gewünschte Persönlichkeit zu verschaffen. Wie wichtig und nützlich diese Einrichtung in Krankheitsfällen ist, zumal in einer großen Stadt, wo es in der Regel so schwer hält zuverlässige Personen zu finden, das bedarf gewiß keines besonderen Nachweises.

Um das Publicum auf die Wirksamkeit der Anstalt fortwährend aufmerksam zu machen, werden von Zeit zu Zeit Aufforderungen sowohl an Arbeitgeber, als auch in geeigneten Fällen an gesuchtwerdende Arbeiter in den Localblättern der Stadt erlassen, wodurch sich das allgemeine Interesse für die Anstalt stets rege erhält. — Damit die Geschäfte des Büreaus zu jeder Zeit ihren geregelten Fortgang nehmen, und das besoldete Personal unter gehöriger Aufsicht stehe, haben außer dem Präses, der die oberste Aufsicht zu führen hat, sämmtliche Vorstandsmitglieder es sich zur Pflicht gemacht, das Büreau zu verschiedenen Tageszeiten zu besuchen; sie lassen sich bei dieser Gelegenheit von allem Vorgefallenen Bericht erstatten, und was an etwaigen Wünschen, Anträgen u. dergl. zu ihren Ohren kömmt, wird in der nächsten monatlichen Sitzung zur Besprechung mitgetheilt.

Was nun den Vorstand der Anstalt angeht, so besteht dieser aus zwölf auf drei Jahre erwählten Personen, von denen der dritte Theil alljährlich ausscheidet, um durch andere ersetzt zu werden. Durch diese Einrichtung wird der Wechsel für die Anstalt natürlich weniger fühlbar, da die alten, den jedesmaligen Stamm bildenden Mitglieder die Neueintretenden über die Thätigkeit der Anstalt und die Personalien der bereits registrirten Arbeiter leicht zu orientiren vermögen. — Der neuergänzte Vorstand wählt in seiner ersten Sitzung aus seiner Mitte und zwar für die Dauer des laufenden Jahres einen Präses, einen Vicepräses, einen Cassaführer und einen Protocollführer.

Obwohl alle diese Herren der Anstalt ihre Kräfte gratis widmen, erfordert doch das ganze Institut zum Salair für die besoldeten Personen, so wie an Bureau- und Insertionskosten keine unerhebliche Kosten, und werden diese größtentheils aus den jährlichen freiwilligen Beiträgen bestritten; außerdem haben ein Theil patriotischer Männer namhafte Summen zum Besten der Anstalt belegt, deren Zinsen derselben zu Gute kommen. Dem letzten Jahresberichte zufolge hatte man über einen Reservefond von 2500 Mark (1000 Thaler) zu verfügen, während die durch freiwillige Beiträge &c. gesammelte Summe sich auf 2317 Mark 12 Sch. (circa 927 Thaler) belief.

Was nun die Wirksamkeit der Anstalt betrifft, d. h. so weit sich diese durch Zahlen constatiren läßt, so hatten sich im verflossenen Jahre 336 männliche, 274 weibliche, zusammen also 610 Personen gemeldet, von denen indeß nur 536 als zur Aufnahme geeignet in das Journal der Anstalt eingetragen wurden. Da ein Theil von diesen indeß im Laufe des Jahres durch anderweitige Vermittelung Arbeit gefunden, blieben nur 415 zurück, von denen 270 durch Vermittelung der Anstalt Beschäftigung fanden; die männlichen theils als Lohndiener, Boten, Krankenwärter, Fabrikarbeiter &c., die weiblichen als Haushälterinnen, Kinderfrauen, Plätterinnen, Putzarbeiterinnen u. dgl.

Bestellungen auf Arbeitsuchende gingen ein: 560 auf männliche, 4331 auf weibliche Personen, zusammen 4891; diese große Menge an Bestellungen zeugt jedenfalls von dem lebhaften Interesse, dessen die Anstalt sich von Seiten des Publicums erfreut. Ausgeführt wurden übrigens nur 4424 dieser Bestellungen; beschäftigt wurden aber im Ganzen 4589 Personen. Allerdings fand nur der kleinste Theil feste Anstellungen, allein alle die Uebrigen fanden zeitweilige Beschäftigung von längerer oder kürzerer Dauer, wobei noch zu bemerken ist, daß viele derselben, nachdem sie einmal durch die Empfehlung der Anstalt bei Arbeitgebern eingeführt waren, von diesen weiter empfohlen wurden und somit die Vermittelung der Anstalt nicht weiter in Anspruch zu nehmen genöthigt waren. Die 467 nicht ausgeführten Bestellungen blieben unberücksichtigt, weil die verlangten Arbeiter oder Arbeiterinnen entweder nicht vorhanden oder zur Zeit nicht frei waren.

Ueber die Gesammtwirksamkeit der Anstalt während der fast zwanzigjährigen Dauer ihres Bestehens ergeben die Journale folgendes Resultat.

Von 1848 bis Ultimo 1866 wurden an Arbeitsuchenden aufgenommen 6530 Männer und 5720 Frauen, zusammen also 12,250 Personen. Bestellungen auf Arbeitsuchende gingen im nämlichen Zeitraum ein: 74,634, und beschäftigt wurden dadurch im Ganzen 72,016 Personen. Feste Anstellungen erhielten 4839 Männer, 1789 Frauen, zusammen 6628 Personen.

Auch in Altona hat sich gegenwärtig eine Anzahl wohldenkender Männer zusammengethan, um eine ähnliche Anstalt ins Leben zu rufen, und sobald durch einen Aufruf an die allgemeine Mildthätigkeit der Bewohner die erforderlichen Mittel beschafft sind, wird die Eröffnung der Anstalt stattfinden. Die Statuten derselben sind im Wesentlichen die nämlichen, wie die der Hamburger Arbeit-Nachweisungsanstalt; jedoch hat man eine Bestimmung derselben für Altona geändert, und zwar zum Besten der Fremden, die sich am Orte ansiedeln wollen oder schon angesiedelt haben. Während man in Hamburg nämlich an dem Princip festhält, die Fürsorge der Anstalt zunächst nur eingeborenen Hamburgern zu Gute kommen zu lassen und Auswärtige erst dann zu berücksichtigen, wenn sie schon längere Zeit dort ansässig gewesen, will der Vorstand der Altonaer Arbeit-Nachweisungsanstalt fremde Arbeitskräfte von seiner Fürsorge keineswegs ausschließen, da die Erfahrung lehrt, daß diese oft nach größeren Städten übersiedeln, um dort ein weiteres Feld für ihre Thätigkeit zu finden, oder daß sie ihre Heimath verlassen haben um mißlicher Verhältnisse willen, die sie dem sichern Ruin entgegenführten, während sie an einem andern Orte mit frischem Muthe und verdoppelten Kräften sich auf's Neue einen Erwerb zu erringen trachten. Und solchen Leuten zu ihrem Fortkommen behilflich zu sein, ist gewiß eine ebenso edle wie lohnende Aufgabe der Arbeit-Nachweisungsanstalt.

Mit wie großer Mühwaltung und Zeitopfern die Gründung und Leitung einer solchen Anstalt für die Vor-

standsmitglieder verbunden ist, da es gilt, über jeden einzelnen Arbeitsuchenden genaue und ausführliche Erkundigungen einzuziehen, das wird Jeder, der die Weitläufigkeit großer Städte und die Umständlichkeit solcher Nachforschungen kennt, leicht ermessen. Auch ist zweifelsohne ein gut Theil Menschenkenntniß und praktische Lebenserfahrung erforderlich, um der Aufgabe gewachsen zu sein; vor allen Dingen aber gehört ein weites, für das Wohl seiner Nebenmenschen warm schlagendes Herz dazu, um sich der Mühe und Arbeit eines solchen Unternehmens freiwillig zu unterziehen und in der Ausführung desselben nicht zu ermüden. Im Laufe der Jahre verringert sich allerdings die anfangs fast überwältigend groß erscheinende Aufgabe, so wie nämlich der Geschäftsgang geregelt und sobald die Erkundigungen nach den im Lauf des ersten Jahres sich meldenden Arbeitsuchenden eingezogen und gebucht sind und die Vorsteher den Stamm derselben nach und nach kennen zu lernen Gelegenheit gehabt haben; allein es bleibt stets ein ebenso anerkennenswerthes wie uneigennütziges Unternehmen, das überall, und namentlich in großen Städten, nachgeahmt zu werden verdiente. D. Christiani.

Neue Einrichtungen für den Transport Schwerverwundeter auf Eisenbahnen.

Auf Veranlassung des Herrn Handelsministers sind die in Berlin von der dortigen Actien-Gesellschaft für Eisenbahnbedarf für die Hannoversche Eisenbahn neu erbauten Eisenbahnwaggons IV. Klasse (Stehplätze) mit sehr zweckmäßigen Einrichtungen, im Wesentlichen nach amerikanischem Muster, versehen worden, mittels welcher in jedem Waggon 12 Schwerverwundete, auf Bahren liegend, die in Gummiringen, je 2 übereinander, aufgehängt sind, in schonendster Weise transportirt werden können. Bei gedachten Waggons sind nämlich die Eingänge von den Seiten nach den Kopfwänden verlegt und durch Anbringen einer Flügelthür breiter als gewöhnlich gemacht worden; vor denselben befinden sich Plateformen. Im Innern des Waggons sind ferner zu beiden Seiten des frei bleibenden Mittelganges, ebenso wie in den viel längeren amerikanischen, zum Verwundeten-Transport hergerichteten Eisenbahn-Waggons, hölzerne, vom Boden nach der Decke gehende, vierkantige Pfeiler angebracht, welche mit den ihnen gegenüber gelegenen, zur Wand des Waggons gehörenden Pfeilern durch je eine Eisenstange verbunden sind; die auf jeder Seite vorhandenen 4 Pfeiler stellen 3, der Länge der aufzuhängenden Bahren (8′ 9″) entsprechende Abtheilungen zwischen sich her. An jedem Pfeiler, und zwar an den einander zugewendeten Seiten eines jeden derselben, befinden sich starke eiserne, mit Leder überzogene Haken (je 4 an jedem der Mittelpfeiler, je 2 an den Kopfwandpfeilern), von denen die unteren, für die unteren Bahren bestimmt, sich nur in geringer Höhe über dem Fußboden, die oberen beiläufig 4 Fuß über letzterem sich befinden. An den Mittelpfeilern sind je 2 obere und je 2 untere Haken, damit die mit ihren Enden benachbarten Bahren unter einander nicht in Collision gerathen, in der Entfernung von einigen Zollen über einander angebracht. Die Aufhängung der gewöhnlichen, für den Feldgebrauch bestimmten, in der Preußischen Armee reglementsmäßigen, mit kurzen eisernen Füßen versehenen Bahren, die theils als Tragebahren, theils auf Räder gesetzt, als Fahrbahren benutzt werden können, findet mit Hilfe von Gummiringen an den Haken statt, jedoch in einer Weise, welche von der in Amerika gebräuchlichen etwas verschieden ist. Während nämlich die amerikanischen Gummiringe länglich oval sind und zu unmittelbarer Aufhängung benutzt werden, sind die hier benutzten Gummiringe viel kleiner, von kaum 4 Zoll Durchmesser, kreisrund, mit einer Lichtung, durch welche die Tragestangen der Bahre kaum hindurchgehen würden. Es sind deshalb in die Ringe Lederschlaufen von reichlich 4 Zoll Länge eingehängt, welche zu unmittelbarer Aufnahme der Bahren dienen. Durch diese Anordnung werden sich wahrscheinlich die bei den amerikanischen Ringen, in Folge der allmählich eintretenden Dehnung, beträchtlichen Seitenschwankungen der Bahren besser vermeiden lassen. An den Kopfwänden des Waggons werden, der Höhe jeder Bahre entsprechend, zwei Gummipolster angebracht, um etwaige Stöße der Enden der Bahre gegen die Wand zu pariren. Nach Aufhängung der 12 Bahren an den Seitenwänden bleibt noch ein (3′ 3″) breiter Gang in der Mitte der ganzen Länge des Waggons übrig, auf welchem die Communication des ärztlichen und Wärter-Personals mit den Verwundeten sehr bequem ist, während der Uebergang von einem Wagen auf den anderen durch eiserne Klappbrücken zwischen den Plateformen ermöglicht ist. Das Einladen der Verwundeten findet statt, indem die Wagen auf eine geringe Entfernung von einander geschoben werden; es ist aber auch bei rangirtem Zuge möglich, indem der in allen Wagen freie Mittelgang den Transport eines Verwundeten von einem Ende des Zuges zum anderen gestattet. Zu erwähnen ist noch, daß die Ventilation in den Waggons eine sehr ausgiebige ist, indem außer den gewöhnlichen großen, beliebig weit zu öffnenden und zur Vermeidung von Beschädigung der Liegenden innen mit einem starken Eisengitter versehenen Fenstern, noch 3 verschließbare Ventilatoren in der Wagendecke und deren 8 an den 4 Wänden des Waggons nahe der Decke angebracht sind. — Die gedachten Einrichtungen bleiben in den Wagen auch in Friedenszeiten, nur werden die Haken durch Bretter, welche die entsprechenden Pfeiler unter einander verbinden und den Passagieren zum Anlehnen dienen, maskirt. — Dem Vernehmen nach haben bei den damit angestellten praktischen Versuchen die so ausgerüsteten Wagen allen Erwartungen, bezüglich der Leichtigkeit des Ein- und Ausladens und der Sanftheit der Bewegungen, entsprochen; auch sollen sämmtliche Eisenbahnen bei Neubeschaffungen von Waggons IV. Klasse zur Anbringung ähnlicher Einrichtungen verpflichtet worden sein. — In derselben Fabrik werden, um die Güterwagen, welche in Kriegszeiten bekanntlich zum Massen-Transport von Mannschaften und Pferden benutzt werden, auch für den Verwundeten-Transport besser als bisher verwenden zu können, in Nachahmung einer von Fischer in Heidelberg bereits getroffenen ähnlichen Einrichtung, die beim Pferdetransport angewendeten Flankirbäume und die in die Wand des Wagens eingelassenen Ringe in der Art benutzt, daß die ersteren an letzteren mit Hilfe von

Gummiringen und Lederschlaufen von einer Seite des Wagens zur anderen als Schwebebäume aufgehängt und auf je zweien derselben drei gewöhnliche Feldbahren gelegt werden, so daß bei Benutzung des vorderen und hinteren Theiles des Güterwagens und Freilassung des mittleren Raumes, in welchem sich die breiten Schiebethüren befinden, durch Verwenden von zwei Paaren von Schwebebäumen über einander ebenfalls zwölf Verwundete in einem und demselben Waggon in der schonendsten Weise fortgeschafft werden können. Die Vorzüge vor der gleichen Fischer'schen Einrichtung bestehen in der Benutzung der schon für andere Zwecke vorhandenen Bäume und Ringe, so wie der gewöhnlichen Feldbahren, der Anwendung von Gummiringen, welche nebst den Lederschlaufen allein für den vorliegenden Zweck neu zu beschaffen sind, während bei Fischer sowohl die Bäume und die mit Lederriemen an denselben befestigten Haken, als die auf die Bäume zu legenden Bahren besonders zu diesem Zwecke construirt sind. — Wir werden in Kurzem in einem großen chromolithographischen Abbildungswerke diese und andere Transportmittel und weitere auf die Krankenpflege im Felde bezügliche Gegenstände, namentlich solche, welche auf der Pariser internationalen Ausstellung der Hilfs-Vereine sich befanden, dem dafür sich interessirenden Publicum in schönen Abbildungen vorzuführen Gelegenheit haben. (Kriegerheil.)

Ueber die Gründung einer Diakonissen-Anstalt in Altona.

Schon seit etlichen Jahren bestehen zwei Kinderhospitäler in Altona, die einzig durch freiwillige Beiträge und milde Gaben gegründet worden sind und unterhalten werden. Das eine derselben besitzt bereits ein eigenes Haus, in welchem trotz seines nicht eben großen Umfanges doch schon eine Menge hilfsbedürftiger Kinder der ärmeren Stände Pflege und Heilung gefunden haben. In Ermangelung einheimischer, zu diesem Liebesdienst herangebildeter Krankenpflegerinnen hat man sich an die Dresdener Diakonissenanstalt mit der Bitte gewandt, die zur Leitung und Einrichtung des Krankenhauses erforderlichen Kräfte hersenden zu wollen, und in Folge dessen mehrere Schwestern aus jener Anstalt bisher in dem Altonaer Kinderhospitale thätig gewesen sind.

Jetzt trägt man sich indeß mit dem Plan, ein eigenes Diakonissenhaus zu gründen, und verfolgt man zur Erreichung dieses Zweckes einen von der Stiftung anderer Diakonissenanstalten abweichenden, aber um seiner Einfachheit willen gewiß praktisch zu nennenden Plan, da derselbe, an gegebene Mittel anknüpfend, erst nach und nach eine größere Selbständigkeit anstreben wird.

Ein vorläufig für die Anstalt zu miethendes Local wird die Heimath der anzulernenden Krankenpflegerinnen bilden. Hier haben sie sich allen häuslichen Arbeiten in der Anstalt und für dieselbe zu unterziehen, während sie unter Leitung der Oberin täglich in bestimmten Tagesstunden in dem städtischen Krankenhause die ihnen dort angewiesene Pflege der Kranken zu verrichten haben. Die Commission des Altonaer städtischen Krankenhauses hat nämlich im Einvernehmen mit den beiden Oberärzten desselben eine völlig abgesonderte Abtheilung weiblicher Kranken zur Verfügung gestellt, damit diejenigen, die sich in Folge eines von den Stiftern der zu gründenden Diakonissenanstalt erlassenen Aufrufes zum Eintritt in dieselbe melden werden, hier die Krankenpflege unentgeltlich erlernen können.

Im Allgemeinen ist es der Wunsch, Jungfrauen und Wittwen aus gebildeten Kreisen in die Anstalt aufzunehmen; jedoch sollen auch einfachere Mädchen, die in sich den Beruf fühlen, ihren leidenden Mitmenschen zu dienen, nicht ausgeschlossen sein. Diejenige, welche als Pflegerin in die Anstalt aufgenommen wird, hat sich zunächst einer Probezeit von 4 bis 6 Wochen zu unterziehen, in welcher es sich zeigen wird, ob sie Geschick und Selbstverleugnung genug besitzt, um ihre nicht leichte Aufgabe zu lösen.

Hat sie nach dem Urtheil des Vorstandes der Anstalt und der Oberin diese Probezeit wohl bestanden, so verpflichtet sie sich, wenigstens einen Cursus von zwei Jahren durchzumachen, bevor sie als wohlgeschulte Krankenpflegerin aus der Anstalt entlassen werden kann. Nach Verlauf dieser zwei Jahre steht es ihr indeß völlig frei, in der Anstalt zu bleiben oder aus derselben auszuscheiden. Die Pflegerinnen bringen ihre eigene Garderobe mit, welche einfach und ihrem Berufe angemessen sein muß; eine bestimmte Tracht wird ihnen vorläufig nicht vorgeschrieben, nur müssen sie selbstverständlich allen unnützen Putz und alles Auffallende in ihrer Kleidung vermeiden.

Sie erhalten außer freier Station im ersten Jahre ein kleines Taschengeld von einem Thaler monatlich, welches im zweiten Jahre oder später den Verhältnissen der Diakonissinnen oder der Anstalt entsprechend, erhöht werden wird. Eine jede der Pflegerinnen kann von der Oberin auf kürzere oder längere Zeit beurlaubt werden, wenn Familienverhältnisse dies erheischen sollten; auch kann sie, im Falle die Oberin sie für ungeeignet erklärt, von dem Vorstande gekündigt, im Nothfalle sofort entlassen werden. Ein aus zehn Herren bestehender Vorstand, unter denen ein Prediger und ein Arzt, haben es übernommen, die beabsichtigte Anstalt ins Leben zu rufen, deren Beginn, in seiner einfachen und anspruchslosen Anlage jedenfalls als den hiesigen Verhältnissen entsprechend bezeichnet werden muß. D. Ch.

Straßenbau zwischen Jerusalem und Jaffa.

Der Anfang dieses Baues, von welchem seit mehr als einem Decennium die Rede war, ist nun gemacht. Bald waren es Russen, bald Franzosen, dann wiederum Engländer und Deutsche, welche „el Kuds" durch eine Fahrstraße oder auch durch eine Eisenbahn mit der genannten Hafenstadt verbinden wollten. Es möge hier bloß an die Projecte der Herren Löwenthal (jetzt amerikanischer Viceconsul zu Jaffa) und des Ingenieurs Dr. Zimpel, so wie an die „Studien über Straßen- und Eisenbahn-Anlagen zwischen Jaffa und Jerusalem" von C. Schick, Institutsvorsteher in Jerusalem (in den Petermannschen geographischen Mittheilungen. 1867, Heft IV.) erinnert werden. Die türkische Regierung hatte sich in

dieser Angelegenheit stets ganz negativ verhalten, mochte weder das eine noch das andere Project begünstigen. Nun scheint es, daß sie der zum Oestern gegebenen Erklärung, den betreffenden Bau in eigene Hand nehmen zu wollen, ernstlich nachzukommen beabsichtige. Die folgende vom 17. October datirte Mittheilung aus Jerusalem weist darauf hin.

Als ich am Morgen des dritten Octobers, so läßt sich unser Berichterstatter vernehmen, von unserm Sanitarium (einem ländlichen Aufenthaltsort vor dem Jaffathore) nach der Stadt zurückkehrte, begegnete mir viel Volks, dazu die ganze Garnison Jerusalems sammt ihrer Musikbande. Ich erfuhr bald, daß eine Feier zur Eröffnung des in Rede stehenden Straßenbaus stattfinden solle. Nachdem ich einige Geschäfte in der Stadt besorgt hatte, stellte ich mich auch, mit dem Personal, das jeder officiellen Feier anzuwohnen gewissermaßen verpflichtet ist, verschiedenen weltlichen und geistlichen Würdenträgern aus dem Islam, dem Christen- und Judenthum, zur Feier ein. Der Pascha hatte bei dem zweiten Wachtthurm auf der westlichen Anhöhe, der sogenannten Gihonhöhe, ungefähr zwanzig Minuten von der Stadt entfernt, ein großes Zelt aufschlagen lassen, innerhalb dessen Divane und Stühle zum Sitzen aufgestellt waren. Neben dem Zelt des Paschas befand sich das eines Jerusalemer Gastwirths zur Bewirthung der Gäste des Paschas. Den alten Weg entlang zu beiden Seiten sah man in gewissen Distanzen Holzstäbe, welche zur Bezeichnung der Breite und Richtung der neuen Straße eingeschlagen worden waren. Auf der Höhe des Terrains war ein durch eine Schnur abgeschlossenes Viereck wahrzunehmen. Nachdem der Pascha mit den von Konstantinopel hergeschickten Ingenieurs einige Mal die Linie auf- und abgegangen war, wurde innerhalb des gedachten Vierecks die Feier durch eine Rede des obersten Schechs des Haram scherif eröffnet, eine Rede, in welcher es an großartigen Glückwünschen nicht fehlte. Als zweiter Redner hat sich der Oberrabbiner vernehmen lassen. Mittlerweile waren allerlei Werkzeuge, Hauen, Spaten 2c. hergebracht worden. Und nun schickte sich der Pascha mit seiner hohen Begleitung an, mit den Werkzeugen zu handthieren. Die Weise dieses Handthierens, das einigen Stoff zur Belustigung gab, kam zuletzt auch an die Soldaten, die reihenweise zu 50 Mann dazu commandirt wurden. Aus ihren Händen gingen dann die Werkzeuge in die der Tagearbeiter über. Zum Schluß der Feier wurde für die Letzteren auf dem genannten Viereck das gewöhnliche Qurbân, d. h. Opfer, in einem Schaf bestehend, gebracht, mit andern Worten: es wurde ihnen ein Schafbraten zum Besten gegeben.

Unser Berichterstatter hat noch Folgendes beigefügt. Heute ist die Straße bis zu der Steige, wo es nach Kolonieh hinuntergeht, mit Ausnahme einiger Zwischenstücke und des eigentlichen Chaussirens, bereits fertig. Die angeschüttete Erde wurde mit steinernen Rollen festgerammt. Man nahm dazu alte Säulenstücke, an denen in und bei Jerusalem kein Mangel ist. Mehrere dieser Säulenstücke wurden dem Haram oder seiner Nachbarschaft entlehnt. Da nirgends weder Wassergräben noch Durchlässe gemacht wurden, eben so wenig an eine feste Steinunterlage gedacht worden ist, so kann es nicht fehlen, daß die Straße in Kurzem wieder zerfallen wird. Auch das ist ganz etwas die türkische Wirthschaft Bezeichnendes, daß sie nur die ganz geringe Summe von 150,000 Piastern für den Bau ausgesetzt hat, und daß das Meiste durch Frohnkraft geleistet werden muß. So lange die Straße nicht weiter geführt wird, ist sie lediglich als eine kleine Spazierfahrtsstraße (von drei Viertelstunden) für die Vornehmen Jerusalems anzusehen. W.

Die unter dem Patronate Ihrer Majestät der Königin Victoria stehende Gesellschaft zur Erforschung der heiligen Stätten in Palästina, deren Präsident der Erzbischof von York ist, hat nach zweijährigem Wirken ihre Geldmittel vollständig erschöpft und wird, wenn nicht weitere Beiträge zufließen, ihre Arbeiten an Ort und Stelle einstellen müssen. Die Untersuchungen des Artillerie-Lieutenants Warren haben bis jetzt ergeben, daß die Südseite der Tempelmauer noch eine Façade von fast 1000 Fuß Länge und zum größten Theil 150 Fuß Höhe besitzt, die indessen fast über die Hälfte mit Schutt und Trümmern verdeckt ist. Außerdem lassen die gemachten Entdeckungen fast mit Gewißheit annehmen, daß in dem Thale Tyropon (westlich vom Tempel) noch ein ganzer Stadttheil auszugraben ist. Das Thal scheint erst in der Nähe des Tempels sich zu einer engen tiefen Schlucht vertieft zu haben, die der dort gefundene einzelne Bogen überbrückte. Bis jetzt sind im Ganzen 3242 Pfd. Sterl. verausgabt worden und das dafür gewonnene Resultat begreift, außer den gemachten Entdeckungen, die allen Nachforschungen eine neue Wendung gaben, Vermessungen bis zu einem Umfange von 2300 Q.-Meilen, Pläne, Karten und 340 Photographieen in sich. Die noch nöthigen Ausgaben werden von Warren auf im Ganzen nur 1500 Pfd. Sterl. veranschlagt. (Staats-Anz.)

Statistisches.

Was die deutschen Rettungsstationen zu leisten vermögen, schreibt das „Bremer Handelsblatt", wenn sie erst in genügender Zahl und in praktischer Ausrüstung vorhanden sind, erhellt bereits aus einem Rückblick auf die Leistungen derjenigen, die bis jetzt existiren, wenn auch die junge Gesellschaft selber erst wenig zu vollbringen vermochte. Sehen wir zurück auf die Jahre seit der Gründung der deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, so sind in diesem Zeitraum durch Stationen gerettet worden: 1865 (Juni bis December) 6 Personen, davon 4 an den Küsten der Nordsee, 2 an denen der Ostsee; 1866 (Januar bis December) 141 Personen, davon 60 an den Küsten der Nordsee, 81 an denen der Ostsee; 1867 (Januar bis November) 41 Personen, davon 13 an den Küsten der Nordsee, 28 an denen der Ostsee, zusammen 188 Personen.

Dieser Nummer ist das Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des Wochenblattes pro 1867 beigefügt.

Des Neujahrstages wegen wird die nächste Nummer dieses Blattes erst am 2. Januar k. J. erscheinen.

Expedition: Potsdamer Straße 134 c. Druck und Verlag von F. Heinicke in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock), Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes wolle man an den Redacteur desselben: Hofrath Herrlich, Potsdamer Straße Nr. 134 c. zu Berlin richten.



